This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

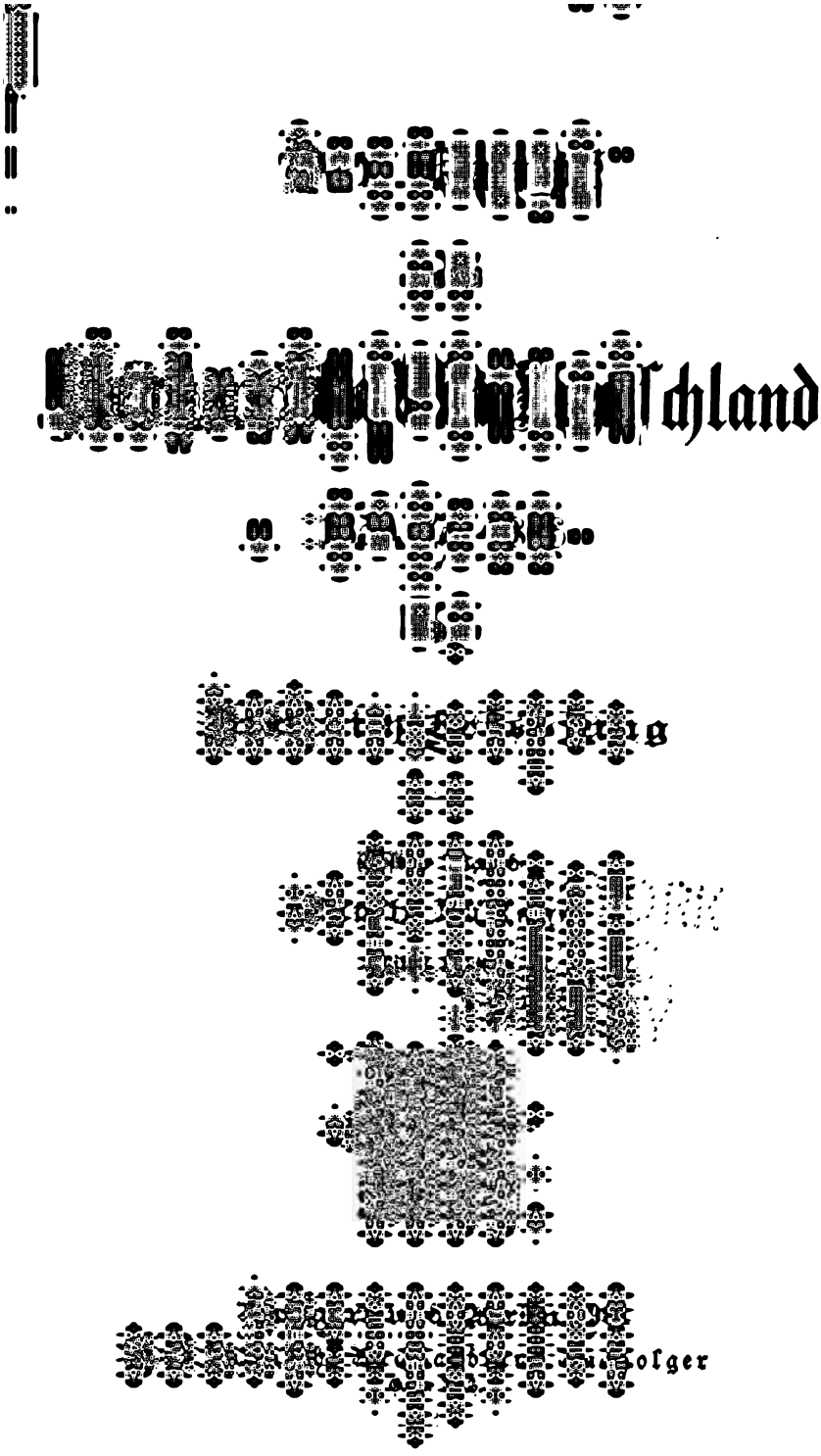
Der Kampf

um die

Vorherrschaft in Deutschland

1859 bis 1866

Erster Band



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
251043
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1905 L

Alle Rechte vorbehalten

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede zur ersten Auflage.

Es war ursprünglich meine Absicht, die Ereignisse von 1866 lediglich als Ausgangspunkt zu nehmen und zu zeigen, wie sich nach dem militärischen Zusammenbruche des alten Oesterreich der Völkerstaat unserer Tage zu entfalten begann; der Rückblick auf den Krieg hätte bloß als Einführung dienen sollen. Da eröffnete mir die Liberalität des früheren Vorstandes des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs reiche Geschichtsquellen und dadurch schärferen Einblick in den Verlauf der Krisis von 1866. Damit wuchs das Interesse an dem Stoffe, und es zeigte sich später, wie sehr es sich empfohlen hatte, die Gelegenheit wahrzunehmen. Denn die jetzige Direktion des kaiserlichen Kriegsarchivs waltet ihres Amtes ängstlicher: nahe vor Beendigung meiner Arbeit wurde mir der Rest der Archivalien vorenthalten, und so mag es vorerst vorüber sein mit der quellenmäßigen Bearbeitung der neuesten Kriegsgeschichte des Reiches durch einen außer dem österreichischen Armeeverbande stehenden, unbefangenen Forscher.

Gleichzeitig mit diesen Studien bot sich reiche Belehrung durch die lebendigen Mitteilungen von Mitkämpfern des Krieges sowohl in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn. Als ich vor acht Jahren meine Umfragen bei ihnen begann, lebte noch eine größere Anzahl von ihnen, und fast bei allen fand sich volle Geneigtheit, die erbetenen Aufklärungen zu geben. Selbst Graf Moltke und Graf Blumenthal hatten die Güte, die ihnen vorgelegten Fragen zu beantworten, wie aus ihren im Anhange dieses Werkes wortgetreu wiedergegebenen Mitteilungen erhellt.

Wenn auch Offiziere aller Waffengattungen zu Rate gezogen wurden, so mußte doch naturgemäß besonderer Wert auf die Umgebung der Heerführer gelegt werden. So sei vor allem denjenigen Persönlichkeiten der Zoll des Dankes entrichtet, die über deren Thätigkeit, besonders Erzherzog Albrechts und Benedeks, Aufschluß brachten. Der Hauptkriegsschauplatz in Böhmen gab die meisten Rätsel zu lösen. In mehreren vielstündigen Unterredungen durfte ich vor allem Feldmarschallieutenant Baumgarten befragen, der Benedek als Generalstabschef in der Schlacht bei Königgrätz und bis zum Schlusse des Feldzuges zur Seite stand; dann gab Feldmarschallieutenant Neuber, damals Oberst des Generalstabs, schätzenswerte Aufschlüsse; ebenso andere Männer, die im Hauptquartier von verschiedenen Seiten Einblick in die Dinge erhielten. Wenn Hauptmann Du Nord zuletzt genannt ist, so geschieht dies nicht etwa in geringerer Erkenntlichkeit; denn diesem verehrten Freunde verdanke ich wichtige Züge über den Charakter und die Auffassung der leitenden Männer, die seinem Gedächtnisse mit erstaunlicher Frische eingeprägt blieben. Diese Mitteilungen von Augenzeugen sind zumeist an geeigneter Stelle eingefügt; eine Anzahl ihrer Erzählungen, die besonders charakteristisch sind, findet der Leser möglichst genau im Anhange zum zweiten Bande wiedergegeben. Daneben andere Nachweise, so die von Benedek an seine Gattin aus dem Feldzuge von 1866 gerichteten Briefe, ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des Charakters dieses Generals.

So gelang es, wichtige Ergänzungen zu den Werken des preußischen und des österreichischen Generalstabs über den Krieg zu sammeln. Die Vorzüge dieser Bücher sind in der kriegsgeschichtlichen Litteratur allgemein anerkannt. Aber naturgemäß sind darin nur die militärischen Bewegungen und Zusammenstöße als solche erzählt, dagegen werden die Motive des Handelns, das Werden der Entschlüsse, die Charaktere der handelnden Personen bloß gestreift. Ein stattliches Knochengerüst von Thatsachen ist in diesen Quellenwerken aufgerichtet, aber

es ist von den Adern und Nerven fast ganz losgelöst. Somit blieb künftigen Geschichtsschreibern die volle Wiederbelebung der Vergangenheit überlassen. Bei dieser Arbeit war es mir von hohem Werte, immer wieder den Rat und die Meinung des Feldmarschalllieutenants Freiherrn Friedrich v. Fischer einholen zu dürfen, unter dessen Leitung die offizielle österreichische Darstellung entstand. Durch sein geistvolles Urteil wurde manche Angabe auch in den ungedruckten Quellen in das richtige Licht gerückt.

Da ich nun durch diese Forschungen weit über die ursprüngliche Absicht in kriegsgeschichtliche Studien gezogen wurde, schien es unthunlich, die neuen Bausteine unbehauen nebeneinander zu setzen; erst durch eine geschlossene Erzählung erhielt manche Antwort von Thatzeugen die ihr zukommende Stelle im Zusammenhange der Ereignisse. Eine Kritik strategischer oder taktischer Natur lag nicht in der Kompetenz des Verfassers. Der eigentliche Nachdruck der Darstellung soll auf ihrem Quellenwert beruhen.

Im Mittelpunkte dieses Werkes steht das Verhältnis Kaiser Franz Josephs zu seinen Ministern und Generälen, besonders zu Benedek, und dieses unglücklichen Heerführers zu Krismanić, der ihm als eigentlicher Leiter der Operationen beigegeben wurde. Selbst in eingehenden Darstellungen des Krieges wird der Name des Generals Krismanić, dessen Thätigkeit für den Verlauf des Feldzuges von maßgebender Bedeutung war, nicht erwähnt, und mit dem Absterben der Zeitgenossen würden die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier immer mehr in Vergessenheit fallen. Ueber diese Verhältnisse konnte nach Berichten von Augenzeugen Aufklärung geboten werden, und das ist auch der Grund, weshalb das Erscheinen des Werkes von Sybel mich nicht von der Fortführung meiner Arbeit zurückschrecken konnte. Denn so wertvoll sein Buch auch ist, so meisterhaft im Aufbau und in der Verwertung des aus den preußischen Archiven geschöpften Stoffes, so gleitet er doch leichthin über die Motive der österreichischen Politik und Kriegführung hin-

weg. Bei der Darstellung dieser Dinge gleicht er den Bildnismalern, die den Pinsel trefflich zu führen verstehen, denen aber die Aehnlichkeit der Physiognomie nicht gelingen will.

Die Sammlung des geschichtlichen Stoffes aus dem Munde der beteiligten Personen ist in Oesterreich besonders deshalb wünschenswert, weil in diesem Lande Generäle und Diplomaten nur ausnahmsweise ihren Anteil an den Dingen schriftstellerisch behandeln. Von den in Oesterreich leitenden Männern der Jahre 1859 und 1866 veröffentlichte, im Gegensatze zu den Siegern und Besiegten von 1870, bisher nicht Einer seine Memoiren. Es ist bezeichnend, daß gerade in England und in Oesterreich, zwei Ländern des verschiedensten politischen Charakters, von den leitenden Staatsmännern so selten das Bedürfnis gefühlt wird, ihr Leben zu schildern. Die großen Minister und Redner Englands hielten dies offenbar für überflüssig, weil der beste Teil ihres Wirkens sich im Lichte der Oeffentlichkeit abspielte. In Oesterreich wieder liegt die Ursache des Schweigens in der Geringschätzung der öffentlichen Meinung; es genügt den historischen Persönlichkeiten, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten: das Urteil der Außen- und Nachwelt gilt für nebensächlich. Die Minister des Jahres 1866 blieben auch nach dem Kriege zum Teil im Amte, manche bekleideten später andere hohe Würden; sie empfanden dann eher das Bedürfnis, ihr früheres Wirken in Vergessenheit zu bringen, als das Verlangen, ihre Politik zu rechtfertigen. So ist über die österreichische Diplomatie von 1859 bis 1866 zum Teile Dunkel gebreitet, während die Politik Preußens, Frankreichs und Italiens im ganzen klargelegt ist. Die Zeit vor dem Kriege, die Thätigkeit des Ministeriums Schmerling konnte indessen in dem vorliegenden Werke genauer geschildert werden; sowohl der leitende Minister wie seine überlebenden Amtsgenossen, besonders Graf Rechberg, gaben dem Verfasser die erbetenen Aufschlüsse, und so ist der Gegensatz zwischen Schmerling und Rechberg, zumal bei der

Vorbereitung zum Frankfurter Fürstentage, nach den Mitteilungen beider Staatsmänner genauer dargelegt. Ebenso dürfte die Unterredung, welche Fürst Bismarck am 13. Juni 1890 dem Verfasser zu bewilligen die Güte hatte, gebührenden Anteil erwecken.

Es ist leider ein Grundsatz der österreichischen auswärtigen Politik, zwei, selbst drei Generationen lang das tiefste Schweigen über ihre Thätigkeit zu bewahren. Man überließ die Darstellung der zeitgenössischen österreichischen Geschichte stets den Nebenbuhlern und Feinden, so daß sich vielfach eine für Oesterreich überaus ungünstige geschichtliche Ueberlieferung bildete. Erst wenn die Tradition gegossen und erstarrt war und ihre Wirkung auf das europäische Urteil geübt hatte, ließ man sich zu Veröffentlichungen über längst verflossene Zeiten herbei. So wird denn die österreichische Politik von 1859 bis 1866 noch unter die Staatsgeheimnisse gerechnet, sehr zu ihrem Nachteile, da sie dadurch vermutlich sprunghafter und unmotivierter als billig erscheint. Darin ist die gegenwärtige österreichische Diplomatie genau so altmodisch wie je — ganz zum Unterschiede von der militärischen Oberleitung, welche, wenigstens so lange der Geist der Kriegsminister John und Kuhn waltete, mit rühmenswerter Offenheit die Ursachen der Niederlagen von 1859 und 1866 untersuchen und öffentlich darstellen ließ. Diesem Umstande verdanken die offiziellen Werke über die beiden Kriege ihre Entstehung, durch die der österreichischen Armee der größte Dienst erwiesen wurde, weil sie rückhaltslos die Mängel besprechen, aber dafür auch vollen Glauben verdienen und finden, wo sie die Tugenden und die Hingebung dieses Heeres schildern. Freilich besaß Kuhn als Kriegsminister in Friedrich v. Fischer einen Mitarbeiter, der diese schwierige Aufgabe nach dem Urteile aller Sachkundigen vortrefflich löste, und er selbst scheute die Wahrheit auch dann nicht, wenn sie ihm noch so unbequem war. Kuhn, 1859 Chef des Generalstabs im Heere Gyulais, stieß bei der Prüfung des Werkes über 1859 vor dessen Druck-

legung auf manchen seiner Befehle, der von irrigen Voraussetzungen ausging. Als er einmal ausrief: „Das kann ich unmöglich verfügt haben!“ brachte man ihm seine eigenhändige Unterschrift; aber auf die Frage, was nunmehr zu geschehen habe, erwiderte er ohne Zögern: „Drucken lassen! Mit allen meinen Fehlern drucken lassen!“ Es wäre für die gerechte Würdigung der Ziele und Mittel der österreichischen Politik jener Zeit förderlich, wenn die Leitung des auswärtigen Amtes diesem Beispiele folgte. Ihre jetzigen Träger sind zudem nicht verantwortlich für die Fehler ihrer Vorgänger. Je bestimmter sie die Solidarität mit einer Politik ablehnen, die zum Kriege mit Preußen und Italien führte, desto glaubwürdiger ist ihre Treue für das Bündnis mit diesen beiden Staaten. Oesterreichs Gegner sind seine Freunde geworden: von den Kriegen von 1859 und 1866 erzählen die Mitstreiter etwa so wie von ihren Thaten die Helden in Walhalla, die sich die ehrenvollen Wunden zeigten, die sie sich gegenseitig schlugen.

Wien, im Dezember 1896.

Vorrede zur fünften Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage wurde eine überraschende Fülle von Arbeiten über den Krieg von 1866 veröffentlicht, darunter Leistungen hervorragenden Ranges. Es gibt eben auch für Ebbe und Flut der Bearbeitungen einer historischen Epoche eine bestimmte Regel. Jedes bedeutende Ereignis, und so geschah es auch nach dem Kriege von 1866, ruft zunächst eine Fülle von Veröffentlichungen hervor, amtliche wie solche,

die das brennende Interesse des Tages rasch befriedigen sollen. Hierauf folgt gewöhnlich, solange die Teilnehmer an jener Begebenheit noch wirken und leben, ein längeres Schweigen. Endlich tritt der Zeitpunkt ein, in welchem die beteiligte Generation ins Grab sinkt, und jetzt erscheinen wichtige Denkwürdigkeiten aus ihrem Nachlasse und gleichzeitig Versuche zusammenhängender Darstellung des historischen Stoffes.

Wir befinden uns jetzt, was den Krieg von 1866 betrifft, in diesem letzteren Stadium, und so kam es, daß in den letzten fünf Jahren unendlich mehr und wichtigeres publiziert wurde als in den fünfundzwanzig Jahren, die vorhergingen. An der Spitze stehen — wobei nur die seit 1896 erschienenen Arbeiten genannt sind — die Denkwürdigkeiten Bismarcks, ferner die großen Publikationen des preußischen Generalstabs über Moltke und Kaiser Wilhelm. Daran schließen sich bedeutungsvoll die Tagebücher Theodors von Bernhardi an. Viel wichtiges ist ferner in den memoirenartigen Aufzeichnungen über die Generäle der drei kriegführenden Armeen enthalten: neben den österreichischen Arbeiten über Benedek, Erzherzog Albrecht, Admiral Sterneck, die Generäle Graf Coudenhove und Prinz Thurn und Taxis, über die Legion Klapka (von A. Kienast) stehen die preußischen von und über Steinmetz, Verdy, Wartensleben, Hartmann, Fransecky, Franckenberg, Döring, endlich die italienischen über die Generäle Della Rocca und Pianell. Diese Liste kann aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Des weiteren sind nach 1896 eine Anzahl von Zusammenfassungen oder kritischen Arbeiten über den Krieg von 1866 erschienen, vor allem das bekannte Werk von Oscar von Lettow, ferner „Sadowa" von dem französischen General Bonnal, ein anonymes Buch des Oesterreichers Bartels und last not least die tiefeinschneidende Studie des Generals v. Schlichting „Moltke und Benedek", die wieder durch General von Boguslawski in seinen „Strategischen Erörterungen" eine beachtenswerte Kritik erfuhr. So kam es, daß jede Auflage des „Kampfes um die Vorherrschaft" wichtige Ergänzungen zu

bringen hatte, umsomehr als dem Verfasser von Thatzeugen der erzählten Ereignisse noch wertvolle Angaben zukamen, die mit Dank entgegengenommen und verwertet wurden. Keine der neuen Ausgaben aber bedurfte einer so sorgfältigen Durcharbeitung wie die vorliegende. Insbesondere das Buch von Schlichting legte die Verpflichtung auf, alle den Krieg von 1866 betreffenden Probleme noch einmal gründlich durchzudenken. Schon in dem Anhange der von mir herausgegebenen nachgelassenen Papiere Benedeks findet der Leser eine eingehende Auseinandersetzung mit General v. Schlichting; in dem zweiten Bande dieser Auflage ist dann an vielen Stellen teils zustimmend, teils ablehnend zu seinen Forschungsergebnissen Stellung genommen.

Wien, im August 1901.

Heinrich Friedjung.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage V

Vorrede zur fünften Auflage X

Erstes Buch. Erhebung und Niederlage Oesterreichs von 1849 bis 1859 1

Angebot der deutschen Kaiserkrone an König Friedrich Wilhelm IV. S. 1; romantische Pläne des Königs S. 2; ihre Beseitigung durch Fürst Schwarzenberg S. 3; deutscher Verfassungsplan des Fürsten S. 3; Wiederherstellung des Bundestags S. 5; Bismarck als preußischer Bundestagsgesandter S. 6; die österreichische Politik der Allianzen S. 8; Bruch mit dieser Tradition während des Krimkriegs, Isolierung Oesterreichs S. 9; Krieg von 1859 S. 12; kühle Haltung Preußens S. 13; übereilter Kriegsbeginn S. 14; Gyulai und Kuhn S. 16; Schlacht bei Magenta S. 17; Uebernahme des Oberbefehls durch Kaiser Franz Joseph S. 19; Schlacht bei Solferino S. 20; Verhalten Benedeks und Edelsheims in der Schlacht S. 25; Preußens Rüstungen gegen Frankreich S. 28; Zerrüttung des österreichischen Staats- und Heerwesens S. 31; Waffenstillstand von Villafranca S. 32; Vorwürfe gegen die preußische Politik S. 33.

Zweites Buch. Scheitern der großdeutschen Politik Oesterreichs. Bismarck und Schmerling (1859 bis 1863) 34

Friedliche Absichten Kaiser Franz Josephs und König Wilhelms S. 34; Charakter Wilhelms I. S. 36; Heeresreform in Preußen S. 38; preußischer Plan eines engeren Bundes S. 40; Konflikt mit der preußischen Kammer S. 41; Einsetzung des Ministeriums Bismarck S. 41; Wirren in Oesterreich S. 42; Ministerium Schmerling S. 42; Charakter Schmerlings S. 44; Anschauungen Schmerlings und Rechbergs in der deutschen Frage S. 47; Oesterreichs Vorschlag zur Bundesreform S. 49; Anschauungen Wilhelms I., des Kronprinzen und Bismarcks über die deutsche Frage S. 51; Bismarcks Rat, Oesterreich solle den Schwerpunkt nach Ofen verlegen S. 53; Ablehnung des österreichischen Reformplanes durch den Bundestag S. 54; der Plan eines Fürstentages, empfohlen durch Fröbel und den Erbprinzen von Thurn und Taxis S. 56; Schmerlings Zustimmung S. 57; dringendes Abraten Rechbergs S. 57; Ringen zwischen Schmerling und Rechberg S. 58; Entscheidung des Kaisers S. 59; Charakter Kaiser Franz Josephs S. 60; der Fürstentag zu Frankfurt S. 64; seine Fruchtlosigkeit S. 65; Rechberg, Recht behaltend, lenkt zu Preußen über S. 66; Charakter Bismarcks S. 67.

Seite

Drittes Buch. Eroberung Schleswig-Holsteins. Bismarck und Rechberg 70

Tod König Friedrichs VII. von Dänemark S. 70; Bruch der Verträge durch Dänemark S. 71; Kandidatur des Herzogs von Augustenburg S. 71; Oesterreich und Preußen treten für die Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark ein S. 72; österreichisch-preußischer Vertrag vom 16. Januar 1864 S. 80; Opposition des österreichischen Reichsrats gegen das preußische Bündnis S. 81; Feldzug gegen Dänemark S. 82; Feldmarschall Wrangel S. 83; Verteidigung des Danewerks S. 83; Hintansetzung der Ratschläge Moltkes S. 84; vergeblicher Angriff des Prinzen Friedrich Karl auf Missunde S. 84; Gefechte bei Oberselk und am Königshügel (3. Februar) S. 86; Räumung des Danewerks S. 86; Verfolgung der Dänen durch Gablenz S. 86; er ereilt sie bei Oeversee am 6. Februar S. 85; Eroberung Jütlands S. 87; Gefecht von Veile S. 88; Anschlag auf die Insel Alsen S. 89; Eroberung der Düppeler Schanzen (18. April) S. 89; Londoner Konferenz S. 89; Dänemark weist die Personalunion mit Schleswig-Holstein zurück S. 90; König Wilhelm für den Herzog von Augustenburg S. 91; Bedingungen Preußens an Augustenburg S. 92; der Herzog weicht auf den Rat Oesterreichs aus S. 94; der Herzog versäumt den richtigen Augenblick S. 94; Friede mit Dänemark (30. Oktober) S. 96; Zusammenkunft der Monarchen in Schönbrunn S. 97; Unzufriedenheit in Oesterreich mit Rechbergs Politik S. 100; Rechbergs Bemühungen um Zugeständnisse im Handelsvertrag mit dem Zollverein S. 100; Bismarck unterstützt ihn S. 101; König Wilhelm lehnt ab S. 101; Sturz Rechbergs S. 102; sein Charakter S. 102.

Viertes Buch. Der Streit um die Beute. Bismarck und Esterhazy. Ministerium Belcredi 104

Politische Schule der Fürsten Metternich und Schwarzenberg S. 104; Biegeleben, der Träger Schwarzenbergischer Ideen S. 105; Graf Mensdorff, Minister des Aeußeren, sein Charakter S. 108; Oesterreichs Vorschlag am 12. November 1864 zur Einsetzung Augustenburgs S. 111; Bismarck verschiebt die Erwiderung S. 113; Preußen verlangt am 21. Februar 1865 die Militär- und Finanzhoheit in Schleswig-Holstein S. 114; Ablehnung Oesterreichs S. 115; preußischer Ministerrat vom 29. Mai S. 118; Widerstreben in der königlichen Familie gegen den Krieg S. 121; Vertrag zu Gastein (14. August) S. 123; Verlegenheit der preußischen Kammeropposition S. 124.

Niedergang des Ministeriums Schmerling S. 125; Deaks Ausgleichsartikel (Ostern 1865) S. 126; Graf Moritz Esterhazy, der Nebenbuhler Schmerlings, sein Charakter S. 127; Schmerling im Gegensatz zur liberalen Partei S. 131; Rücktritt Schmerlings S. 133; Ministerium Belcredi S. 133; Charakter Belcredis S. 133; Ausbeutung des Staates durch die Adels- und Finanzcliquen S. 135; beginnender Ausgleich mit Ungarn S. 137; Thronrede vom 14. Dezember 1865 S. 138; kaiserliches Hoflager in Ofen S. 139.

Fünftes Buch. Vorbereitungen zum Kriege. Bündnis zwischen Preußen und Italien. (September 1865 bis 8. April 1866) 140

Bismarcks Entschluß zum Kriege S. 141; seine Verhandlungen mit Kaiser Napoleon S. 142; Bismarcks Memoiren über die Einleitung des Krieges S. 142; Charakter und Anschauungen Napoleons S. 143;

Seite

Napoleons Ansichten über die Zukunft Deutschlands S. 147; Bismarck bei Napoleon in Biarritz S. 149; Napoleon von seinen Ratgebern vor Bismarck gewarnt S. 151; steigender Konflikt in der schleswig-holsteinischen Frage S. 152; preußischer Ministerrat vom 28. Februar 1866 S. 155; Moltkes Rat zum Kriege; der Kronprinz widerspricht S. 155; Beschluß, mit Italien über ein Bündnis zu unterhandeln S. 156; Unruhe des Wiener Kabinetts S. 158; Schwanken und Zögern Esterhazys S. 159; Belcredi für den Bruch mit Preußen S. 162; Bismarcks Gespräch mit der Gräfin Hohenthal S. 164; Marschallsrat zu Wien vom 7. und 14. März S. 166; Kriegsminister Franck S. 166; der Generalstabschef Henikstein S. 166; Mangel an geeigneten Führern des Heeres S. 168; Defensivplan des österreichischen Generalstabes S. 168; Erzherzog Albrecht empfiehlt General Krismanič zum Leiter der Operationen S. 170; dessen Persönlichkeit S. 170; Verlegung von Truppen nach Böhmen S. 173; Anfrage Oesterreichs in Berlin (16. März) S. 174; Bismarck nützt die österreichischen Rüstungen aus S. 176; preußischer Ministerrat vom 28. März S. 179; Beginn der preußischen Rüstungen S. 180; Moltke für den Offensivkrieg S. 181; Verhandlungen mit General Govone über das Bündnis mit Italien S. 183; anfängliches Mißtrauen Govones gegen Bismarck S. 184; Govone von Bismarck überzeugt S. 185; das italienische Kabinett ruft den Rat Napoleons an S. 187; Verhandlungen Napoleons mit Preußen S. 188; er spornt Italien zum Abschluß des Bündnisses an S. 190; infolgedessen Vertrag vom 8. April S. 192.

Sechstes Buch. Preußens Bundesreform. Allgemeine Mobilisierung 194

Scharfe Noten Oesterreichs S. 195; Antrag Preußens auf Berufung eines deutschen Parlaments S. 196; das allgemeine Wahlrecht S. 197; Urteile Lassalles, Gerlachs, der „Nationalzeitung", der „Vossischen Zeitung", Zieglers, der „Times" S. 197; allgemeines Mißtrauen gegen Preußen S. 202; Ablehnung Bayerns S. 202; Haltung des Kronprinzen S. 203; Haltung der konservativen Partei S. 204; Schwanken des Königs S. 207; Moltkes Feldzugspläne zum Angriff S. 207; ihre Ablehnung durch den König S. 208; friedliche Note Oesterreichs vom 7. April S. 208; Antwort Preußens (15. April) S. 209; Oesterreich beantragt am 18. die Abrüstung S. 210; Ankämpfen Bismarcks gegen diese friedliche Wendung S. 210; der König geht auf die Abrüstung ein S. 211; allgemeine Friedenshoffnungen S. 211.

Kriegerische Stimmung in Oesterreich S. 213; Rüstungen Italiens S. 214; Antrag des österreichischen Generalstabschefs auf Mobilisierung der Armee (20. April) S. 218; das Regierungssystem in Oesterreich S. 219; Mensdorff widerrät die Mobilisierung S. 221; Mobilisierung der österreichischen Südarmee am 21. April S. 222; Italien folgt diesem Beispiel S. 223; Befriedigung Bismarcks S. 224; Mobilisierung der österreichischen Nordarmee (27. April) S. 225; Verantwortlichkeit Mensdorffs und Esterhazys S. 226; Mobilmachung Preußens (3.—12. Mai) S. 229.

Siebentes Buch. Feldzugspläne. Benedek und Krismanič. Verhandlungen über die Abtretung Venedigs 230

Kriegslust der österreichischen Diplomatie S. 231; Krismanič zum Leiter der österreichischen Operationen bestimmt S. 232; sein

Seite

defensives System S. 233; sein „Operationsplan der Nordarmee" S. 236; Moltkes Feldzugspläne S. 241; Benedek und Erzherzog Albrecht S. 245; militärische Vergangenheit Benedeks S. 246; Ablehnung des Kommandos der Nordarmee durch Benedek S. 252; er weicht den Vorstellungen des Kaisers S. 255; Benedeks düstere Ahnungen S. 257; Angebot Venetiens an Napoleon III. S. 260; dieser sucht die Verständigung mit Preußen über Gebietsabtretungen S. 264; Bismarck weicht aus S. 265; Ablehnung des österreichischen Angebots durch Italien S. 268; Napoleon wünscht den Krieg S. 269; Rede Thiers' S. 272; Ansprache des Kaisers zu Auxerre (7. Mai) S. 273.

Achtes Buch. Innere Lage Oesterreichs und Deutschlands. Preußens Angebot auf Teilung Deutschlands 275

Ausgabe von Staatsnoten in Oesterreich S. 277; Stimmung in Wien S. 278; Stimmung in Ungarn S. 279; Politik Deaks S. 280; Agitationen der Kossuthpartei S. 282; Deak für die Vertagung des ungarischen Landtags S. 282; abweichende Meinung Andrassys S. 283; Ausgleichselaborat Deaks S. 284; Vertagung des Landtages am 27. Juni S. 284; Haltung der deutschen Fürsten S. 285; Freiherr v. d. Pfordten S. 285; Georg V. von Hannover S. 287; Beust S. 289.

Langsame Sammlung des österreichischen Heeres in Mähren S. 291; Aufmarsch der preußischen Armee S. 294; Moltkes Rat, nach dessen Beendigung den Krieg zu erklären S. 294; Zögern König Wilhelms S. 294; Einberufung der preußischen Mannschaften S. 297; unzufriedene Stimmung in Preußen S. 297; Friedensadressen an den König S. 297; Brief des Zaren und der Königin Viktoria an den König S. 298; letzter Ausgleichsversuch Preußens S. 300; Motive Bismarcks S. 303; Napoleon schlägt einen Friedenskongreß vor S. 305; Gablenz überbringt den preußischen Vorschlag nach Wien S. 305; Ablehnung des Teilungsplanes durch die österreichische Regierung S. 308; Ablehnung des Kongresses durch Oesterreich S. 309; Befriedigung Bismarcks über diese Wendung S. 311.

Neuntes Buch. Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich. Ausbruch des Krieges in Deutschland 312

Bismarck hält Kaiser Napoleon mit Versprechungen hin S. 314; Napoleon wendet sich Oesterreich zu S. 316; Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich vom 12. Juni; förmliche Abtretung Venedigs S. 317; Fürsorge Oesterreichs für die weltliche Herrschaft des Papstes S. 318; Manifest Napoleons vom 11. Juni S. 319; Oesterreich überläßt dem Bundestag die Entscheidung über Schleswig-Holstein S. 323; heftige Note Bismarcks S. 324; Kaiser Franz Joseph fordert Benedek am 6. Juni zum Vormarsch nach Sachsen auf S. 325; Benedek mahnt vergeblich zum Aufschub S. 325; Berufung der holsteinischen Stände durch Oesterreich S. 326; Entschluß König Wilhelms zum Krieg S. 327; Einmarsch der Preußen in Holstein S. 328; deutscher Verfassungsplan Preußens S. 329; Verhandlungen Bismarcks mit den Führern der Liberalen S. 330; Abstimmung des Bundestages vom 14. Juni S. 333; Preußens Austritt aus dem Bunde und Kriegsbeginn S. 334.

Seite

Zehntes Buch. Organisation und Taktik des österreichischen Heeres 336

Der Krieg im Leben der Völker S. 336; Gegensatz Oesterreichs und Preußens seit der Gegenreformation S. 336; Schaffung des österreichischen Heeres durch Wallenstein S. 337; Charakter des Heeres im 17. Jahrhundert S. 338; unter Maria Thereſia und Joseph II. S. 339; die Aristokratie in der Armee S. 339; Reformen Erzherzog Karls S. 341; seine Zurücksetzung durch Kaiser Franz S. 341; Stärke der Armee 1866 S. 344; Stärke der preußischen Armee S. 347; die österreichische Stoßtaktik und ihre Entstehung S. 350; die Lineartaktik im 18. Jahrhundert S. 351; Taktik der französischen Revolutionsheere S. 352; das Dienstreglement Erzherzog Karls S. 354; Kampfesweise der Oesterreicher 1848 und 1849 S. 356; die defensive Kampfesweise 1859 S. 357; Offensivstöße der Franzosen in diesem Kriege S. 359; Einfluß dieser Erfahrungen auf die österreichische Armee S. 361; österreichisches Dienst- und Exerzierreglement von 1862 S. 361; Einführung des Offensivstoßes in Massenkolonnen S. 362; das Zündnadelgewehr S. 364; Schwanken in den taktischen Auffassungen innerhalb der preußischen Armee S. 364; die Feuertaktik, angeordnet in den preußischen Vorschriften von 1861 S. 365; teilweiser Widerspruch innerhalb der preußischen Armee S. 366; Anschauungen der österreichischen Offiziere S. 368; Mollinarys S. 368; Waldstättens S. 369; Artikel des „Kamerad" S. 370; taktische Vorschriften Benedeks S. 371.

Elftes Buch. Custoza 376

Italiens Einheit, das Werk fremder Hilfe S. 376; Erzherzog Albrecht S. 377; Stärke seiner Armee S. 379; Kundschaftsdienst der Oesterreicher S. 380; verschiedene Anschauungen La Marmoras und Cialdinis über den Kriegsplan S. 381; Teilung des italienischen Heeres S. 383; Sendung Bernhardis nach Italien S. 385; der Plan der Insurrektion Ungarns S. 387; die ungarischen Emigranten S. 388; die Freiwilligen Garibaldis S. 389; die „Stoß-ins-Herz-Depesche" S. 394; Feldzugsplan Erzherzog Albrechts und Johns S. 395; Vormarsch der Italiener über den Mincio ins Festungsviereck S. 398; Marsch der Oesterreicher in die linke, nördliche Flanke der ahnungslos sich ausbreitenden Italiener S. 401; Eröffnung der Schlacht durch den Angriff der Reiterbrigade Pulz auf den rechten Flügel der Italiener S. 406; unerwarteter Angriff der Generäle Rodich und Rupprecht auf den linken Flügel der Italiener S. 408; Schlachtplan des Erzherzogs; Ursachen seiner unvollständigen Ausführung S. 410; fruchtlose Frontalstöße des Corps Hartung auf das italienische Centrum bei Custoza S. 413; Stocken der österreichischen Offensive; Mittagspause der Schlacht S. 416; Aenderung des Schlachtplans des Erzherzogs; Durchbrechung des italienischen Centrums und Sieg der Oesterreicher S. 420; Anteil des Erzherzogs und Johns an der Schlacht S. 426; Johns Leben und Charakter S. 428; Charakter des Erzherzogs S. 430; Johns litterarischer Nachlaß S. 434; Folgen der Schlacht bei Custoza S. 438.

Zwölftes Buch. Aufmarsch des österreichischen und des preußischen Heeres. Unterwerfung Norddeutschlands 441

Ungünstige strategische Lage Preußens S. 441; Auswaggonierung der preußischen Corps von Halle bis Glatz S. 443; ihr

Zusammenrücken S. 444; Verteilung der preußischen Streitkräfte S. 446; preußisches Ultimatum vom 15. Juni S. 447; Einmarsch in Hannover und Hessen S. 451; Gefecht von Langensalza (27. Juni) S. 453; Kapitulation der Hannoveraner S. 454; Schwanken Bayerns S. 454; die Oesterreicher in Mähren S. 456; Armeebefehle Benedeks S. 457; der defensive Feldzugsplan des Generals Krismanić S. 460; Wahl der festen Stellung bei Josephstadt S. 461; Aufschiebung des Aufbruchs der Armee in diese Stellung S. 464; Mängel des österreichischen Verpflegsdienstes S. 465; Ungeduld der österreichischen Diplomatie S. 467; Einmarsch der Preußen in Sachsen S. 467; Moltke vermutet einen Einbruch Benedeks aus Mähren nach Schlesien S. 470; Briefwechsel Moltkes und Blumenthals über die Lage S. 471; Abmarsch der Armee des preußischen Kronprinzen nach Südost-Schlesien zur Abwehr Benedeks S. 471; Krismanić befürchtet den Angriff aus Schlesien S. 473; Drängen des Kaisers zum Abmarsch nach Sachsen S. 474; Benedeks Einwendungen S. 474; endlicher Aufbruch S. 476; Benedeks Abschied von Olmütz S. 478; Marsch der österreichischen Armee aus Mähren gegen Josephstadt S. 478; Kampfesfreudigkeit der Armee S. 479.

Karten zum ersten Bande.

1. Der böhmische Kriegsschauplatz 1866.
2. Uebersichtskarte des italienischen Kriegsschauplatzes.
3. Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866.

I. Buch.

Erhebung und Niederlage Oesterreichs von 1849 bis 1859.

Entschleiert war für einen Augenblick die Zukunft Deutschlands, als das erste deutsche Parlament am 3. April 1849 dem Könige von Preußen die Kaiserkrone anbot. Dieses höchste Symbol fürstlicher Gewalt aus den Händen der Revolution anzunehmen, war für Friedrich Wilhelm IV. unmöglich; denn das Königtum beruhte, wie er glaubte, auf göttlicher Einsetzung und war festzuhalten durch die Macht des Schwertes. An einer Lehrmeinung erlahmte damals wie so oft unter den Deutschen die Kraft des Handelns. Zu einem der Männer der Paulskirche, die ihm die Annahme der Kaiserkrone rieten, sagte der König: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent."

In der Dichtung büßt derjenige, der das Geheimnis des verschleierten Bildes vorzeitig erschauen will, sein Begehren nicht mit dem Tode, sondern mit Härterem, mit freudlosem, unfruchtbarem Leben. Auch Heinrich v. Gagern und seine Freunde sahen sich, da der König sich ihnen versagte, zu schattenhaftem politischen Dasein verurteilt, ihrem Volke eine wehmütigere Erinnerung als den Franzosen der Untergang der Enthusiasten der großen Revolution. Ihr politisches Denken erwies sich später als sieghaft; ihr Können zu erproben, war ihnen ohne ihre Schuld verwehrt.

Friedrich Wilhelm IV. war nicht etwa willens, sich den großen Augenblick ganz entschlüpfen zu lassen. Aber nicht durch

Krieg, noch durch Nützung der Revolution der Unterthanen wider die gesetzliche Obrigkeit gedachte er zur Einheit Deutschlands zu gelangen — denn das schien ihm göttlichem Rechte zuwider zu laufen — sondern auf friedlichem Wege, durch Verhandlungen mit Oesterreich, durch Vereinbarungen mit den deutschen Fürsten. Ueber die Zukunft des deutschen Vaterlandes trug er sich mit phantastischen Vorstellungen. Er hätte dem Hause Habsburg, dessen älteres Recht ihn mit mystischer Scheu erfüllte, die deutsche Kaiserkrone gegönnt. Dagegen wollte er das außerösterreichische Deutschland in einem engeren Bunde unter seiner Führung vereinigen: er wollte an die Spitze von dessen Streitmacht gestellt werden, und dann hätte er sich mit der Würde eines Reichsverwesers und „Erzfeldherrn der Teutschen" oder höchstens eines deutschen Königs begnügt. Einen Vorschlag solcher Art ließ er im Mai 1849 an den Fürsten Schwarzenberg nach Wien ergehen, doch entkleidete er ihn auf den Rat seiner Minister der romantischen politischen Formen. Es sollte also ein deutscher Bundesstaat unter Führung Preußens aufgerichtet werden, der dann mit Oesterreich ein unauflösliches völkerrechtliches Bündnis zu Schutz und Trutz schließen konnte. Merkwürdig war die geplante Ausführung. Die Union der beiden Großstaaten sollte eine gemeinsame Vertretung nach außen erhalten; die Gesandten an den fremden Höfen wären abwechselnd von jedem Teile nach einer festen Regel ernannt worden. Da der König zur selben Zeit den Fürsten in Sachsen und Baden half, einen ihnen übermächtigen Aufstand niederzuschlagen, nahmen wohl eine Reihe von deutschen Staaten, unter ihnen Sachsen und Hannover, im ersten Schrecken den Plan eines engeren Bundes an, doch spähten die Könige sofort aus, wie sie sich der widrigen Verpflichtung entziehen könnten.

Solch eines träumerischen, unentschlossenen Nebenbuhlers von Oesterreichs Vormacht hätte auch ein anderer als Fürst Felix Schwarzenberg Meister werden können. Sein ironischer Blick ging kühn über die romantischen Pläne des Königs hinweg, Rücksicht auf den idealen Zug im deutschen Volke oder Verständnis für die tieferen, die Zukunft bestimmenden Kräfte war nicht seine Sache. Er lebte und genoß die Gegenwart,

die sich ihm bot. Kühl rechnete er mit den wirksamen Faktoren der damaligen Politik, mit dem Willen des Zaren Nikolaus, mit dem Charakter der deutschen Fürsten, und vor allem mit dem militärischen Gewichte der verschiedenen Staaten. So stellte er kühnen Sinnes, hart an der Gefahr eines Krieges vorbei, das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland wieder her. Wirksam arbeitete er mit der Abneigung Friedrich Wilhelms IV. gegen die Revolution und mit seiner innerlichen Abhängigkeit von Oesterreich. Es gelang ihm, in dem Könige selbst die Ueberzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu erschüttern. Die kleinen Könige Deutschlands, deren Mißtrauen gegen Preußen er kaum mehr entfachen mußte, knüpfte er enger als je an Oesterreich. Zar Nikolaus war sein bester Beistand.

Den König von Preußen stellte Schwarzenberg vor die Wahl, entweder mit den Waffen in der Hand um die Herrschaft über Deutschland zu kämpfen oder nachzugeben. Ein Krieg mit Oesterreich erschien dem König ebenso wie seinen konservativen Ministern Brandenburg und Manteuffel als ein Bruch mit ihren politischen Gesinnungen, als ein Triumph der verhaßten Revolution. Freilich, mit Unterstützung der Revolution in Italien und Ungarn, die leicht aufs neue zu entflammen gewesen wäre, hätte Oesterreich vielleicht überwunden werden können; doch diesen Gedanken wies Friedrich Wilhelm mit Abscheu von sich. Dazu erklärte sein Kriegsminister, General Stockhausen, daß das preußische Heer ungerüstet sei und deshalb in den nächsten, vielleicht entscheidenden Wochen einem Zusammenstoß mit den im Kriege erprobten Truppen Radetzkys nicht gewachsen wäre. Lieber verzichtete denn der König auf seine Pläne, und Manteuffel kehrte in Olmütz reumütig zum deutschen Bundestage zurück. Der Minister und seine Partei sahen in dem Nachgeben einen notwendigen Ausdruck ihrer politischen Ueberzeugung, Europa aber erblickte darin eine schwere diplomatische Niederlage Preußens.

Schwarzenberg gedachte noch Größeres durchzusetzen: die gesamte habsburgische Monarchie sollte in den Deutschen Bund und ebenso in den Zollverein aufgenommen werden. Damit

hätten die Streitkräfte des großen Deutschland den gefährdeten Besitzstand Oesterreichs im Süden und im Osten verbürgt. Die politische Macht Preußens wollte er dadurch herabdrücken, daß er die übrigen vier Könige Deutschlands erhöhte. Er gedachte nämlich Deutschland mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen in vier Kreise zu teilen; die Könige hätten als Oberste über die Streitkräfte ihrer kleineren Nachbarn befohlen. An die Spitze des gesamten Bundes wäre ein starkes Direktorium getreten mit der Verfügung über diplomatische, Kriegs- und Handelssachen. In diesem obersten Organe (Oesterreich, Preußen, die vier Könige und als siebente Stimme die beiden Hessen) getraute sich Schwarzenberg eine dauernde Mehrheit für Oesterreich zu schaffen. Volksvertretungen wären in allen Staaten einzuschränken oder abzuschaffen gewesen: der Soldat sollte regieren [1]).

Diese Entwürfe nahmen keine Rücksicht auf die Wünsche des Volkes, auch hätten sich die kleinen Könige wohl bald mit Preußen verbunden, um Oesterreichs Uebermacht zu brechen. Der Plan Schwarzenbergs entbehrte der Größe nicht, aber er war so wie der des engeren preußischen Bundes nur auf dem Schlachtfelde durchzusetzen. Auf den Dresdener Konferenzen unterstützten die Mittelstaaten nur lässig die Vorschläge Oesterreichs, diese scheiterten an dem Einspruche Preußens. So mußte sich Schwarzenberg mit der Wiederherstellung des Bundestages begnügen. „Ich bin, weiß Gott," schrieb Fürst Schwarzenberg, „kein Verehrer der bestehenden Bundesverfassung; wir haben uns redlich abgemüht, zu einer festen und praktischen Gestaltung zu gelangen; soll durchaus nichts zustande kommen, so bleibt es beim alten, weil ein fadenscheiniger, zerrissener Rock noch immer besser ist als gar keiner. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach ist der alte Bundestag ein schwerfälliges, abgenütztes, den gegenwärtigen Umständen in keiner Weise genügendes Zeug; ich glaube sogar, daß die gründlich erschütterte, sehr wackelnde

[1]) Schwarzenbergs Pläne und Politik bei Sybel, „Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I.", Bd. I, S. 351 ff. Außerdem Adolf Beer, „Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Konferenzen" im „Historischen Taschenbuch", Jahrgang 1891.

Boutique beim nächsten Anstoß von innen oder außen schwächlich zusammenrumpeln wird [1])."

Am Bundestage zu Frankfurt nun verfügte Oesterreich über die Mehrheit und schwer lastete diese in den nächsten Jahren auf dem gedemütigten Preußen. Der Bund fristete freilich nur ein Schattendasein, und in seinen Abstimmungen handelte es sich in der Regel um Dinge minderer Bedeutung. Schwarzenberg und seine Nachfolger sahen aber doch eine Befriedigung österreichischen Machtbewußtseins darin, Preußen seine vereinsamte Stellung fühlen zu lassen. Es war Oesterreichs Recht, sich nichts von der ererbten Gewalt abdingen zu lassen, und eine Politik in großem Stile, durch welche es unter Einfügung Preußens in ein habsburgisch-deutsches Reich eine dauernde Ordnung in Mitteleuropa aufgerichtet hätte, wäre der Ruhm des Staatsmannes gewesen, dem das Werk gelang. Dagegen war es nach dem Scheitern der Pläne Schwarzenbergs kleinlich, alles daranzusetzen, um Preußen zu reizen und zu demütigen [2]). Nur König Friedrich Wilhelms unerschütterliches Vertrauen zu Oesterreich konnte solches ertragen. Für Preußen war es gefährlich gewesen, die Ziele seines Ehrgeizes vorzeitig zu enthüllen, während doch der Mut fehlte, die volle Kraft an ihr Gelingen zu setzen. Seitdem Friedrich Wilhelm IV., wenn auch zögernd, einen engeren Bund der deutschen Staaten unter seiner Führung betrieben hatte, ging ein Zittern durch die Fürstenhöfe Deutschlands. Gegen die drohende Minderung ihrer landesherrlichen Rechte erschien ihnen Oesterreichs bereits gesättigte Macht die einzige Schutzwehr. Unerträglich war es den Königen Deutschlands, sich einem der Ihrigen zu fügen; König Wilhelm von Württemberg erklärte einmal, zur Not könne er wohl einen Habsburger als Kaiser über sich an-

[1]) „Aus den Briefen des Grafen Prokesch-Osten (1840—55)" (Wien 1896), S. 209. Dieses Buch ist ein Gegenstück zu den von dem Fürsten Bismarck veranlaßten Veröffentlichungen.

[2]) Ebenso wichtig wie die von Poschinger veröffentlichten Briefe Bismarcks aus Frankfurt sind für die Kenntnis dieser Verhältnisse die von Horst Kohl herausgegebenen Briefe Bismarcks an den General Leopold v. Gerlach (Berlin 1896), in denen er sich noch rückhaltloser gibt.

erkennen, aber niemals einen Hohenzollern. An diesem Gängelbande führte die Wiener Staatskanzlei die deutschen Höfe. Wie wenig dauerhaft sollte sich dieses Gewebe aus Mißtrauen und Pietät erweisen!

Der es zerrissen hat, Otto v. Bismarck, wurde im August 1851 zum Gesandten Preußens am Bundestage ernannt. Acht Jahre hatte er von nun an in Frankfurt die Schule der Geringschätzung durchzukosten, die seinem Staate damals zu teil wurde. Nicht als Gegner Oesterreichs kam er nach Frankfurt, denn damals galt ihm der vollständige Bruch mit der Revolution von 1848 und die Versöhnung mit dem konservativen Oesterreich als erfreuliches Ergebnis der letzten Wirren. Als er sein Amt in Frankfurt antrat, hielt er die Wiederherstellung des Verhältnisses der beiden Staaten zu einander, wie es zu Zeiten Metternichs bestanden hatte, für erreichbar. Damals war es Regel, daß keine der Großmächte einen Antrag vor den Bund brachte, für den nicht zuvor die andere gewonnen war. Es galt nicht für staatsklug, um die Stimmen der kleinen Staaten zu werben, und noch weniger, sich ihrer zu bedienen, um die andere deutsche Macht in die Minderheit zu versetzen. Als Bismarck bei seinem Amtsantritte den alten Fürsten Metternich auf Schloß Johannisberg besuchte, fanden sich der Begründer des Bundes und der Staatsmann, der ihn zerstören sollte, in dieser Auffassung zusammen. Preußens Schwert allein konnte die deutschen Schattensouveränitäten gegen Frankreich schützen; Bismarck hielt es deshalb für unziemlich, daß die kleinen Höfe sich im Bunde mit Oesterreich das Vergnügen machten, Preußen im Frieden am Bundestage zu majorisieren. Auch ein österreichischer Staatsmann würde sich, das wußte er, niemals eine Beherrschung der äußeren Politik der Monarchie durch die Mehrheit des Bundes gefallen lassen. Als gleichberechtigte Macht sollte Preußen gemeinsam mit Oesterreich Deutschland beherrschen. Durch den Mechanismus der Majoritätsabstimmung, so schrieb Bismarck einmal an Manteuffel, sei der tausendjährige Dualismus Deutschlands nicht zu beseitigen.

Bismarcks damaliger Politik, die sich im Ideenkreise König Friedrich Wilhelms und Manteuffels bewegte, standen indessen

ernste Hindernisse entgegen. Oesterreich hatte Grund zur Annahme, daß Preußens deutsche Einheitspläne doch nur aufgeschoben seien; das Wiener Kabinett glaubte deshalb auf der Hut sein zu müssen. Darin hatte es so Unrecht nicht, denn auch Bismarck versicherte Manteuffel schon im Jahre 1851, daß Preußen zur rechten Zeit doch wieder versuchen müsse, das engere Deutschland unter seiner Führung zu einigen. Auch die Freundschaft der preußischen Konservativen für Oesterreich konnte, so lange die deutsche Frage nicht gelöst war, nur eine solche auf Zeit sein.

Harte Prüfungen wurden damals dem preußischen Vertreter in Frankfurt auferlegt. Schon in den Formen, welche Graf Thun, der Gesandte Oesterreichs und Präsident des Bundestages, im Verkehre anwandte, lag es, daß Bismarck, der stolzeste und reizbarste aller Männer, sich schwer verletzt fühlte. Mit grimmigem Humor hat er dies in seinen Briefen nach Berlin und später wiederholt in seinen Tischreden geschildert. Zwar arbeitete Bismarck, wie er sich ausdrückte, nicht ohne Erfolg an der gesellschaftlichen Glättung des Grafen; aber ernst blieb es doch, daß dieser ganz im Geiste der Schwarzenbergschen Politik den preußischen Staat wie einen Emporkömmling behandelte. Er verlangte einmal, „Preußen solle sich der Erbschaft Friedrich des Großen entschlagen", worauf ihm Bismarck erwiderte, ehe er zu Hause zu einer solchen Politik riete, würde eine Entscheidung durch den Degen vorangehen müssen. „Graf Thun," so schreibt Bismarck, „verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Los von hunderttausend Gulden gewonnen hat und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären wie bei ihm, so sähe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals würde in die bewußte Lotterie setzen müssen; ob es gewinnen würde, stehe bei Gott."

* * *

Als Fürst Felix Schwarzenberg am 5. April 1852 plötzlich starb, stand der konservative Bund zwischen Oesterreich,

Rußland und Preußen, dieses wichtige Erbstück der Metternichschen Politik, indessen noch aufrecht; noch war der Gedanke, diese Staatenordnung zu zertrümmern, selbst im Kopfe Bismarcks nicht reif. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß auf diesen Bündnissen der Vorrang Oesterreichs in Deutschland und Italien beruhte. Metternich hatte die Heilige Allianz nicht bloß als Hort der konservativen Politik, sondern noch mehr als Grundpfeiler der Machtstellung seines Staates in Europa betrachtet. Damit blieb er nur den großen Traditionen treu, welche die Geschichte Oesterreichs durch Jahrhunderte beherrschten und die auch jenen schwachen Händen Erfolge verbürgten, denen das Staatsruder nicht selten anvertraut war. Die ganze Reihe von Herrschern und Ministern, welche seit den Tagen Maximilians I. die österreichische Politik bestimmten, hielt an der Ueberzeugung fest, daß die habsburgische Monarchie starker Bündnisse bedürfe, um das auf dem Schlachtfelde so oft versagende Kriegsglück zu ersetzen. Die Politik der Allianzen war die Fortsetzung der Politik der Heiraten, durch welche Oesterreich gegründet wurde.

Dieses Buch ist eigentlich die Schilderung des Unheils, welches aus dem Verlassen dieser Pfade entsprang; es ist daher nicht unberechtigt, die Linie zu verfolgen, welche die Meister der österreichischen Diplomatie ihren Jüngern und Enkeln gezogen hatten. Ein Jahrhundert lang, durch die Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen bis zu den Tagen Friedrich des Großen, währte Oesterreichs Allianz mit den Seemächten England und Holland; nicht bloß Belgien und Italien, vielmehr das gesamte Erbe Maria Theresias wurde mit Hilfe dieser Bünde verteidigt. Wie es sodann Kaunitz verstand, zum Kampfe gegen Friedrich II. eine andere, furchtbare Koalition fast des ganzen Festlandes zustande zu bringen, ist das Meisterstück seiner ruhmvollen diplomatischen Laufbahn. Nicht geringere Erfolge erzielte endlich Metternich, indem er dieselben Bahnen beschritt und den 1813 mit Preußen und Rußland geschlossenen Bund fortbildete. Als Metternichs unhaltbare innere Politik in der Revolution von 1848 zusammenbrach, rettete die von ihm gehegte Allianz mit den nordischen Mächten die im Kerne erschütterte österreichische

Monarchie. Wenn der König von Preußen mitten in diesen Stürmen die deutsche Kaiserkrone angenommen, wenn der Zar nicht sein Heer zur Niederwerfung Ungarns aufgeboten hätte, so wäre die Wiederaufrichtung des Reiches schwer möglich gewesen. Fürst Schwarzenberg stellte nach einer schweren Krise diese Verbindung wieder her und hinterließ sie als sein wichtigstes Vermächtnis seinem Nachfolger.

Der Zeitraum, in welchem Prinz Eugen, Kaunitz, Thugut, Philipp Stadion, Metternich und Schwarzenberg die äußere Politik Oesterreichs bestimmten, umfaßt mehr als vier Menschenalter; in diesen anderthalb Jahrhunderten hat kein anderer Staat des Festlandes eine ähnliche, fast ununterbrochene Reihe gleichgestimmter diplomatischer Köpfe an seiner Spitze gehabt. In der Festigkeit dieser politischen Tradition Altösterreichs liegt eine der Ursachen seiner großen Erfolge selbst nach unglücklichen Kriegen. Jene Männer — denen sich später Graf Andrassy bei der Schöpfung des Bundes mit Deutschland und Italien anschloß — kannten die Schwächen ihres Staates genau. Sie wußten, daß er bei dem losen Zusammenhange seiner Teile, bei der durchschnittlich geringen Begabung der die Aemter füllenden Aristokratie, bei den Mängeln seines Heerwesens einem Ansturme von verschiedenen Seiten nicht gewachsen sei. Oesterreich konnte einen Verzweiflungskampf nicht wagen, wie etwa einer der geschlossenen Nationalstaaten. Seine Machtstellung, ja sein Bestand beruht auf Verträgen. In dem sich stets verschlingenden Spiele der politischen Kräfte Europas vertritt Oesterreich die Erhaltung des Bestehenden, und es fand zu solchem Zwecke immer Genossen gleichen Interesses. So stark ist das Gesetz, das über seiner Politik waltet, daß nach der Einigung Deutschlands und Italiens die konservative Natur Oesterreichs das Widerspruchsvollste möglich machte: dieser Staat verband sich mit den früheren Gegnern zur Erhaltung einer neuen Staatenordnung, wiewohl sich diese erst nach eigenen schweren Niederlagen auf den Trümmern des von ihm vertretenen Systems erhoben hatte.

Von dieser klugen Regel altväterischer Staatskunst wich die österreichische Diplomatie vollkommen ab zur Zeit des Krim-

krieges; schwer rächte sich dieses Verhalten in den Kriegen von 1859 und 1866 durch die Vereinsamung Oesterreichs. Graf Buol, der Nachfolger Schwarzenbergs, ging von einer Ueberschätzung der Kräfte Oesterreichs aus; inmitten des Kampfes wollte er mit völliger Freiheit des Handelns das Schiedsrichteramt in Europa üben. Oesterreich hätte die Wahl gehabt, entweder durch strenge Neutralität Rußland zu verpflichten oder durch Anschluß an die Westmächte ein neues Gebäude von Allianzen zu gründen; in letzterem Falle konnte es den Uebermut Rußlands eindämmen. Auf jedem der beiden Wege konnten Erfolge errungen werden; nur mußte der gewählte mit festem Sinne durchmessen werden. Aber die habsburgische Monarchie schwankte. Zuerst schloß sie im April 1854 mit Preußen einen Neutralitätsvertrag; im Dezember verband sie sich mit Frankreich und England, aber sie leistete ihnen nicht früher die erwarteten diplomatischen Dienste, als bis Sebastopol gefallen war. So klagte ganz Europa über die Unzuverlässigkeit der österreichischen Politik. Kaiser Franz Joseph hatte das richtige Gefühl, daß sein Minister einen gefährlichen Pfad beschreite, er erhob Einspruch gegen die Allianz mit den Westmächten. Graf Buol aber erklärte, dann seine Entlassung geben zu müssen, und der übelberatene vierundzwanzigjährige Herrscher ließ sich zum Abschlusse bestimmen. Schwer empfand Kaiser Nikolaus das, was er den Undank Oesterreichs nannte. Den Gesandten Oesterreichs, den Grafen Georg Esterhazy, soll er, wie Herzog Ernst von Koburg erzählt, gefragt haben: „Wissen Sie, wer die beiden dümmsten Könige von Polen gewesen sind?“ Und als der Gesandte verlegen schwieg, beantwortete der Zar die Frage selbst: „Das waren Sobieski und ich!“ Beide, so meinte der Kaiser, hätten Oesterreich gerettet, ohne Dank dafür zu ernten. Auch die deutschen Höfe wurden von Buols Hochmut unaufhörlich verletzt. „In der Verurteilung Buols,“ schreibt Bismarck am 21. Dezember 1855, „sind alle Stimmen in München und Stuttgart einig; am lautesten die Gegner der Russen, welche sagen, daß er die österreichische Politik übermäßig ungeschickt geführt habe. Jedenfalls hat er das Verdienst, Oesterreich um das Vertrauen und sich um die Achtung aller gebracht zu haben. Pfordten

(der bayerische Minister) verglich ihn mit einer Lokomotive, die nicht weiß, wohin sie rennt, und auf jede Anrede nur Dampf und Geräusch von sich gibt."

So war nach dem Krimkriege das diplomatische Werk Metternichs zerstört. Den Kräften, welche in Deutschland und in Italien gährten und zur Einigung drängten, konnte die Wiener Staatskanzlei nur mehr ihre eigenen Hilfsmittel entgegensetzen. Sonst die Meisterin in der Kunst, Allianzen zu schließen, fand sie nirgends Bundeshilfe zur Verteidigung des Rechtszustandes von 1815.

Während des Krimkrieges durchspähte Bismarck von Frankfurt aus die Fehler Oesterreichs. Er lernte die Gefahren kennen, denen er einst selbst begegnen sollte. Er gehörte zu denen, welche König Friedrich Wilhelm darin bestärkten, die schwankende Politik Oesterreichs nicht zu unterstützen, sondern sich getreu zu dem russischen Bundesgenossen zu halten. Aus seinen Depeschen nach Berlin geht aber klar hervor, daß es nicht mehr die Anhänglichkeit an die konservativen Grundsätze war, welche ihn zu diesem Ratschlage bestimmte. Es überwog in ihm vielmehr die uneingeschränkte Rücksicht auf Preußens Wohlfahrt und Macht. Deshalb riet er dem Könige, die Orientpläne Oesterreichs nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß dieses dafür auf einen Teil seines Machtbereiches in Deutschland zu Gunsten Preußens verzichte. Bismarck wünschte, daß Preußen die Freundschaft Rußlands um einer größeren Zukunft willen sorgfältig pflege. Er entschuldigte sein Mißtrauen gegen Oesterreich mit den Worten, daß jeder Preuße, der seine jetzige Stellung eine zeitlang innegehabt habe, alle politischen Fragen durch die Brille preußisch-österreichischer Rivalität betrachten müsse. „Die Befürchtung, unsere Gutmütigkeit von Wien mißbraucht zu sehen," so schreibt er, „raubt mir vielleicht die Unbefangenheit in betreff größerer Fragen." Für den Werdegang seines Geistes ist der Brief vom 15. Februar 1854 bedeutungsvoll, ein Meisterstück politischer Beredsamkeit, in dem er davor warnt, die schmucke, seefeste Fregatte Preußen an das wurmstichige alte Orlogschiff Oesterreich zu koppeln. Damals aber glaubte Bismarck noch, es sei möglich, bei dem nächsten europäischen Zu-

sammenstoße Oesterreich dadurch zur Entsagung auf Deutschland zu bestimmen, daß Preußen ihm seinen Degen auf anderen Schlachtfeldern zur Verfügung stelle. Schrittweise entwickeln sich seine Grundsätze, er sah bald schärfer in den Zusammenhang der Dinge. Für Oesterreich gab es überhaupt keinen Preis, um den es freiwillig auf den Primat in Deutschland verzichten mochte: so dachte jeder österreichische Staatsmann, und so mußte er denken. Denn eine europäische Großmacht gibt sich selbst auf, wenn sie ein so großes Ding ohne Waffengang fahren läßt. Deshalb sagte sich Bismarck in den nächsten Jahren vollständig von der Bundespolitik mit Oesterreich los. Er sah nach Allianzen wider den Nebenbuhler aus und bezeichnete sogar in der großen Denkschrift vom 18. Mai 1857 Frankreich als geeigneten Bundesgenossen zur Bewältigung Oesterreichs. Mit den stärksten Gründen bekämpft er hier den Satz, daß sich eine legitime Monarchie nicht mit einer Macht verbinden dürfe, die aus der Revolution hervorgegangen sei. Damit war er zu dem Manne geprägt, der Europa umgestalten konnte. Er war über das Maß der damaligen preußischen Diplomatie vollständig emporgewachsen. Vor diesen Ratschlägen mußte sich Friedrich Wilhelm IV., wenn er die Berichte Bismarcks gelesen hat, entsetzt haben. Denn bis zum Schlusse verharrte er in seiner Anhänglichkeit an Oesterreich. Er empfand es tief, als er auf seiner Reise nach Wien im Jahre 1857 kein besseres Verständnis mit dieser Macht anbahnen konnte. Dann sank sein Geist in immer tiefere Umnachtung, schon im Herbste jenes Jahres mußte sein Bruder Wilhelm die Leitung der Regierung als Prinzregent übernehmen.

* * *

Ueber das durch die Schuld seiner Diplomatie isolierte Oesterreich brach 1859 ein schweres Schicksal herein. Als Napoleon III. sich mit Cavour zur Befreiung Italiens verband und Ungarns Haltung die österreichischen Staatsmänner beunruhigte, sah sich das Wiener Kabinett vergeblich nach Bundesgenossen um. Das englische Volk sympathisierte mit dem aufstrebenden Italien, und Rußland frohlockte über die Strafe, die den un-

getreuen Freund heimsuchte. Aber in Wien rechnete man fest darauf, daß Preußen wie ganz Deutschland zum Krieg gegen den französischen Erbfeind mit fortgerissen werden könne. Deshalb wollte man dem Angriffe Frankreichs mit zwei Heeren zuvorkommen; nur das kleinere war zur Niederwerfung Sardiniens und zur Verteidigung Italiens bestimmt; das größere sollte am Rhein erscheinen und Paris bedrohen. Jetzt mußte Oesterreichs Hegemonie in Deutschland ihre Probe bestehen. Das Wiener Kabinett glaubte der Mehrheit des Bundestages sicher zu sein und dadurch, sowie durch die in Süddeutschland aufflammende Kriegslust sollte die Streitmacht der gesamten Nation in den Dienst der habsburgischen Monarchie gestellt werden.

In Berlin war die Stimmung geteilt. Zu frisch brannte noch die Erinnerung an Olmütz, und im Volke wie unter den leitenden Männern überwog die Meinung, Preußen solle den Augenblick benützen, um in Deutschland Herr zu werden. Vielleicht war Prinz Wilhelm, Regent von Preußen, damals in seinem Rate derjenige, der einem Kriegsbündnisse mit Oesterreich am meisten geneigt war; darin stand ihm nur der Ministerpräsident, Fürst von Hohenzollern, gleichgestimmt oder vorwärtsdrängend zur Seite. Aber es verletzte des Prinzen preußisches Machtbewußtsein, daß Oesterreich ihn durch eine Abstimmung am Bunde zu Frankfurt zum Kriege drängen wollte. Sich durch die Bundesmehrheit seine Politik vorschreiben zu lassen, hätte er als Abdankung der Monarchie Friedrich des Großen betrachtet. Es schwebte ihm vor, Preußen könne jetzt um den Preis der Waffenhilfe gegen Frankreich von seiten Oesterreichs ein wichtiges Zugeständnis, in letzter Linie den dauernden Oberbefehl über die norddeutschen Bundestruppen gewinnen.

Doch wurde dieser Plan nicht mit Klarheit und Festigkeit verfolgt. Preußen rüstete gegen Frankreich, aber es wartete auf ein Angebot Oesterreichs, statt mit seinem Plane kühn und klar hervorzutreten. Um den Prinzregenten für den Krieg zu bestimmen, wurde Erzherzog Albrecht nach Berlin gesandt. Aber er brachte die Anerbietungen nicht, die man dort erwartete. Sein Vorschlag ging auf einen Nationalkrieg gegen Frankreich: Oesterreich wie Preußen sollten mit 250000 Mann am Rhein

erscheinen, der Kaiser und der Prinzregent sollten die Heere gemeinschaftlich leiten. Kühl wurde dieser Plan in Berlin hingenommen. Man grollte, daß Oesterreich seinen italienischen Besitz mit Hilfe Preußens verteidigen wollte, ohne dem Genossen auch nur den Oberbefehl am Rhein zu überlassen; und das war doch das Wenigste, was solche Bundeshilfe wert war. Dieses Zugeständnis lag aber Oesterreich, das sich als die ältere deutsche Macht fühlte, in diesem Zeitpunkte noch ferne [1]).

An dem Tage, an welchem der Erzherzog Berlin verließ, ging, ohne daß er oder der Prinzregent früher davon benachrichtigt worden wäre, das Ultimatum des Wiener Kabinetts nach Turin ab. Durch diesen Schritt sah der Prinzregent seinen Rat und seine Hilfe hintangesetzt; er ließ den Dingen vorerst ihren Lauf. So plötzlich erfolgte diese Maßregel, daß selbst Graf Buol davon überrascht wurde. Der Befehl, das Ultimatum zu stellen, erging, ohne daß der Minister gefragt wurde, unmittelbar aus der Militärkanzlei des Kaisers. Graf Buol, der den allzu frühen Losbruch mißbilligte, reichte darob seine Entlassung ein. Doch wäre dies alles nicht entscheidend gewesen, wenn nur Oesterreichs Heer in Italien schlagkräftig genug war, um die Piemontesen auseinander zu sprengen, bevor die Franzosen zu Hilfe rückten.

Umfangreiche Berichte liegen über den italienischen Krieg vor; man erfährt aus ihnen, daß das Heerwesen Oesterreichs wie Frankreichs große Lücken aufwies an Truppenzahl und Ausrüstung und ebenso in der geistigen Oberleitung. Der Zufall spielte in den Wechselfällen dieses Krieges eine auffallend große Rolle. Frankreich galt wohl nach seinem Schlusse unbestritten als erste Militärmacht Europas. Aber gerade, weil Oesterreichs Heer jedesmal im Kampfe dem Siege nahe war, weil es durch größere Umsicht in der Führung den Gegner

[1]) Schon am 25. November 1853 schrieb Bismarck an General v. Gerlach: „Die guten Oesterreicher sind wie der Weber Zettel im ‚Sommernachtstraum'. Sie haben im Orient ihr Kreuz zu tragen, wollen in Italien die große Rolle spielen und in Deutschland auch den ‚Löwen' machen und für die europäische Politik über uns disponieren, ohne uns in der deutschen Frage auch nur ein ‚Gott vergelt's' zu sagen."

hätte niederwerfen können, gewann diese tapfere Armee bei den Zeitgenossen neue Sympathien [1]).

---

[1]) Die Hauptwerke über den Krieg sind das vom preußischen Generalstabe herausgegebene „Der italienische Feldzug des Jahres 1859" (1. Aufl. Berlin 1862, 3. Aufl. 1870), ein Buch, das unter Moltkes Leitung entstand und sein geistiges Eigentum ist, und das offizielle Werk des österreichischen Generalstabs „Der Krieg in Italien 1859" in 3 Bänden (Wien 1872—76). Der große Wert und die Wahrheitsliebe des österreichischen Werkes sind allgemein anerkannt. Ein geistvoller Kommentar dazu ist in den „Strategischen Briefen" des preußischen Generals Prinzen Kraft von Hohenlohe (1. Band) gegeben. — Das französische Generalstabswerk „Campagne de l'empereur Napoléon III en Italie" (Paris 1860) steht gegen die früher genannten trotz seiner glänzenden Ausstattung mit Karten und Marschplänen zurück; ebenso das offiziöse Buch Bazancourts „La Campagne d'Italie de 1859" (Paris 1859—60). — Sehr wichtig ist dagegen das dreibändige (anonym erschienene Werk) des preußischen Majors Otto „Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preußischen Offizier" (Thorn 1863—65), etwas abstrus, doch mit reichen Details. Das Buch ist zur Verteidigung der Stoßtaktik geschrieben. — Beachtenswert ist das Büchlein „Der Feldzug von 1859, das Vorspiel zu den Ereignissen von 1866 und 1870" (anonym), von Pindter, dem späteren Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der österreichischer Offizier gewesen war. — Die Bücher des Generals Williesen „Die Feldzüge des Jahres 1859 und 1866" (Leipzig 1868) und des preußischen Majors H. Kunz „Von Montebello bis Solferino" (Berlin 1888) geben gute Uebersichten; die von Alfred Duquet „La guerre d'Italie" und vom Duc d'Almazan „Campagne de 1859" sind durch die Kritik der französischen Kriegführung bemerkenswert. Weitere Litteratur über den Feldzug in Troschkes „Geschichte der Kriege der Neuzeit" I. S. 435. — Die zuletzt erschienene Darstellung „Der Krieg im Jahre 1859. Nach offiziellen Quellen nicht offiziell bearbeitet" (anonym, Bamberg 1894), rührt von dem österreichischen Oberstlieutenant Bartels her, der den Krieg als Generalstabschef des 7. Corps (Zobel) mitmachte. Die bitteren und oft ungerechten Urteile Bartels' veranlaßten das Ehrengericht, ihn seines Charakters als Offizier verlustig zu erklären. Kuhn, der in diesem Buche scharf angegriffen ist, schrieb eine ausführliche Entgegnung, die nach seinem Tode unter dem Titel „Meine Thätigkeit im Kriege 1859" in der zu Wien erscheinenden „Danzers Armeezeitung" vom September 1900 bis März 1901 veröffentlicht wurde. — Das „Tagebuch aus dem italienischen Feldzug" (deutsch Augsburg 1890) von Hérisson ist nur für die Stimmung in der französischen Armee von einiger Bedeutung. — Einige von den zahlreichen Broschüren über den Krieg werden später erwähnt. —

Die Wahl zum österreichischen Feldherrn fiel nicht auf den Feldzeugmeister Freiherrn v. Heß, der bei Aspern, Wagram und Leipzig mitgefochten und dann 1848 und 1849 dem greisen Feldmarschall Radetzky zur Seite gestanden hatte, den auch die Stimme der Armee einmütig zum Führer verlangte, wiewohl sich die Spuren des Alters bereits an ihm bemerklich machten. Graf Gyulai ward Befehlshaber, der dem Grafen Grünne nahestand, dem ersten Generaladjutanten des Kaisers, der maßgebend war in allen militärischen Fragen. Gleich unselig war der Einfluß der Aristokratie bei der Auswahl der Unterbefehlshaber. An der Spitze der sieben Armeecorps standen ein Liechtenstein und ein Schwarzenberg, dann die Grafen Clam-Gallas, Stadion und Schaaffgotsche, und nur zwei Männer, Benedek und Zobel, die nicht den großen Geschlechtern des Landes angehörten.

Gyulai, der mit 100 000 Mann den Tessin überschritt, hatte den Auftrag, die Piemontesen, die etwa 50 000 Mann stark bei Alessandria standen, aufzusuchen und zu schlagen, bevor das französische Heer zur Stelle war. Denn damals erschienen die Spitzen der französischen Divisionen erst auf den noch nicht überschienten Alpenpässen und im Hafen zu Genua. Während die Piemontesen ihre Niederlage als unabwendbar ansahen und Turin vor dem nahen Feinde zitterte, zögerte Gyulai. Zu nahe schienen ihm doch die Franzosen, zu bedenklich das Unternehmen, so dringend auch der Chef des Generalstabs, Oberst Kuhn, auf den nächsten schwachen Feind wies. Thatenlos blieb Gyulai durch Wochen in der Lomellina stehen; Frankreich gewann Zeit, die lückenhaften Rüstungen zu ergänzen und mit Uebermacht am Po zu erscheinen. Jetzt war das österreichische Heer auf die Verteidigung angewiesen. In einer festen Stellung, noch auf feindlichem Boden, erwartete Gyulai den Angriff. Aber Napoleon III. führte sein Heer an der österreichischen Armee vorüber nach Norden; unversehens die rechte Flanke der Oesterreicher umgehend, erschien er an der Ticinobrücke bei

---

Die Auffassungen Moltkes sind durch die späteren umfassenden Veröffentlichungen kaum in einem wesentlichen Punkte erschüttert worden.

Magenta, wodurch Mailand unmittelbar bedroht war. Sobald der Umgehungsmarsch der Franzosen im Hauptquartier Gyulais bekannt wurde, riet Kuhn, die noch auseinandergezogenen Heeresabteilungen der Franzosen in raschen Schlägen anzugreifen. Aber Gyulai hielt alles für verloren; die Franzosen schienen ihm, da sie seinem Heere die Flanke abgewonnen hatten, strategisch genommen die Meister. Er befahl seinen Truppen den Rückmarsch über den Tessin; am liebsten wäre es ihm gewesen, bis ins Festungsviereck zurückzuweichen und hier das Heer zu bergen.

Jetzt erst wurde Heß zum Heere geschickt, doch nur um Gyulai zu beraten, so oft der Oberbefehlshaber die Ansicht des kriegserfahrenen Generals zu kennen wünschte. Im Kriegsrate zwischen ihm, Gyulai und Kuhn wurde beschlossen, den Feind hinter dem Ticino zu erwarten und ihm hier die Schlacht anzubieten. An den Brücken von Magenta entbrannte am 4. Juni der Kampf. Als am Nachmittage Heß unter den fechtenden Truppen erschien, umringten ihn die Offiziere und küßten ihm begeistert die Hände; sie hofften von ihm zum Siege geführt zu werden. Er mußte ihre stürmischen Huldigungen abwehren; nur um dem Kaiser Bericht zu erstatten, sei er auf dem Schlachtfelde erschienen.

Als nach langem Ringen der Abend die Kämpfenden trennte, hielt sich der österreichische Heerführer nicht für geschlagen. Denn an den südlichen Brücken des Schiffahrtskanals, der den Ticino begleitet, hatten — im Centrum und auf der Linken — die kaiserlichen Truppen den Angriffen der Franzosen, welche hier von Kaiser Napoleon befehligt wurden, mit hin und her wogendem Erfolge standgehalten. Im Centrum errang die französische Garde wohl zuerst einen glänzenden Erfolg, als sie auf das Corps des Grafen Clam-Gallas stieß und dasselbe nach schwachem Widerstande abdrängte. Aber im Augenblicke der Gefahr hielt hier die Brigade des Generals Gablenz das Vordringen des Feindes durch einen glänzenden Angriff auf. Links, wo Marschall Canrobert die Franzosen befehligte, gab es ein heißes Ringen. Siebenmal unternimmt hier das oberösterreichische Regiment Hessen den Sturm auf das Dorf Ponte

Nuovo, vermag jedoch trotz der heldenmütigen Anstrengung diesen Schlüssel der feindlichen Stellung nicht zu erobern. Nun führt Marschall Canrobert die Seinigen zum Rückstoße vor. Da wird dem Feinde, um ihn aufzuhalten, Kavallerie entgegengeworfen. Oberst Edelsheim stürzt sich mit den Preußenhusaren ungestüm auf die Franzosen, wirft jeden Widerstand nieder und verfolgt die Weichenden in wildem Rennen über die Gräben und Mauern der italienischen Feldkulturen bis an die Häuser des Dorfes; der Marschall war einen Augenblick selbst in Gefahr, in Gefangenschaft zu geraten. Mit wechselndem Glücke wird hier noch stundenlang, bis in die sinkende Nacht, ohne entscheidenden Vorteil für die Franzosen gestritten.

Weder Gyulai noch auch Kaiser Napoleon wußten, während sie diese Meldungen erhielten, daß unterdessen auf dem äußersten Norden des Schlachtfeldes, zur Rechten der Oesterreicher, die Entscheidung gefallen war. Während Kaiser Napoleon die Oesterreicher an der südlichen Tessinbrücke nicht zu überwinden vermochte, erschien Mac Mahon auf dem Schauplatze und drang über die nördliche Brücke gegen den rechten Flügel der Oesterreicher. Ihm gegenüber befehligte Graf Clam-Gallas. Dessen ungarische Regimenter hatten schon am Vormittage matt gekämpft; sie erwiesen sich jetzt, zumal bei der unzureichenden Führung ihres Generals, dem Angriffe des Corps des französischen Marschalls nicht gewachsen; Magenta fällt in Mac Mahons Hand, der sich damit ohne allzu große Mühe den Herzogstitel erwirbt.

Als der Donner der Geschütze schwieg, waren die Oesterreicher auf zwei Dritteln des Schlachtfeldes unbesiegt. Des Nachts kam demnach Gyulai mit Kuhn überein, die Schlacht am nächsten Morgen wieder aufzunehmen, zumal da er noch über zwei frische, erst zum Kampfe herbeieilende Corps verfügte. Da kam die unwillkommene Meldung des Grafen Clam-Gallas, daß die Reihen seines Corps und der an ihrer Seite kämpfenden Heeresteile aufgelöst seien; er habe nicht mehr standhalten können und seine Truppen deshalb noch während der Nacht einige Stunden hinter die frühere Linie zurückgeführt. Nun schien die Wiederaufnahme des Kampfes unmöglich. Im Haupt-

quartier wurde der Rückzug und die Räumung Mailands beschlossen [1]). Ungebeugten Mutes zog sich das Heer, dessen größter Teil die ehrenvollste Feuertaufe empfangen hatte, in langsamen Märschen ins Festungsviereck zurück.

Napoleon, der am Abend der Schlacht noch nichts von der durch Mac Mahon gebrachten Entscheidung wußte, warf sich ermüdet und beunruhigt auf sein Feldbett; er ließ nach Paris eine unsichere Meldung telegraphieren, die am nächsten Morgen im Moniteur zu lesen war: die französische Armee „organisiere sich“ zu neuen Kämpfen. Da meldete ihm ein Adjutant Mac Mahons die Einnahme Magentas. Der Sieg der Franzosen war aber so unvollständig, daß sie nicht an Verfolgung denken konnten. Unbehelligt zogen die Oesterreicher ab, und Napoleon hielt erst am 8. Juni seinen feierlichen Einzug in das nahe Mailand. Man kann sich daraus leicht seinen Ausspruch erklären: der Krieg sei ihm als eine ganz verhaßte Sache erschienen, der Zufall spiele in ihm eine zu große Rolle.

Im Festungsviereck sammelten sich die Oesterreicher zu neuen Kämpfen. Zwei Armeen unter dem Grafen Schlick und dem Grafen Wimpffen wurden gebildet; Kaiser Franz Joseph übernahm selbst den Oberbefehl, ihm zur Seite standen die

---

[1]) Kuhn war der Meinung, das österreichische Heer sei trotz des Mißerfolges von Magenta südlich vom Schlachtfelde, bei Pavia, über den Po vorwärts zu führen; die Franzosen, in der Flanke bedroht, konnten dann nicht auf Mailand losrücken. Noch am 8. Juni riet er zur Offensive von Süden her in dem Dreieck Pavia-Lodi. Er gewann Gyulai für diesen Plan, aber Heß erklärte ihn für allzu kühn. — Generalmajor Ramming, der eine Brigade kommandierte, schrieb am Vormittag nach der Schlacht an Kuhn einen Brief, in dem er mit Hinweis auf die von ihm beobachteten Rückwärtsbewegungen des Feindes die Wiederaufnahme der Schlacht empfahl. — Volle Bewunderung verdient das Verhalten des Regiments Hessen, das am Vormittag nach der Schlacht noch einen Angriff auf Ponte Nuovo unternahm, welches es am Tage vorher nicht hatte erobern können. Die tapferen Truppen ließen erst auf ausdrücklichen Befehl von ihrem Vorhaben ab und traten unwillig den Rückzug an. — Die Beweise, daß die Schlacht von Magenta nur verloren war, weil sich Gyulai verloren gab, lassen sich noch häufen. Vgl. den interessanten Brief Kuhns im Anhange zum II. Bande, besonders aber die oben citierte Schrift Kuhns: „Meine Thätigkeit im Kriege 1859“.

Generale Heß und Ramming. Große Truppenmassen wurden nach Italien gezogen; auf seiten Frankreichs wie Oesterreichs kämpften nun zwei Dritteile ihrer Streitmacht. Heß, jetzt Generalquartiermeister (Chef des Generalstabes), riet dem Kaiser, sich vorerst im Viereck verteidigend zu verhalten und später erst, wenn die Armee ausgeruht sei, vorzubrechen. Ramming, sein Stellvertreter, widersprach und drang auf baldigen Angriff. Der Kaiser konnte sich leider nicht entschließen, sich dem einen oder dem anderen Rate, von denen jeder mit Geist und guten Gründen vorgetragen ward, völlig anzuvertrauen; und so wurden große Heeresteile zweimal über den Mincio vorgeführt und eben so oft, wenn der Einfluß Heß' überwog, zurückgezogen. Endlich einigte man sich auf den Angriff; am Chiese sollte die entscheidende Schlacht geschlagen werden. Auf dem Vormarsche dahin, etwa auf der Hälfte des Weges, bei Solferino, trafen sich am 24. Juni die beiden Heere, keines der Entscheidungsschlacht gewärtig, die sie erst am Tage nachher erwarteten. Doch hatte Heß für jeden Fall so gute Anstalten getroffen, daß die Oesterreicher eine vortreffliche Stellung innehatten [1]).

Ungefähr 160000 Mann standen bei Solferino auf jeder Seite, die Truppenzahl, die thatsächlich ins Gefecht kam, wird von beiden Seiten verschieden berechnet; die Franzosen hatten jedoch durch ihren frühen Aufbruch aufs Schlachtfeld den Vorteil rechtzeitigen massenhaften Erscheinens. Die Schlachtlinien dehnten sich nahe vom Gardasee durch das Bergland bis tief in die lombardische Ebene aus; so standen zwei Drittel der Heere noch in dem Hügellande zwischen dem See und der Tiefebene; ihre südlichen Flügel trafen sich auf den Gefilden des Flachlands. Im Centrum sprang auf der österreichischen Seite aus dem Höhenzug eine steile Spitze in die Ebene vor; sie war

[1]) Das günstige Urteil des preußischen Generalstabswerkes, also Moltkes, über Heß lautet: „Der österreichische Generalstab hatte alles geleistet, was von ihm gefordert werden konnte. Die Marschdisposition des Feldzeugmeisters Baron Heß stellte die Truppen in zweckmäßigster Weise zur Verfügung, ihre Verwendung in der Schlacht war nun Sache des Feldherrn."

mit einem Turme, der Spia d'Italia, gekrönt. Diese prächtige Stellung mit dem Dorfe Solferino bildete den Stützpunkt des Centrums der Oesterreicher. Hier befehligte Graf Stadion, welcher den Auftrag hatte, dem überlegenen Angriffe des starken französischen Centrums standzuhalten. Weiter im Norden, gegen den Gardasee, stand Benedek mit dem rechten Flügel den Piemontesen gegenüber. Der linke Flügel der Oesterreicher, der Zahl nach der stärkste, wurde von dem Grafen Wimpffen befehligt, und es kam wesentlich darauf an, ob dieser seine ziffermäßige Ueberlegenheit durch Niederwerfung des feindlichen rechten Flügels zur Geltung bringen, damit das Centrum entlasten und die Schlacht entscheiden werde.

Früh morgens trafen sich die Spitzen der Heere auf dem Marsche; die vordersten Abteilungen wurden handgemein, dann größere Massen entwickelt. Als Kaiser Franz Joseph mit seinem Gefolge nach halb neun Uhr einen Hügel hinter Solferino erreichte, wogte der Kampf bereits auf einer anderthalb Meilen langen Linie. Graf Schlick, der Befehlshaber der angegriffenen Armee, war merkwürdigerweise noch nicht sichtbar; sein Generalstabschef, Graf Scudier, gab die notwendigen Aufklärungen. Schlick, tapfer vor dem Feinde, fühlte sich durch Grünnes herrisches Wesen verletzt und waltete seines Amtes nicht so thatenlustig wie im ungarischen Revolutionskriege. Eine Diskussion entspann sich über die Führung des Kampfes. Heß, bedächtig wie immer, hielt mit seiner Meinung etwas zurück; Ramming dagegen, der über militärische Dinge fesselnd zu sprechen wußte, entwickelte lebhaft und beredt seine Anschauungen[1]). Als der Ueberblick gewonnen war, faßten die Heerführer den Schlachtgedanken, die Entscheidung auf den Flügeln, zumal durch Wimpffens Armee, zu suchen. Stadion sollte sich in seiner trefflichen Stellung verteidigend verhalten; Wimpffen und Benedek dagegen hatten zur Offensive überzugehen, die feindlichen Flügel zu umfassen; insbesondere Wimpffen sollte mit seinen überlegenen Streitkräften die Corps Mac Mahons und Niels auseinandersprengen; von ihm mußte die Entscheidung

[1]) Nach Mitteilungen eines Augenzeugen.

kommen. Er hatte den Vorteil, auf der Heide von Medole zu kämpfen, die im Frieden der Manövrierplatz der Oesterreicher war. Hier konnte er zudem die überlegene österreichische Reiterei zur Entwicklung bringen.

Aber nur Benedek und Stadion thaten, wie ihnen befohlen. Der erstere erfocht den schönsten Erfolg seines wechselvollen Soldatenlebens, der die Bürgschaft schien für größere Thaten. Auch Stadions Regimenter boten unter der Führung ihres kaltblütigen Generals den Stürmen des Feindes, dem Feuer seiner gezogenen Kanonen, welche damals den Franzosen eine große Ueberlegenheit gaben, ohne Wanken die Stirne. Diesen Widerstand zu brechen, mußte Kaiser Napoleon seine Reserve, die Garde, aufbieten. Für die Franzosen bestand die Aufgabe darin, das schwächere österreichische Centrum zu zerschmettern. Die Krisis der Schlacht war gekommen; als die Garde vorbrach, galt es auf beiden Seiten die höchste Kraftanstrengung.

Nun lag es an Wimpffen, durch einen wirkungsvollen Vorstoß gegen den französischen rechten Flügel die Schwäche des Feindes zu treffen und damit dem schwerbedrängten österreichischen Centrum Luft zu machen. Aber Wimpffen gehörte zu den unglückseligen österreichischen Generälen, denen Suwaroff die unausrottbare Gewohnheit des Geschlagenwerdens zuschreibt. In der Armee nannte man ihn, seiner Unbeholfenheit wegen und da er zu Pferde eine schlechte Figur machte, den „Armenvater". In Einzelkämpfen verbrauchte er seine von Mensdorff geführte Reiterei sowie sein gegen Mittag vollzählig auf dem Schlachtfelde angelangtes Fußvolk. Dringend wurden die Mahnungen des Kaisers, alle Kraft zusammenzufassen und die Aufmerksamkeit des Feindes vom Centrum abzulenken; gegen Mittag kam der ausdrückliche Befehl an Wimpffen, das bei Solferino kämpfende Centrum endlich durch einen Machtstoß wider des Feindes rechten Flügel zu entlasten. Noch hatte Wimpffen mit seinen mehr als 60000 Mann nichts Entscheidendes unternommen. Wer beschreibt also das Erstaunen und die Enttäuschung des Kaisers, als um zwei Uhr bei ihm die Meldung Wimpffens eintraf, er habe zweimal die Offensive

zu ergreifen versucht und müsse, da kein Erfolg zu verzeichnen wäre, den Rückzug antreten [1]).

So brach um diese Stunde die Katastrophe über das österreichische Centrum herein; das Corps Stadion war von der Tunihitze tief ermattet, die meisten Regimenter hatten, da sie bereits fünf Stunden im Feuer standen, ihre ganze Munition verbraucht. Graf Clam-Gallas erhielt deshalb gegen Mittag den Befehl, das kämpfende Corps zum Teile durch das seinige abzulösen. Das war der Zeitpunkt, in dem Napoleon, wie oben erzählt ist, seine Garde zum Sturme gegen die Höhe der Spia d'Italia befehligte. Die ungarischen Regimenter des Corps Clam-Gallas schlugen sich hier bei Solferino nicht besser als bei Magenta. Sie räumten beim ersten Angriff die von Stadion so lange verteidigte Stellung. Unaufhaltsam durchbrach die Garde, der sich jetzt auch der von Wimpffen nicht mehr festgehaltene Mac Mahon anschloß, die Mitte der österreichischen

[1]) Die maßgebenden österreichischen Generale fühlten nach dem Kriege das Bedürfnis, ihr Verhalten zu rechtfertigen. Gyulai veranlaßte eine ausführliche Darstellung des Krieges, welche zwar nicht gedruckt wurde, aber bei der Abfassung des österreichischen Generalstabswerkes bereits vorlag. Eine wichtige Quellenschrift ist die von Ramming verfaßte und anonym als Manuskript herausgegebene Arbeit „Beitrag zur Darstellung der Schlacht von Solferino" (Wien 1861), welche das Zögern des Feldzeugmeisters Heß, vor der Schlacht bei Solferino die Offensive zu ergreifen, einer eingehenden Kritik unterzieht. Scharfer Tadel ist darin gegen Wimpffen ausgesprochen. Darüber entspann sich eine lebhafte Polemik, da Wimpffens Verhalten verteidigt wurde in den „Betrachtungen über den Beitrag zur Darstellung der Schlacht von Solferino" (Leipzig, F. Volckmar 1864). Rammings Ansicht ist ferner vertreten in der „Militärzeitung" 1865, Separatabdruck: „Ueber die ganze Polemik über die Schlacht von Solferino" (Wien 1865); der Verteidiger Wimpffens ergriff noch zweimal die Feder: „Erwiderung auf die Kritik über die Schlacht von Solferino" (Leipzig 1865) und „Streiflichter auf die Polemik über die Schlacht von Solferino" (Leipzig 1866). Wimpffen ließ sich damit rechtfertigen, daß er Gegenvorwürfe gegen die Oberleitung der Armee erheben ließ; nur durch eine Massierung bei Solferino und durch den Durchbruch des französischen Centrums hätte der Sieg erfochten werden können. Seine Stellung sei gegenüber der von Solferino so weit zurückgeschoben gewesen, daß auch ein wirkungsvoller Angriff von seiner Seite Stadion nicht entlastet hätte. Damit ist aber die Nichtbefolgung des kaiserlichen Befehles nicht entschuldigt

Schlachtstellung. Unter diesen Umständen sah sich Kaiser Franz Joseph veranlaßt, der ganzen Armee den Befehl zum Rückzuge zu erteilen; denn er sah sein Centrum weichen und erhielt von Wimpffen ungünstige Nachricht. Merkwürdigerweise hatte dieser letztere sich unterdessen eines Bessern besonnen und erneuerte am Nachmittag den von ihm mittags für unmöglich erklärten Angriff — allzuspät und jetzt vollends wirkungslos. Im Centrum hielten die aufgebotenen Reserven der Oesterreicher, die zur Entscheidung leider zu spät angekommen waren, die Verfolgung durch das Corps Mac Mahons auf. Auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes hatten einzelne tapfere Befehlshaber Erfolge errungen, aber die Schlacht wurde verloren durch den Mangel an Zusammenwirken der einzelnen Teile. Als das geschlagene Heer über den Mincio ins Festungsviereck zurückflutete, war das Schicksal Italiens entschieden [1]).

* * *

[1]) Die in der obigen Darstellung gegebene Charakteristik des Corps Clam-Gallas wurde von einer Seite mit dem Hinweise auf das österreichische Generalstabswerk bestritten. Ganz mit Unrecht. Das offizielle Werk berichtet vorerst genau, wie 17 Bataillone des Corps, das deren 21 zählte, bis nach 12 Uhr allmählich auf dem Schlachtfelde anlangten, auf die Höhen von Solferino geführt und dort verteilt wurden (II, S. 301, 302, 308). Es erzählt dann wohl mit vieler Anerkennung von dem Verhalten von 5 dieser Bataillone, sagt aber hierauf kurz, daß das 1. Armeecorps schon um 1½ Uhr mit geringen Ausnahmen „nach und nach aus dem verlustreichen Kampfe abzog" (S. 307). Entscheidend aber ist, daß die außerordentlich feste Stellung damals nicht etwa von den Franzosen erstürmt war, sondern daß Graf Stadion in ihrer Verteidigung im Stiche gelassen wurde; denn er hielt mit 25 Compagnien seines Corps und geringfügigen bei ihm verbliebenen Abteilungen des bereits abgezogenen Corps noch immer das Schloß, den Friedhof und den Cypressenhügel von Solferino, also die Stützpunkte des österreichischen Centrums (S. 307). Es ist begreiflich, daß diese hingebungsvoll ausharrende und fechtende Schar — seine Truppen standen schon seit 8 Uhr im Feuer — sich gegen die französische Garde nicht halten konnte, sondern die Höhen räumen mußte. — Das ist für jeden, der lesen kann und verstehen will, ganz deutlich. Die Belehrung über Patriotismus läßt den Verfasser ganz kalt, denn er schöpft aus ihm nicht den Antrieb, die geschichtliche Wahrheit, wie sie aus den Quellen und zumal auch aus der amtlichen österreichischen Darstellung hervorgeht, zu fälschen.

Um die große Stellung zu begreifen, welche Benedek nach der Schlacht bei Solferino im österreichischen Heere einnahm, ist ein Blick auf seine mannhafte Führung des rechten Flügels notwendig, von dem oben nur flüchtig die Rede war[1]). An diesem Tage wurden die Hoffnungen geweckt, die ihn 1866 an die Spitze des Heeres stellten. Ihm gegenüber standen die Piemontesen, deren vorderste Division, Mollard, seine Marschkolonne angriff. Sie wird geschlagen, Benedek eilt ihr nach und vertreibt sie von der Hochebene von San Martino, die er zu seinem Stützpunkte wählt und die der Schauplatz seines Sieges wird. Größere Heerhaufen des Feindes sind unterdessen angekommen; die Division Cucchiari, vereint mit den Abteilungen Mollards, versucht tapfern Mutes, die Hochebene wiederzugewinnen. Aber ihrem Angriffe durch einen Vorstoß begegnend, warfen die Oesterreicher die Piemontesen gegen Mittag aus den untern Gehöften des Plateaus mit blutigen Köpfen hinaus. Den Compagnien des Regiments Sachsen, welchen die Munition ausging, rief Benedek die Worte zu: „So geht's ihnen halt mit den Kolben an den Leib!" Als sie dann, vereint mit den Kaiserjägern, die befohlene Arbeit verrichtet hatten, da erregte der General hellen Jubel, als er, unter sie tretend, sie mit den Worten belobte: „Ihr seid Bursche zum Küssen!"

Mittag war's, und da es im Centrum schlimm um die Oesterreicher stand, konnte der Sieg auf der Rechten nicht ausgenützt werden. Gegen vier Uhr erhielt dann Benedek vom Kaiser den damals notwendig gewordenen Befehl, sich hinter den Mincio zurückzuziehen. Aber gerade jetzt sah Benedek die Piemontesen, alle ihre Kräfte sammelnd, zu neuem Angriffe heranrücken. Deshalb sandte er dem Kaiser die Meldung: „Die Waffenehre verbietet mir, mich in diesem Augenblicke zurückzuziehen." Er hatte übrigens einen sehr ernsten Grund, noch standzuhalten; denn seine Rückzugslinie führte durch Pozzolengo, und eben jetzt war dieses Dorf und die Straße durch das aus

[1]) Das Nähere in dem Buche „Benedeks Nachgelassene Papiere", herausgegeben von H. Friedjung (Leipzig 1901), 8. und 9. Kapitel.

dem Centrum zurückgehende Corps Stadion für andere Truppen ungangbar. So erwartete er jetzt den Angriff der Piemonteſen, welchen König Viktor Emanuel den Sieg der Franzoſen mitgeteilt hatte mit dem Zuſatze, daß „der König auch bei San Martino einen Sieg wolle". Eben als die Piemonteſen, 27000 Mann ſtark, die Oeſterreicher mit überlegenen Kräften angriffen, erhob ſich ein furchtbarer Gewitterſturm, der die Erde unter Donnerſchlägen erzittern machte; Staubmaſſen erfüllten die Luft, Bäume wurden entwurzelt, Fuhrwerke wie weggeblaſen, und über den Gardaſee fegte ein Hagelwetter herüber, das den Oeſterreichern die Eisſtücke gerade ins Geſicht ſchleuderte und ſie blendete. Die Piemonteſen wurden durch das Wetter förmlich vorwärts getrieben; die Oeſterreicher konnten erſt auf 40 bis 50 Schritte den Feind gewahren. Die erſte Linie der Oeſterreicher wich; aber bis zu den Kanonen vordringend, traf der Feind auf ſtandfeſte Abteilungen. Dieſe gingen auf Benedeks Kommando ſofort mit dem Bajonett zum Angriff vor und durchbrachen unter tauſendſtimmigem Hurrah die Reihen der Italiener, welche zwiſchen ſechs und ſieben Uhr abends abermals von der Hochebene hinabgeworfen wurden.

Jetzt mußte Benedek an den Rückzug denken, der unterdeſſen frei geworden war; zum Glücke für ihn drängte der Feind dem Corps Stadion bei Pozzolengo nicht ſtärker nach, ſonſt wäre ihn die Kühnheit, als letzter auf dem Schlachtfelde ſtandzuhalten, teuer zu ſtehen gekommen. Nach ſieben Uhr gab er der Brigade Lippert, welche ſeit dem Morgen im Feuer geſtanden war, den Befehl, abzuziehen. Ihr folgten langſam die anderen Brigaden. Die Piemonteſen hatten ſich unterdeſſen wieder geſammelt; es gereicht ihnen zur Ehre, daß ſie nach den abgewieſenen Stürmen zähe genug waren, den Abmarſch des ſiegreichen Feindes ſtören zu wollen. Für den Abziehenden iſt es ſchwierig, unter ſolchen Umſtänden das Gefecht abzubrechen; der nachdrängende Feind muß um jeden Preis feſtgehalten werden. Bataillone des ungariſchen Regiments Miguel hatten die Aufgabe, den Rückzug zu decken. Benedek ſtand bei ihnen in der Nachhut. Er wußte, wie er ſie zu behandeln habe; mit dem Rufe in ihrer Mutterſprache: „Mir nach, tapfere Magyaren,

kein Ungar verläßt seinen General!" stellte er sich an ihre Spitze, führte sie zum letzten Stoße auf den Feind und warf, während sich schon die Schatten des späten Sommerabends herabsenkten, um acht Uhr durch diesen entschlossenen Angriff die Piemontesen abermals die Höhe hinab, so daß sie dem Abzuge des Corps kein Hindernis mehr entgegensetzen konnten. Benedek führte alle seine Verwundeten sowie die Gefangenen mit sich fort; erst als er schon Pozzolengo erreicht hatte, konnten die Piemontesen, wie sie später prahlerisch verkündigten, die Höhe von San Martino erobern — was denn unter betäubendem Siegesjubel und unter Nachsendung unschädlicher Kanonenschüsse geschah.

Neben Benedek war es wieder Edelsheim, der die Ehre der österreichischen Waffen glänzend wahrte. Denn er faßte in der Frühe den Entschluß, mit vier Eskadronen Husaren zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel der Franzosen hindurchzureiten, und führte ihn glänzend durch. Er ließ den Befehlshaber der neben ihm haltenden Division, Grafen Mensdorff, auffordern, ihm zu folgen; er selbst drang mit seinen Reitern in die Lücke der französischen Schlachtordnung ein, trieb jedesmal, wenn er auf feindliche Tirailleure stieß, diese zu ihren Bataillonen zurück, warf sich auf verschiedene feindliche Reiterabteilungen, jagte sie in die Flucht und gelangte so bis zu den Verbandplätzen im Rücken der feindlichen Armee. Da aber Mensdorff seine Kühnheit nicht teilte und zurückblieb, mußte Edelsheim, als er schließlich auf größere Massen stieß, umkehren und führte die Seinigen in vollster Ordnung wieder zurück. Edelsheims Mut war ebenso groß als die Kaltblütigkeit, mit der er sich der verderblichen Nähe großer feindlicher Infanteriekörper rechtzeitig entzog. Um so höher schlug man diese Leistung an, als die Reiterei, wenn auch ohne Schuld der Truppen, in der Schlacht sonst nichts leistete [1]). Schmachvoll

[1]) Mensdorff ließ sein Verhalten in einem Aufsatze in der Streffleurschen „Oesterr. Militärzeitschrift" 1861, Bd. 3 S. 113, rechtfertigen. Es kann nach späteren Aufklärungen in der That nicht gezweifelt werden, daß die Aufforderung Edelsheims unglücklicherweise nicht an Mensdorff gelangt ist. Vgl. auch General Fischer v. Wellenborn „Erinnerungen aus den Feldzügen von 1859 und 1866", S. 95.

war das Verhalten des Barons Lauingen an der Spitze der Reservekavallerie der Armee Schlicks. Graf Zedwitz, der sie führte, übergab das Kommando für kurze Zeit an Lauingen, um vorzureiten und die Sachlage zu überblicken. Lauingen, von plötzlicher Furcht ergriffen, gab den Befehl, Kehrt zu machen, und ritt in höchster Eile mit seiner ganzen Kavallerie vom Schlachtfelde fort. Der Elende wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, vom Kaiser jedoch begnadigt.

* * *

Während der Bedrängnis Oesterreichs schwankte der Hof von Berlin unentschlossen zwischen dem Wunsche, dem das Gleichgewicht Europas bedrohenden Vordringen Napoleons Halt zu gebieten, und der Abneigung, dem Nebenbuhler mit den Waffen Hilfe zu leisten. Der Prinzregent verlor sein Ziel nicht aus den Augen, die militärische Oberhoheit seines Staates in Deutschland zu begründen, aber noch fehlte ihm der Ratgeber, der kraftvoll und rücksichtslos die unwillkommenen Mittel zum erwünschten Zwecke ergriff. Zwar saßen auch im Rate des Prinzregenten Politiker, welche den Staatsvorteil höher stellten als die von Oesterreich angerufenen Bundespflichten; sie drangen darauf, die Verlegenheit des Nachbars zu einer kühn ausgreifenden Politik zu benützen. So rieten hervorragende Männer der liberalen Partei; ähnlich dachte auch Lassalle; so eine Reihe von Diplomaten wie Usedom, Bismarcks Nachfolger in Frankfurt, und Pourtalès, Preußens Vertreter in Paris. Schon damals hätte auch Bismarck am liebsten einer solchen Politik Geist und Kraft zur Verfügung gestellt. Vor Ausbruch des Krieges hatte man ihn von Frankfurt abberufen und als Gesandten nach Petersburg gesendet, um ihn, wie er später spottend bemerkte, kalt zu stellen. Denn da die öffentliche Meinung, zumal Süddeutschlands, warm für Oesterreich erregt war, wollte Preußen seine Politik am Bunde nicht durch einen Gegner Oesterreichs vertreten lassen. Von Petersburg aus riet er dringend von jeder militärischen Rüstung ab, weil damit Oesterreichs strategische Position verbessert, Frank-

reich dagegen bedroht würde. Wäre er schon damals Minister gewesen, so hätte er versucht, durch Einschüchterung Oesterreichs und gleichzeitig durch die lockendsten Angebote der Waffenhilfe eine neue Ordnung in Deutschland zu begründen. Denn schon damals hatte er sich für die Formel entschlossen: zuerst Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, sodann fester Bund zwischen beiden Reichen. In dieser Stimmung schrieb er am 12. Mai an den noch immer unentschlossenen Minister des Aeußern, Freiherrn von Schleinitz, die späterhin oft angeführten Worte: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstigerer Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen.“ Und wann hätte der politische Kalender solchen Entwürfen günstiger sein können als in dem Sommer, der Oesterreich die Niederlagen bei Magenta und Solferino brachte?

Der Prinzregent war vollkommen mit den Zielen Bismarcks einverstanden, aber nicht mit den von ihm ersonnenen Mitteln. Es widerstrebte ihm, die deutschen Habsburger in den italienischen Kämpfen ohne Hilfe zu lassen. Es schwebte ihm vor, Preußens Stellung in Deutschland durch bundesfreundlichen Austrag mit Oesterreich, nicht durch Drohungen gegen dieses Reich zu verbessern. Einen Augenblick lang schien eine Verständigung zwischen den beiden Mächten möglich. Als Oesterreichs Not in Italien stieg und Gyulai sich zur Verteidigung der Lombardei zu schwach erklärte, gestand Oesterreich dem General Willisen, dem Abgesandten Preußens, im Mai die preußische Bundesfeldherrnschaft am Rheine zu, wenn der Prinzregent Oesterreichs italienischen Besitzstand verbürge. Jetzt aber richteten sich die Wünsche des Berliner Kabinetts schon auf ein höheres Ziel, und trotz des dringenden Rates des Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenzollern, konnte sich der Prinzregent nicht zum Abschlusse auf dieser Grundlage entscheiden. Die Unentschlossenheit sei der Fluch Preußens, klagte der Fürst, der ganz Deutschland wider Frankreich geeinigt sehen wollte. Nach Magenta und Solferino schien es endlich dem Berliner Kabinette unmöglich, der volkstümlichen Strömung

zu widerstehen, welche sich auf die Seite des bedrängten Bundesgenossen stellte. Fürst Windischgrätz erschien im Auftrage des Kaisers Franz Joseph in Berlin, um den deutschen Bundeskrieg gegen Frankreich zu betreiben. Er fand den Prinzregenten voll persönlichen Anteils für das widrige Geschick des Kaisers Franz Joseph; aber der Habsburger war zu stolz, um selbst im Ungemach die Halbscheid seiner Machtstellung in Deutschland, etwa die Teilung des Vorsitzes im Bunde, als Preis für die Waffenhilfe anzubieten; der Hohenzoller wieder hielt es für unziemlich, die Not des Bundesgenossen durch harte Forderungen zu erhöhen. Endlich erklärte am 25. Juni der Gesandte Preußens zu Frankfurt, daß das Berliner Kabinett beschlossen habe, sechs Armeecorps zu mobilisieren, welche später am Unterrhein zusammengezogen werden sollten. Nach dem Kriege versicherte der Prinzregent den Königen von Bayern und Sachsen mit voller Bestimmtheit, daß er bei weiteren Fortschritten der französischen Waffen den Krieg an Frankreich erklärt hätte. Es war sein Gedanke, dem preußischen Staate, dem Beschützer Deutschlands gegen die französische Uebermacht, müsse dadurch von selbst die Führung der deutschen Politik zufallen.

Diese Wendung erfüllte Herrn von Bismarck mit tiefem Unmute. Er war überzeugt, daß Preußen aus diesen Rüstungen gegen Frankreich so wenig Vorteil ziehen werde, wie Rußland aus der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes von 1849. „Wir werden dann," so schreibt er am 1. Juli, „nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradenwegs für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oesterreich bekommt Luft, und es wird seine Freiheit benützen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? . . . Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten."

Oesterreich war es selbst, das seinen damaligen Gegner von dieser Sorge befreite. Unvermutet schnell schloß es unter

Preisgebung der Lombardei den Waffenstillstand von Villafranca. Die Kunde kam dem Prinzregenten und dem Fürsten Windischgrätz, der mit ihm unterhandelte, gleich unerwartet. Selbst in ernsten Geschichtsbüchern wird der Vorgang unbegreiflich genannt oder durch anekdotenhafte Züge aus der Umgebung des Kaisers von Oesterreich erklärt. Es scheint also, daß das treffliche Werk über den Krieg in Italien, welches vom österreichischen Generalstabe veröffentlicht wurde, zu wenig bekannt ist. Offenherzig ist darin die damalige Lage des österreichischen Heeres sowie die mangelhafte Kriegsverfassung geschildert. Man hatte sich genötigt gesehen, das unzuverlässige Corps des Grafen Clam-Gallas, das zumeist aus Ungarn bestand, in das Innere Oesterreichs zurückzuschicken, außerdem mußte eine Division des zweiten Corps, dessen kroatische Grenztruppen sich als kriegsuntüchtig erwiesen, aufgelöst werden. Vergeblich hatten dem gegenüber die Nordslaven wie die Rumänen voll ihre Schuldigkeit gethan, die Deutschen den alten Ruhm der kaiserlichen Waffen durch neue tapfere Thaten erhöht. Schlimm stand es mit der notwendigen Ergänzung des Heeres. Neun von den zwölf Armeecorps des Staates kämpften bereits in Italien; ein weiteres war unentbehrlich für die Niederhaltung Ungarns; als die Gefahr wuchs und man die notgedrungene Ausmusterung der ungarischen und kroatischen Truppen vornahm, mußten die letzten zwei verfügbaren Corps des Reiches nach dem südlichen Kriegsschauplatze aufbrechen. Die peinlichste Verlegenheit erwuchs, weil Oesterreich nicht ein zweites Heer besaß, welches gemäß seinen früheren Anerbietungen am Rhein erscheinen sollte. Es wäre selbst schwer gewesen, die nach Bundesrecht am Rhein aufzustellenden drei Corps (80000 Mann) zur rechten Zeit aufzubringen. Erzherzog Albrecht, der zum Führer des österreichischen Heeres im Westen bestimmt war, hätte es nicht übernehmen mögen, jene Truppen zu befehligen, welche sich bei dem Kampfe um Italien unzureichend erwiesen hatten und nun im Innern Oesterreichs lagerten. Wohl war die Aufstellung zweier neuer Corps (des 13. und 14.) angeordnet worden, aber für diese waren nur ungeschulte Rekruten vorhanden, es fehlte an Offizieren und an Ausrüstung. In den Friedensjahren

waren die eingeübten Soldaten überlang bei den Fahnen gehalten worden; die übrigen Ausgehobenen hatte man aus Bequemlichkeit nicht militärisch ausgebildet, sondern wieder nach Hause geschickt; als sie nun einberufen wurden, waren sie unfähig, eine Flinte zu laden. In den Heereslisten waren 375000 Mann Fußvolk verzeichnet, davon waren 255000 Rekruten. Fast die Hälfte des gesamten Heeres bestand nach Einberufung der Urlauber aus ungeschulten Truppen; es war eben während des Friedens angenehmer gewesen, mit den länger dienenden Soldaten die Parade zu beziehen, als die Rekruten mühsam abzurichten. Große Unterschleife hatten die Verpflegung des italienischen Heeres verschlechtert; die mangelhafte, oft verderbte Kriegsverwaltung zeigte ihre Fehler: trotz des übermäßig angewachsenen Kriegsbudgets waren die Zeughäuser leer, die notwendigsten Festungsarbeiten im Mincio-Viereck unvollendet. Widrig war es schon, daß Preußen zur Rettung des italienischen Besitzes zu Hilfe gerufen werden mußte, widriger noch das Eingeständnis der Ohnmacht zur Entsendung einer Rheinarmee. Der vielgeschmähte alte österreichische Hofkriegsrat hatte es stets zuwege gebracht, ein Heer am Rhein und ein Heer in Italien, oft noch ein drittes gegen die Osmanen aufzubringen; dem Staate des Absolutismus, der Militärdiktatur und des Konkordats war eine ähnliche Leistung unmöglich. Das alte Ehrenvorrecht des Hauses Oesterreich, Deutschland am Rhein zu verteidigen, war die eigentliche Grundlage seines Primats über die deutschen Stämme. Jetzt konnte es nicht geübt werden.

Wie aber Napoleon III. Preußen und Deutschland sich waffnen sah, hielt er es für angezeigt, sich mit den errungenen Trophäen zu begnügen. Er lud Kaiser Franz Joseph zu einer Zusammenkunft nach Villafranca; der schwergeprüfte Herrscher ging auf einen Frieden ein, durch welchen die Lombardei abgetreten wurde, Venetien der Monarchie verblieb. Napoleon scheute sich nicht, auf den Sinn des österreichischen Kaisers durch eine unwahre Mitteilung einzuwirken; er wußte zu erzählen, daß Preußen mit ihm und England, wo Palmerston, Oesterreichs steter Gegner, Minister des Aeußern war, insgeheim Rat pflege, um nicht bloß Mailand, sondern auch Venedig

von Oeſterreich loszutrennen und einem Erzherzog zu übergeben [1]). Das Mißtrauen zwiſchen den beiden deutſchen Mächten ſchoß wieder in die Halme. Oeſterreich warf Preußen ſein Zögern vor, welches die Monarchie eine Provinz gekoſtet habe; und Preußen wieder mußte ſeine zu den Waffen gerufenen und jetzt hilfsbereiten Landwehrmänner thatenlos entlaſſen. In Deutſchland blieb der Eindruck, die preußiſche Politik habe durch ihre Unentſchloſſenheit den Bundesfreund geſchädigt; die ſpäte Rüſtung, die der Prinzregent befahl, war den Ereigniſſen doch zu weit nachgehinkt.

[1]) Perſigny, der damals franzöſiſcher Botſchafter in London war, erzählte dies dem Lord Malmesbury, der in ſeinen „Memoiren eines ehemaligen Miniſters“ zum 21. Juli 1859 die Geſchichte dieſer durch Napoleon veranlaßten Täuſchung mitteilt. Bei Perſignys brutaler Offenheit iſt an der Wahrheit dieſer Erzählung nicht zu zweifeln. In Perſignys „Mémoires“ (Paris 1895) ſelbſt wird ſeine Thätigkeit als Botſchafter in London faſt ganz übergangen.

II. Buch.

Scheitern der großdeutschen Politik Oesterreichs. Bismarck und Schmerling (1859 bis 1863).

Die Freunde des ewigen Friedens gefielen sich in früheren Zeiten in dem Gedanken, daß die Völker gerne alles friedlich schlichten möchten, wenn der Sinn der Könige nicht auf Krieg gerichtet wäre. Aber in der Spannung der Kräfte in Deutschland zwischen 1848 und 1860 verhielt es sich umgekehrt. Die Monarchen, die über das Schwert geboten, Kaiser Franz Joseph wie die beiden preußischen Könige dieser Zeit, hegten den Wunsch und auch die feste Ueberzeugung, daß die Bande ihrer persönlichen Freundschaft, die Verwandtschaft ihrer Häuser und endlich die deutsche Stammeseinheit jede ernste Probe aushalten würden. Auch hätten sich Oesterreich und Preußen, wenn sie nur europäische und nicht auch deutsche Mächte gewesen wären, verständigen können; dies gelang ihnen vor 1848 trefflich, und nach 1871 wurde das alte Verhältnis noch gefestigt. Gegen Ost und West, gegen Nord und Süd konnten sie einig sein; in keiner Weltgegend, in keiner Frage, die auf fremdem, außerdeutschem Boden spielte, lagen für sie Anlässe zu Zerwürfnissen. Aber die Macht der nationalen Strömung, welche Deutschland beherrschte, riß sie auseinander; sie war stärker als ihr Wille, stärker oft als der politische Vorteil ihrer Staaten. Nach 1859 gewannen die Einheitsbestrebungen festere Gestalt. Unwiderstehlich wirkte das italienische Beispiel auf den langsamer reifenden

Entschluß der Deutschen. Die Feste der Turner, Schützen und Sänger feierten in rauschenden Tönen das Ziel, über welches die Kinder des Vaterlandes einig waren, wobei schon der nächste Schritt sie zu lautem Streite entzweite. Der Nationalverein und der großdeutsche Reformverein drängten die Minister und die Fürsten zu entscheidenden Thaten. Dem Ehrgeize sowohl Preußens wie Oesterreichs wurde ein neues Ziel gesteckt. Die Patrioten in beiden Staaten wiesen auf die gewaltigen politischen und militärischen Kräfte hin, welche in dem zersplitterten Deutschland ruhten, und sie forderten, man solle sie aufrufen, um mit ihrer Hilfe den eigenen Staat zu ungeahnter Macht emporzuheben. So lockend wie die Hoffnung, ebenso gefährlich war die Entsagung; denn das Feld dem Nebenbuhler zu räumen, hieß ihm die Vorherrschaft über Mitteleuropa überlassen. Es war also der neu erwachte Einheitsdrang der Nation, der den Keil zwischen Oesterreich und Preußen trieb und die mit den napoleonischen Kriegen begrabene Eifersucht zu neuer Zwietracht entfachte.

Andere Nationen seufzen nicht selten über ihre innere Schwäche, das deutsche Volk aber litt an einem Ueberschusse an Kraft. Zwei Großmächte waren aus seinem Schoße erwachsen. Sie waren beide der Stolz der Nation, aber ihr Partikularismus war das Hemmnis einer alle Stämme umschließenden Einigung. Nach den Ereignissen von 1871 ist es überflüssig, von den großen politischen und militärischen Eigenschaften zu sprechen, welche das Preußen jener Tage umschloß. Das damalige Oesterreich wieder eröffnete der nationalen Phantasie ein weites Gebiet. Denn Ungarn und Galizien, welche soeben nach Niederwerfung der Revolution in den Machtbereich deutscher Bildung gezogen waren, glichen neu gewonnenen oder wiedereroberten Kolonien, welche den geistigen und wirtschaftlichen Kräften der Nation vollen Spielraum boten. Die großdeutsche Idee und ihre Träger hielten sich für stark genug, um sich die beiden politischen Realitäten, Oesterreich und Preußen, dienstbar zu machen. Aber weder Preußen noch Oesterreich war gewillt, mit der deutschen Allheit eine andere Verschmelzung zu vollziehen, denn als Führer und Sieger. Wenn irgend

jemand es versucht hätte, den widerstrebenden Teil mit Gewalt in eine engere Organisation zu pressen, so wäre das eingeborene Staatsgefühl stark genug gewesen, dies zu verhindern. In Deutsch-Oesterreich war überhaupt nur eine dünne Schichte unter den Gebildeten der Einbeziehung in Deutschland geneigt, und diese auch nur dann, wenn Oesterreich der Führerschaft sicher war. In Preußen wären die Demokraten und auch die Ultramontanen bereit gewesen, in einer höheren nationalen Einheit aufzugehen; aber trotz dieser Stimmungen wäre auch hier solches Beginnen hilflos gescheitert an dem starken Staatswillen, welcher sich in der Dynastie verkörperte. In einem Kampfe, der sich um Oesterreichs oder Preußens Selbständigkeit innerhalb Deutschlands entsponnen hätte, wären die Monarchen nicht bloß des Heeres, sondern auch der überwältigenden Volksmeinung sicher gewesen.

In diesen Bewegungen entfaltete sich der Charakter König Wilhelms und seines ersten Ministers. Wilhelm I. wurzelte in den Anschauungen einer älteren Zeit; seine kernige Natur hatte nichts Modernes an sich, ja mit Vorurteilen sah er auf die täglich neu aufschießenden Gestalten und Wünsche der Zeit. Sein Geist war nicht tief und nicht vielseitig; er stand dem Zusammenhange vieler Dinge, die er um sich werden sah, mit ungerechtem Mißtrauen gegenüber. Diese Eigenschaften erschienen vielen seiner Zeitgenossen anfangs als unverbesserliche Mängel; aber sie übersahen dabei, daß der Fürst, der die Hauptsache erfaßt, der die Bedingungen der Größe seines Staates versteht, ohne Gefahr die rasch verwelkenden Blütenranken modernen Geistes unbeachtet lassen kann. Diejenigen, die mit den Ideen und Schlagworten der Zeit Fangball spielten, spotteten wohl über die Enge des Gesichtskreises des Königs; aber er stand dafür keinem Manne seiner Zeit in der Kunst nach, ein starkes Heer zu schaffen, die besten Männer für die Verwaltung zu wählen, den Beamtenstand mit dem klaren und gesunden Blick eines unermüdlich fleißigen Hausvaters zu leiten; dabei war er in gesunder Staatsselbstsucht eifrig und zähe auf seines Hauses Erhebung bedacht. Diese Eigenschaft aber war seinem geistreichen Bruder ganz abhanden gekommen. Senti-

mentalität lag seiner Natur fern [1]); er zog wohl nur zögernd in den Krieg von 1866, aber als er siegte, lag es nicht an ihm, daß nicht noch einige seiner königlichen und fürstlichen Vettern auf den kleinen Thronen Deutschlands in die Fremde wandern mußten. Unter der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzeldinge ist es für die Zeitgenossen gar schwer, den Kern der Entwicklung zu verstehen; Wilhelm I. besaß die Gabe, die durchgreifenden Ursachen von den begleitenden Umständen zu trennen und das Notwendige zu thun. Diese Fähigkeit hatte er mit manchem anderen Begründer von Staaten und Dynastien gemein, deren Erfolge von ihren Zeitgenossen unbegreiflich genannt wurden. Trefflich hatte Grillparzer solche Gegensätze geschildert: der schlichte Manneswert Rudolfs von Habsburg siegt über des Böhmenkönigs Ottokar flackernde Genialität. In der Geschichte der Staaten gibt es zwei Gruppen von Männern, die Nachhaltiges geleistet haben. Die eine Reihe umfaßt die gewaltigen Naturen, nnd ihnen weist die fortspinnende Sage heroische Urkraft und selbst Abstammung von den Göttern zu. In die andere gehören die soliden Köpfe, die stets das Selbstverständliche thun, so daß jeder vermeint, er hätte an ihrer Stelle dasselbe durchsetzen können. Schwunglos scheinen die letzteren; aber wenn sie auch von der Phantasie nicht zu überraschenden Thaten befeuert werden, so siegen sie durch eine merkwürdige Irrtumslosigkeit in ihren Entschlüssen.

So erkennt heute jedermann, daß König Wilhelm und er allein Recht hatte, als er sein eigenstes Werk, die Heeresreform, trotz unsäglicher Schwierigkeiten durchsetzte. In einer Zeit, in der alle seine Unterthanen davon schwärmten, Preußen

---

[1]) Bernhardi, „Tagebücher" (zum 24. Jänner 1862): „Der König hat Auerbachs Vorlesung über den Weltschmerz neulich mit angehört und äußerte, er habe bei dieser Gelegenheit erst erfahren, was das Wort bedeute: — er habe nicht gewußt, daß es so etwas gibt — in sich auch nie etwas davon erlebt. B. Auerbach gab, wie er mir später erzählte, die glückliche Antwort: ‚Eure Majestät dürfen den Weltschmerz auch nicht empfinden, denn Sie sollen ihn heilen, und wer eine Krankheit heilen soll, muß selbst gesund sein.'"

könne durch moralische Eroberungen zum Mittelpunkte der deutschen Einheit gemacht werden, erkannte er, daß es in erster Linie wirkliche, insbesondere militärische Machtmittel seien, durch welche sein Staat in dem Wettbewerb in Deutschland siegen werde. Wie einfach erscheint jetzt diese Erkenntnis![1]) Hatte er nicht erlebt, daß im November 1850 der Kriegsminister erklärte, Preußens Heer sei dem Kampfe mit dem österreichischen nicht gewachsen? Langsam waren auch die Rüstungen von 1859 von statten gegangen: der Krieg war zu Ende, als Preußen auf dem Plan erschien. Jedermann in Europa kannte diese Thatsachen; seltsam, daß fast der Herrscher allein aus ihnen den richtigen Schluß zog und in drang- und kummervollen Tagen und Nächten an der Erneuerung des preußischen Heerwesens festhielt. Die Deutschen werden es ihm immer Dank wissen, daß er in einer schwächlichen Zeit, die alles mit Reden im Brusttone der Ueberzeugung schlichten wollte, den Kern der staatlichen und nationalen Größe, die Wehrhaftigkeit des Volkes, mit sicherem Blick erkannte. Die anderen Nationen waren sich dieser Wahrheit seit langem bewußt, den Deutschen mußte solche Erkenntnis erst sinnfällig in blutigen Schlachten vor Augen geführt werden.

Als König Wilhelm zur Regierung kam, bestand wohl allgemeine Wehrpflicht in Preußen, aber nach dem Gesetze wurden alle Jahre nur 40000 Mann ausgehoben. In fünf Jahrgängen bildeten sie die Feldarmee, welche sonach 200000 Mann stark sein sollte, wenn der König sie bei beginnendem Kriege zu den Waffen rief. Die nächsten Altersklassen vom 25. bis 39. Jahre bildeten die Landwehr, 400000 Mann stark. Das war ein Heer, geeignet zu einem Verteidigungs- und Volks-

[1]) Bemerkenswert ist das Gespräch, welches Wilhelm I. noch als Prinzregent am 13. Juni 1860 mit Ranke führte. Ranke („Zur eigenen Lebensgeschichte" S. 584) berichtet darüber unter anderem folgendes: „Die Summe seiner Entschlüsse war, ... die deutschen Fürsten in ihrer Souveränität zu schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorzubringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermögliche. Einen vollkommenen Begriff hatte er davon, daß die militärische Macht die Souveränität in sich schließe."

kriege. Zu einer thatkräftigen, hochstrebenden Politik dagegen, wie sie auch die preußische Kammer stolzen Mutes forderte, war es untauglich. Es war der kranke Punkt des bestehenden Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, daß noch immer nur 40000 Mann jährlich ausgehoben wurden, obwohl die Bevölkerung seit seinem Inkrafttreten im Jahre 1816 von 10 auf 18 Millionen gestiegen war. Zehntausende von wehrhaften jungen Männern blieben also ruhig zu Hause; wen aber das Los traf, der mußte 19 Jahre lang des Rufes zu den Fahnen gewärtig sein. So bestand das zweite Aufgebot der Landwehr fast ausschließlich, und auch das erste zum guten Teile, aus verheirateten Männern. Das natürlichste und gerechteste Wehrsystem war zum unbilligsten und härtesten geworden.

Zwei Hauptpunkte umfaßte die Reform, welche König Wilhelm durchsetzte. Es sollten anstatt 40000 von jetzt ab jährlich 63000 Mann ausgehoben werden. Sodann wollte der König die drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr noch in die Feldarmee aufnehmen. Durch die größere jährliche Aushebung wurde die Errichtung von 49 neuen Regimentern notwendig. Die Dienstpflicht erhielt eine breitere Grundlage; dafür wurden die älteren Jahrgänge der Landwehr früher entlassen. Die ganze Reform belastete das Kriegsbudget jährlich bloß mit 9½ Millionen Thalern; dafür besaß der Staat eine Feldarmee mit der Kriegsstärke von 370000 Mann, hinter denen Ersatztruppen in der Stärke von 126000 Mann und 163000 Mann Landwehren standen. Die markige, tief ernste Persönlichkeit des 1859 zum Kriegsminister ernannten Generallieutenants Albrecht v. Roon war der Träger dieser Reformen vor dem Abgeordnetenhause [1]).

---

[1]) Vgl. Goßler, „Albrecht v. Roon" (Berlin 1879), besonders aber die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon", ein litterarisches Denkmal, das der Sohn Roons, Waldemar Graf von Roon, ihm gesetzt hat. — Die 1897 veröffentlichten „Militärischen Schriften" König Wilhelms bieten ein klares Bild der Entwicklung des Königs zum Reformator seines Heeres. Vgl. auch P. Bailleu: „Der Prinzregent und die Reform der deutschen Kriegsverfassung", „Historische Zeitschrift", 42. Bd., 1897. Zur Charakteristik König

Es war nun verhängnisvoll für den Einfluß der Volksvertretung auf die innere Gestaltung Deutschlands, daß der preußische Landtag sich gegen diese Reform sträubte. Nicht eigentlich gegen ihren Grundgedanken. Die Kammer von 1860 ermöglichte durch die Gewährung von 9 Millionen Thalern die Bildung der 49 neuen Regimenter, sie knüpfte aber an die dauernde Votierung dieser Summe mehrere Bedingungen, unter denen die Herabsetzung der Wehrpflicht von drei auf zwei Jahre die wichtigste war. Da aber der König darin eine Schwächung der Wehrkraft sah, so war eine Einigung nicht mehr möglich. Die Gegensätze verschärften sich; 1861 wurde der jährliche Zuschuß zur Erhaltung der neuen Regimenter noch einmal bewilligt, weil man noch zu einer Einigung zu gelangen hoffte. Aber 1863 stand die Verweigerung bevor, so daß der König den Landtag auflöste und neue Wahlen anordnete.

Die Regierung König Wilhelms wollte das Widerstreben des Volkes gegen die Heeresreform dadurch besänftigen, daß sie ihre ernste Teilnahme für das Einheitsideal der Nation bezeugte. An Stelle des Herrn v. Schleinitz, der das Amt eines Ministers des königlichen Hauses übernahm, wurde Graf Bernstorff 1861 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Dessen deutscher Patriotismus war ernst und lauter, doch auch er war kühnen Maßregeln nicht hold. Indessen war die Note, welche er am 20. Dezember 1861 an die deutschen Höfe sendete, ein unzweifelhaftes Bekenntnis zu der Politik eines engeren deutschen Bundes unter Führung Preußens; sie bezeichnet die Rückkehr zu dem Versuche, den Friedrich Wilhelm IV. 1849 unternommen hatte. Die nächste Folge dieses Schrittes war, daß die Regierungen der Mittelstaaten zu Unruhe und Argwohn wider den preußischen Ehrgeiz aufgescheucht wurden. Und doch hatte Bernstorff sich damit nur ein theoretisches Ziel gesteckt; entschlossene Initiative lag seiner Natur

---

Wilhelms vgl. das Buch von Erich Marcks „Kaiser Wilhelm I.", Separatabdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie, und Georg Kaufmann, „Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert" (Berlin 1900).

ferne. Deshalb erklärte sich die preußische Parlamentsmehrheit durch diese Aktion, die nur als Abschlagszahlung betrachtet wurde, nicht ganz zufriedengestellt. Der König aber bezeichnete seit dieser Zeit die Grundsätze der Note für sein feststehendes Programm; mehr als einmal hob er dies während der Zeit des inneren Konflikts hervor. Nach den Wahlen von 1862 kehrte die Fortschrittspartei mit überwältigender Mehrheit in den Landtag zurück, und nun war, da sich im Lande auch heftiger Tadel wider die zögernde äußere Politik erhob, die vollständige Verwerfung der Heeresreform vorauszusehen. Deshalb entschloß sich der König, dem Drängen Roons und Manteuffels zu folgen, Bismarck zu berufen und dann jene „tapfere" Politik zu betreiben, welche ihm Bismarck bei einem Gespräche in Baden-Baden angeraten hatte. Als das Abgeordnetenhaus am 23. September 1862 mit 273 gegen 68 Stimmen die Kosten für die neuen, bereits aufgestellten 49 Regimenter aus dem Budget strich und die liberalen Minister ihre Entlassung nahmen, da riet Roon wie so oft früher zur Berufung Bismarcks. Der König meinte: „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden." Aber Bismarck hatte sich beeilt, aus Biarritz nach Berlin zu kommen, um zur Verfügung zu stehen. „Die Birne ist reif," hatte ihm Manteuffel telegraphiert. So konnte Roon dem in seinem Gemüte tief bedrückten Könige sagen: „Er ist hier, er wird Eurer Majestät Ruf bereitwillig folgen." Mitten unter den kleinen Verlegenheiten, welche die Note Bernstorffs hervorrief, und unter den scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten, von welchen das innere Leben des Staates ergriffen war, wurde Otto v. Bismarck am 23. September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt. Aber nun war auch mit der fast vollständig umgeschaffenen Armee das Werkzeug geschmiedet, ohne welches dieser Staatsmann seine Erfolge nicht hätte erringen können. Als der König Herrn v. Bismarck zum erstenmal sprach, war er sehr niedergeschlagen; das erste Schriftstück, das er dem neuen Ratgeber übergab, war die Abdankungsurkunde. Zufällig hatte der Kronprinz Bismarck früher zu sich bescheiden lassen, bevor dieser Gelegenheit hatte, beim

Könige zu erscheinen, und Wilhelm I. empfing, als er davon erfuhr, den bitteren Eindruck, daß auch Bismarck sich schon dem aufsteigenden Sterne zuwende. „Mit dem ist es auch nichts," sagte der König in gedrückter Stimmung zu Roon, „er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Da aber trat der furchtlose Mann vor den König und durch den Ausdruck unbedingter Ergebenheit gelang es ihm, den gebeugten Monarchen aufzurichten; er erfüllte ihn dadurch, daß er sich bereit erklärte, die Militärorganisation auch gegen den Landtag durchzuführen, mit neuem Mute. „War des Königs Haltung vor der Unterredung die eines tiefgebeugten Mannes gewesen, so schritt er jetzt aufrecht, fest und straff von dannen [1])."

Ernste Sorgen drückten zu derselben Zeit auch Kaiser Franz Joseph. Denn nach dem Zusammenbruche des Absolutismus mußte der Staat neu aufgebaut werden. Nach der kurzen Zwischenregierung des Grafen Goluchowski wurde Schmerling im Dezember 1860 mit dem Amte des leitenden Staatsministers betraut. Der Stern Antons v. Schmerling war in Frankfurt aufgegangen, als ihn der Reichsverweser Erzherzog Johann zum Präsidenten des ersten deutschen Reichsministeriums ernannte. Im parlamentarischen Wettstreite wie im heftigen Gegensatze mit den ersten Männern der Nation maß er sich hier als Gleicher und selbst als Ueberlegener, wiewohl ihm in der Heimat die rednerische und politische Vorschule gefehlt hatte. Dem Pathos der Stürmer stellte er die unbequeme Ironie der Thatsachen gegenüber; schneidig und spöttisch zugleich behandelte er die revolutionär Gesinnten, rechtzeitig trat er ihrem Losbruche am 17. September 1848 mit den Waffen entgegen. Unter den Gemäßigten, welche der konstitutionellen Monarchie anhingen, bewahrte er sich hohes Ansehen, auch nachdem sich der Gedanke des preußischen Erbkaisertums in der Mehrheit des Reichstages Bahn gebrochen und seinen Rücktritt erzwungen hatte. Als unbeugsamer Oesterreicher zögerte er keinen Augenblick, durch einen Bund mit den von ihm bekämpften Demo-

[1]) Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen" I, S. 267. Unruh, „Erinnerungen" S. 221. Münchener „Allg. Ztg." vom 7. Okt. 1890.

kraten das Kaisertum der Hohenzollern von vornherein zu untergraben und so den ersten Versuch zur deutschen Einheit zu vereiteln. Es war ihm unmöglich, sich mit einem einigen Deutschland zu befreunden, an dessen Spitze nicht seine geliebte Heimat stand [1]). Von Frankfurt nach Oesterreich heimgekehrt, führte er als Justizminister Geschworenengerichte und öffentliches Gerichtsverfahren ein und wirkte für Gewährung einer wohlthätigen Selbständigkeit der Gemeinden. Als die 1849 verkündigte Verfassung dann im Jahre 1851 gegen seinen Rat zurückgenommen wurde, zog er sich ohne Zögern wieder auf die richterliche Laufbahn zurück. Vieles unterschied ihn von den meisten seiner engern Landsleute; vor allem besaß er eine eigene große Anschauung von der Art, wie sein österreichisches Vaterland zu organisieren und zu beherrschen sei. Am 26. Februar 1861 wurde, als er wieder ins Amt berufen war, die Verfassung verkündigt, durch welche um die ganze Monarchie, das widerstrebende Ungarn mit eingeschlossen, ein Einheitsband geschlungen werden sollte. Diese Verfassung enthält die Grundgedanken der jetzt in der österreichischen Reichshälfte gültigen; aber den Ungarn konnte der Einheitsstaat nicht aufgedrängt werden. Zu stark war der Geist der Selbständigkeit in diesem Volke und zudem hatte Schmerling die unglücklichste Erbschaft angetreten. Einer der wichtigsten Akte der Regierung des Grafen Goluchowski und seiner ungarischen Ministerkollegen war die Wiederherstellung der autonomen ungarischen Komitatsverwaltung gewesen. Bevor also der Ausgleich mit Ungarn geschlossen war, wurde der deutsche Beamtenstaat in Ungarn zerstört, das Werkzeug zertrümmert, mit welchem das Land von Wien aus verwaltet wurde. Was der Schluß des Ausgleiches hätte sein müssen, war so an den Anfang gesetzt. Man ließ alle deutschen Beamten und Lehrer aus Ungarn vertreiben, man gab der Opposition des magyarischen Adels zuerst den ganzen Machtapparat der Verwaltung preis — und dann erst wollte man über leere Verfassungsformen mit ihr unter-

[1]) Ueber diese Verhältnisse vergleiche Arneths Buch „Anton Ritter v. Schmerling. Episoden aus seinem Leben". (Wien 1895), S. 328 ff.

handeln [1]). Trotzdem glaubte Schmerling obsiegen zu können. Hier nun, in der Abwägung der politischen Kräfte, über welche er und seine politischen Widersacher verfügten, liegt die Schwäche seiner staatsmännischen Rechnung. Sein Irrtum war, daß er die Autorität des österreichischen Einheits- und Reichsgedankens auf die Gemüter überschätzte, ebenso die materiellen Machtmittel, die ihm zu Gebote standen. Diese unrichtige Abwägung eigener und fremder Kräfte ging überhaupt durch sein ganzes Wesen. Es ehrt ihn als Mann und als Patrioten, daß er frei war von dem Zweifel an seinem Staate und an dessen Sendung, frei von dem lähmenden Pessimismus, der in Oesterreich die besten Kräfte an der Entfaltung hindert. Ihn erfüllte echter Glaube an das politische Testament Josephs II., das er vollstrecken wollte. Das Scheitern der Pläne dieses Fürsten beugte seinen Mut nicht. In Freiherrn v. Lichtenfels, den er zum Präsidenten des Staatsrates erhob, fand er einen geistvollen Gehilfen, oft selbst den Anreger neuer Ideen, deren er sich bemächtigte. Seine Position schien anfangs unerschütterlich; denn Erzherzog Rainer, der freisinnigste unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses, übernahm das Präsidium des von ihm gebildeten Ministeriums. Zu der Ueberzeugung von der Größe seiner Sendung gesellte sich bei Schmerling eine übermäßige Zuversicht in die eigenen Fähigkeiten. Deshalb versäumte er es nicht selten, die Menschen durch kluge

---

[1]) Es ist durch die von Konyi herausgegebenen Briefe Deaks bekannt geworden, daß die ungarischen altkonservativen Staatsmänner, nachdem sie durch ihre unglückseligen Maßregeln Ungarn in Verwirrung gestürzt hatten, selbst Anton v. Schmerling dem Kaiser empfahlen, um den Staat wieder einzurenken. Als er sie dann beiseite schob, erwuchsen ihm gerade in den Bay, Szecsen und besonders in Moritz Esterhazy die heftigsten Gegner, die seinen Sturz herbeiführten. Zu Fröbel („Ein Lebenslauf" II, S. 204) sagte Schmerling: „Die Ungarn haben geglaubt, mich für ihre Zwecke gewinnen zu können. Ihr Programm war: Liberalismus durch die Ungarn. Sie haben sich an Rechberg gemacht, um mich durch diesen in das Ministerium zu bringen, und Rechberg hat sich dafür bemüht. Ich habe mich aber direkt mit dem Kaiser verständigt und dessen Zustimmung zu meinem System erlangt." Außer Fröbels Buch ist die Biographie Hans Perthalers von Ambros Mayr (in Perthalers „Auserlesenen Schriften", Wien 1883) für Schmerlings Verhalten wichtig.

Behandlung zu gewinnen. Wahrscheinlich hat dies auch auf sein Verhalten zu Kaiser Franz Joseph, der dem Liberalismus ohnedies abgeneigt war, trübend eingewirkt; ein stolzes Auftreten wie das seinige war in der Hofburg ungewöhnlich. Der Kaiser folgte ihm nicht lange in der unbeugsamen Durchführung des staatlichen Einheitsgedankens; er strebte vielmehr nach Vermittlung der Gegensätze, unter denen sein wohlwollender Sinn am meisten litt. Nur in den ersten zwei Jahren der Verwaltung Schmerlings wirkte Kaiser Franz Joseph mit seiner ganzen Autorität für die Staatsauffassung seines Ministers. Dann wandte er sich nicht selten an andere Ratgeber und leitete, während er Schmerling noch im Amte beließ, zu einem neuen Regierungssystem über. Nicht ohne Grund konnte sich Schmerling, als seine Pläne scheiterten und er zurücktreten mußte, mit dem Gedanken trösten, daß ihm nicht genügender Spielraum gegönnt war und daß er sich in der vollen Erprobung seiner Kräfte vielfach gehemmt sah.

Auch die äußere Politik der Monarchie entbehrte zu dieser Zeit der nötigen Einheit und Klarheit, die nur aus dem Willen und der Einsicht einer einzigen Persönlichkeit hervorgehen kann. Mit Schmerlings Auffassung aber kreuzte sich vielfach die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Bernhard Rechberg [1]). Dieser, der zweite Sohn aus einem reichbegüterten schwäbischen Geschlechte, war frühzeitig in die österreichische Diplomatie eingetreten und hatte auf Gesandtschaftsposten diesseits und jenseits des Ozeans reiche Erfahrungen gesammelt. Nach Schmerlings Rückkehr aus Frankfurt im Frühjahre 1849 vertrat Rechberg die österreichische Politik in der Mainstadt. Hierauf, nach der Wiederherstellung des Bundestages, waren der Reihe nach Thun, Prokesch-Osten und schließlich wieder Rechberg seit 1855 Gesandte Oesterreichs und Vorsitzende des Bundestages. Hier wirkte Rechberg bis 1859 mit Bismarck zusammen. In den leichten und ernsten Zusammenstößen der österreichischen und preußischen Politik errang sich Rechberg die

[1]) Vgl. den Artikel „Rechberg" von H. Friedjung im 4. Bande des von A. Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs" (Berlin 1900).

aufrichtige Achtung seines großen Nebenbuhlers, wie sich dies in zahlreichen Briefen Bismarcks nach Berlin kundgibt. Nur einmal wurde der hitzige österreichische Gesandte durch den Widerspruch und Spott Bismarcks in den Harnisch getrieben; es kam damals zu einer Herausforderung zum Zweikampfe, jedoch ohne ernstliche Folgen, da Bismarck mit kälterem Blute die Erregung Rechbergs beschwichtigte. Rechberg besaß über das Verhältnis der beiden Großmächte ungefähr dieselbe Anschauung wie Bismarck, als dieser im Jahre 1850 nach Frankfurt gekommen war: er wünschte ein freundliches Zusammengehen der beiden Staaten. Es wäre ein Glück für Oesterreich gewesen, wenn Bismarck bei Beginn seiner diplomatischen Laufbahn einen Mann dieser Auffassung als Vertreter Oesterreichs vorgefunden hätte; seit dem Krimkriege aber war Bismarck innerlich bereits zum Bruche mit Oesterreich entschlossen. So fand Rechberg ihn gewinnend in der Form, aber sachlich in schroffer Kampfesstellung gegen Oesterreich. Rechberg gewann eine hohe Meinung von seiner Begabung, aber er würdigte damals noch nicht die geistige Freiheit, zu welcher sich Bismarck über die junkerlichen Vorurteile erhoben hatte. Rechberg war bereits österreichischer Minister, als Bismarck zum Vertreter Preußens in Paris ernannt wurde. Damals fällte er über Bismarck in einem Gespräche mit Gramont, dem französischen Botschafter in Wien, folgendes Urteil, eine seltene Mischung von Irrtum und von Wahrheit: „Wenn Herr v. Bismarck eine vollständige diplomatische Erziehung hätte, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, wenn nicht der erste; er ist mutig, fest, hochstrebend, voll Feuer, aber unfähig, eine vorgefaßte Idee, ein Vorurteil, eine Parteianschauung irgend einem Grundsatze höherer Ordnung zu opfern; er besitzt keinen praktischen politischen Sinn, er ist ein Parteimann im stärksten Sinne des Wortes, und da er gewinnendes Wesen besitzt und Einfluß in Geschäften, da er ferner Oesterreich feindlich gesinnt ist, sehen wir diese Wahl nicht ohne Mißfallen und Unruhe.“ Kräftiger noch äußerte sich Rechberg, als die liberale Aera in Preußen zu Ende ging: „Gibt es in Berlin einen Ministerwechsel, so kommt der schreckliche Bismarck an die Reihe, ein Mensch, der

im stande ist, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten." Als Graf Buol zu Beginn des italienischen Krieges zurücktrat, übernahm Rechberg seine schwierige Erbschaft. Anfangs teilte er den Groll über die Zurückhaltung Preußens während des Krieges und sandte nach dessen Schlusse eine Note ab voll Anklagen gegen des Bundesgenossen Unzuverlässigkeit. Er hielt es aber für klüger, den Streit zu begraben, gab sich Mühe, die üble Laune der Wiener Hofkreise zu beschwichtigen und setzte eine Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs mit König Wilhelm ins Werk. Er kehrte zu den konservativen, zögernden, vermittelnden Ueberlieferungen der Staatskanzlei zurück. Er betrieb, um die Schäden der politischen Stellung Oesterreichs zu heilen, eine Annäherung an Preußen. An die deutsche Frage wollte er nicht rühren, da er der Kraft Oesterreichs mißtraute, eine neue, bessere Organisation Deutschlands zu schaffen. In Napoleon III. sah er den Erzfeind Oesterreichs; er hielt dafür, daß dieser die nationale Frage in Deutschland und in Italien aufs neue zum Verderben Oesterreichs aufrollen werde. In dieser Ueberzeugung bestärkten ihn geheime Papiere Napoleons, in deren Besitz Palmerston gekommen war[1]). Hitzig und aufbrausend in seinem Temperament, war Rechberg durchaus konservativ in seinen politischen Anschauungen. Er war der Meinung, Oesterreich und Preußen sollten zusammenhalten, schon um der demokratischen Strömung in Deutschland zu begegnen. Eine starke Monarchie im Innern und das Gleichgewicht der beiden Staaten im Deutschen Bunde waren die Pole seines Programms.

Anderthalb Jahre später als Rechberg trat Schmerling ins Kabinett; des letzteren Ansichten über die deutsche Frage wichen aber weit ab von denen des Amtsgenossen. Erfüllt von politischem und patriotischem Schwunge, sah er geringschätzig auf die engen Anschauungen Rechbergs herab. Die Einführung parlamentarischer Formen in dem absolutistischen Oesterreich gewann ihm in der Heimat und im Reiche neue Freunde. Die großdeutsche Partei fühlte sich in der Presse wie in den

[1]) Vgl. im Anhang Nr. II zu diesem Werke, II. Band, die Mitteilungen des Grafen Rechberg.

diplomatischen Aktionen allerorten durch seine energische Hand gestützt und geführt. Schmerling lebte in dem Gedanken, das centralisierte Oesterreich zum gebietenden Staate im Deutschen Bunde zu erheben. Zu diesem Zwecke sollten die volkstümlichen Kräfte in Deutschland aufgerufen werden; er traute sich zu, sie den Zielen Oesterreichs dienstbar zu machen und sie, wenn sie diesem Staate gefährlich werden sollten, einzudämmen. Er wies darauf hin, daß ihm das in den stürmischen Zeiten von 1848 zu Frankfurt und jetzt wieder in dem gefügigen Parlament zu Wien gelungen sei. Es bestand zwischen Schmerling und Rechberg von vornherein eine gewisse Spannung. Schmerling hatte es nicht verwunden, daß Rechberg im Jahre 1849 in Frankfurt die Früchte seiner harten Arbeit pflückte. Er hatte der Revolution die Stirne bieten müssen; als die Stimmung in Deutschland umschlug und die österreichische Politik Erfolge erzielen konnte, vermochte Rechberg unter Anleitung des Fürsten Schwarzenberg billige Lorbeeren zu erringen. Wie nun Schmerling im Ministerium eine kühne, ausgreifende Politik befürwortete, erhob Rechberg Bedenken; der Staatsminister sah sich den Einwendungen der diplomatischen Routine gegenüber. Er riet zu einer deutschen Reichspolitik in größerem Stile; das ganze Deutschland sollte durch Oesterreich eine parlamentarische Vertretung erhalten. Dem deutschen Nationalgefühle sei durch Schöpfung eines einheitlichen Zollbundes mit Einschluß Oesterreichs, durch gleiches Maß, Gewicht und Geld, durch Einführung einheitlicher bürgerlicher und Strafgesetze gerechte Befriedigung zu verschaffen. Oesterreich sollte allerwegen den Anstoß zur Reform geben, so fordern es Würde und Wohlfahrt des eigenen Staates.

Vorerst überwog der Einfluß Schmerlings. Er galt in Oesterreich wie in der großdeutschen Partei außerhalb der Monarchie als Bahnbrecher einer neuen Entwicklung. Er sah sich zu einem kühnen Vorstoße angeregt, als die preußische Note vom 20. Dezember 1861 wieder die Bildung eines engeren Bundes unter Führung Preußens zur allgemeinen Erörterung brachte. Erbitterung herrschte ob solchen Anspruches in der Wiener Staatskanzlei; Graf Rechbergs jähes Temperament drängte einige Zeit seine eigenen Zweifel an dem Werte einer

Aktion Oesterreichs in der deutschen Frage zurück. Zudem waren alle Minister der kleineren Staaten einig in der Bekämpfung des preußischen Ehrgeizes. Graf Bloome wurde deshalb von Wien aus an die deutschen Höfe geschickt, um sie zu gemeinsamem Vorgehen gegen Preußen zu bestimmen, und am 2. Februar 1862 kam eine identische Note, abgesendet von Oesterreich, den vier deutschen Königreichen, ferner von Darmstadt und Nassau, zu stande, in welcher der Anspruch Preußens in lebhafter Weise zurückgewiesen wurde. Die großdeutsche Partei in Wien setzte es durch, daß Oesterreich sich nicht bloß ablehnend verhielt, sondern positive Vorschläge formulierte. Das Wiener Kabinett trat mit dem Entwurfe einer Bundesreform vor den Frankfurter Bundestag. Es sollte — dies war sein Inhalt — ein Bundesdirektorium mit straffer Centralisation der deutschen Angelegenheiten eingesetzt werden, ihm zur Seite eine Delegiertenversammlung, ausgewählt aus den Vertretungen der einzelnen Staaten. Damit brach das konstitutionelle Oesterreich mit der bloßen Verneinung in der deutschen Frage. Dabei war es ganz praktisch, daß das Wiener Kabinett mit einem wichtigen, der Nation seit jeher am Herzen liegenden Werke den Beginn machen wollte. Oesterreich im Vereine mit sieben Staaten Deutschlands schlug vor, einen gemeinsamen Civilprozeß und ein gemeinsames Obligationenrecht zu entwerfen und alsbald eine Delegiertenversammlung aus den deutschen Volksvertretungen zur Beratung dieser Institutionen einzuberufen. Die sachliche Heilsamkeit des Planes stand über jedem Zweifel. Politisch war, wenn Schmerling Recht behielt, Oesterreichs Machtstellung durch diese Anregungen gefestigt. Am Bundestage verfügte es, so schien es, wieder über die Mehrheit, seitdem Preußen die engere Union der deutschen Staaten betrieb und damit Mißtrauen erregte. Wenn die Befugnisse der Frankfurter Centralstelle ernstlich erweitert wurden, so war das auch ein Machtzuwachs des Reiches der Habsburger. Ebenso sicher war, daß die Souveränität der Krone Preußens in demselben Augenblicke eine Einbuße erlitt, in welchem ein Stück der staatlichen Arbeit den preußischen Kammern entzogen und einem Organismus in Frankfurt zugeteilt wurde, welcher unter

der Leitung des Wiener Kabinetts stand. Preußen hätte demnach um Deutschlands willen auf seine Selbstherrlichkeit in wichtigen Staatsgebieten verzichten müssen. Jedermann wußte, daß, wenn man dem Kaiser von Oesterreich Aehnliches zumuten wollte, er seines Reiches Macht gewiß der Wohlfahrt der deutschen Nation voranstellen würde; ähnlich handelte jetzt König Wilhelm, der damals noch von dem Grafen Bernstorff beraten war. Diesmal, wie bei jeder beabsichtigten Aenderung der Bundesverfassung, ergab es sich, daß der deutsche Staatenbund so lange entwicklungsunfähig war, als sich zwei Großmächte darin befanden. Nach dem Bundesrechte erforderte Oesterreichs Antrag zu seiner Annahme Einstimmigkeit. Preußen aber versagte seine Stimme. Beharrte Oesterreich demnach auf Durchführung der Reform, so konnte sie nur durch Aufrufung volkstümlicher Gewalten und durch Brechung des preußischen Widerstandes erfolgen. In einem solchen Falle war König Wilhelm I., ganz anders als sein Bruder, entschlossen, die Waffen über die Zukunft Deutschlands entscheiden zu lassen. So war der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen schon damals scharf zugespitzt. Dabei war Oesterreich zu jener Zeit bei der öffentlichen Meinung im Vorteile, weil sich seine Regierung mit der Volksvertretung des Landes im Einklange befand, während in Preußen die inneren Gegensätze täglich unleidlicher wurden. Das war der Zustand Deutschlands, als zur Durchführung der Heeresreform Bismarck ins Amt trat, vorerst der in Deutschland bestgehaßte Mann seiner Zeit.

* * *

Das preußische Volk stimmte damals mit Ausnahme weniger republikanisch oder ultramontan gesinnter Männer vollkommen darin überein, daß das engere Deutschland durch Preußen geeinigt werden müßte. Aber es standen sich drei Ansichten gegenüber. Der König strebte als erster Soldat seines Landes den Oberbefehl über die Kontingente der deutschen Staaten, wenigstens über die Norddeutschlands an. Dem gegenüber trat ihm alles andere in den Hintergrund. Doch scheute er vor einem Kriege mit Oesterreich oder den anderen

deutschen Fürsten zurück, er hielt ihn für ein nationales Unglück. So gab er auch dem König Johann von Sachsen, als dieser einmal behauptete, daß alle Gassenjungen Berlins davon sprächen, die preußische Politik treibe einem Kriege mit Oesterreich zu, zur Antwort: „Ja, die Gassenjungen müssen es freilich besser wissen als ich."

Ganz anders die öffentliche Meinung. Das preußische Volk hegte die Ueberzeugung, daß es nur einer freisinnigen Politik im Innern bedürfe, um ganz Deutschland für die preußische Hegemonie zu gewinnen. Dies war auch der Gedankenkreis, in welchem sich Kronprinz Friedrich Wilhelm, seine Gattin und sein Schwiegervater, Prinz Albert, bewegten. Der Prinzgemahl der Königin von England wies das preußische Königshaus immer wieder auf den parlamentarischen Weg zur Gewinnung Deutschlands hin. Auch als englischer Prinz war Albert ein warmfühlender Deutscher geblieben, was ihm die Engländer nicht verzeihen konnten. Ihm erging es dabei ähnlich wie seiner Tochter, welche wieder so sehr an ihrer englischen Heimat hing, daß sie sich anfangs schwer in deutsches Wesen hineinfand. Prinz Albert hatte auch seine Tochter Viktoria mit Vorstellungen von der Einigung Deutschlands durch eine freisinnige preußische Monarchie erfüllt; dem jungen Paare erschien der Konflikt mit der Volksvertretung und die Berufung Bismarcks als ein Unglück für ihr Haus und für das ganze Volk.

Als Bismarck ins Amt trat, gehörte er weder der einen noch der anderen politischen Schule an; er war entschlossen, zur Erhöhung Preußens die Mittel beider zu benützen. In seinen Augen war das Kriegsheer Preußens eine wirkliche Macht, aber auch die Ideen, welche die deutsche Nation bewegten, schätzte er nach ihrer ganzen hohen Bedeutung. Eigentlich hatte er sich bisher fast in jeder europäischen Frage anders verhalten als König Wilhelm. Es war für den Herrscher kein leichter Entschluß, gerade diesen Ratgeber zu wählen. Aus der Zeit des italienischen Krieges ist eine Aeußerung des Prinzregenten über Bismarck aufbewahrt, den man damals schon als Minister des Aeußern nannte: „Das fehlte jetzt gerade noch,

daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird [1])."

Bismarck gehörte zu den Wenigen, welche den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich folgerichtig und bis zu Ende dachten; ihn anders als durch den Krieg zu lösen, schien ihm im letzten Grunde nach seinem Ausdrucke als eine „mathematische Unmöglichkeit". Deshalb setzte er sich auch von dem Tage seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten an mit den ungarischen Emigranten in Verbindung, unter denen Graf v. Seherr-Thoß und Herr v. Kiß seine Vertrauensmänner wurden.

Die Verabredung, die Bismarck mit dem Grafen Seherr-Thoß traf, erfolgte zu Paris, als er sich von Napoleon III. anläßlich seiner Abberufung von dort verabschiedete. Er sagte damals zu Seherr-Thoß, der ihm seine Dienste angeboten hatte: „Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland verschaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt. Ich verkenne nicht den Wert, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, daß die Ungarn nicht Revolutionäre sind in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Uebrigens hat ja schon der große Fritz mit den unzufriedenen österreichischen Magnaten wegen eines Bündnisses unterhandelt. Wenn wir siegen, wird auch Ungarn frei werden. Verlassen Sie sich

[1]) Der Prinzregent zu dem Herzoge von Koburg, nach dessen „Denkwürdigkeiten" II, S. 497. Aehnlich urteilten auch manche Konservative über Bismarck. Roon aber vertraute fest auf Bismarck; er in erster Linie setzte dessen Ernennung durch. Bismarck hatte von Petersburg am 2. Juli 1861 an Roon geschrieben: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée (nicht bis in die „Waden", wie der Abdruck des Briefes in den Roonschen „Denkwürdigkeiten" lautet), aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger zu rühren. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird." Damals war die Ernennung Bismarcks zum Minister noch so fraglich, daß er in demselben Briefe an Roon schrieb: „Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in vierzehn Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können." Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 30, 31.

darauf!" Von da ab erstattete Seherr-Thoß dem preußischen Minister regelmäßige Berichte aus der Emigration [1]). In diesen Dingen dachte Bismarck kühner, revolutionärer als die Männer, welche die Kriegsmacht Preußens leiteten. Moltkes Denkschrift vom Februar 1860 gibt davon Zeugnis. Nur einen Verteidigungskrieg gegen Oesterreich hält er darin für statthaft und entwirft für einen solchen den Aufmarsch und Plan. Gefährlich scheint ihm der Einsatz, denn der Kampf der deutschen Mächte bedeutete vor allem einen Gewinn für Frankreich. „Kommt es zum Bruch zwischen Oesterreich und Preußen," so schreibt er, „so kann aus dem Kampfe, je nach dem Ausfall, ein mächtiges Reich unter habsburgischer oder hohenzollernscher Herrschaft hervorgehen; Deutschland bezahlt aber dafür seine schließliche Einigung mit dem Verlust von Provinzen nach Osten und Westen" [2]). Selbst Moltke mußte also erst für den Entscheidungskrieg gewonnen werden.

Vorerst häuften sich Bismarck die Schwierigkeiten turmhoch entgegen. Als der Ausgleich mit der Fortschrittspartei, den er anfangs versuchte, mißlang, rief er in seiner Rede vom 27. Januar 1863 alle Anhänger des konstitutionellen Prinzips zu Gegnern auf; er nahm für den König das Recht in Anspruch, das Budget festzusetzen, wenn die beiden Häuser des Landtags sich über die Ansätze des Staatshaushaltes nicht zu einigen vermöchten. Er entwand dadurch der Volksvertretung das Recht der Feststetzung der Ausgaben und der Steuerhöhe; dies war eine Mißachtung der bestehenden Verfassungsformen. Ebenso trotzig nahm er zur selben Zeit den Kampf mit der österreichischen Politik auf. In seinem berühmten Gespräche mit dem österreichischen Gesandten Graf Karolyi besprach er offenherzig die Lage im Deutschen Bunde. Damals stand der österreichische Reformplan auf der Tagesordnung. Bismarck warnte Oesterreich, einen Beschluß der Frankfurter Mehrheit zur Ausführung zu bringen, der nach Preußens Auffassung nur

---

[1]) Graf Seherr-Thoß, „Erinnerungen aus meinem Leben" S. 140 (Berlin 1881, zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen).

[2]) Moltkes „Militärische Korrespondenz", I. Band S. 4.

mit Einstimmigkeit gefaßt werden konnte. Preußen werde dies als Bundesverletzung betrachten und seinen Gesandten von Frankfurt abberufen. Oesterreich besitze die Wahl zwischen dem Zusammengehen mit den kleineren Höfen Deutschlands oder mit dem preußischen Staate; entscheide es sich für das erstere, so sei der Bruch mit Preußen unvermeidlich. Und als Karolyi einwendete, daß Oesterreich seinen traditionellen Einfluß auf die deutschen Höfe nicht aufgeben könne, erfolgte der Rat Bismarcks, Oesterreich möge „seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen".

Nachdrücklich trat das Wiener Kabinett in der Note vom 28. Februar 1863 der Forderung Bismarcks entgegen, Preußen in Deutschland Platz zu machen: „Wenn unser Monarch eine Stellung nicht opfert, die, aus der Geschichte der Jahrhunderte hervorgegangen, geheiligt durch Verträge, seiner Krone von Rechts wegen gebührt, der Macht und Größe seines Hauses entspricht, so verletzt Oesterreich eine Rücksicht, die es dem verbündeten Preußen schuldig ist! Wenn der kaiserliche Hof Preußen nicht zur Befriedigung von Ansprüchen verhilft, die auf keinem Rechtstitel beruhen, die vielmehr die Rechte verbündeter Staaten offen antasten, so setzt Oesterreich abermals die Rücksichten außer Auge, die der anderen deutschen Großmacht gebühren! . . . Wenn man uns von Berlin aus die Alternative stellt, uns entweder aus Deutschland zurückzuziehen, den Schwerpunkt unserer Monarchie, wie der preußische Minister meinte, nach Ofen zu verlegen, oder im nächsten europäischen Konflikte Preußen auf Seite unserer Gegner zu finden, so wird die öffentliche Meinung über solche Gesinnungen urteilen, die Ereignisse werden sie richten, falls sie je zur That werden sollten!"

Durch das offene Aussprechen seiner Pläne schien der preußische Minister sich selbst unbesiegbare Verlegenheiten zu bereiten; sie mehrten sich, als Preußen, um Rußlands Freundschaft zu erwerben, im Februar 1863 gegen den Aufstand der Polen den Vertrag zur Auslieferung polnischer Flüchtlinge schloß und dadurch namentlich in Westeuropa einen Sturm der Entrüstung erregte. Damals schien sich alles zu vereinigen, um Oesterreichs Stellung in Deutschland zu befestigen. Und

doch legte gerade der viel angefeindete Vertrag Preußens mit Rußland den Grund zu den späteren politischen Erfolgen Bismarcks. Zar Alexander II. wurde dadurch zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Bald darauf kam der österreichische Reformplan in Frankfurt zur Abstimmung. Zur Krisis aber kam es schon deshalb nicht, weil Oesterreichs Antrag keine Mehrheit am Bunde fand. Denn eine Reihe deutscher Fürsten vereitelte jede Reform, weil sie kein Titelchen ihrer Souveränität freiwillig aufgeben wollten, weder zu Gunsten Oesterreichs noch Preußens. Mit diesen verband sich diesmal Preußen zu gemeinsamer Ablehnung. Es lag eben viel Trügerisches in dem vermeintlichen Einflusse des Wiener Kabinetts auf die deutschen Höfe; im entscheidenden Augenblicke wurde es gewöhnlich im Stiche gelassen. Schmerling betrachtete dies aber nur als augenblicklichen Mißerfolg, der durch eine größere Anstrengung wett zu machen sei. Denn die volkstümlichen Elemente auch in Norddeutschland wendeten sich infolge des inneren Konflikts immer mehr von Preußen ab. Selbst der Nationalverein erklärte, daß das Regiment Bismarcks den Ruin des preußischen Staates vorbereite. Auf das eifrigste riet Schmerling dem Kaiser, diese Stimmung zu benützen. Er hoffte, durch die vollbrachte Reform der deutschen Verfassung das deutsch-centralistische System in Oesterreich zu befestigen und die Slaven und Magyaren mit größerem Erfolge niederzuhalten. Dabei bediente er sich in Deutschland sowohl der Hilfe der Demokraten, welche das von Bismarck regierte Preußen immer mehr verabscheuten, als der Ultramontanen, der alten Freunde Oesterreichs.

Eine mächtige Stellung nahm in der klerikalen Partei Deutschlands der Erbprinz von Thurn und Taxis ein, der die Schwester der Kaiserin von Oesterreich zur Gemahlin hatte und von dem brennenden Ehrgeize beseelt war, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen und dabei sein Haus vielleicht in die Reihe der herrschenden Familien einzuführen. Zu seiner Kenntnis nun kam eine Denkschrift, welche Julius Fröbel Herrn v. Schmerling im Sommer 1861 überreicht hatte. Fröbel war als Teilnehmer an der Wiener Oktober-Revolution von 1848

von dem Fürſten Windiſchgrätz zum Tode verurteilt, aber begnadigt worden. Jahrelang lebte er dann in Amerika. Heimgekehrt, gedachte er, klüger geworden, ſein deutſches Einheitsideal nicht mehr durch eine Revolution, ſondern im Dienſte einer Großmacht durchzuſetzen. Schmerling verſchaffte ihm in Oeſterreich Amt und Sold, denn der ehemalige Demokrat ſchien ihm der geeignete Mann, um als Schriftſteller und Agitator die öſterreichiſche Partei in Deutſchland zu beleben. In der von Fröbel ausgearbeiteten Denkſchrift nun wurde vorgeſchlagen, es ſolle unter dem Vorſitze des Kaiſers von Oeſterreich nach Frankfurt ein deutſcher Fürſtentag einberufen werden, welcher als ſtändige Verſammlung der Herrſcher neben einer aus den Landtagen gewählten Kammer das bisher ſtets uneinige Deutſchland zu regieren hätte. Solch eine ſtolze Verſammlung deutſcher Fürſten entflammte die Einbildungskraft des Erbprinzen von Taxis, der ähnliche Projekte mit Vorliebe hegte. Die Dinge ruhten eine zeitlang, im Mai 1863 aber ſandte der Prinz den Freiherrn v. Dörnberg, der bei ihm etwa die Rolle eines Miniſters des Aeußeren bekleidete, und einen ſeiner Agenten, Gruben, einen in die Abſichten der Jeſuiten tief eingeweihten Mann, nach Wien, um Kaiſer Franz Joſeph für den Plan zu gewinnen. Dieſem Herrſcher eröffnete ſich die Ausſicht, an der Spitze der deutſchen Fürſten als Nachfolger der römiſchen Kaiſer in Frankfurt die Zukunft Deutſchlands zu beraten. Mit Feuereifer griff er den Plan auf, aber der Gedanke ſollte ganz ihm gehören. Deshalb frug er ſeine Miniſter vorerſt nicht um ihre Meinung, ſondern zog nur den ſachverſtändigen Referenten für deutſche Angelegenheiten in ſeinem Miniſterium, Freiherrn v. Biegeleben, zu Rate. Dieſer ſtimmte aufs wärmſte zu und arbeitete mit Dörnberg einen vollſtändigen deutſchen Reformentwurf aus; Rechberg, ſein Vorgeſetzter, war ganz aus dem Spiele gelaſſen, Schmerling indeſſen durch Dörnberg und Fröbel von den Abſichten des Kaiſers in Kenntnis geſetzt. So war die Geburt des Planes, einen Fürſtentag nach Frankfurt zu berufen, faſt noch merkwürdiger als der Entwurf ſelbſt. Denn der Kaiſer, ſeinen Miniſtern mißtrauend, trat in die Verhandlungen über das große Unternehmen mit dem Vorſatze ein,

sich ihrer erst bei der Ausführung zu bedienen. Biegeleben, durch das Vertrauen des Kaisers geehrt, konnte hoffen, auf diesem Wege zur leitenden Stellung emporzusteigen, auch dem Ehrgeize Dörnbergs eröffnete sich ein weites Gebiet[1]). So kreuzten sich in dem Oesterreich jener Tage Intrigue und Politik auf allen Wegen.

Als die Dinge dem Kaiser reif schienen, wurden Schmerling und Rechberg amtlich um ihre Meinung befragt. Schmerling nun, schon früher eingeweiht, mußte nicht erst gewonnen werden, da er die moralische Eroberung Deutschlands für möglich hielt. Rechberg aber war aufs tiefste verletzt, daß er so spät von den wichtigen Anschlägen erfuhr. Er stemmte sich mit aller Macht gegen das ganze Projekt und führte dagegen wichtige Gründe an, deren stärkster die Aussichtslosigkeit des Gelingens war. Er setzte auseinander, daß der Entwurf auf friedlichem Wege nicht durchzusetzen sei, daß die Aenderung der deutschen Bundesverfassung nur möglich sei mit Zustimmung sämtlicher Staaten. Diese jedoch sei nicht zu erreichen. Wolle man aber die Reform erzwingen, so sei Deutschland in zwei Lager gespalten, der Krieg mit Preußen unausweichlich. Der Kaiser ließ sich aber nicht erschüttern, und so reichte Rechberg seine Entlassung ein. Ihre Annahme wurde vom Kaiser abgelehnt mit der unwilligen Bemerkung, er lasse sich von seinen Ministern nicht den Stuhl vor die Thüre setzen. Der Monarch wünschte Männer verschiedener Anschauung in seinem Rate zu haben, beide Parteien zu hören und sich in jedem Augenblicke die Entscheidung vorzubehalten. Rechberg nun fühlte sich vor allem als Diener des Kaisers; er glaubte verpflichtet zu sein, dem Wunsche des Herrschers zu folgen und teilzunehmen an der Durchführung des Planes, den er in seinen Anfängen bekämpft

[1]) Auf diese Zeit bezieht sich wohl die Stelle in einem späteren Briefe Biegelebens: „Wahr ist auch, und Ihnen darf ich es gestehen, daß es einzelne Momente gegeben hat — obwohl ich sonst stets darauf bedacht war, ehrgeizige Regungen zu zügeln — in welchen ich gewünscht hätte, an erster Stelle zu wirken — Sie wissen ja, an welche Momente ich denke." Aus dem Artikel „Biegeleben" in der „Allgemeinen deutschen Biographie". Dörnberg wurde in den Grafenstand erhoben.

hatte. Aber er knüpfte eine Bedingung an sein Bleiben: er und nicht Schmerling sollte den Kaiser nach Frankfurt begleiten; er könne nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten bleiben, wenn er bei dieser Veranlassung übergangen werde. Schmerling empfand es mit Recht als eine persönliche Niederlage, daß der Kaiser Rechberg allein und nicht auch ihn zum Begleiter bestimmte. Auch war jedermann erstaunt, daß er nicht in Frankfurt erschien, denn sein Name hatte in Deutschland den besten Klang. Rechberg aber, der ohne ernsten Glauben an einen Erfolg an dem Fürstentage teilnahm, ließ es in der Aktion an Kraft und Wärme fehlen. Schon früher hatte der Kaiser Schmerling öfters zurückgesetzt, denn es mißfiel dem Monarchen, daß der Minister sich allzu selbstbewußt als Bringer der neuen Verfassung feiern ließ: sein Name schien den des Monarchen in den Hintergrund zu drängen. Fröbel erzählt, der Kaiser habe Schmerling den Wunsch, ihn nach Frankfurt begleiten zu dürfen, mit den Worten abgeschlagen: „Wenn ich Sie mitnehme, was bin dann ich!" So wird sich der Kaiser schwerlich geäußert haben; berechtigt aber war die Klage Schmerlings zu Fröbel: „Wo sind bei uns die Kräfte und wo ist der gute Wille, um etwas Großes auszuführen? Es arbeitet ja in Oesterreich einer immer gegen den anderen."

Wochenlang dauerte im Wiener Kabinett das Ringen um den Frankfurter Reformplan. Denn Rechberg machte alle Anstrengungen, das farbige Bild abzutönen, welches Schmerling von den großen Aussichten eines ernst gemeinten Einheitsplanes entwarf. Die nüchterne Einsicht in die Dinge kämpfte mit dem tapferen Mute, der sich die Welt durch starken Willen unterwerfen will. Inzwischen traf der Herzog von Koburg in Wien ein, um die Reform zu fördern. Noch am 11. Juli fand er Schmerling in siegesgewisser Stimmung; er erging sich in stolzen Erinnerungen an seine Reichsministerschaft in Frankfurt und sprach die Hoffnung aus, er werde bald wieder in der alten Reichsstadt erscheinen. Schmerling drang auf kühne Entwürfe; die deutsche Nation sollte ganz für Oesterreich gewonnen werden. Aber bei einem späteren Besuche fand ihn der Herzog niedergeschlagen und bereits mit der Vorahnung erfüllt, daß er zurück-

gesetzt werde. Auch Erzherzog Rainer, der treu zu Schmerling hielt, sprach an diesem Tage die Befürchtung aus, daß rückschrittliche Tendenzen das Uebergewicht gewännen, so daß man sich nicht viel von dem Werke versprechen dürfe. „Schmerling," so schreibt bald darauf der Vertreter des Herzogs von Koburg an diesen, „macht den Eindruck eines abgearbeiteten, müden Mannes, der sich anmerken läßt, daß seine Thätigkeit durch heterogene Einflüsse gelähmt ist." Der Kaiser hielt es für angezeigt, zwischen den hochfliegenden Plänen Schmerlings und dem Pessimismus Rechbergs die Mitte zu halten. So gedachte Kaiser Franz Joseph die Fürsten zu gewinnen und doch der Volksstimmung Rechnung zu tragen. Aus den Beratungen ging ein vermittelnder Entwurf hervor. Dieses Wort war das letzte, welches Oesterreich an Deutschland zu richten Gelegenheit hatte. Vergleicht man aber die hier gebotene Verfassung mit der kräftigen Centralgewalt, mit der blutvollen Volksvertretung des allgemeinen Stimmrechtes, wie sie nach 1866 in Deutschland geschaffen wurde, so sieht man, wie wenig Oesterreich der deutschen Nation bieten konnte. Nur der Schatten einer Volksvertretung, die aus den einzelnen Parlamenten gewählt werden sollte, wurde vorgeschlagen; ein Direktorium sollte die Geschäfte des neuen Bundes führen, Oesterreich den Vorsitz behalten. Dürftig waren auch die Befugnisse der Centralgewalt, selbst an der hilflosen Bundes-Kriegsverfassung sollte wenig geändert werden. Man wollte sich im Beginne mit dem äußeren Rahmen für ein besseres Bild begnügen. Aber es war immerhin ein verheißungsvoller Anfang für einen großdeutschen Bund, und daher der laute Enthusiasmus der Deutschen außerhalb Preußens, weil man Oesterreichs ernste Absicht anerkannte. Selbst manche Anhänger des Nationalvereins, unter ihnen der Herzog von Koburg, ließen sich von der Volksströmung hinreißen und folgten der Führung Oesterreichs [1]).

[1]) Treffend ist das Urteil, das Gustav Freytag damals in den „Grenzboten" über Oesterreichs Politik fällte: „Das ganze Verfahren ist nicht frei von einer kecken Waghalsigkeit, welche die Zukunft auf eine unsichere Karte setzt. Wir haben die österreichische Regierung so lange auf vorsichtiger

So wurde der Fürstentag ein wenn auch schnell verrauschender Erfolg dieses Staates. Die Versammlung erhielt ihren Charakter durch das eigenste Auftreten Kaiser Franz Josephs. Es ist überhaupt festzuhalten, daß die äußere und innere Politik Oesterreichs wesentlich von dem Monarchen und nicht, wie man oft annimmt, von seinen Ratgebern gelenkt wird. In den umfassenden Geschäften seines Lebens hat Kaiser Franz Joseph bei allen, die mit ihm verkehrten, den Eindruck hervorgerufen, daß er jede ernste Frage überblickte auf Grund seiner schnellen Auffassung wie des unermüdlichen Fleißes, mit welchem er sich den Staatsangelegenheiten widmet. Die umfassenden Kenntnisse des Kaisers von den Geschäften sind um so bemerkenswerter, als kein Monarch Europas eine gleiche Fülle entlegener Stoffe zu beherrschen hat. Denn sein Reich wird nicht nur von allen Wirren des Erdteiles auf das empfindlichste berührt; er ist zugleich Beherrscher zahlreicher Nationen und Länder, welche über die Gestaltung des Staates nur zu sehr im Streite liegen; schier unübersehbar ist die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse. Stets aber erwies sich der Kaiser der Dinge kundig, in denen er eine Entscheidung zu treffen hatte. Es geschah nicht selten, daß ein Minister überrascht wurde durch die genaue Kenntnis der Akten, die der Kaiser mit überlegener Arbeitskraft beherrschte.

Zahlreich sind die Urteile kundiger Personen aus jener Zeit, welche uns die Persönlichkeit des Kaisers näher bringen. Bismarck schrieb am 25. Januar 1852 aus Ofen, wohin ihn eine Sendung an den Kaiser führte: „Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht; zwanzigjähriges Feuer mit der Würde und Besonnenheit reiferen

---

Defensive gesehen, daß zunächst, als plötzlich auf die Ruhe ein kräftiges Angreifen der Gegner folgte, die Kühnheit des Schrittes imponierte. ... So lange das Wiener Kabinett sich darauf beschränkte, sich abwehrend gegen die halben und vorsichtigen Versuche zu verhalten, so lange war es in einer befestigten Stellung der Ueberlegene. Jetzt tritt ein anderes Wesen hervor, eine Hast und Eile, welche nicht verhandeln, sondern fortreißen möchte, eine kecke und übermütige Eroberungslust und ein jugendlich-geräuschvolles Gebaren, wie es in der österreichischen Politik ganz unerhört ist."

Alters gepaart, ein schönes Auge, besonders wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet." — Dann kam die trübe Zeit des Einflusses des Generaladjutanten Grafen Grünne, des Krimkrieges, des Konkordats und des italienischen Krieges; die unfreundliche Charakteristik des Herrschers und Oesterreichs durch König Wilhelm von Württemberg zeigt, wie sehr der Einfluß des Reiches gesunken war [1]). Der tiefe Eindruck der Niederlage von 1859 spiegelt sich in dem Gespräche, welches Orges, der Redakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", im Februar 1860 im Auftrage des Herzogs von Koburg mit dem Kaiser führen durfte. Orges schilderte ihm die Bewegung der Geister in Deutschland. „Der Kaiser unterbrach mich mehrfach, und stets korrekt den Faden auffassend, sich erkundigend, was die Sympathien in Süddeutschland hervorgerufen und wodurch sie verloren gegangen wären. . . . Meine Audienz dauerte fünf Viertelstunden und ich habe keine Sekunde mit überflüssigen Redensarten verloren, sondern alles so kurz und entschieden entwickelt, als ich es vermochte. Ein paarmal, wo ich Dinge sagen mußte, die Seiner Majestät sehr unangenehm, fragte ich, ob ich mich frei aussprechen dürfe, der Kaiser sagte jedesmal: ‚Nur zu und ohne Scheu.' . . . Alles was der Kaiser an positiven Dingen sagte, war sehr deutsch und liberal. Ich weiß nicht, ob Seine Majestät früher ebenso gewesen, aber ich muß doch bemerken, daß das kaiserliche Arbeitszimmer entschieden den Charakter der emsigsten Thätigkeit trug. . . . Der Mann, dem ich in Wien am meisten vertraue, Freiherr v. Bruck, sagte mir wiederholt, daß man Seiner Majestät alles sagen könne und ich nur frei von der Leber weg sprechen sollte. Das ist jedenfalls nicht gering anzuschlagen." Als Orges bemerkte, daß die Bildung der Parteien nicht mehr zu verhindern

[1]) Bismarck berichtet darüber in den Briefen an General v. Gerlach S. 265 ff.

ſei und daß man mit ihnen regieren müſſe, ſagte der Kaiſer: „Ja, wenn die Parteien ſich nur erſt gebildet hätten, daß man ſie deutlich erkennen kann, aber das iſt nicht der Fall, und das Schlimmſte, wenn ſie ſchweigen oder andere Ziele verfolgen, als ſie ſagen [1]).“

Ein Gedächtnis von ſeltener Treue unterſtützt den Kaiſer in ſeiner Thätigkeit, es hält Perſonen und Thatſachen mit gleicher Schärfe feſt. Man macht oft die Bemerkung, daß eine ſtarke Aufnahmsfähigkeit Schwanken hervorruft, die Kraft des Entſchluſſes hemmt. Denn bei jeder wichtigeren Entſcheidung wird der Sinn durch ernſte Gründe nach verſchiedenen Seiten gelenkt. Oeſterreich zumal iſt ein ſo verwickelter Organismus, daß auch ein unerſchrockener Wille nicht ſelten bei der Durchführung eines Vorſatzes ſtockt. Aus der Geſchichte des italieniſchen Krieges und der nächſten Jahre geht deutlich hervor, wie der Kaiſer widerſprechenden Ratſchlägen nicht ſelten gleichmäßig gerecht werden wollte. Napoleon III. urteilte deshalb, daß es dem Kaiſer bei all ſeinen hervorragenden Eigenſchaften an Energie fehle. Dabei legt der Kaiſer Wert darauf, wichtige Entſcheidungen ſelbſt zu treffen; nur in den parlamentariſchen Geſchäften des ſelbſtändig gewordenen Ungarn läßt er ſich faſt ausſchließlich von ſeinen Miniſtern beraten. Daher in der erſten Hälfte ſeiner Regierung das Ueberraſchende in vielen Maßregeln des Wiener Kabinetts; je nachdem der Einfluß eines Miniſters überwog, änderte ſich die Politik. Oft trennte ſich der Kaiſer von einem Würdenträger innerlich gerade in demſelben Augenblick, in dem er ſeinen entſcheidenden Rat befolgte. So bedeutete der Frankfurter Fürſtentag den Höhepunkt und zugleich den beginnenden Verfall des Syſtems Schmerling. Ebenſo wurde Beuſts Entlaſſung beſchloſſen, als er gerade den Sturz des ſlavenfreundlichen Miniſteriums Hohenwart durchgeſetzt hatte; Graf Andraſſy ſchied mit der Schließung des öſterreichiſch-deutſchen Bündniſſes, ſeiner größten That, aus dem

[1]) Die betreffenden Briefe Orges' ſind von Ottokar Lorenz mitgeteilt in den von Anton Bettelheim herausgegebenen „Biographiſchen Blättern“ Bd. I, Heft 3 (Berlin 1895). Sie ſind ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnis öſterreichiſcher Verhältniſſe.

Amte. Niemals wollte sich der Kaiser die Leitung der Dinge entwinden lassen; er zog die Männer vor, welche Vollstrecker seines Willens waren. Mitunter wurde der jähe Wechsel von Männern und Systemen durch die Unzufriedenheit über das langsame Reifen eines Planes hervorgerufen. Das überraschte und erbitterte dann diejenigen, die seiner Unterstützung sicher zu sein glaubten; nie waren sie der Stimmungen am Hofe gewiß. Daraus erklärt sich vieles in der Vorgeschichte der Kriege von 1859 und 1866. Wer in Oesterreich wirken will, bedarf vieler Geduld, um nicht durch plötzliches Zugreifen die innere Politik noch mehr zu verwirren. Zumal in früheren Jahren aber führte die dem Herrscher innewohnende Ungeduld ihn oft weiter, als er beabsichtigte. Es war aber stets seine ernste Ueberzeugung, die den oft sprunghaften Wechsel der Politik herbeiführte; nie entstand ein Zweifel an der Lauterkeit der Absichten des Kaisers. Dabei wirkt ein Charakterzug mit, welcher die staatsmännische Auffassung des Kaisers entscheidend bestimmt; er besitzt ein lebendiges Gefühl für die Strömungen der Zeit, für die daraus hervorgehende Verschiebung der politischen Kräfte. In strengen monarchischen und katholischen Anschauungen erwachsen, lernte er ohne Vorurteil allgemach die liberalen und parlamentarischen Auffassungen kennen und würdigen. So blieb die Achtung unerschüttert, welcher sich der Kaiser bei den Fürsten und Völkern erfreut. Ein gewissenhafter Ernst in der Erfüllung der Pflichten und eine milde, menschenfreundliche Gesinnung sind das Dauernde im Wechsel der Ereignisse seiner langen und schicksalsreichen Regierung.

Glänzend war der Empfang, der dem Kaiser am 16. August 1863 in Frankfurt wurde, sein Auftreten erweckte den Enthusiasmus des Volkes. Seine Ansprache bei der Eröffnung der Versammlung der Fürsten war schlicht und wirkungsvoll. Der erste Entwurf, den ihm Biegeleben vorlegte, war in getragenem Tone gehalten; allein der Kaiser lehnte ihn ab mit der Begründung: so spreche er doch im Leben nicht und er wolle auch an die Fürsten keine Anrede in so hohem Stile halten. Er leitete die Beratungen so überlegen, als hätte er stets an parlamentarischen Verhandlungen teilgenommen. Ihm zur Seite

ſtand König Johann von Sachſen, tief unterrichtet in politiſchen wie in geſchichtlichen Dingen, ausgerüſtet mit der Gabe der Beredſamkeit; er war der Wortführer der Mehrheit, welche zu Oeſterreich ſtand und zu der auch die übrigen Könige gehörten. Nur eine kleine Minderheit, aus Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg und Waldeck beſtehend, hielt zu Preußen und erachtete, wenn auch nicht mit voller Beſtimmtheit, eine andere Löſung als die eines engeren Bundes mit Ausſchluß Oeſterreichs für undenkbar. Für ſie ſprach der Großherzog von Baden, der Schwiegerſohn König Wilhelms I., denn ſein Miniſter Roggenbach wankte auch im Tiefſtande des preußiſchen Einfluſſes nicht in der Treue für Preußen. Mit 24 gegen die übrigen Stimmen ging der öſterreichiſche Entwurf mit manchen Aenderungen ſiegreich aus den Beratungen hervor [1]). Aber dieſer Erfolg war nur ſcheinbar; denn alles mußte doch an der beſchloſſenen Klauſel ſcheitern: die Beſchlüſſe ſollten erſt bindend ſein, wenn Preußen für die neue Verfaſſung Deutſchlands gewonnen ſei.

Tief war der erſte Eindruck des Ereigniſſes in Europa. Napoleon III. beſorgte eine zeitlang, daß ſich in der Mitte Europas ein mächtiges Oeſterreich-Deutſchland erhebe, für Frankreichs Ehrgeiz ein unzerbrechlicher Riegel. Als Königin Viktoria unmittelbar darauf mit Kaiſer Franz Joſeph in Koburg zuſammentraf, äußerte ſie, ſie hätte eine perſönliche Bitte auf dem Herzen: die mütterliche Sorge für ihre Kinder, das preußiſche Kronprinzenpaar, mache es ihr zur Pflicht, ſie dem Kaiſer zu empfehlen; ſie hoffe, daß der Kaiſer die Stellung

[1]) Der Eindruck des Auftretens Oeſterreichs war ſo ſtark, daß auf der gleichzeitig tagenden Verſammlung von Abgeordneten aus den deutſchen Staaten (22. Auguſt) auf den Bericht Ludwig Häuſſers, alſo eines ſtrammen Preußenfreundes, der Beſchluß angenommen wurde: „Die Verſammlung erblickt in Oeſterreichs Initiative ein erfreuliches Zeugnis der allenthalben ſiegreichen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der beſtehenden Bundesformen, und iſt nicht in der Lage, ſich zu Oeſterreichs Entwurf lediglich verneinend zu verhalten; ſie muß aber insbeſondere die Delegiertenvertretung als höchſt bedenklich erachten und die Bildung einer von der Nation erwählten Vertretung als unerläßliche Vorbedingung des Gelingens bezeichnen."

und die Rechte ihrer teuren Kinder in Berlin gewiß nicht beeinträchtigen werde. Der Kaiser war von der Ansprache, die er mit verbindlichen Worten erwiderte, sichtlich überrascht; sie war ein Beweis, wie mächtig sein Ansehen gewachsen war.

Indessen hing alles von der Zustimmung Preußens ab, und diese blieb aus. Kaiser Franz Joseph hatte den König von Preußen vor dem Fürstentage in Gastein aufgesucht und ihn mündlich zur Reise nach Frankfurt bestimmen wollen; ohne seine endgültige Antwort abzuwarten, wurde ihm dann die schriftliche Einladung zugestellt. Dringender noch warb, von dem Fürstentage abgesendet, König Johann von Sachsen in Baden-Baden um sein Erscheinen. Wilhelm I. hielt es für unmöglich, abzulehnen, wo, wie er sagte, dreißig Fürsten einluden und ein König als Kabinettskurier kam. Bismarck aber trat dem entschieden entgegen. In einer aufregenden Unterredung mit dem Könige, in welcher er mit seinem Rücktritte drohte, gelang es ihm, König Wilhelm von jeder Nachgiebigkeit zurückzuhalten. Unbeugsam hielt er den König bei der Politik fest, die er ihm stets angeraten hatte: niemals dürfe sich Preußen am Bundestage majorisieren lassen. So mächtig setzte Bismarck dafür seine Persönlichkeit ein, daß er das Zimmer des Königs in mühsam zurückgehaltener Leidenschaft verließ; er brach darob im Abgehen die Klinke der Thüre los, und noch in seinem Gemache mußte er, ein Gefäß zerschmetternd, Luft machen für die mächtige Erschütterung seines Innern. Er siegte, und so zerrann für Oesterreich der äußere Erfolg der Frankfurter Tage. Auf der Ministerkonferenz zu Nürnberg versuchte Rechberg das entweichende Glück festzuhalten. Er trat mit der Forderung hervor, jene Staaten, welche die Reformakte von Frankfurt angenommen hatten, sollten sich auch *ohne* Preußen zu einem festeren Bunde vereinigen. Dann wäre Preußen außerhalb des geeinigten Deutschland geblieben. Dieser Plan scheiterte nicht bloß an seiner inneren Unmöglichkeit; die deutschen Höfe hätten sich auch nimmermehr freiwillig dem Hause Habsburg untergeordnet. Gerade darin, daß zwei Großmächte im Bunde saßen, gerade in deren Eifersucht sahen sie die Bürgschaft ihrer Souveränität: „Will uns denn Oester-

reich kaput machen?" hatte König Georg V. von Hannover schon in Frankfurt gefragt. Sonach lehnten die Minister der Mittelstaaten das Verlangen Oesterreichs ab. So sah Rechberg, wie er es vorausgesagt hatte, und vielleicht nicht ohne innere Befriedigung die Entwürfe Schmerlings scheitern. Der Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung, daß Deutschland nur zu regieren sei im friedlichen Vereine Oesterreichs und Preußens, war hergestellt; sonst müsse man das Schwert zum Richter zwischen beiden Staaten aufrufen. Aus dieser Ueberzeugung heraus sagte Rechberg zu einem der deutschen Minister in Nürnberg: „Wenn ihr es so haben wollt, mit Preußen können wir uns auch verständigen [1])!"

So wenig wertvoll war die moralische Autorität, welche Oesterreich in Deutschland ausübte. Oesterreich war eben der Erbe jener römischen Kaiser deutscher Nation, die nach mittelalterlichem Staatsrechte wohl die Weltherrschaft verwalteten, denen aber jeder wehrhafte Reichsfürst Trotz bieten konnte. Der Einfluß Oesterreichs beruhte lediglich auf Herkommen und Ueberlieferung, und diese Kräfte versagen in rauheren Zusammenstößen leicht den Dienst; sie erhalten erst Wert, wenn sie durch wirkliche Machtmittel unterstützt werden. Dennoch kam Bismarck nicht ganz aus dem Herzen das Wort: die österreichischen Minister hätten in Frankfurt nur durchgesetzt, daß ihr Kaiser von „weißgekleideten Fürsten" empfangen wurde. Bismarck empfand, daß auch in seinem Könige die Achtung vor dem bestehenden Reichszustande nicht zu erschüttern war. Der Kronprinz von Preußen bezeichnete sogar das Fernbleiben des Königs von Frankfurt als Fehler: Preußen hätte durch seine Teilnahme seinen guten Willen zur deutschen Einigung bekunden sollen. Auf Schritt und Tritt bekämpfte der Kronprinz den leitenden Minister, der zugleich den Kampf gegen Oesterreich und gegen das preußische Abgeordnetenhaus durchzufechten hatte. Was sich damals in dem gewaltig zürnenden Manne an Bitterkeit gegen das Haus des Kronprinzen ansammelte, sollte der künftige Kaiser Friedrich III. im Leben wie im Tode erfahren. Nur

[1]) Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten" I, S. 336.

einer war es, der, wenn auch zögernd, seinem Willen den Arm bot, aber dieser eine war der König.

So überstand Bismarck den trüben Anfang. Anders als der König blickte er kalt durch den Schleier, welcher durch die Scheu vor dem Herkommen über die Zukunft Deutschlands gebreitet war; in Worten, vor denen sich seine Zeitgenossen zuerst entsetzten, wies er auf den Kern politischer Größe, auf Waffen und Bündnisse hin; „Blut und Eisen" betrachtete er als die Bindemittel der uneinigen Stämme Deutschlands. Nicht daß er die herrschenden Ideen seiner Zeit in ihrer Wirksamkeit gering schätzte. Er nahm sie vielmehr beweglichen Geistes in sich auf und setzte durch das rastlose Spiel mit ihnen seine Zeitgenossen immer aufs neue in Staunen. Die Parteien fühlten sich von ihm abwechselnd angezogen und verletzt, stets aber in Atem gehalten. Seine Empfänglichkeit für moderne Ideen, die durch kein Vorurteil gehemmt wurde, war unerschöpflich; sie wurde noch überboten durch die Freiheit, mit der er sich über sie hinwegsetzte. So beunruhigte und verwirrte er zuerst die Geister. Mit der Selbstsucht des Genies schritt er rücksichtslos über diejenigen hinweg, die seinem Fluge nicht folgen mochten. Die Angriffe seiner Gegner richteten sich insbesondere gegen den steten Wechsel in der Wahl seiner Mittel; der Reihe nach benützte er alle Parteien, alle europäischen Staaten, um durch sie die Größe des Reiches zu begründen. Napoleon III., Rußland, Oesterreich waren zeitweise die Förderer seiner Pläne oder seine Gegner. Der Reihe nach warfen ihm alle Parteien in Deutschland Unzuverlässigkeit vor. Aber mit den Jahren erkannte man überall in Europa an, daß seine äußere Politik ein Werk hoher Staatsklugheit war. Im Innern des Reiches grollten noch lange die Ueberwundenen, die dann ob seines Falles in Frohlocken ausbrachen. Eine künftige Zeit aber wird es nicht so tragisch nehmen, daß er die Parteien benützte und zerrieb; über solche Vergehen urteilt die Weltgeschichte ähnlich wie jene englischen Richter, welche die Scheinstrafe eines einzigen Pfennigs aussprechen. Das Fraktionswesen der Zeit ist schon in den Augen einer nahen Zukunft ein unwichtiges Ding; die Thaten, nicht Parteitreue eines

Mannes bestimmen das Urteil der Nachwelt. Parteien hegen gegen ihre früheren Freunde den Groll einer verlassenen Geliebten, daher ihre Bitterkeit. Sie zürnten Bismarck deshalb so sehr, weil er jeden neuen Gegner mit leidenschaftlicher Gewalt bekämpfte. Er war ein „guter Hasser" und zertrat manchen Feind, den er niedergeworfen hatte; selbst aus unbedeutenden Anlässen brach er in Hohn und Zorn aus gegen seine Gegner. Dies gilt für seine drei inneren Kriege: zuerst gegen die Fortschrittspartei, dann gegen die Klerikalen, zuletzt gegen die Sozialisten. Doch vor dem Starken gewann er Achtung und deshalb lenkte er später ein, um sich zuerst mit einem Teile der Liberalen, dann mit den Klerikalen zu versöhnen. Seine Leidenschaft glich den Hunden, welche sich am Blute des Wildes sättigen, aber sich aus dem Ungestüm der Jagd stets von ihrem Herrn zurückrufen lassen. Wie er dann mit seinem von beleidigtem Stolze erglühenden Herzen in die Einsamkeit von Friedrichsruh einkehrte, konnte nur einen unedlen Sinn zum Hohne reizen. Es ist gegen ihn die Anklage erhoben worden, daß der Geist der Humanität durch sein Wirken zurückgedrängt wurde, daß er die Grenzlinien zwischen den Staaten vertiefte, den Nationalhaß verschärfte, daß sich die Wertschätzung der Freiheit durch ihn verringerte. Als Bismarck den Geist der deutschen Nation zu beherrschen begann, verblaßte das Bild Schillers, ihres früheren Lieblings, in ihrem Herzen. Dagegen ist zu sagen, daß die Deutschen seiner Zeit in Sentimentalität und Phrasen zu zerfließen drohten; er riß sie aus ihren Träumen und erhob sie zu einem mächtigen Volke. In der That, das Bild der Welt ist infolge seines Wirkens herber, männlicher geworden. Die übrigen Nationen mögen ihm das vorwerfen; die Deutschen, denen er ein einiges Vaterland schneller gab, als sie hoffen konnten, sind ihm zu Dank verpflichtet.

Nicht lange wirkte der Haß nach, den Bismarck durch den Krieg von 1866 in Oesterreich erregte. Denn er führte gegen dieses Reich nach dem Siege nicht das Messer des Schlächters, sondern des Chirurgen, der die gesunden Teile rettet, indem er die kranken loslöst. Vor der friedlichen Größe der Ent-

würfe, die er bald darauf im innigen Bunde mit Oesterreich durchführte, wich zuletzt der anfängliche Groll der österreichischen Patrioten wider sein Werk. Wie er vor 1866 zuerst Rußlands Freundschaft gewann, Napoleon III. in seine Pläne einweihte, sodann das Netz zuzog, in das sich die Politik Oesterreichs verirrte, soll im folgenden dargestellt werden. Nach dem Kriege verstand es der Zauberer, den schwer gekränkten Kaiser Franz Joseph davon zu überzeugen, daß er mitten in den Vorbereitungen des Kampfes gegen Oesterreich nie den Gedanken aus den Augen verloren habe, nach beendigtem Kriege den alten Bund zwischen den beiden Staaten wieder aufzurichten. Er, der früher als der Erzfeind Oesterreichs galt, ward damit der Begründer des neuen Bündnisses. Und so ehrte man ihn, der lange als der Träger einer eigensüchtigen, auf Täuschung berechneten Politik angesehen wurde, als die Stütze des europäischen Friedens. Er galt eben stets als das, was er gelten wollte. So konnte es geschehen, daß eine spätere Geschichtsschreibung sogar den Versuch machte, seine Politik zwischen 1861 und 1866 als eine friedsame hinzustellen: Preußen sei trotz der Zurückhaltung Bismarcks von Oesterreich angegriffen worden. Aber gewinnt sein Bild wirklich dadurch an Ausdruck, wenn man einen philiströsen Zug hineinzeichnet? Es wird durch die geschichtliche Wahrheit keinen Abbruch erfahren.

III. Buch.

Eroberung Schleswig-Holsteins. Bismarck und Rechberg.

Endlich erlahmte das Mißgeschick, welches Bismarck bisher verfolgt hatte. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seines Stammes; und zweifelhaft war, wer jetzt Herr von Schleswig-Holstein werden solle. Bisher hatte sich bloß der Mut Bismarcks, Widerwärtigkeiten zu trotzen, erproben können; jetzt war auch Raum zu schöpferischem Eingreifen in das Geschick Deutschlands.

Die Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark im Jahre 1849 war mißlungen; Preußen und Oesterreich, jeder Volksbewegung feind, wetteiferten damals, die Lande zu entwaffnen und der dänischen Herrschaft zurückzugeben. Das Londoner Protokoll, welches von allen Großmächten und von Dänemark unterzeichnet und verbürgt war, bestätigte den Besitz Dänemarks an den Herzogtümern, verbriefte die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie. Doch übernahm Dänemark die Verpflichtung, die staatsrechtliche Selbständigkeit der Lande zu achten, die nationalen Rechte der Deutschen nicht anzutasten. Und dies sowohl in Holstein, das zum Deutschen Bunde gehörte, wie auch in Schleswig, das von Holstein nie getrennt werden sollte. Um auch für die Zukunft die Unteilbarkeit des dänischen Staates zu sichern, wurde Herzog Christian von Augustenburg, welcher alte, mehrfach begründete, doch auch angezweifelte Erbrechte auf Schleswig-Holstein erhob, bestimmt,

gegen Zahlung von 2½ Millionen Thalern auf alle Ansprüche zu verzichten. So schien der Zwist beigelegt. Aber in den Verträgen bestanden große Lücken. Wohl hatte der Augustenburger Verzicht geleistet; aber seine Söhne waren dem nicht beigetreten. Ebensowenig hatte der Deutsche Bund dem Vertrage zugestimmt.

Am wichtigsten aber war, daß die Dänen gar nicht daran dachten, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen die Rückgabe der Herzogtümer vollzogen wurde. Denn in Dänemark hatte die eiderdänische Partei die Oberhand; diese leugnete jedes deutsche Recht auf Schleswig, weil es nicht zum Deutschen Bunde gehörte, und betrieb leidenschaftlich den Erlaß einer Verfassung, welche dieses Herzogtum dem übrigen Staate einverleiben sollte; Holstein mochte eine gesonderte Verwaltung behalten. So wurde in der 1863 beschlossenen Gesamtverfassung Dänemarks verfügt. Vergebens war der langjährige Einspruch des Deutschen Bundes und der beiden deutschen Großmächte, trotzig beharrten die Dänen auf ihrem Vorsatze. Da endlich raffte sich der Bund auf und beschloß, Exekution gegen das unbotmäßige Königreich zu führen. Aber nur auf Holstein erstreckte sich die Rechtshoheit des Bundes; es sollte von deutschen Truppen besetzt werden. Das waren die Wirren, unter denen Friedrich VII. von Dänemark kinderlos starb. Christian IX., aus einer Seitenlinie des königlichen Hauses stammend, zögerte, den Krieg über sein Land heraufzubeschwören; aber Minister Hall wies auf die das königliche Schloß drohend umringenden Volksscharen hin und erklärte, er könne nicht für Thron und Leben des Herrschers bürgen, wenn dieser nicht die Gesamtverfassung unterschreibe. So fügte sich der König unter schweren inneren Bedenken [1]).

Darauf brach der Sturm in Deutschland aus. Unerträglich schien der Nation solche Herausforderung. In diesen Stimmungen erhob Herzog Friedrich von Augustenburg Anspruch auf

[1]) Abweichend von Sybel erzählt diese und andere Ereignisse das Werk von Jansen und Samwer „Schleswig-Holsteins Befreiung" (Wiesbaden 1897), S. 101 ff.

den Besitz von Schleswig-Holstein; nur sein Vater, nicht er habe auf seines Hauses alte Rechte verzichtet. Wohl lebte dieser Vater noch und es war ungehörig, daß er jetzt zu Gunsten seines Sohnes von Erbrechten zurücktrat, die er sich hatte abkaufen lassen. Sein Sohn aber berief sich darauf, daß er den Handel nie anerkannt, vor Jahren schon dagegen Einspruch erhoben hätte. Dabei war in Schleswig-Holstein unter dem dänischen Drucke stets auf das Aussterben der Hauptlinie des Königshauses gehofft worden, um sich dann in dem Augustenburger einen eigenen Herzog zu setzen. Leidenschaftlich ergriffen die Deutschen aller Stämme Partei für den Herzog, der sich willig von der aufschäumenden Volksbewegung tragen ließ. Nicht bloß das Volk, sondern die meisten Fürsten Deutschlands traten ihm bei. Der Großherzog von Baden bevollmächtigte seinen Gesandten zu Frankfurt, die Vertretung des neuen Herzogs am Bunde zu übernehmen; der Kronprinz von Preußen stellte sich der Verfechtung seiner Ansprüche zur Verfügung; das preußische Abgeordnetenhaus erklärte am 2. Dezember mit 261 gegen 63 Stimmen, daß die Ehre und das Interesse Deutschlands die Anerkennung des Herzogs Friedrich verlangten.

Alles hing nun von den beiden deutschen Großmächten ab, die doch allein mächtig genug waren, um dem Willen Deutschlands Geltung zu verschaffen. Sie aber waren durch den Londoner Vertrag, den sie verbürgt hatten, gebunden. Von ihnen war die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie auch für den Fall des Aussterbens des regierenden Hauses anerkannt worden. Sie waren nicht bloß Glieder des Deutschen Bundes, sondern auch Teilnehmer an der europäischen Staatengemeinschaft, und dieser gegenüber waren sie durch das Londoner Protokoll verpflichtet. Insbesondere die konservative Politik Oesterreichs verbot an sich die Lossagung von einem der Verträge, auf denen das europäische Recht, also auch Oesterreichs Stellung in Deutschland und Italien beruhte. Wohl war das neue Recht der Nationalitäten mit dem Anspruche aufgetreten, besser zu sein als das Vertragsrecht, und es gebot auch die Befreiung der Herzogtümer von Dänemark. Konnte aber Oesterreich sich zum Vollstrecker dieses Dogmas anbieten, ohne mit seiner inneren Politik

in die schwersten Widersprüche zu geraten? Als daher der Wiener Gemeinderat am 7. Dezember den Kaiser bat, für die Deutschen Schleswig-Holsteins einzutreten, wurde er sehr ungnädig auf seine näheren Pflichten in der Verwaltung der Stadt hingewiesen.

Der preußische Ministerpräsident war entschlossen, die verworrene Sachlage zu Gunsten seines Staates zu nützen. Es war für ihn eine Erlösung, daß sich die Blicke des Volkes von dem Konflikt im Innern auf eine Angelegenheit nationalen Interesses richteten. Innerlich stand in ihm vom Tage seines Eintrittes in die Regierung der Vorsatz fest, durch einen Waffengang in Schleswig-Holstein einen Teil der deutschen Wirren zu lösen. Noch lebte Friedrich VII., als Bismarck am 22. Dezember 1862 den Satz niederschrieb: „Die dänische Frage kann nur durch Krieg auf eine für uns günstige Weise gelöst werden; der Anlaß zum Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, in welchem unsere Stellung zu den Großmächten eine günstige für die Kriegführung ist." Auch war die Verletzung des Londoner Vertrages durch die Dänen Grund genug, um sie mit den Waffen zur Achtung der deutschen Rechte in den Herzogtümern zu zwingen. Ob damit auch die große deutsche Frage aufgerollt werde, konnte Bismarck nicht voraus berechnen, er schreckte aber auch nicht einen Augenblick davor zurück. Der Gedanke lag ihm ferne, gegen Dänemark lediglich nur um idealer Zwecke willen zu Felde zu ziehen. Machtzuwachs für Preußen war sein Ziel, am besten durch direkte Einverleibung der Herzogtümer.

So wurden denn die Erbansprüche des Augustenburgers von dem preußischen Kabinette aufs schroffste abgewiesen. Und dies aus zwei Gründen. Vorerst wollte Bismarck nicht von vornherein gegen die europäischen Mächte in Gegensatz treten, welche den Londoner Vertrag unterzeichnet hatten. Sodann gebot das Interesse Preußens, sich nicht für irgend einen Thronanwärter zu verpflichten, falls Schleswig-Holstein für Preußen selbst erobert werden konnte. Auch sollte dieser Feldzug ein Mittel sein, um die mächtige liberale Bewegung in Deutschland, die zur Parlamentsherrschaft drängte, einzudämmen. Durch den

Krieg sollte die erschütterte monarchische Autorität befestigt und das preußische Königtum zur Entfaltung einer Politik in großem Stile befähigt werden. Von all diesen Dingen konnte aber der öffentlichen Meinung jetzt nur etwas Unzureichendes mitgeteilt werden. Offiziell hieß es: Preußen rüste nur, um Dänemark zur Anerkennung des Londoner Vertrages zu zwingen. Der aber bedeutete die Herrschaft des Dänenkönigs in Schleswig-Holstein, wenn auch unter Wahrung der staatsrechtlichen Selbständigkeit der Herzogtümer. Von einem Ende Deutschlands zum anderen tönte ein Schrei der Entrüstung. Man konnte nicht begreifen, daß sich eine deutsche Großmacht mit der Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark begnügen wolle, während es doch möglich sei, Schleswig-Holstein vollständig zu befreien. Selbst König Wilhelm, der doch die letzte Absicht Bismarcks kannte, fühlte sich zu Beginn des Streites oft erkältet von der Gleichgültigkeit, mit der Bismarck die Zukunft der Herzogtümer zu behandeln schien, und einmal entfuhr ihm die vorwurfsvolle Frage: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?“ Abermals, so klagte man in Deutschland, entfliehe ein großer Augenblick; wertlos seien die Versprechungen der Dänen; Verrat sei es, ihnen den Bruderstamm auszuliefern.

Oesterreich konnte nicht ferne bleiben, da ein gemeindeutsches Interesse in Frage stand. Kaiser Franz Joseph fühlte sich als der erste unter Deutschlands Fürsten; für Schleswig-Holsteins Recht einzutreten war also seine natürliche Aufgabe. Das gab er ausdrucksvoll zu erkennen: als der neue Dänenkönig durch den Admiral Irminger in Wien seine Thronbesteigung in aller Form anzeigen ließ, wurde ihm der Empfang beim Kaiser verweigert. Wohl wurde Christian IX. als Erbe sowohl Dänemarks wie Schleswig-Holsteins anerkannt; kraft des Londoner Vertrags aber wurde von ihm verlangt, er solle den Herzogtümern eine selbständige Verfassung geben. Darüber hinauszugehen hielt Graf Rechberg für äußerst gefährlich; ihm war es wirklich Ernst damit, den Verträgen Achtung zu verschaffen. Ihm als konservativem Politiker stand die Vollstreckung eines nationalen Rechtes in zweiter Linie. Unwillig nahm es der

Wiener Hof auf, daß sich die deutschen Fürsten von der Volksströmung fortreißen ließen und am Bundestage für die volle Befreiung der Herzogtümer stimmten. Die Erbrechte des Augustenburgers hielt Rechberg für abgethan. Als der Herzog eine seiner harmlosen Proklamationen an den Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses schickte, ging ein Ungewitter über seinen Abgesandten in Wien nieder; diese Wühlerei, so fuhr Rechberg auf, könne nicht geduldet werden.

So traf die österreichische mit der preußischen Politik nach vieljährigem Gegensatze an einem Punkte zusammen. Scheinbar verfolgten die beiden Kabinette dasselbe Ziel. Aber Rechberg täuschte sich in der Hauptsache: denn er wollte nur den Trotz der Dänen brechen, und er erhoffte die allseitige Anerkennung des Londoner Vertrages als Schlußakt des politischen Dramas, Bismarck aber sah in dem gemeinsamen Kriege erst den Beginn eines großen Spieles. Rechberg nahm es als günstige Wendung, daß sich Oesterreich und Preußen nach langem Hader zu einer gemeinsamen Unternehmung zusammenfanden. Kaiser Franz Joseph war von seiner fruchtlosen Frankfurter Fahrt enttäuscht heimgekehrt. Die Undurchführbarkeit der deutschen Reichspolitik Schmerlings schien ihm erwiesen. Schmerling sah sich zurückgedrängt und er wollte sich auch nicht einer Politik entgegenstemmen, welche auf den europäischen Verträgen beruhte. Nur riet er, den Herzog von Augustenburg nicht ganz von der Hand zu weisen. Er wünschte zudem, daß sich Oesterreich nicht von den deutschen Mittelstaaten trenne. Rechberg aber hegte eine ehrliche Geringschätzung gegen sie und brachte es zuwege, daß der Rat seines Nebenbuhlers in den deutschen Angelegenheiten kaum mehr gehört wurde.

So kehrten für Bismarck nach längerem Kreislaufe wieder jene Aussichten zurück, mit denen er sich zu Beginn seiner Laufbahn beschäftigt hatte: ein Zusammenwirken mit Oesterreich, wenn auch nur zeitweilig, war wieder möglich. Bismarck hatte keine Ader vom Doktrinär in sich, rasch entschlossen hob er den Gewinn vom Boden auf. Er sagte sich, daß ein glücklicher Ausgang des diplomatischen Feldzuges wider die außerdeutschen Mächte, welche Schleswig-Holstein Deutschland miß-

gönnten, nur dann verbürgt war, wenn Preußen und Oesterreich zusammenhielten. „Wir haben es," so äußerte er sich, „im Jahre 1849 erlebt, daß es übel ist, einer gegen vier zu stehen. Zwei gegen drei ist ein besseres Verhältnis." Mit einem Ruck war Preußen aus seiner isolierten Stellung herausgehoben. Jeder Tag hat seine Sorgen, und wie sich nach dem Gewinne der Herzogtümer die Dinge wenden würden, mußte sich später zeigen. Wenn die Lande dann von Oesterreich gutwillig an Preußen überlassen wurden — um so besser. Herr v. Bismarck war von nun an ganz Liebenswürdigkeit und Offenheit gegen Oesterreich und seine Lenker, seine Verbindungen mit den ungarischen Emigranten hörten jetzt für mehr als zwei Jahre auf. Er wußte den Grafen Karolyi, Oesterreichs Botschafter in Berlin, ganz für sich einzunehmen. Dem Kaiser Franz Joseph war er stets sympathisch wegen seines Kampfes für die Kronrechte gegen ein anspruchsvolles Parlament, der Herrscher drückte somit persönlich seine Befriedigung über die neueste Wendung der gesamtdeutschen Politik aus. In Wien wie in Berlin arbeitete Bismarck wirkungsvoll mit dem Hinweise auf die Gefahren, welche von der mächtig auflodernden deutschen Volksbewegung, oder — wie man sich in konservativen Kreisen ausdrückte — von der europäischen Revolution drohten. Dieser Gefahr durch eine starke äußere Politik entgegenzutreten, war die Vorstellung, mit welcher er auf König Wilhelm wie auf Kaiser Franz Joseph einen tiefen Eindruck machte. Er selbst war, wie seine Briefe und Berichte aus der Zeit nach dem Krimkriege beweisen, längst mit sich einig, daß er je nach Notwendigkeit Politik machen müsse im Kampfe gegen die Volksmeinung oder im Bunde mit Gewalten, die ihren Ursprung der Revolution verdankten. Jetzt dienten ihm die Schreckbilder einer neuen Volkserhebung als Mittel, um das Wiener Kabinett von den liberalen Mittelstaaten zu trennen. Fürst Schwarzenberg hatte die deutschen Fürsten um Oesterreich geschart, Bismarck trieb einen Keil zwischen beide.

Bismarck war von vornherein entschlossen, an dem Londoner Abkommen nur so lange festzuhalten, bis infolge der Hartnäckigkeit der Dänen der erste Flintenschuß fiel. Den

Vertrag wollte er achten, die Großmächte nicht verletzen. Aber nach Völkerrecht löst der Krieg die früheren Verträge der kämpfenden Staaten; und wenn die Dänen so thöricht waren, Preußen durch einen bewaffneten Widerstand ins Messer zu laufen, so war Schleswig-Holstein dann das Gut des Eroberers. Die Herzogtümer gelangten ja nach ihrer Besitzergreifung durch die beiden Verbündeten ihrer Lage nach in den Machtbereich Preußens; was das Schwert gewonnen, konnte diesem Staate nur durch das Schwert entrissen werden. Als man nach dem Kriege von 1866 Bismarck vorwarf, er sei anfangs selbst für den Londoner Vertrag eingestanden, er habe also die spätere glückliche Wendung gar nicht ins Auge gefaßt, erwiderte er im preußischen Landtage (20. Dezember 1866), er habe niemals für die Belassung Schleswig-Holsteins bei Dänemark geschwärmt. „Ich habe," so sagte er, „stets an der Klimax festgehalten, daß die Personalunion mit Dänemark besser war als das, was existierte, daß ein selbständiger Fürst besser war als die Personalunion, und daß die Vereinigung mit Preußen besser war als ein selbständiger Fürst." Beifall unterbrach ihn nach diesen Worten. Dann fuhr er fort: „Welches davon das Erreichbare war, das konnten allein die Ereignisse lehren. Wäre Personalunion das Maximum des Erreichbaren gewesen, so hätte ich mich vorderhand und bei der damaligen Lage der Dinge im Interesse Deutschlands nicht berechtigt und berufen gefühlt, diese Abschlagszahlung zurückzuweisen."

Volles Licht aber über seine ursprüngliche Absicht brachte schließlich das große litterarische Denkmal, das sich Bismarck in seinen „Denkwürdigkeiten" setzte. Hier erzählt er, wie er gleich in dem ersten Ministerrate nach dem Tode Friedrichs VII. von Dänemark König Wilhelm aufgefordert habe, dem Beispiele seiner Vorfahren zu folgen und durch die Erwerbung der Herzogtümer das Wachstum Preußens zu fördern. Der König nun wies den Protokollführer des Rates an, diese Auslassungen nicht in dem amtlichen Protokoll anzuführen. „Seine Majestät schien geglaubt zu haben," schreibt Bismarck, „daß ich unter den bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich

bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte; meine Kollegen verhielten sich schweigend."

Der Vorwurf der Opposition, daß Bismarck von seinen eigenen Erfolgen überrascht worden sei, war um so ungerechter, da er gleich zu Beginn des Kampfes gegen Dänemark mit König Wilhelm in Gegensatz geriet, weil er mit aller Schroffheit die Eroberung Schleswig-Holsteins für Preußen und nur für dieses verfocht. Der König aber hielt solch kühne Politik für allzu gefährlich und war damals noch den Ansprüchen des Herzogs von Augustenburg freundlich zugeneigt. Er schwankte aber so sehr in seinen Wünschen und Zielen, daß er zuvörderst zu dem Abgesandten des Herzogs, Samwer, am 17. Januar gütige Worte sprach, die seinen Ansprüchen günstig waren; am Tage darauf jedoch setzte Bismarck es durch, daß eine schriftliche Antwort an den Herzog selbst ausgefertigt wurde, in der sich der König ziemlich schroff gegen dessen Politik aussprach. So wußte Bismarck seinen Herrscher zuletzt doch immer, wenn auch mit Mühe, bei seiner eigenen Politik festzuhalten.

Allerdings wollte sich das Wiener Kabinett gegen spätere Ueberraschungen schützen; ein Ministerrat, welcher am 10. Januar 1864 unter dem Vorsitze des Kaisers stattfand, beriet die Bedingungen des neuen Bundes mit Preußen. Die folgenschwere Frage, was nach dem Kriege mit den Herzogtümern zu geschehen habe, wurde erwogen. Man legte Preußen einen Vertragsentwurf vor, welcher feststellte, daß die Lande nach ihrer Eroberung nur dann ganz von Dänemark getrennt werden sollten, wenn beide deutsche Großmächte dem beistimmten. Mit Annahme dieses Vorschlages wäre Preußen der Auffassung Rechbergs beigetreten: die Personalunion des selbständigen schleswig-holsteinischen Staates mit Dänemark blieb der feste Pol. Solcher Ausgang des Kampfes wäre für Deutschland nicht gerade ehrenvoll gewesen, aber zwischen Oesterreich und Preußen hätte dann kein Kampf um die Beute entstehen können. Bismarck ging jedoch auf diese Lösung nicht ein. Das deutsche Nationalgefühl wie das preußische Interesse heischten die Trennung der Herzog-

tümer von Dänemark; der Vertrag mit Oesterreich sollte einen solchen Ausgang wenigstens nicht unmöglich machen. Deshalb schlug Bismarck dem Wiener Kabinett eine andere Fassung vor. Es sollte von den beiden Mächten vorher gar nichts über die Zukunft der Herzogtümer festgestellt werden, freie Bahn sei jeder Lösung offen zu halten. Oesterreich und Preußen sagten sich lediglich zu, daß nach der Eroberung der Herzogtümer von ihnen in friedlichem Vereine über deren Schicksal entschieden werden solle [1]).

Das Wiener Kabinett war sich schon damals bewußt, daß dieser Vorschlag für Oesterreich sehr bedenklich war; denn durch diese offene Thüre konnte später der Krieg eintreten. Wohl stand es Oesterreich auf Grund eines solchen Vertrages später frei, Einspruch zu erheben gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen; aber es konnte seinen Genossen auch nicht zur Annahme einer ihm erwünschten Lösung zwingen. Bismarck entfaltete alle Künste seiner Diplomatie, um Oesterreich zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen. Graf Rechberg hat sich später über die Gründe ausgesprochen, durch welche er sich bestimmen ließ, das verhängnisvolle Jawort zu sagen. Bismarck sprach nämlich die Drohung aus, Preußen werde allein gegen Dänemark ziehen und so die Herzogtümer erlösen; es werde sich dann nicht weiter um den Einspruch Oesterreichs kümmern. So konnte Oesterreich in den Augen der deutschen Nation schach und matt gesetzt werden. Nun stand wohl Oesterreich der Gegenzug frei: es konnte Preußen noch immer überbieten, es konnte sich von dem Londoner Vertrage lossagen, sich an die Spitze der Mittelstaaten stellen und, getragen von der öffentlichen Meinung Deutschlands, die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg in Schleswig-Holstein erzwingen. Fürst Schwarzenberg wäre der Mann gewesen, um dieses Aeußerste zu wagen, Graf Rechberg aber scheute davor zurück. Da er aber Preußen nicht die Ehre gönnen wollte,

[1]) Die Verhandlungen Oesterreichs und Preußens über die schleswig-holsteinische Frage sind erst aus den preußischen Staatsarchiven durch Sybel genauer bekannt geworden. Sein Werk ist die Hauptquelle für diese diplomatischen Vorgänge.

Schleswig-Holstein allein zu befreien, so ließ er sich auf das gemeinsame Unternehmen ein. Immer lag etwas Kleinmut in der Politik Rechbergs, zur Zeit des Fürstentages wie jetzt; er besaß den richtigen Einblick in die Dinge, aber er ließ sich zuletzt immer aus seiner Bahn werfen. Bei all diesen Bedenken riß Bismarck das zögernde Wiener Kabinett mit sich fort, es zeigte sich die Macht eines klaren Willens über den schwankenden.

So entschloß sich das Wiener Kabinett zur Annahme des preußischen Bündnisentwurfes. Der gemeinsame Feldzug gegen Dänemark wurde am 16. Januar 1864 vereinbart[1]). Schmerling, der sich schon damals, ohne daß es öffentlich bekannt war, beiseite geschoben sah, versuchte keinen Einspruch. In einem späteren Zeitpunkte, hart vor dem Ausbruche des Krieges von 1866, fühlte er das Bedürfnis, sich von dem Vorwurfe zu reinigen, daß unter seiner Mithilfe der unglückliche Weg nach Schleswig-Holstein eingeschlagen wurde. Er ließ durch ein Wiener Blatt mitteilen, daß er bei dem Abkommen mit Preußen nicht zu Rate gezogen worden sei. Gerade damals habe er sich zum Besuche seiner Tochter in Venedig befunden, der Abschluß erfolgte zufällig oder absichtlich in seiner Abwesenheit. Doch ließ er sich die jähe Umkehr der äußeren Politik einstweilen gefallen, weil er hoffte, in den inneren Kämpfen und bei der Aufrichtung des Einheitsstaates nicht gestört zu werden. Er mußte als leitender Minister die Verantwortlichkeit für das Geschehene tragen helfen. Die öffentliche Meinung in Oesterreich verwarf damals nahezu einmütig die Lossagung von dem Deutschen Bunde, die Intimität mit Preußen, den Zug nach Schleswig-Holstein. Sie forderte in

[1]) Ueber die Zukunft der Herzogtümer wurde demgemäß im Artikel V des Vertrages folgendes bestimmt:

„Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig-Holstein käme und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Oesterreich und Preußen sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur in gegenseitigem Einverständnis festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses werden sie eintretendenfalls die sachgemäßen weiteren Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage der Erbfolge nicht anders als in gemeinsamem Einverständnisse entscheiden."

der Presse und in der Volksvertretung, Oesterreich solle sich der Entscheidung des Bundestages anschließen, der Vollstrecker seines Programmes sein.

Als der österreichische Reichsrat in der Debatte vom 28. bis 30. Januar 1864 über den Feldzug gegen Dänemark im Bunde mit Preußen beriet, wurde Rechbergs Politik aufs heftigste angegriffen. Vergebens wies der Minister auf die Gefahr hin, welche Oesterreich laufe, wenn es dem Bundestage zuliebe, der doch nur über Holstein und nicht über Schleswig verfügen könne, den Londoner Vertrag zerreiße und alle übrigen Großmächte Europas gegen sich vereinige. Nahezu alle Redner tadelten es, daß das konstitutionelle Oesterreich sich mit jenem Preußen verbinde, dessen Minister die Verfassung seines Landes gebrochen und die Abneigung der Nation auf sich geladen habe. Schmerling, der im Reichsrate angesehenste Minister, mußte in die Bresche treten für eine Politik, die ihm eigentlich aufgenötigt war. Er schlug sympathische Töne an, als er sich dafür verbürgte, der Bund mit Preußen werde auf die inneren Zustände Oesterreichs nicht zurückwirken. Gegenüber den ausgesprochenen Befürchtungen hob er — nicht eben freundlich für Bismarck — hervor, daß „dieser Herr" mit den preußischen Verhältnissen zu viel zu thun habe, um sich in die innere Entwicklung Oesterreichs zu mischen. Loyal vertrat er in Unterstützung Rechbergs die Notwendigkeit, das Völkerrecht zu achten. Doch befand er sich nicht in Uebereinstimmung mit seinem Amtsgenossen, als er versicherte, Oesterreich werde baldigst das gute Einvernehmen mit dem Bunde wiederherstellen und zur Politik der Bundesreform zurückkehren. Die parlamentarische Opposition ließ sich durch die Reden Schmerlings, Rechbergs und Biegelebens nicht in ihrer Haltung beirren. Kühne Ratschläge und Kombinationen wurden laut, wie dies in den Jugendtagen der Parlamente vorzukommen pflegt. Aber viele von den Warnungen vor dem Zuge an die Nordsee besitzen einen nahezu prophetischen Klang. Schindler, der witzigste Redner in jenem an guten Köpfen reichen Parlamente, sprach über den Ausgang der Unternehmung Worte, welche ebenso heftige Abneigung gegen Preußen wie politischen Scharfblick verraten: „Wir ziehen in den Krieg Hand

in Hand mit dem von der Welt verurteilten Kabinette Preußens! Ach, wie richtig prophezeiten jene Männer, welche schon vor Monaten sagten: Die Lorbeeren Bismarcks werden auch die Staatsmänner anderer Staaten nicht schlafen lassen. (Heiterkeit.) Warum ziehen wir gerade mit Preußen? Ist es in irgend einer Richtung unser Freund? Wird in seiner Reichsvertretung Oesterreich nicht der Erzfeind Preußens genannt? Wird nicht das Bedürfnis nach Vergrößerung, gleichviel nach welcher Seite, offen dort ausgesprochen? Kaum hat in einer Reihe von Decennien Preußen den Raub von Schlesien verdaut und sich assimiliert, so streckt es seine Fänge nach den Herzogtümern aus, und wir lassen unsere guten Regimentsmusiken aufspielen und mit Trommelwirbel und Schalmeienklang führen wir sie hinein. (Heiterkeit.) Und mit welcher Melodie werden wir sie herausführen?"

Der Feldzug gegen Dänemark endete naturgemäß mit dem Siege der verbündeten Oesterreicher und Preußen. Das Bezeichnende in diesem Kriege war, daß sich nur wenig Anzeichen geltend machten von dem großen militärischen Aufschwunge Preußens. So tapfer auch die preußischen Truppen ihre Aufgabe lösten, so erwiesen sie sich den Oesterreichern doch nicht überlegen. In einem einzigen kleineren Gefechte, bei Lundby, erprobte sich schon damals das preußische Zündnadelgewehr und die Feuertaktik auch einem überlegenen Gegner gegenüber. Das Schicksal wollte es, daß die Oesterreicher durch ihr kräftiges Drauflosgehen die veraltete Stoßtaktik zu unverdienten Ehren brachten und sich dadurch über ihren Wert täuschten [1]). Die

[1]) Die offizielle österreichische Arbeit über den Krieg von Friedrich v. Fischer, k. k. Oberstlieutenant, „Der Krieg in Schleswig und Jütland im Jahre 1864" (Wien 1870, auch in einer Separatbeilage der „Oesterr. Militärzeitschrift" Wien 1870—71) ist eine scharfe Kritik der preußischen Oberleitung. In Preußen wartete man den Tod Wrangels und des Prinzen Friedrich Karl ab, bis 1887 „Der deutsch-dänische Krieg 1864" vom großen Generalstabe herausgegeben wurde, in welchem Werke dargelegt

Führung war dem alten Feldmarschall Wrangel anvertraut und in diesem Umstande lag zumeist die Ursache, daß die Kriegführung nicht gerade zum strategischen Muster wurde. Moltke blieb als Chef des Generalstabs in Berlin; weder sein Rat noch die Mitwirkung der Führer in den späteren Kriegen, insbesondere des Prinzen Friedrich Karl, gaben der Kriegführung das große Gepräge von 1866 und 1870. Wrangel hatte sich in den napoleonischen Kriegen als tapferer Reiteroffizier bewährt und stand bei Hofe in hohem Ansehen, weil er die Revolution von 1848 an der Spitze der Truppen niedergeworfen und die Berliner Bürgerwehr entwaffnet hatte. Er war eine populäre Straßenfigur, aber zum Feldherrn war er nicht geschaffen. Die Verbündeten zählten, als sie in Schleswig einrückten, 37000 Preußen und 23000 Oesterreicher, letztere unter der Führung des Feldmarschallieutenants Freiherrn v. Gablenz. Diese Truppenmacht war den 40000 Dänen weit überlegen, dafür besaßen diese aber mächtige Befestigungen zur Verteidigung Schleswigs. Das Danewerk und die Düppeler Schanzen schienen einen lange währenden Defensivkrieg zu ermöglichen.

Zuerst stießen die Verbündeten auf das Danewerk. Die Natur hatte viel für diese feste Stellung gethan. Von Osten her sendet die Ostsee einen schmalen Meerbusen, die Schlei, fünf Meilen weit ins Land und hemmt das Vorrücken des Angreifers. Ebenso ungangbar ist das Land an der gegenüberliegenden Küste der Nordsee: die Eider und ihr Nebenfluß, die Treene, machen einen Durchbruch fast unmöglich, zumal die letztere durch Sumpfland fließt. Zwischen diesen Morästen und der Schlei ist nur ein zwei Meilen breites Einfallsthor nach Nordschleswig offen. Diese Pforte, an der des Landes alte Hauptstadt Schleswig liegt, war von jeher durch Befestigungen geschützt. Jetzt bestand das Danewerk aus achtzehn Schanzen, die sich gegenseitig deckten und jedem Stirnangriffe trotzten.

---

ist, wie wenig die Ratschläge Moltkes im ersten Teile des Feldzuges befolgt wurden. Das vom dänischen Generalstabe herausgegebene Werk „Den danske-tydske Krig 1864“ erschien 1892 in 3 Bänden.

So mußten die Verbündeten an eine Umgehung im Osten oder im Westen denken. So viele Truppen besaßen die Dänen nicht, um außer dem Danewerk auch die lange Linie der Schlei überall zu decken; nur der westlichste Uebergang über den Meerbusen, bei Missunde, war durch starke Schanzen geschützt. Aber weiter im Osten gegen das Meer zu, bei Arnis und dann bei Kappeln, konnte der Durchbruch mit Erfolg gewagt werden. Darauf lenkte eine Denkschrift, welche Moltke dem Feldmarschall Wrangel mitgab, dessen Aufmerksamkeit. Es mußte das Ziel der Verbündeten sein, den Feind hier zu umgehen und ihm unversehens in den Rücken zu fallen, um ihm den Rückzug nach Jütland, sowie nach den Häfen der Ostsee abzuschneiden, durch die er sich auf die Inseln retten konnte. Wenn die Dänen sich dieser Umfassung entzogen, so fanden sie Zeit, die Düppeler Schanzen zu erreichen, und konnten dann, da ihre Flotte das Meer beherrschte, den Kampf in die Länge ziehen. Vielleicht gelang es ihnen hiedurch, die Einmischung fremder Mächte herbeizuführen. Der alte Feldmarschall kehrte sich aber nicht an den Rat Moltkes, sondern ging geradenwegs auf das Danewerk los. Im Kriegsrate vom 30. Januar gab er seinen Generälen und Gablenz seinen höchst einfachen Plan kund: die Oesterreicher und die preußische Gardedivision sollten die Dänen zuerst in das Danewerk zurücktreiben und dann nach kurzer Beschießung den Sturm auf die Bastionen unternehmen. Gleichzeitig sollte Prinz Friedrich Karl sein Corps gegen Missunde führen und ebenfalls einen Durchbruch mit stürmender Hand versuchen. So wurde der Angriff ins Werk gesetzt.

Prinz Friedrich Karl kam zuerst an den Feind heran und griff unverweilt Missunde an. Aber Wrangel und er hatten die Widerstandsfähigkeit dieser Stellung unterschätzt. So tapfer sich auch die preußischen Batterien nahe den Schanzen festsetzten, so entschlossen sich auch die Bataillone zum Angriffe entwickelten — es konnte dieser Anlauf überhaupt nicht zum Ziele führen. Zum eigentlichen Sturme kam es nicht und nach mehrstündiger Kanonade zog sich der Prinz zurück. Das also war ein mäßiger Anfang. Erst jetzt wurde der Entschluß gefaßt, den Kriegsplan zu ändern und die Schlei weiter abwärts bei

Arnis zu überbrücken, um die Dänen zu umgehen. Die Lage war für die preußischen Waffen um so unbehaglicher, als die Oesterreicher inzwischen prächtige, wenn auch blutige Erfolge errangen. Gablenz hatte, wie gesagt, den Befehl erhalten, die Dänen von den Hügeln vor dem Danewerk, welche ihnen als Ausfallsthor dienten, zu vertreiben. Er schickte am 3. Februar zuerst die Brigade Gondrecourt gegen ihre festen Vorpostenstellungen, die in der Front durch die beiden nebeneinander liegenden Dörfer Jagel und Overselk gedeckt waren. Mit stürmender Hand nahm Oberst Benedek Jagel, während Gondrecourt zuerst die feindlichen Linien von Overselk durchbrach und dann das Dorf eroberte. Die für diesen Tag vorgeschriebene Arbeit war gethan, aber die siegreichen Truppen leisteten noch mehr. Hart vor dem Danewerk erhebt sich der Königsberg, ein steiler Hügel, von dem die Schanzen der Dänen zu überblicken und ihre Stellungen einzusehen waren. Dorthin folgten ihnen die Oesterreicher, und die Höhe, die mit Eis und Schnee bedeckt war, wurde trotz des heftigen Geschützfeuers gestürmt. In der Hitze der Verfolgung drangen die Oesterreicher bis hart an den Fuß der feindlichen Schanzen, bis deren Geschütze sie zur Umkehr nötigten.

Die Oesterreicher hatten mehr geleistet, als Wrangel gehofft hatte. Am Abende hielt er mit den Generälen Rat und brachte einen Plan vor, des Inhalts, man solle am nächsten Tage nach heftiger Beschießung den Sturm auf das Danewerk selbst beginnen und, koste es was es wolle, durchbrechen. Ebenso wurde dem Prinzen Friedrich Karl die Aufgabe zugedacht, den Angriff auf Missunde zu wiederholen. Erst als die anwesenden Generäle und besonders Gablenz dem alten Herrn klar machten, daß man sich an den Bastionen die Köpfe blutig rennen müsse, ließ er von seinem Plane ab. Er willigte ein, daß Prinz Friedrich Karl die Schlei hinuntermarschieren, sie bei Arnis überschreiten und dem Feinde in den Rücken fallen solle. Das hätte allerdings schon zwei Tage früher geschehen sollen, wenn man die Dänen von der Ostsee abschneiden wollte. Jetzt war es zu spät; denn als der Prinz am 6. Februar die Schlei früh morgens um sechs Uhr bei Arnis übersetzte, fand er das

Neſt leer. Den Dänen war es hinter ihren Wällen ſchwül geworden; der kräftige Angriff der Oeſterreicher hatte ſie geſchreckt, und da ihr General de Meza für ſeinen Rückzug fürchtete und das einzige Heer des Landes nicht aufs Spiel ſetzen wollte, ſo räumte er in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar das Danewerk und führte ſein Heer eilends über die ſchneebedeckten Straßen hinter die ſicheren Wälle der Düppeler Schanzen. Groß war die Freude in Deutſchland, aber die Dänen waren entkommen und ein neuer Feſtungskrieg ſtand bevor.

Bei der Verfolgung nun fiel den Oeſterreichern wieder der Preis zu. Prinz Friedrich Karl ſtand den Dänen zwar näher, da er die Schlei bereits hinter ſich hatte; aber er und ſeine Leute waren ſo verblüfft darüber, daß die Dänen die mächtigen Schanzen bereits geräumt hatten, daß einige Stunden hindurch ihr Vormarſch ſtockte. Ganz anders Gablenz. Er hatte um viereinhalb Uhr morgens die Kunde erhalten, das Danewerk ſei geräumt; ſofort ſetzte er ſich zu Pferd und trieb ſeine Truppen zur Verfolgung an. Die Liechtenſtein-Huſaren ſtießen zuerſt auf die Nachhut des Feindes, überfielen ſeine Kolonnen, neckten und umſchwärmten ſie, bis die Brigade Noſtiz nach ſechsſtündigem Marſche noch am ſelben Tage (6. Februar) um dreieinhalb Uhr nachmittags den Feind ereilte. Bei Oeverſee hielten die Dänen unter General Müller aufs tapferſte ſtand, um dem abziehenden Heere die Zeit zu erfechten, die Düppeler Schanzen zu erreichen. Aber nichts vermochte dem Ungeſtüm des ſteieriſchen Regiments König der Belgier zu widerſtehen. Auch hier gingen die Oeſterreicher, ohne zu feuern, mit dem Bajonett zum Sturme vor, und während die erſten Reihen der Angreifer hart an der Linie der Dänen unter deren Feuer niederſanken, hieben die Nächſtfolgenden mit dem Kolben auf die tapferen Verteidiger ein. Zurückgeworfen, hielten die Dänen noch mehrmals ſtand, bis der frühe Winterabend die Kämpfenden trennte und den Verteidigern den Rückzug ermöglichte.

Das Feſtland von Schleswig-Holſtein war jetzt in deutſchen Händen, mit Ausnahme der kleinen Halbinſel an der Oſtſee, auf der ſich die Düppeler Schanzen erheben. Eine Brücke führt

von hier auf die Insel Alsen, so daß sich das feste Bollwerk mit dem Inselheere in sicherer Verbindung befand. In dieser Flankenstellung konnten sich die Dänen besser als im Danewerk, welches Schleswig quer abschloß, des deutschen Angriffes erwehren.

Preußen schlug nun, um den Widerstand zu brechen, dem Bundesgenossen die Besetzung von ganz Jütland vor als Faustpfand für Düppel und für die zu Schleswig gehörenden Inseln. Dem widersprach Oesterreich anfangs; es wolle sich nicht zu weit fortreißen lassen, besorgte man doch, daß England sich zuletzt auf Seite Dänemarks stellen werde. Auch militärisch schien die Sache bedenklich; denn man mußte, um Jütland zu erobern, an der Düppeler Stellung vorübermarschieren, sie durch ein Corps beobachten und ebenso die jütländische Festung Fridericia an der Ostsee rechts liegen lassen. Von diesen beiden festen Punkten aus konnten die Dänen, da sie das Meer beherrschten, Vorstöße gegen jeden Punkt unternehmen und so die Verbindung der Alliierten unterbrechen. Oesterreich wünschte deshalb, man solle zuerst die Düppeler Schanzen erobern und den Dänen dadurch den Brückenkopf, von dem ihre Ausfälle drohten, entreißen. Moltke, stets ein Gegner der Strategie, die sich in ihrem Siegeslaufe durch Belagerung fester Plätze aufhalten läßt, drängte zu raschem Vormarsche; er stellte vor, daß die Ueberlegenheit der Verbündeten groß genug sei, um die Ausfallspunkte am Düppel und in Fridericia unterdessen in Schach zu halten. General Manteuffel wurde nach Wien gesendet, und ihm gelang es, die Bedenken des österreichischen Hofes zu zerstreuen; die Eroberung des fernen Jütland wurde beschlossen. Aber Rechberg benützte die Gelegenheit, um von Preußen ein festes Zugeständnis über die Zukunft Schleswig-Holsteins zu erlangen. Er wollte auf jeden Fall verhindern, daß die Herzogtümer in die Hände Preußens fielen, und deshalb ließ er sich jetzt vom Berliner Kabinett die bestimmte Zusage geben, daß Schleswig-Holstein nach dem Kriege zwar eine selbständige Regierung erhalten, aber dem König von Dänemark nicht entrissen werden solle; das Band der Personalunion habe demnach die Herzogtümer und Dänemark zu umschließen. Rech-

berg, seines diplomatischen Erfolges froh, glaubte somit dem Streite über die Kriegsbeute klüglich vorgebeugt zu haben. Nun ging es frisch vorwärts. Prinz Friedrich Karl legte sich mit seinem Corps vor Düppel; die preußische Garde aber und die Oesterreicher unter Gablenz verfolgten die Dänen unaufhaltsam gegen Norden. Die Garde drängte einen Teil derselben gegen Fridericia. Die Oesterreicher, nördlicher marschierend, ereilten eine feindliche Abteilung an der Bucht von Veile, wo die Dänen unter General Hegermann nochmals standhielten. Als die Oesterreicher den Südrand des Thales des Veileflusses erreichten, glitzerten ihnen auf den Höhen des gegenüberliegenden Ufers die Kanonen und Gewehrläufe des Feindes entgegen. Sie mußten sich also unter ihrem Feuer zuerst in die sumpfige Niederung der Veile-Aa hinabsenken, Brücke und Stadt erstürmen und dann die entscheidende Höhe emporstreben. Die Brigade Nostiz wurde von Gablenz zum Angriffe gegen die Brücke vorgeführt. Die Trommeln wirbelten zum Sturme und gleich im ersten Anlaufe überrannten die Oesterreicher den Feind, eroberten die Brücke und zwangen die Verteidiger, sich eilends auf ihre eigentliche Stellung auf den Höhen zurückzuziehen. Der Sturm, der jetzt notwendig war, wurde mit Bedacht vorbereitet. Zuerst that die Artillerie ihre Arbeit, und unterdessen sandte Gablenz einen Teil der Brigade Gondrecourt in die linke Flanke der Dänen. War die Umfassung der Dänen gelungen, so sollte der Sturm auf der ganzen Linie beginnen. Aber General Hegermann hatte nur sehen wollen, ob die Oesterreicher an diesem Tage Ernst machten. Für die Dänen waren in diesem Kriege alle bisherigen Zusammenstöße doch nur Rückzugsgefechte gewesen. Mit vollem Einsatze wollten sie auch diesmal nicht kämpfen und sie entzogen sich durch raschen Abmarsch dem Schlage. Sie wichen zurück und suchten hinter dem Ljim-Fjord an der äußersten Spitze Jütlands Deckung. — Aber auch jetzt noch erklärte sich Dänemark nicht für besiegt. Auf den Inseln fühlte es sich unangreifbar und die Düppeler Schanzen waren nur durch langwierige Belagerung zu nehmen, an deren Schlusse sich die Verteidiger noch immer über die Brücke nach der Insel

Alſen zurückziehen konnten. Es war nun entſcheidend, ihnen zu Gemüte zu führen, daß auch das Meer ſie nicht zu ſchützen vermöge. Deshalb wurde im preußiſchen Hauptquartiere der Plan entworfen, durch einen nächtlichen Ueberfall Alſen zu nehmen und ſo der Beſatzung der Düppeler Schanzen den Rückzug zu verlegen. Alle Anſtalten wurden ſorgfältig getroffen, zahlreiche Boote zur Ueberfahrt ausgerüſtet; aber das Mißgeſchick, welches den Preußen in dieſem Kriege bisher jeden vollen Erfolg verſagt hatte, wollte, daß ſich in der zur Ueberfahrt beſtimmten Nacht ein furchtbarer Sturm erhob, ſo daß auch die beherzteſten Seeleute die Fahrt über den Alſener Sund für unmöglich erklärten. So mußten denn die Preußen ihre Kräfte an die Eroberung der Düppeler Schanzen ſetzen. Auch Moltke willigte nun in Belagerung und Sturm ein; ſchon deshalb war dieſer Schlag notwendig, auf daß auch die preußiſchen Truppen auf einen ſchönen Sieg hinweiſen könnten. Und wirklich iſt die Eroberung der Düppeler Schanzen die anſehnlichſte Waffenthat in dieſem Kriege. Schweres Geſchütz ward herbeigeſchafft und die Laufgräben wurden bis hart an die Schanzen geführt. Nach einer ſcharfen Kanonade wurde am 18. April der Generalſturm befohlen. Die kriegeriſche Tüchtigkeit der Angreifer zeigte ſich in hellem Lichte. 16000 Preußen überwältigten die 11000 däniſchen Verteidiger, welche in ſechs feſten Schanzen hinter Gräben, Paliſſaden und Bruſtwehren kämpften. Die Dänen wie die Preußen verloren je 1100 Tote und Verwundete; 3600 Gefangene und 118 Geſchütze fielen den Siegern in die Hände. Dies war das Vorſpiel zu den großen Leiſtungen der Preußen in den nächſten Kriegen. — Bis auf ſchmale Gebietsteile war das jütiſche Feſtland nun in den Händen der Deutſchen.

Im Dunkeln lag das Schickſal der Elbeherzogtümer. Vorerſt erfüllte Preußen das zuletzt gegebene Verſprechen; als eine Konferenz der Großmächte nach London berufen wurde, beantragte es gemeinſam mit Oeſterreich, Schleswig-Holſtein ſei als eigener Staat zu organiſieren mit dem Könige von Däne-

mark als Herzog. Ungern ging Bismarck diesen Weg; aber das Glück wie die kraftvoll und rücksichtslos von ihm angewendeten Mittel enthoben ihn bald der übernommenen Verpflichtung. Vorerst leisteten ihm die Dänen den unbezahlbaren Dienst, daß sie den angebotenen Ausgleich ablehnten; sie vertrauten unklugerweise den halben Zusagen der englischen Minister und hofften, diese würden sich durch die heftige Sprache der britischen Presse gegen Deutschland zu offener Hilfeleistung bestimmen lassen. Außerdem aber schmiedete sich Bismarck durch die öffentliche Meinung in Deutschland die Waffen, um Schleswig-Holstein nicht herausgeben zu müssen. Seine Presse und seine Agenten stachelten den ohnedies verletzten Nationalstolz der Deutschen auf. Jetzt waren ihm Volksversammlungen in Schleswig-Holstein und im übrigen Deutschland willkommene Bundesgenossen, er wollte sich und noch mehr Rechberg zum Rücktritte von dem Programm der Personalunion zwingen lassen. In diesem Sinne schrieb er an den preußischen Kommissär in Schleswig, Zedlitz: „Die ganze Meute wollen wir läuten lassen". Und so geschah's: zu Rendsburg in Holstein schwuren 40000 Männer, daß sie ihren letzten Blutstropfen für die Selbständigkeit ihres Vaterlandes opfern wollten. Die Petition aus Preußen, welche den König um volle Befreiung der Herzogtümer bat, war mit 30000 Unterschriften bedeckt. Das „Grollen der Revolution", welche Herr v. Bismarck zu meistern berufen war, tönte ihm diesmal willkommen in die Ohren.

Es bot sich Preußen ein geeignetes Mittel, um die befreiten Herzogtümer unlöslich fest an sich zu knüpfen, auch ohne deren förmliche Annexion, die damals noch einmütigen Widerstand gefunden hätte. Der Herzog von Augustenburg fühlte, daß sein Schicksal von Preußen abhänge, und deshalb hatte er sich an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit dem er seit Jahren enge befreundet war, gewendet und ihm wichtige Anerbietungen gemacht; er erklärte sich zum engsten Anschlusse an Preußen bereit, wenn König Wilhelm zu seiner Einsetzung in Schleswig-Holstein die Hand biete. Der Kronprinz und noch mehr seine Gattin waren aufs wärmste für diese Lösung eingenommen; am liebsten, so äußerte sich Max Duncker, der politische Be-

rater des Kronprinzen, wäre die hohe Frau dabei ſelbſt mit der Fahne vorangegangen. Denn beide Gatten hielten es für einen Preußen und Deutſchland zugefügten Schimpf, wenn Schleswig-Holſtein, entſprechend den offiziellen Erklärungen der beiden deutſchen Großmächte, dem Dänenkönig verbliebe. König Wilhelm wäre bereit geweſen, auf dieſe Pläne einzugehen, wenn Bismarck nicht Einſpruch erhoben hätte. Dieſem war nämlich die Sache des Herzogs Friedrich von Auguſtenburg tief antipathiſch, da er ihn als ein Haupthindernis für die vollſtändige Gewinnung Schleswig-Holſteins für Preußen betrachtete. Der Herzog hatte ſich zudem mit liberalen Ratgebern, Samwer und Francke, zwei von der däniſchen Regierung verfolgten Männern, umgeben und auf ihren Rat die demokratiſche Verfaſſung, die ſich die Elbeherzogtümer 1848 gegeben, anerkannt; er genoß den Schutz und Beiſtand des Deutſchen Bundes und der Könige und Fürſten, die Bismarck unter Preußens Hoheit beugen wollte, und er wurde von der demokratiſchen Partei auf den Schild gehoben, die niedergeworfen werden mußte, wenn der König von Preußen Herr in ſeinem Lande bleiben wollte. Endlich aber war er ein Freund des Kronprinzen und ſeiner Gemahlin, die Bismarcks Politik bekämpften und ſeinen Sturz bei dem Könige betrieben, und der Kronprinz mahnte den Herzog, in der künftigen Landesvertretung Schleswig-Holſteins „eine Zufluchtsbaſis zu gründen gegen die Bismarckſchen Reaktionsgelüſte“. Deshalb hatte der Miniſterpräſident, als der Herzog ſeine Einſetzung betrieb, deſſen Abgeſandten, Herrn v. Ahlefeldt, der die Preußen günſtigen Anträge überbrachte, am 17. März nahezu unverhüllt geſagt, daß er in ſolche Zuſage kein Vertrauen ſetze; denn Fürſten hätten in der Regel die Anſicht, daß ſie ſich in einer Ausnahmsſtellung befänden; ſie meinten, an ihre Erklärungen ſei ein anderer Maßſtab zu legen als an die anderer Perſonen. Und als Ahlefeldt ſich dagegen verwahrte, daß dieſes harte Urteil für Herzog Friedrich gelte, führte Bismarck einen ſchonungsloſen Hieb auf deſſen Vater, Herzog Chriſtian; denn dieſem hatte Dänemark ſeine Anſprüche auf Schleswig-Holſtein abgekauft und nun ließ er ſeinen Sohn die Anſprüche ſeines Hauſes verfechten.

Indeſſen bot ſich jetzt der Herzog als Mittel zur Erhöhung Preußens, und Bismarck wäre, wenn auch nur widerſtrebend, bereit geweſen, auch zu dieſem ihm unlieben Werkzeuge zu greifen. Deshalb trat König Wilhelm, offenbar mit Zuſtimmung Bismarcks, aus ſeiner anfänglichen Zurückhaltung heraus und richtete am 16. April an ſeinen Sohn einen Brief, in dem er auf den Vorſchlag des Herzogs einging. Doch müßte, wenn er ſich des Prätendenten annehmen ſolle, dieſer ihm „als Fürſt zu Fürſt" bindend verſprechen, eine Reihe ihm geſtellter Bedingungen anzunehmen. Er müſſe alſo Preußen eine Flottenſtation in ſeinem Lande zuſagen; er habe Rendsburg zur Bundesfeſtung zu erklären und eine preußiſche Beſatzung darin aufzunehmen; der Nord-Oſtſee-Kanal ſei zu bauen mit freier Benützung für Preußens Handels- und Kriegsflotte; Schleswig-Holſtein trete dem Zollverein bei; und endlich, was wohl die bedeutungsvollſte Forderung war, ſolle er die Truppen ſeines Landes durch eine Militärkonvention im Sinne der Koburgſchen dem Oberbefehl König Wilhelms unterſtellen. Mehr bedurfte Preußen in der That nicht, um ſich die Herzogtümer handelspolitiſch und militäriſch anzugliedern. Damals nun ſtand es mit den Ausſichten des Auguſtenburgers noch trübe und ſo ſchlug er erfreut in die dargebotene Hand ein; in einem am 29. April an den König gerichteten Schreiben fügte er ſich nahezu bedingungslos in deſſen Wünſche. Natürlich wurden dieſe Verhandlungen als Geheimnis Weniger gehütet.

Als ſonach alles genügend vorbereitet war, ſandte Bismarck nach Wien eine Depeſche, in welcher er ein neues Programm entwarf. Schleswig-Holſtein ſollte den Dänen abgenommen und dem Herzog von Auguſtenburg überlaſſen werden, unter der Bedingung, daß er ſtatt ſeiner liberalen Ratgeber konſervative berufe und ſodann, daß er Preußens Intereſſen Rechnung trage. Was Preußen für ſich verlange, deutete Bismarck nur im allgemeinen an; der Preis, den der Auguſtenburger zu zahlen gehabt hätte, wäre die militäriſche Unterordnung ſeines Staates in dem Sinne geweſen, wie ſie ſpäter den deutſchen Reichsfürſten beſchieden war.

Rechberg ſah ſich jetzt überrannt, denn unmöglich war es,

die Herzogtümer bei Dänemark zu belassen, da Deutschlands Nationalstolz ebenso wie die Hartnäckigkeit der Dänen den Plan unthunlich machte. Unter seinen Füßen wankte der Boden der Verträge, wankte seine Stellung im auswärtigen Amte. Die öffentliche Meinung in Oesterreich warf ihm immer lauter vor, daß seine Politik nur Preußen gefördert habe, und was schlimmer war: Schmerling, der die ihm am Fürstentage widerfahrene Zurücksetzung nicht verwunden hatte, schloß sich solcher Anschauung an. Es schien schon früher unmöglich, daß Männer so verschiedener Anschauung zugleich im Rate des Kaisers saßen. Wie Rechbergs Gegner, Schmerling und Biegeleben, vorausgesagt hatten, arbeitete Preußen daran, sich die Herzogtümer einzuverleiben. Ihre Auffassung war nach dem ergebnislosen Ausgange des Frankfurter Fürstentages zurückgetreten, jetzt brach ihr Groll lebhaft hervor. Die Volksstimme drang darauf, Oesterreich solle den Augustenburger als unabhängigen Herrscher auf den Schild heben, selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Preußen hin; Oesterreich solle sich unverzüglich wie zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg mit den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen verbinden. Die Lage zu meistern, besaß Rechberg nicht die Kraft. Zögernd ließ er sich eine halbe Schwenkung abringen[1]). Ihn erschreckte wohl der Gedanke eines Bruches mit Preußen, doch mochte er nicht einwilligen, daß die Hoheit des neuen Bundesfürsten zu Gunsten Preußens eingeschränkt werde. Das schien ein verhängnisvoller Anfang, denn die 1825 gegründete deutsche Verfassung beruhte auf der gleichen Souveränität aller Fürsten. In dieser Verlegenheit behalf sich Rechberg mit einem kleinen diplomatischen Auskunftsmittel, welches die Lage nur noch verschlimmerte. Er lud am 26. Mai den Vertreter des Herzogs von Augustenburg in Wien, Herrn v. Wydenbrugk, zu sich und machte ihm die wichtige Eröffnung, daß Oesterreich entschlossen sei, den Herzog zum Herrn von Schleswig-Holstein zu machen. Aber er stellte eine wichtige Bedingung: der Herzog dürfe unter keinen Um-

[1]) Das Folgende nach den Angaben des Herzogs von Koburg (II. Bd.), der in die Wiener Verhältnisse genauen Einblick besaß.

ständen einen Separatvertrag mit Preußen schließen, durch welchen er einen Teil seiner Hoheitsrechte abtrete. Damit wollte Rechberg dem Einbruche Preußens in den deutschen Föderalismus vorbeugen. Angespornt von Rechberg, reiste Wydenbrugk sofort nach Kiel, die frohe Kunde seinem Herrn zu bringen.

Gerade zu dieser Zeit rüstete sich Herzog Friedrich zur Reise nach Berlin, einem Rufe Bismarcks folgend, der sich endgültig mit ihm auseinandersetzen wollte. Der Herzog sah sich jetzt bereits als Herrn von Schleswig-Holstein, denn einige Tage vorher hatte König Wilhelm seine Mutter in Berlin besucht und gesagt, er wolle der Erste sein, der ihr die Nachricht bringe, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung komme.

Sonach war Herzog Friedrich nicht mehr so ganz willig, auf die Wünsche Preußens ohne jede Einschränkung einzugehen. Dies zeigte sich in der dreistündigen Unterredung, die er am 1. Juni mit Bismarck hatte. Bismarck ging allerdings über die von dem Könige gestellten Bedingungen um einiges hinaus; der Herzog wieder verleugnete zwar keine seiner Zusagen, bog aber doch aus, machte Einschränkungen und behielt die Fassung seiner Zugeständnisse genauerer Erwägung vor. Aber schlimmer für ihn als dies waren die Aeußerungen, die er gelegentlich, vielleicht ohne selbst Wert auf sie zu legen, fallen ließ und die Bismarck sofort mit mißtrauischem Ohr einsog und nie mehr vergaß. Die Herzogtümer, so meinte er, hätten Preußen nicht gerufen; auch ohne dessen Eintreten würde der Deutsche Bund sie befreit haben, und dies ohne die lästigen, ihm jetzt auferlegten Bedingungen. Zudem sprach er Zweifel aus, ob die schleswig-holsteinischen Stände alles genehmigen, besonders ob sie in die von Bismarck gewünschten Landabtretungen von etwa acht Quadratmeilen zur Anlegung von Befestigungen willigen würden. Darin sah Bismarck einen lästigen Vorbehalt, geeignet, um sich später den übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Der Herzog beklagte sich später über den „Schacher", in den das Gespräch sich verlor; was er so nannte, entsprang dem zähen Entschlusse Bismarcks, die Beute aus dem dänischen Kriege nicht ohne weiteres aus der Hand zu geben. Es rührte den kühlen Rechner nicht im mindesten, als der Herzog ausrief:

man solle ihn nicht in Paragraphe einschnüren, sondern sein Herz zu gewinnen trachten. Er hatte, da Bismarck bis ans Ende höflich blieb, keine Ahnung, wie schwer seine Sache geschädigt war; diese Unterredung entschied über das Schicksal seines Hauses.

Er wurde aus seiner Täuschung gerissen, als Bismarck mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit unmittelbar darauf jene Aeußerungen des Herzogs der Oeffentlichkeit preisgab, um der öffentlichen Meinung seines Landes zu beweisen, daß die Einsetzung des Herzogs nicht dem preußischen Staatsvorteile entspreche. Auch Max Duncker, der liberale Ratgeber des Kronprinzen, ein Freund der Augustenburgischen Sache, mußte jetzt das Urteil fällen: „Bismarck behält Recht; er hat immer gesagt: Wozu sollen wir da einen neuen Herzog einsetzen, der mit Oesterreich und dem Bundestag gegen uns intriguieren wird. Der Junker behält Recht[1])."

Zu spät erkannte der Herzog seinen Fehler und er richtete am 20. Juni an König Wilhelm ein neues Schreiben, in dem er jede Einschränkung zurückzog und den König zum Schiedsrichter darüber machte, was er etwa an Land an Preußen werde abtreten müssen. Sollte aber die Volksvertretung von Schleswig-Holstein die von ihm gemachten Zusagen nicht bestätigen, so werde er seinerseits die Regierung niederlegen. Freilich hätte sich auch hier der Ausweg geboten, daß sein Erbe ihn dann ebenso abgelöst hätte, wie er seinen Vater Christian. Da er jedoch durch Bismarck so weit mürbe gemacht war, so hielt dieser es noch nicht an der Zeit, vollständig mit ihm zu brechen. Aber indem sich der Herzog in seinem Handel mit Preußen auf Oesterreich stützte, wurde er wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben. Wäre er indes auch ganz gefügig gewesen, so hätte er Bismarck doch nicht erweicht, der über ihn hinweg der Annexion Schleswig-Holsteins zuschritt. Der Schwester des Herzogs, die einmal warm für ihren Bruder sprach, erwiderte Bismarck, er sei ein Preuße und befleiße sich in seiner Politik der größten

[1]) „Aus den letzten Tagen des Deutschen Bundes" von Bernhardi, S. 121.

Einseitigkeit; alles Gute, was ihm über den Gegner zugetragen werde, stoße er von sich, aus Furcht, von seiner Bahn abgelenkt zu werden [1]).

Unterdessen nahm der Krieg gegen Dänemark seinen Fortgang. Die Dänen hofften nach dem Verluste von Schleswig-Holstein Deutschlands Geduld auf ihren Inseln austrotzen zu können. Endlich wurden sie durch die Eroberung der Insel Alsen belehrt, daß das Meer keinen Schutz biete gegen die neu erwachte Thatkraft der Deutschen, sie schlossen Frieden. Am 30. Oktober 1864 wurde Schleswig-Holstein an die beiden deutschen Großmächte zu gleicher Hand abgetreten. Die Eroberung geschah nach Kriegsrecht, von den Ansprüchen des Herzogs von Augustenburg war in dem Friedensvertrage keine Rede.

Nach dem gemeinsamen Feldzuge blieb das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen vorerst ungetrübt. Zumal die Herrscher waren enge befreundet und freuten sich der erfolgreichen Waffenbrüderschaft. Jeder von beiden hätte es damals als Freundesverrat abgewiesen, wenn ihm ein Krieg um die Vorherrschaft zugemutet worden wäre. Sie glaubten, da sie sich als Selbstherrscher fühlten, daß die Weiterungen ihrer Kabinette belanglos seien gegenüber ihren friedlichen Vorsätzen. Nach des Königs Ansicht überflog das Endziel Bismarcks, die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, weitaus das Erreichbare. Er hielt noch immer die Einsetzung des Augusten-

[1]) Ueber die Unterredung Bismarcks mit dem Herzog Friedrich liegt jetzt nicht bloß der Bericht des ersteren vor, veröffentlicht im „Preußischen Staatsanzeiger" am 2. Juli 1865, sondern auch der des Herzogs in dem Buche von Jansen-Samwer, „Schleswig-Holsteins Befreiung", S. 338 und Beilage 36. Das Werk bietet reichen Stoff; so wußte man bisher nicht, daß der Herzog zuletzt den Wünschen Bismarcks willfahrte. Denn Herzog Friedrich bewahrte über den von ihm beabsichtigten Anschluß an Preußen tiefes Schweigen, um sich nicht den Beistand Oesterreichs und der Mittelstaaten zu verscherzen. Da man somit den Sachverhalt nicht kannte, wurde Samwer, der Ratgeber des Herzogs, lange Zeit mit Unrecht beschuldigt, daß er die Sache seines Herrn durch seine Hartnäckigkeit gegen Preußen geschädigt habe. So z. B. von Bernhardi, VI. Bd., S. 92.

burgers für den besten Ausweg, wenn nur dessen Heer und Schiffe Preußens Wehrmacht vergrößerten. Völliger Verzicht auf den Gewinn des Feldzuges lag aber dem praktischen Sinne des Königs ganz fern; was er erworben hatte, wollte er festhalten. In diesen Gesinnungen unternahm der König mit Bismarck eine Reise nach Schönbrunn, wo er am 22. August 1864 mit dem Kaiser Franz Joseph zusammentraf, und hier festigten die beiden Herrscher ihren Vorsatz, die Herzogtümerfrage ruhig zu schlichten.

Auch Bismarck und Rechberg hielten es damals nicht für unmöglich, zu einem Einverständnisse zu gelangen. Wohl hatten die beiden Minister im Laufe des Sommers in aller Freundschaft etwelche Ränke gegen einander gesponnen, aber die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Mächte schien sich in diesem Spiele zu erschöpfen. Auch Bismarck hätte sich damals mit einer Teilung der Herrschaft über Deutschland, wenigstens vorderhand, begnügt, wofern nur Schleswig-Holstein für Preußen gewonnen wurde. Wohl machte er weder damals noch später ein Hehl daraus, daß er vor dem Kriege als letztem Heilmittel der Schäden Deutschlands nicht zurückschrecke[1]). Bei den Besprechungen in Schönbrunn zeigte sich Oesterreich zu einem friedlichen Austrage bereit, jedoch wollte es dabei eine Gebietserweiterung auch für sich herausschlagen. Deutlich wurde darauf hingewiesen, daß Oesterreich für die Abtretung seiner halben Hoheit über die Herzogtümer die Grafschaft Glatz beanspruche. Aber König Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen, Unterthanen für neuen Landerwerb hinzugeben. Es ist der anziehende Bericht Bismarcks, der über diese Unterredungen Aufschluß gibt[2]):

[1]) Mit Vorsicht ist die Erzählung des Herzogs von Gramont („L'Allemagne nouvelle" S. 146) hinzunehmen, welche über ein Gespräch Bismarcks in Kettenhof, dem Schlosse Rechbergs, berichtet. Es würde aber Bismarck gleichsehen, wenn er auch hier die Stellung Oesterreichs als einer deutschen Macht als unhaltbar bezeichnet hätte.

[2]) In der Unterredung, welche Fürst Bismarck am 13. Juni 1890 dem Verfasser gewährte. Vgl. den Anhang des II. Bandes, Nr. I. In seinen „Erinnerungen" legte Bismarck (I, S. 344) einen in der Sache

„Wir saßen damals à quatre in einem Gemache des Schönbrunner Schlosses: des österreichischen Kaisers Majestät, mein königlicher Herr, Graf Rechberg und ich. Es galt, das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, und da erklärte Graf Rechberg, das Land könne nur dann Preußen überlassen werden, wenn Oesterreich zur Herstellung des Gleichgewichtes in Deutschland eine Entschädigung erhalte. Er wies auf die Grafschaft Glatz als solche hin. Davon aber konnte bei der Gesinnung des Königs keine Rede sein. Oesterreich konnte nicht einmal darauf hinweisen, daß die Bewohner jenes Landes mit dem Tausche der Herrschaft einverstanden wären. Das war nicht der Fall, vielmehr waren Petitionen und Adressen an den König eingelaufen, in denen er gebeten wurde, sie nicht von Preußen zu trennen. Ich setzte damals dem Kaiser von Oesterreich auseinander, daß es dem Gedanken unseres Bündnisses entspräche, wenn die Herzogtümer ohne solches Opfer Preußen zufielen. Unser Bund, so sagte ich, sei keine Erwerbsgenossenschaft, welche den Ertrag nach Prozenten verteile, er gleiche vielmehr einer Jagdgesellschaft, bei welcher jeder Teil seine Beute nach Hause trage. Wenn wir etwa im Fortgange des Bundes gemeinsam Krieg gegen Frankreich und Italien führen sollten und Mailand fiele dabei mit preußischer Hilfe wieder in Oesterreichs Hände,. so würde Preußen doch nicht etwa Landentschädigung dafür verlangen, sondern sich mit einer Geldsumme für seinen Kriegsanteil abfinden lassen. Diese Darlegung blieb auf den Kaiser nicht ohne Eindruck; ich schloß das aus der Frage, die der Kaiser an mich richtete, ob Preußen also die Annexion als wünschenswerte Lösung der Herzogtümerfrage betrachte. Es war mir sehr angenehm, daß die Frage so unmittelbar, und zwar in Gegenwart des Königs, an mich

---

übereinstimmenden, wenn auch in der Form abweichenden Bericht über die Unterredung vom 22. August 1864 nieder. Ich lasse die Stelle, so wie sie in den früheren Ausgaben gefaßt war, unverändert und füge nur bei, daß nach den Denkwürdigkeiten Bismarcks König Wilhelm auf die Frage seines Ministers zögernd und in einer gewissen Verlegenheit sagte: er habe ja gar kein Recht auf die Herzogtümer und könne deshalb keinen Anspruch darauf machen.

gestellt wurde; denn mein königlicher Herr hatte sich, wenn unter uns von der Zukunft der Herzogtümer die Rede war, stets zurückhaltend benommen; ich konnte keine bestimmte Willensäußerung von ihm erhalten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: Diese Frage zu beantworten bin ich nicht berechtigt. Aber der König zauderte auch diesmal und sagte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins sei von ihm nicht gerade ins Auge gefaßt. Darauf mußte ich mich natürlich bescheiden und die Sache für jetzt fallen lassen."

Es war also nicht möglich gewesen, sich über die Teilung der Beute aus dem dänischen Kriege zu verständigen. Besonders schmerzlich empfand das Graf Rechberg, denn damit war die Probe auf seine Politik mißlungen. Er sah es kommen, wie jetzt die öffentliche Meinung in Oesterreich und mit ihr Schmerling die Anklage erheben würden, er habe sich von Herrn v. Bismarck täuschen lassen. Dies vorausseh end, versuchte er es, Oesterreich und Preußen zu einer neuen, größeren Aktion zu einigen. Er wollte ihrem Bündnisse die Spitze gegen Frankreich geben und dadurch der österreichischen Monarchie wenn auch keine Entschädigung, so doch wenigstens die Sicherung Venetiens, Triests und Dalmatiens verschaffen. Gelang dies, so konnte Schleswig-Holstein eher an Preußen überlassen werden. Bismarck verhielt sich dagegen nicht ablehnend. In einem Gespräche, das bis tief in die Nacht währte, wurden die Bedingungen erwogen, unter denen die beiden Mächte gegen Frankreich zusammenstehen sollten. Gleich jetzt aber sollte Rechberg erfahren, wie tief erschüttert sein Ansehen als Minister sei. Er rief noch in derselben Nacht Biegeleben zu sich und forderte ihn auf, mit ihm einen Vertrag auf solcher Grundlage zu entwerfen. Aber Biegeleben verweigerte geradezu seine Mitwirkung. Er war von Abneigung gegen das Bündnis mit Preußen erfüllt; er machte dem Grafen Rechberg den Vorwurf, Oesterreich treibe durch seine Politik in schlimme Händel mit Frankreich, ohne daß man sich auf Preußen verlassen könne. Biegeleben überließ es dem Minister, selbst einen Entwurf auszuarbeiten. Dieser wurde den beiden Herrschern vorgelegt und erhielt ihre Billigung. Damit und unter Versicherungen auf-

richtiger persönlicher Freundschaft trennten sich die Bundesgenossen. Aber jene formlose Uebereinkunft war nur für den Fall eines Angriffes seitens Frankreichs von Bedeutung und änderte nichts an der Sachlage. Nichts war sicher als der Zusammenbruch des Systems des Grafen Rechberg [1]).

Das zeigte sich ganz deutlich bei den Verhandlungen, welche gleichzeitig über den Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Preußen geführt wurden. Rechberg vermochte auch hier der nüchternen Machtpolitik Preußens kein Zugeständnis abzugewinnen. In dem Vertrage, der zwischen den beiden Staaten im Jahre 1853 auf zwölf Jahre abgeschlossen worden war, stand das Versprechen Preußens, es werde nach Ablauf des Vertrages in Verhandlungen treten über Oesterreichs Aufnahme in den Zollverein. Bei der Erneuerung des Handelsvertrages im Jahre 1865 wünschte Oesterreich die Wiederaufnahme dieser Klausel, welche dann abermals nach zwölf Jahren wirksam geworden wäre. In Oesterreich legte man großen Wert auf diesen nebensächlichen Erfolg: die Thüre zum Eintritte in den Zollverein sollte offen bleiben. Man war in Oesterreich darüber verstimmt, daß der Feldzug in Schleswig-Holstein offenbar nur Preußen Vorteil brachte; das Berliner Kabinett sollte jetzt einen Beweis guter Kameradschaft liefern, indem es nachgab. Der Zusammentritt des Reichsrates stand bevor und in diesem waren heftige Angriffe auf Rechberg zu erwarten. Schmerling hatte nicht Lust, die wachsende Unpopularität Rechbergs zu teilen, und trat im Ministerium nachdrücklich in diesem Sinne auf. Die Verteidigung der Rechbergschen Politik im Parlamente war unmöglich, wenn sie nicht wenigstens diesen kleinen Erfolg aufweisen konnte.

Der Briefwechsel, welchen Bismarck und Rechberg nach den Tagen von Schönbrunn führten, mutet wie das Testament des österreichischen Ministers an, der das Bündnis mit Preußen geschlossen hatte [2]); er mahnte dringend, Preußen möge ihm

[1]) Vgl. die Mitteilungen des Grafen Rechberg im Anhang zum II. Bande (Nr. II).

[2]) Sybel, III, S. 393. Vgl. auch Adolf Beer, „Die österreichische Handelspolitik des 19. Jahrhunderts" (Wien 1891) S. 297 ff.

dieses Zeichen bundesfreundlicher Gesinnung nicht verweigern. Bismarck hielt Rechberg vor, wie schattenhaft das verlangte Versprechen und mit ihm vieles in der gerühmten Machtstellung Oesterreichs in Deutschland sei; er begreife nicht, daß Oesterreich auf solche wertlose politische Güter so viel Gewicht lege. Um Rechbergs schwankende Position zu stützen, riet Bismarck indessen dem Könige zum Nachgeben. Aber die übrigen preußischen Minister traten, während sich Bismarck auf einer Erholungsreise nach Frankreich befand, diesem Zugeständnisse aufs entschiedenste entgegen; sie wollten Preußens gesicherten Vorrang im Zollverein nicht wieder in Frage stellen lassen. Es ist bezeichnend, daß König Wilhelm damals gegen Bismarck entschied. Er entgegnete Bismarck, daß Oesterreichs Freundschaft kurze Dauer verspreche, wenn sie aus so geringem Anlasse in Brüche gehe. Bismarck hätte Wert darauf gelegt, daß Rechberg im Amte bleibe. Wie aufrichtig er das betrieb, beweist der Brief, den er aus Biarritz in Südfrankreich am 16. Oktober an Roon richtete. Er beklagt sich bei ihm, daß Finanzminister Bodelschwingh, Delbrück u. a. ihm entgegenwirkten. „Geschieht das," so schrieb er, „so sieht man dort (in Wien) so viel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Wert gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust-Pfordtensche Seite wirft. Aber in allen anderen Richtungen ist der Bruch mit Oesterreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los." Aber Bismarck war ferne in Frankreich und der König folgte dem Rate der anwesenden Minister. Das Verlangen Oesterreichs wurde abgeschlagen.

So trat im österreichischen Ministerium eine Krisis ein. Schmerling stellte dem Kaiser vor, daß seine Stellung im Reichsrate auf das Aeußerste erschüttert sei, wenn Rechberg nach diesen diplomatischen Mißerfolgen an seiner Seite bliebe. Als nun der Minister des Aeußern im nächsten Ministerrate erschien, in welchem über den Handelsvertrag mit Deutschland zu beraten war, fand er zu seinem Erstaunen den ihm unter-

geordneten Hofrat Biegeleben anwesend, ohne daß er ihn eingeladen hatte; Biegeleben aber stimmte Schmerling in dem Mißtrauen gegen Preußens Freundschaft bei. Gegen den Rat Rechbergs wurde nun im Ministerrate beschlossen, wegen des Handelsvertrages mit Preußen eine scharfe Note nach Berlin zu senden. Unmittelbar darauf boten Schmerling und Rechberg die Entlassung an, indem sie dem Kaiser vorstellten, daß sie nicht mehr zusammen wirken könnten. Der Kaiser entschied, da er Schmerlings noch zur Lenkung des Reichsrates bedurfte, gegen Rechberg, der am 27. Oktober 1864 aus dem Amte schied. Rechberg unterließ es nicht, die Erklärung abzugeben, daß sich Oesterreich, wenn es diesen Weg beschreite, auf den offenen Bruch mit Preußen gefaßt machen müsse.

Wohl entsprach die Politik Rechbergs besser dem wahren Kräfteverhältnisse Oesterreichs zu den europäischen Staaten. Sein Gedanke, Schleswig-Holstein fahren zu lassen und dafür Preußens Bürgschaft für Venedig und die südlichen Provinzen einzutauschen, war ernster Beachtung wert. Damals aber hielt man diese Politik für die Preisgebung österreichischen Einflusses in Deutschland, für die unkluge Kräftigung eines schwächeren Nebenbuhlers. Deshalb stand Rechberg der gesamten öffentlichen Meinung in Oesterreich fast vereinsamt gegenüber. Fürst Metternich, der Botschafter in Paris, erklärte damals nachdrücklich, er werde sein Amt niederlegen, wenn Oesterreich Schleswig-Holstein kleinmütig im Stiche lasse. Um sich mit diesen Strömungen nicht ganz in Widerspruch zu setzen, versuchte es Rechberg mit Kompromissen. Dies geschah, als er zum Fürstentage nach Frankfurt ging; später konnte er es nicht unterlassen, den Herzog von Augustenburg gegen Preußen auszuspielen; zuletzt zog er aber doch die dem Herzog gebotene Hand, wie sich dessen Freunde ausdrückten, wieder „bis auf den kleinen Finger" zurück. So erhielt seine Politik das Gepräge der Unsicherheit und selbst der Unklarheit. Auf Menschen wirken zu können ist die für den Staatsmann wichtigste Eigenschaft. Diese Gabe war Rechberg versagt; er war, selbst als Bismarck ihm Beistand bot, nicht einmal im stande, König Wilhelm zu überzeugen, daß sein Verbleiben im österreichischen

Kabinette Preußen ansehnlichen Vorteil gebracht hätte. Kaiser Franz Joseph, der im wesentlichen mit ihm übereinstimmte, ließ ihn fallen, da ihm von allen Seiten Widersacher erstanden. Doch wurde Rechberg während seiner Amtsthätigkeit und auch nachher noch oft unbillig unterschätzt. Schon seine kleine Gestalt, sein lebhaftes Geberdenspiel, sein leichtes Aufbrausen, sein zorniges Erröten wurden ihm spöttisch aufgerechnet. Sein sanguinisches Temperament stimmte gar nicht mit der Kälte seines Urteils über die Aussichten der österreichischen Politik in Deutschland und Italien. Später ist man gerechter gegen ihn geworden, Bismarck sprach stets mit Achtung von seiner Einsicht und seiner Rechtschaffenheit. Wäre Rechberg wenige Jahre früher, etwa zur Zeit des Krimkrieges, ins Amt getreten, so hätte er noch den Bund mit Preußen enger knüpfen können; in seinen Tagen war der Zwiespalt zwischen den beiden Mächten schon unheilbar. Indem er diese Krankheit bekämpfen wollte, wurde er ihr erstes Opfer.

IV. Buch.

Der Streit um die Beute. Bismarck und Esterhazy. Ministerium Belcredi.

Die unaufhörlichen Schwankungen des Wiener Kabinetts setzten Europa in Erstaunen. Wer nicht Einblick in den Charakter und die Gesinnungen der Minister besaß, konnte sich das Sprunghafte in der österreichischen Politik nicht erklären. Palmerston fällte um diese Zeit ein geringschätziges Urteil über Oesterreich: der Kaiser habe nichts zu thun, als unter seinen streitenden Ministern zu vermitteln. Es waren entgegengesetzte Pole, zwischen denen sich die Politik des Wiener Kabinetts bewegte. Im 19. Jahrhundert hatten zwei hervorragende Köpfe, Fürst Metternich und Fürst Schwarzenberg, die äußere Politik des Staates nach verschiedenen Richtungen gelenkt. Metternich schuf die Möglichkeit eines dauernden Einvernehmens Oesterreichs mit Preußen, indem Kaiser Franz auf seinen Rat den ihm 1815 von 28 deutschen Fürsten angebotenen Titel eines deutschen Kaisers ablehnte. Anders Fürst Schwarzenberg, der, gereizt durch den Versuch des Frankfurter Parlaments, das Kaisertum auf das Haus Brandenburg zu übertragen, an der Demütigung des Nebenbuhlers arbeitete. Die Richtung Schwarzenbergs gewann im nächsten Jahrzehnt immer mehr Anhänger in Oesterreich. Sie war nicht bloß innerhalb der Aristokratie, sondern auch in der liberalen Partei herrschend.

Nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg war der

Referent für deutsche Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern, Freiherr v. Biegeleben, der Verwalter seiner Ideen. Ludwig Maximilian Freiherr v. Biegeleben (1812 zu Darmstadt geboren) stammte aus einer streng katholischen Familie, bekleidete von 1840 an das Amt des großherzoglich hessischen Geschäftsträgers in Wien und wurde 1848 von Heinrich v. Gagern als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium des Erzherzogs Johann hinübergenommen. Hier bewährte er sich als treuer Anhänger der großdeutschen Politik und trat 1850 als Sektionsrat in österreichische Dienste. Radowitz hatte den begabten Mann nach Preußen zu ziehen versucht; er aber folgte dem Zuge seines Herzens, indem er in Wien eine neue Heimat suchte. Schon 1852 erhielt er als Hofrat das Referat über die deutschen Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern. Er wirkte in diesem Amte unter den Ministern Buol, Rechberg, Mensdorff, Beust, bis er unter Andrassy im April 1872 von seinem „20jährigen Staatsschreibertum" zurücktrat. So nannte er selbst seine Amtswirksamkeit, da er nahezu alle Staatsschriften und Depeschen verfaßte, welche bis zur Auflösung des Bundes über die deutsche Frage aus der Wiener Staatskanzlei hervorgingen. An dieser Stätte waren seit jeher Männer aus dem Reiche zu den wichtigsten Arbeiten verwendet worden. Der einflußreichste unter ihnen war Bartenstein gewesen, der Straßburger Professor, welcher unter Kaiser Karl VI. und bis zum Emporkommen des Fürsten Kaunitz die Seele der äußeren Politik Oesterreichs war. Während der Kriege um die Scheide des Jahrhunderts dienten Johannes Müller und später Friedrich Gentz mit ihrer Feder der deutschen Reichspolitik Oesterreichs. Der letzte in dieser Reihe war Freiherr v. Biegeleben. Vornehm in Gesinnung und Auftreten, Gelehrter auf dem Felde der Historie und des Staatsrechtes, überragte er an Gediegenheit des Wissens seine Vorgesetzten und Amtsgenossen im Ministerium. Von früh auf zogen ihn seine katholischen und aristokratischen Neigungen zu Oesterreich hin, in diesem Reiche erblickte er die Verkörperung des konservativen Prinzips in den Wirren seiner Zeit. Erfüllt von den Ideen der Erhaltung, mutete er diesem Staate das Höchste zu. Er

überschätzte die Macht des Vertragsrechtes in einer Zeit, in welcher neue Kräfte nach Geltung rangen. Er glaubte, Oesterreich könne, auf europäische Verträge gestützt, allen seinen Gegnern Trotz bieten und sich in seiner alten Macht in Deutschland wie in Italien behaupten. Auch in gefährlichen Krisen zweifelte er nicht einen Augenblick an dem moralischen Uebergewichte Oesterreichs; er stand auf seiten derjenigen, welche nichts von Nachgiebigkeit gegen das emporstrebende Preußen und Italien wissen wollten; er nährte in seinem bedeutenden Wirkungskreise den Stolz auf die unerschütterliche Macht des Staates und trieb ihn dadurch schweren Niederlagen entgegen. Nicht von der Erfahrung ging er aus, sondern von Ideen und Lehrmeinungen, die in der Gelehrtenstube gereift waren; für die realen Kräfte im Leben der Völker besaß er geringes Verständnis. Er war als Publizist weit hervorragender denn als Politiker. In anziehender Form legte er seine Ansichten nieder, übte durch seine Staatsschriften auf den Kaiser wie auf die Männer des auswärtigen Amtes großen Einfluß und täuschte durch die Sicherheit seines Stils über seine Irrtümer hinweg. Die katholische Richtung des Oesterreich jener Tage hob ihn empor und sie wurde von ihm gestützt. Kaiser Franz Joseph, selbst ein gründlicher Arbeiter, wußte die geistige Kraft Biegelebens zu würdigen, schätzte die Gediegenheit seiner Schriften und erwärmte sich an seiner Ueberzeugung von der hohen politischen Mission des Reiches. Als er ihn vor dem Frankfurter Fürstentage ins Vertrauen zog, machte er über ihn den Ausspruch: „Biegeleben ist im Ministerium des Aeußern noch der einzige Mensch, mit welchem etwas anzufangen ist[1].“ In seiner Auffassung der deutschen Angelegenheiten stand Biegeleben Schmerling näher als Rechberg. Er stimmte den hochfliegenden Entwürfen des Staatsministers zur Beherrschung Deutschlands bei; Rechberg warf er Zaghaftigkeit vor, weil dieser davor warnte, sich Preußen feindselig entgegenzustellen, während das Reich in Ungarn wie in Italien mit den größten Schwierigkeiten kämpfte. Dafür war auch das Urteil, welches Graf Rechberg über ihn

[1]) Fröbel, II, S. 246.

fällte, nicht günstig; Rechberg erkannte, wie gefährlich es sei, daß Biegeleben in seinem glühenden Konservatismus Oesterreich zum Kampfe gegen Preußen trieb. Dabei mußte Rechberg erfahren, daß er mit seinen Anschauungen inmitten des von ihm geleiteten Ministeriums allein stand; denn außer Biegeleben waren noch Freiherr v. Meysenbug (seit 1862 Direktor im auswärtigen Amte) und Hofrat Max v. Gagern, der jüngste der Söhne Hans' v. Gagern, eifrige Verfechter der großdeutschen Politik. Sie waren beide gleich Biegeleben Hessen von Geburt, streng katholisch in ihrer Parteistellung. Diese Rechberg ungünstige Stimmung unter den Räten seines Ministeriums gehörte zu den Ursachen seines Sturzes.

Als Rechberg seine Entlassung nahm, war sein Rat bei der Wahl seines Nachfolgers entscheidend, denn der Kaiser gedachte das Bündnis mit Preußen auch fernerhin zu pflegen. Rechberg bezeichnete den Grafen Mensdorff als eine ihm gleichgesinnte Persönlichkeit. Mensdorff war auch Schmerling als Kollege willkommen, da er den Centralismus als Staatsprinzip im Innern billigte. Ueberhaupt waren alle die, welche die äußere Politik Oesterreichs mit bestimmen wollten, mit der Wahl dieser neutralen Persönlichkeit zufrieden. Insbesondere der Minister ohne Portefeuille, Graf Moritz Esterhazy, welcher an dem Sturze Schmerlings arbeitete und dessen Einfluß jeden anderen zu überschatten begann, war sicher, in Mensdorff den Mann zu finden, den er benützen konnte, um, ohne selbst die Verantwortlichkeit zu tragen, das Ministerium des Aeußern zu lenken. Esterhazy stimmte mit Rechberg darin überein, daß der Bund mit Preußen aufrecht zu halten sei. Er war eifrig konservativ gesinnt, er hatte die Vorstellung, daß die deutschen Klein- und Mittelstaaten ganz von der Demokratie zersetzt und, wie der Ausdruck seiner Partei lautete, der Revolution anheimgefallen seien. Oesterreich müsse vereint mit dem konservativen Preußen diesen die Dynastie und den Adel bedrohenden Gefahren die Stirne bieten [1]).

---

[1]) Bericht des sächsischen Gesandten in Wien, Herrn v. Könneritz, nach Dresden. Friesen, „Erinnerungen" II, S. 107.

Alexander Graf v. Mensdorff-Pouilly gehörte zu dem Kreise jener bevorzugten Sterblichen in Oesterreich, die mühelos zu den höchsten Staatsämtern und Würden emporsteigen. Sein Großvater, Baron Pouilly, war ein französischer Emigrant, der seine Söhne in die österreichische Armee eintreten ließ. Der ältere von ihnen, Emanuel, der gegen Frankreich focht und somit die Rache der französischen Republik zu fürchten hatte, nahm von einer Besitzung seiner Familie den Namen Mensdorff an. Als tapferer Offizier wurde er in den Grafenstand erhoben. Sein Stern stieg, als es ihm gelang, die Hand einer Prinzessin von Koburg zu gewinnen, der Tante des Herzogs Ernst von Koburg und des Prinzen Albert, der die Königin von England heimführte. So wurde die Familie mit den meisten Herrscherhäusern Europas verwandt. Alexander Mensdorff, der Sohn des ersten Grafen dieses Namens, der jetzt Nachfolger Rechbergs wurde, war demnach ein Vetter der Königin von England. So konnte es dem ritterlichen Manne nicht schwer fallen, immer höher zu steigen. Glück bei den Frauen schien sich im Hause Mensdorff vom Vater auf den Sohn fortzupflanzen: Graf Alexander Mensdorff führte die reichste Erbin Oesterreichs heim, eine der Töchter des Fürsten Dietrichstein, mit welchem der Mannesstamm eines der vornehmsten Häuser der österreichischen Aristokratie ausstarb. Mensdorff kämpfte 1848 und 1849 mit Auszeichnung, im Kriege von 1859 befehligte er eine Kavalleriedivision. Nach höherem Lorbeer zu greifen, lag nicht in seiner Art; als Edelsheim, der unter ihm als Oberst diente, in der Schlacht von Solferino mit dem Regiment Preußen-Husaren in eine Lücke der feindlichen Schlachtordnung und bis zu den französischen Verbandplätzen vordrang, konnte Mensdorff sich nicht entschließen, aus eigenem Antriebe ein gleiches Wagnis zu unternehmen. Mensdorff hatte übrigens als Soldat einen guten Ruf, doch wurde er stets berufen, wo es eine schwierige politische Aufgabe zu lösen gab. Schon mit 38 Jahren wurde er 1852 Botschafter in St. Petersburg; er kehrte von seiner Sendung zurück, als sich die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland trübten. Als 1863 der polnische Aufstand ausbrach, erforderte der Posten

eines Statthalters von Galizien große Umsicht. Mensdorff, der bisher nur im Heere und in der Diplomatie gedient hatte, wurde nun mit der Verwaltung dieses Kronlandes betraut. Dann verwickelten sich die Beziehungen zu Preußen, und wieder war es Mensdorff, dem man als Minister des Aeußern die Lösung der Wirren zutraute. Und nach dem Kriege von 1866 ward er, als in Böhmen der Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen sich schärfer zuspitzte, Statthalter dieses Kronlandes. In dieser Stellung ereilte ihn am 12. Februar 1871 der Tod. Waren es erlesene Gaben oder kühner Ehrgeiz, die den Grafen Mensdorff emportrugen? Weder das eine noch das andere war der Fall. Frauengunst zu gewinnen und kaltblütig im Kugelregen auszuharren sind Gaben, wertvoll nicht bloß für den Helden eines Romans, aber doch nicht ausreichend, Staaten zu regieren. Graf Mensdorff war eine vornehme und dabei weiche und feinfühlige Natur, ein Mann von reinem Charakter, aber weit mehr zu ruhiger Beschaulichkeit als zum Handeln und Regieren geschaffen. „Es gibt," so urteilte während der unheilvollsten Zeit des Krieges von 1866 der Historiker Motley, damals amerikanischer Gesandter in Wien, „keinen aufrichtigeren, geraderen und ritterlicheren Mann in der Welt als den Grafen Mensdorff; aber ich denke mir, der Feind hat sich diese Geradheit zu nutze gemacht." Mensdorff gewann jedermann durch sein bescheidenes, wohlwollendes Wesen; er entwaffnete manchen Gegner in Galizien und in Böhmen durch seine Würde und Milde; sein Auftreten übte, zumal in jüngeren Jahren, den Zauber jener schlaffen Anmut, die in Oesterreich und besonders in der Aristokratie als das Ideal der Lebens- und Umgangsformen gilt. Aber dieses liebenswürdige Wesen lagerte nicht über einer kräftigen und männlichen Persönlichkeit. Graf Mensdorff gehörte zu den bestimmbarsten und in ihrem Urteile unsichersten Menschen. Er besaß ein vernünftiges Urteil über Menschen und Dinge, das einem gut veranlagten Verstande entsprang. Leider aber war sein Wille ungleich schwächer als seine Einsicht. Er mißtraute seinen eigenen Fähigkeiten und die Gründe anderer stimmten ihn leicht um. Er übernahm jede seiner Aufgaben nur mit Wider-

ſtreben, weil er ſich nicht die Kraft beimaß, ſie zu löſen; er wurde aber trotzdem regelmäßig zu großen Werken auserſehen, weil man auf den günſtigen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit rechnete. Kaiſer Franz Joſeph hatte zu ſeinem Charakter jenes Vertrauen, das Graf Mensdorff wirklich verdiente; und dieſer erwiderte die Gnade ſeines Herrſchers mit vollſter Treue und Hingebung. Mensdorff ſtand zum Kaiſer in dem Verhältniſſe eines Vaſallen zu ſeinem Lehensherrn; daß er deſſen Wünſchen in großen und verantwortungsvollen Momenten den Ernſt einer feſten Ueberzeugung entgegenzuſetzen habe, war ihm bei ſeiner Erziehung und ſeinen Anlagen eine weltferne Vorſtellung. So kam es, daß er, fremden Einflüſſen folgend, Maßregeln ins Werk ſetzte, die ſeiner beſſeren Ueberzeugung widerſtrebten.

So war der Mann beſchaffen, der Bismarck Widerpart zu halten berufen wurde. Als ihn ſein Vetter, Herzog Ernſt von Koburg, zu ſeinem neuen Wirkungskreiſe beglückwünſchte, antwortete er faſt verlegen; aus dem Schreiben ſpricht das Gefühl der Hilfloſigkeit und Unſicherheit, wie er ſeinen ſchwierigen Pflichten genügen könne. Doch war er im allgemeinen willens, gleich ſeinem Vorgänger den Bruch mit Preußen hintanzuhalten; ſein geſunder Sinn und vor allem ſeine Kenntnis der militäriſchen Hilfskräfte ſeines Staates ſagten ihm, daß der Zuſammenſtoß Oeſterreich verderblich ſein könne. Als er bald darauf Koburg beſuchte, äußerte er ſich auch in Gegenwart Guſtav Freytags, wie dieſer erzählt, nüchtern und verſtändig über die politiſchen Verhältniſſe und über die Zukunft Deutſchlands. Aber er war zu ſchwach und fühlte ſich zu unſicher in ſeinem Amte, um mit Erfolg auf eine Verſtändigung mit Preußen hinzuarbeiten. So war es begreiflich, daß die Hofräte ſeines Miniſteriums auf ihn größeren Einfluß gewannen als auf Rechberg. Mensdorff, der eine unzureichende Kenntnis der Geſchäfte beſaß, mußte ſich in allen ſachlichen Fragen auf den Rat Biegelebens verlaſſen und ließ ſich dann von dieſem weiter fortreißen, als er es eigentlich wünſchte. Nun iſt nichts gefährlicher, als wenn ein feuriges Naturell, wie das Biegelebens, nicht durch die Pflicht der Verantwortlichkeit gezügelt

wird. Diese aber trug, während Biegeleben zum Bruche mit Preußen drängte, nicht er, sondern der Minister.

So waren schon die ersten Depeschen unter Mensdorffs Amtsführung auf eine andere Tonart gestimmt als die seines Vorgängers. Sie unterschieden sich auch in der Sache dadurch, daß Oesterreich von jetzt ab den Herzog von Augustenburg bestimmt als seinen Kandidaten bezeichnete. Das war ein entscheidender Umstand; denn es lag darin die Antwort auf Bismarcks Anfrage bei der Unterredung zu Schönbrunn. In drei Erlässen vom 12. November, die zur Mitteilung an die preußische Regierung bestimmt waren, wurde ein festes Programm aufgestellt. Es wurde nicht bloß der Augustenburger als künftiger Herzog von Schleswig-Holstein namhaft gemacht, sondern zugleich scharf abgelehnt, daß Schleswig-Holstein ein Vasallenstaat Preußens werden solle. Der preußischen Politik wurde der Vorwurf gemacht, sie suche die Angelegenheit der Herzogtümer zu verschleppen. Dieser Ton war befremdend — Werther, der preußische Gesandte in Wien, beschwerte sich bei Mensdorff über die ungewöhnliche Form der Note. Die Antwort des guten Grafen zeigte die Seltsamkeit der Lage: der Kaiser bedauere selbst, daß Biegeleben oft mit so scharfer Feder schreibe. Als ob Mensdorff nicht selbst verantwortlich gewesen wäre für die Staatsdepeschen, welche ihm Biegeleben vorlegte und die er unterschrieb! Mensdorff kam übrigens bei den mündlichen Verhandlungen mit Preußen immer wieder auf den Gedanken zurück, Schleswig-Holstein solle für einen Teil Schlesiens an Preußen überlassen werden.

Biegeleben hatte indessen, indem er sich in seiner Depesche über die Zögerungen Preußens beklagte, mit dem Scharfblicke des Mißtrauens die Wahrheit erkannt und behauptet. Denn Bismarck veränderte, seitdem Oesterreich nicht gutwillig aus den Herzogtümern weichen wollte, Form und Maß seiner Politik. Je stürmischer ihn, nach seinen eigenen Worten, „eine Welt von Haß und Zorn“ in seinem Vaterlande umbrandete, desto unbeugsamer verfolgte er in der äußeren Politik seinen Weg. In seiner gefahrvollen Lage wuchs die Spannkraft, mit welcher er für seinen Staat Landerwerb und Macht erstrebte. Durch

eine furchtlose Politik die Demokratie zu bändigen und die königliche Macht zu befestigen, zugleich aber zwei blühende Provinzen für Preußen zu gewinnen, schien ihm nur eine Vorstufe zu größeren Erfolgen. Es gab für ihn keine Umkehr; seine Gegner am Hofe, in der königlichen Familie, im Landtage lauerten auf einen Mißerfolg seiner äußeren Politik. Doch stutzten sie, als sie Preußen wider Erwarten den größten Teil des Weges zur Erwerbung der Herzogtümer durchmessen sahen. In Preußen gab es vom Palaste des Königs herab nur eine Meinung: jedermann beklagte die Zerrissenheit der Grenzen Preußens, allgemein wünschte man die Angliederung der Herzogtümer. Darüber war alles einig, ob nun die einen die volle Annexion anstrebten oder die anderen, wie der Kronprinz, sich mit dem Abschlusse günstiger Militär- und Zollverträge begnügen wollten. Die Opposition behauptete, Bismarck habe durch den Verfassungsbruch in Preußen die moralische Eroberung Deutschlands unmöglich gemacht, er habe sich auch die Erwerbung der Herzogtümer durch den überflüssigen Bund mit Oesterreich erschwert. Je lauter diese Klagen waren, desto ungerechter; denn Bismarck arbeitete eben daran, Oesterreich den Anteil der Beute aus dem dänischen Kriege abzunehmen. Er meinte damals noch, es werde dazu nicht der Gewalt bedürfen; Kriegsdrohung, der Hinweis auf Oesterreichs Schwäche in Italien und Ungarn würden genügen. Wie aber den Widerstand Oesterreichs überwinden? Oesterreichs Recht auf die Hälfte der Herzogtümer war ebenso begründet wie das Preußens; und Oesterreich war eine befreundete Macht. Noch in der Thronrede vom Januar 1865 sprach König Wilhelm schöne Worte von dem Bündnisse, welches „seine feste und dauernde Grundlage in Meiner und Meines erhabenen Verbündeten deutschen Gesinnungen fand". Bismarck aber wollte jetzt Oesterreich zwingen, seinem Rechte auf die Herzogtümer zu entsagen. Zunächst wurde die Geduld des Wiener Kabinetts auf eine harte Probe gestellt. Vielleicht, während sich Preußen im Norden häuslich einrichtete, entschwand dem Wiener Kabinett Lust und Mut, den fernen unfruchtbaren Besitz festzuhalten. Rücksichtslose Staatsselbstsucht war dies in den Augen Oesterreichs; dieser

kühle Realismus richtete sich gegen einen Bundesgenossen und wurde deshalb doppelt schwer empfunden. Bismarck verstand sich ebenso auf kaltblütiges Abwarten wie auf einherstürmende, niedertretende Energie. Jetzt bestand seine Methode darin, Oesterreich mürbe zu machen. Er ließ das Wiener Kabinett nach dessen November-Vorschlägen ungebührlich lange auf Antwort warten.

Es verging der Dezember und im neuen Jahre rückte der Januar vor, ohne daß Botschaft aus Berlin kam. Kaiser Franz Joseph drängte wiederholt persönlich zu größerer Eile; er sei über das lange Hinziehen der Sache desperat, sagte er zum preußischen Gesandten. Unterdessen wurde in Holstein eine preußische Partei herangezogen, der Schuldenstand der Herzogtümer, beschwert um die Kosten des letzten Krieges, den Anhängern Augustenburgs vorgehalten; sie hätten, wie Bismarck damals bemerkte, das Recht, sich für 50 Millionen Thaler einen Herzog zu kaufen. Vielgestaltig war sein Spiel: dem Herzog von Augustenburg blieb es offen, sich gegen Anerkennung der Kriegs- und Finanzhoheit Preußens einen Vasallenthron zu gewinnen, doch auch die Ansprüche des Herzogs von Oldenburg auf Schleswig-Holstein wurden in amtlichen Mitteilungen an Oesterreich erwogen. Dabei lag Täuschung nicht in Bismarcks Absicht; unverhohlen bekannte er sich zu seiner Absicht, Oesterreich die Qual der fatalen Mitherrschaft über Schleswig-Holstein empfinden zu lassen. Am 8. Februar drang Graf Karolyi, der österreichische Botschafter, abermals in ihn, an Stelle des provisorischen Zustandes in den Landen einen endgültigen zu setzen. „Warum?“ wandte Bismarck ein. „Weshalb könnte unser gemeinsamer Besitz nicht selbst ein Definitivum sein? Uebrigens beruhigen Sie sich,“ fügte er, als Karolyi bei diesen Worten auffuhr, ironisch hinzu, „wir halten Wort; wir werden unsere Bedingungen vorlegen. ... Sehen Sie, wir stehen da vor der Frage über die Herzogtümer wie zwei Gäste, die ein treffliches Gericht vor sich haben; der eine aber, welcher keinen Appetit hat und es nicht verzehren will, verbietet energisch dem anderen, den der Leckerbissen reizt, zuzulangen und zu schmausen. So warten wir denn, bis der

Augenblick kommt; einstweilen befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen bietet[1])." Das war eine andere Sprache als damals bei der Zusammenkunft in Schönbrunn. Auch diesmal handhabte Bismarck eines jener Bilder, die seine politische Phantasie so glücklich zu bauen verstand. Die Jagdbeute von damals war zu einem schmackhaften Gerichte zubereitet; es war eine unverantwortliche Bosheit Oesterreichs, daß es den Freund verhinderte, sich an dieser Mahlzeit zu sättigen.

So leichthin und übermütig auch Bismarck sprach, eine so wohlerwogene Absicht lag in diesem Auftreten. Er drohte nur, aber er glaubte, die Drohung werde genügen. Als ihm damals Graf Goltz, Preußens Vertreter in Paris, schrieb, Napoleon III. dürfte geneigt sein, für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich sich mit König Wilhelm zu verständigen, lehnte Bismarck bestimmt ab: „Es scheint mir zweckmäßiger," so schrieb er, „die einmal bestehende Ehe mit Oesterreich trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen, und wenn die Scheidung notwendig wird, die Verhältnisse so zu nehmen, wie sie dann sein werden, als jetzt schon das Band unter allen Nachteilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen. . . ." So Bismarck am 20. Februar an Goltz. Er hielt jetzt das Wiener Kabinett für genügend vorbereitet und glaubte dessen Gefühle nicht länger schonen zu müssen. Den Tag darauf gingen die Gegenvorschläge Preußens nach Wien ab. Das Berliner Kabinett willigte in die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg ein, jedoch unter Bedingungen, welche Preußen zum Herrn der Herzogtümer machten. Kernpunkt war die Forderung: die Herzogtümer stellen ihre Streitkräfte unter den Oberbefehl des Königs von Preußen, dem sie auch den Fahneneid leisten; sowohl der Hafen von Kiel wie Rendsburg werden preußische Waffenplätze. Die Forderung des ihm zu leistenden Fahneneides hatte der König selbst in die Reihe der Bedingungen eingeschaltet; denn er war indessen für Bismarcks Ansichten

[1]) Diese Verhandlungen nach dem inhaltreichen IV. Bande des Sybelschen Werkes.

gewonnen worden und faßte bereits, falls Oesterreich nicht nachgebe, die Annexion selbst ins Auge [1]).

Der Ernst des Augenblicks wurde in Wien nicht vollständig erfaßt. Biegeleben fühlte wohl die Schärfe des Gegensatzes, er sah den Krieg aufsteigen. Aber er verfocht den Satz, Oesterreich dürfe nicht gestatten, daß ein deutscher Fürst Vasall Preußens werde. Das wäre ein Riß in das deutsche Bundesrecht, welches nur gleichberechtigte Fürsten kenne. Von diesem Gesichtspunkte aus war es leichter, in die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen gegen eine mäßige Entschädigung zu willigen, als den Herzog jener Lande zu einem Lehensmann Preußens herabzudrücken. Wohl war in Wien auch die Meinung vertreten, man solle sich wegen der Ostseeländer nicht in Fährnisse stürzen. „Sie glauben gar nicht," sagte Mensdorff am 30. März zu dem sächsischen Gesandten [2]), „wie viel Leute hier für den Ausweg einer Kompensation in Geld ihre Stimme erheben. In den Augen vieler ist die Aussicht auf eine Geldentschädigung gar zu verlockend. Herr v. Plener (der Finanzminister) namentlich liegt dem Kaiser deshalb in den Ohren und sieht schon das Defizit auf mehrere Jahre aus dem Budget verschwinden. Das sind aber alles Anläufe, die bis jetzt keinen Anklang finden." In Wirklichkeit war damals nicht Mensdorff, sondern Biegeleben der Leiter des auswärtigen Amtes. Dieser aber ließ, als ihn der Geschäftsträger des Herzogs von Augustenburg nach dem Stande der Verhandlungen und über die Forderungen Preußens befragte, dem Herzog sagen: „Ich wenigstens möchte lieber Kartoffel bauen, als unter solchen Bedingungen regierender Herr sein." Er war der Meinung, man müsse Preußen rüstig entgegentreten; vielleicht sei es besser, daß die Ansprüche Preußens nicht bescheiden seien, weil dadurch der Streitfall früher zur Entscheidung komme. Kaiser Franz Joseph trat, seitdem Rechbergs Rat nicht mehr für den Gedanken einer Zweiherrschaft in Deutschland wirkte, immer mehr der Ansicht bei, die kaiserliche Macht müsse dem kühn auf-

[1]) Bernhardi, VI. Bd., S. 202.

[2]) Friesen, „Erinnerungen" II, S. 117.

strebenden Preußen in Erinnerung gebracht werden. Ganz im Geiste Biegelebens fiel also die Antwort aus, welche Preußen in kürzester Frist erteilt wurde. Oesterreich kam in allen Punkten entgegen, welche das Bundesrecht und die Fürstensouveränität nicht berührten. Somit erklärte man nach Berlin, daß sowohl der Kieler Hafen wie Rendsburg, letzteres als Bundesfestung, Preußen überlassen werden könne, ebenso Bau und Aufsicht des Nord-Ostsee-Kanals. Auch der Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein könne sich ohne Widerrede vollziehen. Aber in festen Zügen, diesmal ohne verletzende Spitze, vielmehr mit unanfechtbaren Gründen, wenn man einmal auf der damaligen Rechtsordnung in Deutschland stand, lehnt die Note es ab, auch nur auf Verhandlungen über die preußische Militär- und Finanzhoheit in Schleswig-Holstein einzugehen [1]).

Es ist nun im höchsten Grade bezeichnend, daß der Kriegsminister Roon sich am Tage der Ablehnung des preußischen Vorschlages, am 27. Februar, von Moltke ein Gutachten über die Streitkräfte Oesterreichs erbat. Offenbar hatte Bismarck dem Amtsgenossen die Gefahren der Lage nahegelegt. In seiner Seele war seit seinen Erfahrungen in Frankfurt die Idee des Krieges mit Oesterreich wie ein starker Wassergang im Berginnern aufbewahrt — sie brach sich jetzt zum Entschlusse Bahn. Gedrängt von den wachsenden Schwierigkeiten im Innern und überzeugt von der Schwäche Oesterreichs, hielt er den Kampf für den notwendigen Ausweg.

Sowie Oesterreich den Augustenburger als seinen Kandidaten bezeichnete, wuchs in Schleswig-Holstein die Hoffnung

[1]) Mensdorff ließ übrigens einige Wochen später durch Herzog Ernst von Koburg dem Herzoge von Augustenburg andeuten, daß die Forderungen Preußens die Grundlage einer Verständigung bilden könnten. Als Biegeleben davon hörte („Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg" III, S. 479), sagte er, Mensdorff entgegenarbeitend, zu dem Geschäftsträger Augustenburgs: „Briefe und gelegentliche Aeußerungen des Ministers möchten immerhin eine gewisse Bedeutung haben, um sich zu orientieren, aber der Herzog solle Beschlüsse nur auf Grund von Staatsakten und Noten Oesterreichs fassen." Biegeleben fühlte sich eben als eigentlicher Leiter der Geschäfte und nahm keinen Anstand, die Mitteilungen seines Amtschefs als belanglos hinzustellen.

der Anhänger des Herzogs, und eine das Land umſpannende Agitation erſtickte beinahe die Keime einer preußiſchen Partei [1]). Die von den beiden Großmächten eingeſetzte Regierung des Landes hatte ſich faſt durchwegs mit eingeborenen Beamten umgeben. Dieſe aber betrachteten den Herzog als ihren rechtmäßigen Herrn und nahmen von ihm Weiſungen bei der Beſetzung von Stellen und in der Landesverwaltung entgegen. Eine Adreſſe, mit 50 000 Unterſchriften bedeckt, forderte die Einſetzung dieſes Fürſten. Der Kommiſſär Oeſterreichs in Kiel, Herr v. Halbhuber, förderte nach Kräften dieſe gegen die preußiſche Herrſchaft gerichtete Agitation. Aber Preußen war nicht willens, ſich den Beſitz des Landes entwinden zu laſſen, am wenigſten durch eine demokratiſche Bewegung, welche von den Gegnern des preußiſchen Miniſteriums in ganz Deutſchland unterſtützt wurde. König Wilhelm empfand in ſeinem monarchiſchen Selbſtgefühle dieſe Vorgänge als eine Verletzung ſeines durch den Krieg erworbenen Miteigentums an Schleswig-Holſtein, und da zudem um dieſe Zeit die preußiſchen Kronjuriſten das Gutachten abgaben, der Herzog von Auguſtenburg beſitze kein Erbrecht auf die Lande, ſo betrachtete Wilhelm I. die volkstümliche Agitation als eine Feindſeligkeit wider ſeine Perſon. Um ſein Beſitzrecht durch eine ſichtbare Thatſache zu betonen, befahl er im Auguſt 1865 die Verlegung der preußiſchen Marineſtation von Danzig nach Kiel. Preußen richtete ſich alſo in den Herzogtümern wie auf eigenem Boden ein. Als Oeſterreich Einſpruch erhob, erhielt es die Antwort, es bleibe ihm ja unbenommen, Gleiches zu thun. Preußen war für die künftige Herrſchaft im Lande ſein eigener Kandidat und begann denn auch in dieſem Sinne Schiffe zu zimmern und Häfen zu bauen. Es wurde als unantaſtbarer Grundſatz preußiſcher Politik ausgeſprochen, daß ſie alles für die künftige Beſitzergreifung vorbereiten dürfe; Oeſterreich aber begehe Bundesbruch, wenn es ſeinem Kandidaten Vorſchub leiſte. Bei dieſer

[1]) Oeſterreich beſtritt übrigens nach wie vor das Erbrecht des Herzogs, erklärte ſich aber aus Nützlichkeitsgründen bereit, ihm den eigenen Beſitztitel an Schleswig-Holſtein zu übertragen.

herrischen Auffassung verstand es sich von selbst, daß Preußen jeden Zeitungsangriff auf sein Regiment, jedes Manifest für Herzog Friedrich VIII. als eine Verletzung des wahren Souveräns — das waren die Kronen von Preußen und Oesterreich als Gemeinbesitzer — betrachtete.

Ein seltsames Gespann, diese Doppelherzoge von Schleswig-Holstein, welche über das endgültige Schicksal der Lande haderten! Sie besaßen jeder kraft des Friedensschlusses mit Dänemark ein halbes Recht auf die „auf ewig ungeteilten Lande" — und sie waren jeder in seiner Art ehrlich bemüht, den Grundsatz dieser Unteilbarkeit zur Geltung zu bringen. Preußen wollte dem Genossen sein Halbeigentum abnehmen und es sich selbst zueignen. Oesterreich wieder strebte in aller Uneigennützigkeit, dem Freunde seinen Anteil zu entwinden und ihn ebenso wie die eigene Hälfte dem Augustenburger zu übertragen, denn mit diesem neuen Bundesgenossen wäre voraussichtlich eine treue Stimme für den Frankfurter Bundestag gewonnen worden. Es gibt eine patriotische Geschichtsschreibung, welche ihre Aufgabe darin sieht, zu erweisen, daß in den weltgeschichtlichen Krisen, die in jedem Jahrhundert mit Notwendigkeit eintreten, der heimische Staat stets für das Heiligtum des Rechtes eingetreten sei. Die historische Wahrheit aber wird durch solche Darstellungen nicht erschöpft; Bismarck selbst hat diese Verteidigung für überflüssig gehalten. In ganz bestimmten Worten stellte er den Streitfall nicht als eine Frage des Rechtes, sondern der Macht hin. Schon im Sommer 1865 äußerte er sich in diesem Sinne: „Wenn Oesterreich unser Bundesgenosse bleiben will, muß es uns Platz machen."

In dem preußischen Ministerrate vom 29. Mai 1865 erwogen denn die Räte der Krone nicht etwa die Rechtsfrage, sondern ob es nützlich und vorteilhaft sei, die unbeschränkte Herrschaft über Schleswig-Holstein durch einen Krieg anzustreben. Bismarck setzte auseinander, daß man auf friedlichem Wege von Oesterreich die im Februar gestellten Bedingungen werde erreichen können, jedoch mit Ausnahme des Fahneneides, den der König von Preußen von den schleswig-holsteinischen Truppen verlangte. Aber er hielt den Augenblick für gekommen, um die

volle Einverleibung der Herzogtümer durchzusetzen. Das bedeutete nun, da Oesterreich einen Ersatz an Land und Leuten verlangte, die Kriegserklärung. Da Bismarck indessen die Abneigung des Königs gegen diesen äußersten Schritt kannte, fügte er hinzu: „Ein Krieg mit Oesterreich wird früher oder später doch nicht zu vermeiden sein, nachdem die Politik der Niederhaltung Preußens von der Wiener Regierung wieder aufgenommen worden ist. Allein den Rat zu einem großen Kriege gegen Oesterreich können wir Sr. Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Ueberzeugung selbst hervorgehen. Würde eine solche gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihr freudig folgen." Das letztere war zu bezweifeln, aber dem Grundgedanken traten mit Ausnahme des Finanzministers alle Kollegen Bismarcks bei. Dann aber folgten noch zwei Voten von großer Bedeutung: zuerst sprach Moltke mit vollster Sicherheit und bedingungslos für die Annexion, und wenn diese verwehrt würde, für den Krieg; ebenso bestimmt erklärte sich der Kronprinz gegen den Krieg und für die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg. Er warnte vor dem Unheil eines Kampfes mit Oesterreich, der Deutschland zerfleischen und die Einmischung der fremden Mächte herbeiführen werde [1]).

Wohl zögerte der König, den Ratschlägen Moltkes und Bismarcks zu folgen, aber eifersüchtig wachte er über sein Besitzrecht in Schleswig-Holstein. Unmut erregte es in ihm, daß Herzog Friedrich fortfuhr, die Huldigungen der Bewohner hinzunehmen, als ob er Herr im Lande wäre. Zunächst forderte ihn der König auf, das Land zu verlassen. Dessen aber weigerte sich der Herzog. Der König fühlte seine Würde verletzt und schrieb eigenhändig an Kaiser Franz Joseph, um die Entfernung des Herzogs aus Schleswig-Holstein durchzusetzen. Die Gegensätze spitzten sich zu. Damals teilte Bismarck den preußischen Gesandten in Paris und Florenz, Goltz und Usedom, mit, daß der Ausbruch eines Krieges wahrscheinlich sei; sie sollten sich

[1]) Sybel, IV, S. 121—124, und Oskar v. Lettow-Vorbeck, „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland" (Berlin 1896), Bd. I, S. 9.

überzeugen, ob Italien zu militärischer Hilfe und Frankreich zur Neutralität zu bestimmen sei. „Ich lege," so schrieb damals Kriegsminister Roon an Bismarck, „Ihrer Politik keine Fesseln an. Sie wissen, daß ich einen Krieg mit Oesterreich nicht liebe, aber ich weiß, daß er unter Umständen eine politische Notwendigkeit sein kann und man ihn dann auf alle Chancen hin unternehmen muß." Der Krieg schien im Berliner Kabinett beschlossene Sache. Ende Juli ging das Ultimatum an Oesterreich ab: Preußen lehnte weitere Unterhandlungen ab, so lange nicht jede Agitation für den Herzog von Augustenburg in Schleswig-Holstein beseitigt sei. Dann erst wolle Preußen über die Kandidatur, jedoch nicht Augustenburgs, sondern diesmal zur Abwechslung des Herzogs von Oldenburg in Verhandlung treten. Wohl unternahm König Wilhelm wie alljährlich eine Badereise nach Gastein, aber auf dem Wege dahin versammelte er seine Minister zu Regensburg, und hier wurden Beratungen gepflogen über die Aufbringung der Geldmittel zur Führung des Krieges gegen Oesterreich.

Der Zusammenstoß war drohend, aber noch einmal wurde er vermieden; denn Oesterreich wünschte ihn auch nicht im entferntesten, König Wilhelm aber sah sich der festgeschlossenen Stimmung seines Volkes gegenüber, welches wohl die Angliederung der Herzogtümer an Preußen für ersprießlich, einen Krieg aber um Landbesitz für einen Frevel hielt[1]). Und was ihn noch mehr bestimmte: seine ganze Familie, der Kronprinz voran und mit ihm die königlichen Frauen, nahmen aufs entschiedenste Partei für den Herzog von Augustenburg. Sie ver-

[1]) Selbst Manteuffel war besorgt über den stürmischen Gang der Bismarckschen Politik. Er schrieb am 4. Juni an Roon: „Ich bitte Eure Excellenz herzlich, Bismarck im Auge zu haben und Fühlung mit ihm zu halten. Ich fürchte heißsporniges Blut, und es darf nicht sein. Ich bitte Eure Excellenz wiederholt, die Sache zu überwachen; es gilt zu hohes Spiel; und der Staat ist die Hauptsache." Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 228. (Manteuffel, der das militärische Kabinett des Königs leitete, wurde kurz darauf mit dem Oberbefehle in den Herzogtümern betraut. Treskow wurde sein Nachfolger.) Roon aber stand ganz auf seiten Bismarcks, wie besonders sein Brief vom 1. August an Moritz v. Blanckenburg beweist. Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 245.

urteilten die Politik seines ersten Ministers, weil dieser die Krone in Gegensatz mit der Volksvertretung bringe und einen Bruderkrieg in Deutschland heraufbeschwöre. Feuriger noch als der Kronprinz war seine Gemahlin für den Ideenkreis der freisinnigen Parteien eingenommen. Sie war überzeugt, daß ihr Gatte dazu berufen sei, dereinst, umgeben von freisinnigen Ministern, die deutsche Nation der Einheit zuzuführen; auf diese Sendung solle sich der Kronprinz schon jetzt vorbereiten. Als die Regierung durch die Verordnungen vom 1. Juni 1863 die Freiheit der Presse unterdrückte, hielt der Kronprinz am 5. Juni zu Danzig auf Fürsprache seiner Gattin eine Rede, in welcher er die Erlässe als ungesetzlich bezeichnete. Königin Viktoria von England befürchtete eine Volkserhebung in Preußen gegen das gewaltthätige Ministerium. Sie wünschte, daß ihre Kinder ihr Schicksal von dem des Königs und seiner Minister trennen möchten; ihr schien selbst das Auftreten des Kronprinzen in Danzig nicht entschieden genug. Der Kronprinz hielt sich von da ab durch etwa zwei Jahre vom Ministerrate fern, er mied den Zusammenstoß mit den „groben Ministern". Auch er glaubte infolge der Politik Bismarcks an einen nahen revolutionären Losbruch in Deutschland; er sah ein Verhängnis kommen, welches, wie er sich aussprach, „nicht definierbar sei, das er aber nicht aufzuhalten vermöge". Gerade zur Zeit des Regensburger Ministerrates, als der Krieg mit Oesterreich erwogen wurde, schrieb er an Duncker, der ihm als politischer Berater beigegeben war: „Man will ja einen Konflikt, um durch einen Krieg den inneren, unhaltbaren Zwist beizulegen! Das ist doch ziemlich klar? Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere Bedingungen annähme — man würde bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen entständen, um Krieg zu bekommen." Gemeinsam mit der Kronprinzessin wirkte ihr Oheim, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, für die Einsetzung Augustenburgs. Und als Mensdorff, ihr Vetter, Minister in Oesterreich wurde, fühlte sich die Kronprinzessin mit diesem einig in solchem Bemühen. Sie arbeitete gleich der Königin Augusta und Elisabeth, der Witwe Friedrich Wilhelms IV., emsig für den Frieden

mit Oesterreich — daneben auch für den Sturz des gehaßten preußischen Ministerpräsidenten [1]).

Bei diesem Zustande der Geister am Hofe konnte der König nicht den äußersten Entschluß fassen. König Wilhelm sowohl wie Kaiser Franz Joseph bedachten, daß die Herzogtümer nicht die Ströme des Blutes wert seien, die der Krieg fließen machen würde. Oesterreich lenkte nun ein und Graf Blome, sein Gesandter in München, brachte durch eifrige Unterhandlungen einen Ausgleich zuwege. Unterstützt wurde er darin durch die Krise, die sich im Inneren des Reiches abgespielt hatte. Denn im Juli 1865 fiel, wie noch genauer zu erzählen ist, Schmerling und sein System, und dieser Minister hatte zuletzt dafür gewirkt, daß Oesterreich, gestützt auf die Volksströmung in Deutschland, an dem Herzog von Augustenburg als künftigem Beherrscher Schleswig-Holsteins festhalte. Die konservative Partei aber, welche jetzt ans Ruder kam, scheute davor zurück, sich mit den liberalen deutschen Mittelstaaten gegen Preußen zu verbinden; das geistige Haupt des neuen Kabinetts Belcredi, Graf Moritz Esterhazy, hegte Sympathie für das Bismarcksche politische System. Graf Blome, derselben Partei angehörend, stellte auch König Wilhelm vor, daß die Solidarität Oesterreichs und Preußens die wichtigste Stütze sei gegen den Parlamentarismus und die Demokratie. Das war ein Argument, welches die äußere Politik der beiden Herrscher fortdauernd bestimmte. Blome mußte fürchten, daß Biegeleben das Nachgeben Oesterreichs verurteilen werde; er machte es sich vom Beginne der Unterhandlungen an zur ausdrücklichen Bedingung, daß sie vor diesem und den übrigen Räten des Ministeriums geheim zu

---

[1]) Vitzthum, „London, Gastein und Sadowa", S. 71, teilt den Bericht einer Hofdame der Königin Viktoria mit: „Die Kronprinzessin sei von den Gefahren durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könnte. Sie betrachte den Gewalthaber als ‚the blind tool of the German radicals'. Sie klage, daß bei der ‚infatuation of the poor king' ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Man habe die Augen vollkommen offen, lobe im stillen unsere Haltung und zähle auf den Vetter Alexander (Mensdorff). . . ."

halten seien. Der Referent für deutsche Angelegenheiten erfuhr also von der Abmachung erst nach dem Abschlusse. Der Vertrag wurde zu Gastein am 14. August 1865 unterschrieben, er bedeutete einen Aufschub der Feindseligkeiten und für beide Teile einen Rückzug. Lauenburg wurde gleich jetzt für 2 1/2 Millionen Thaler an Preußen abgetreten, über Schleswig-Holstein aber wurde nichts endgültig entschieden. Man einigte sich nur darüber, daß das gemeinsame Regiment über die Herzogtümer, welches Anlaß zu beständigem Streite gegeben hatte, aufgelöst werden solle. Die Verwaltung Schleswigs wurde Preußen, die Holsteins Oesterreich übertragen. Doch auch in Holstein behielt Preußen den Kieler Hafen und die notwendigen Heerstraßen nach dem nördlichen Herzogtum. Preußen genoß eben den Vorteil, daß die Lande innerhalb seiner Machtsphäre lagen.

Der Gasteiner Vertrag war nach Bismarcks Meinung nur eine karge Abschlagszahlung auf seine größeren Pläne, er kennzeichnete ihn selbst als eine „Verklebung der Risse im Bau". Bismarck befand sich nicht eben in jubelnder Stimmung, als er seine Unterschrift unter das Schriftstück setzte. Der Vertrag war ein Kompromiß, welches König Wilhelm nicht nur mit dem Kaiser von Oesterreich, sondern auch mit seinem Minister schloß. Diesem gab er durch die Erhebung in den Grafenstand ein Zeichen seiner Anerkennung. Ob Bismarck damals eine kriegerische Lösung wünschte? Wenn dies auch der Fall gewesen sein sollte, so setzte er sich doch nicht energisch dafür ein. Denn auch seinen trotzigen Mut hielt das früher geäußerte Bedenken zurück, daß man den Bund mit Oesterreich nicht unter Umständen zerreißen durfte, aus welchen der Vorwurf der Treulosigkeit geschöpft werden konnte. Er begnügte sich damit, den König und seine Kollegen im Amte mit dem Vorsatze zu durchhauchen, Schleswig-Holstein mit allen Mitteln festzuhalten. Allgemach erwachte auch in einem Teile der liberalen Partei Deutschlands die Einsicht, daß Bismarck Preußens Größe in Deutschland vorbereite. Die namhaften Historiker des Landes, Ranke, Droysen, Sybel, Duncker, selbst Mommsen, bekannten sich zu seinem Annexionsprogramm. Die Opposition im Parla-

mente schwieg verlegen, als er sie in seiner Rede vom 13. Juni 1865 aufforderte, ihre Meinung über den schleswig-holsteinischen Streit zu äußern, das Volk habe „ein Recht, zu erfahren, was die Meinung seiner Landesvertretung über die Sache sei". Die Mehrheit hatte sich früher für das Erbrecht des Augustenburgers ausgesprochen, sie wollte jetzt nicht eingestehen, daß Bismarck auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ein Größeres gewinne. „Ich kann nicht leugnen," sagte Bismarck am 1. Juni in der Kammer, „daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit zwanzig Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa als die Konzentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner anderen Haltung als zu einer impotenten Negation sich erheben kann. Es ist das, meine Herren, nicht die Waffe, mit der Sie dem Königtume das Scepter aus der Hand winden werden. . . ." Und wiewohl sich die preußische Opposition unter den Griffen seiner Logik bäumte, that der Süddeutsche Karl Mathy, anfänglich einer seiner Gegner, den Ausspruch, er müsse gestehen, daß Bismarck ihm von Tag zu Tag mehr gefalle. In der Verfassungsfrage aber spitzten sich die Gegensätze immer schärfer zu: am 5. Mai hielt Gneist eine Rede, in welcher er der Regierung vorwarf, daß sie das Kainszeichen des Eidbruches an der Stirne trage, worauf der Kriegsminister Roon erwiderte, daß jene Aeußerung jedenfalls an der Stirne den Stempel der Ueberhebung und Unverschämtheit trüge. So standen sich damals die ersten Männer Deutschlands gegenüber. Die österreichische Regierung gab ihre Zustimmung zum Gasteiner Vertrage in viel gedrückterer Stimmung. In der Monarchie wurde allgemein strammes Zurückweisen der preußischen Forderungen begehrt; der Vertrag galt als Zeichen unverzeihlicher Schwäche. Oesterreich, so sagte Bismarck damals, habe durch den Verkauf von Lauenburg viel in der allgemeinen Achtung verloren; wer kaufe, sei ein vornehmer Mann; wer um ein Spottgeld verkaufe, gelte für das Gegenteil. In Deutschland, wo der Herzog von Augustenburg Höfe und Volk für sich hatte, verurteilte man seine Preisgebung wie einen Verrat, denn das

Wiener Kabinett hatte ihm während des letzten Jahres große Hoffnungen gemacht. Die Mittelstaaten sahen Oesterreich, das sich schon zu ihnen herüberneigte, wieder zu Preußen abschwenken und fühlten sich dadurch verletzt. Die großdeutsche Partei erhielt durch den Vertrag einen Schlag, der fast ebenso schwer war wie die Niederlage des deutschen Centralismus in Oesterreich durch die Entlassung Schmerlings.

Der Fall des Ministeriums Schmerling war schon lange bei Hofe beschlossene Sache. Schmerling hatte den Staat, der nach dem Kriege von 1859 in voller Auflösung begriffen war, mit fester Hand gelenkt. Er hoffte, durch eine starke centralistische Verwaltung, die er mit dürftigen parlamentarischen Formen umkleidete, die Geister des Widerspruchs im Zaume zu halten. Aber die Deutschen Oesterreichs, die ihn mit Wärme begrüßt hatten, begehrten, wenn sie Stützen dieses Systems sein sollten, wirkliche Mitregierung des Reichsrates, Preßfreiheit, vor allem den Bruch des Konkordats mit Rom. So weit aber wollte der Kaiser nicht gehen. Schmerling mußte, wenn er den Ungarn zum Trotze mit Hilfe der Krone die Reichseinheit durchsetzen wollte, den Volkswünschen die Stirne bieten und die schwere Last der Unpopularität auf sich nehmen. Schmerling war im Grunde eine herrische Natur und sollte durch geschmeidiges Auftreten den Kaiser und das Volk für die von ihm erfundene Abart des Parlamentarismus gewinnen, die nur eine mildere Form der Beamtenherrschaft sein sollte. „Ich habe eigentlich," so charakterisierte er sich einmal selbst in vertrautem Zwiegespräch, „kein rechtes Interesse für die Politik. Ich bin von Natur Soldat und bin ganz wider Willen dazu gekommen, diese politische Rolle zu spielen. Mir ist diese ewige Unruhe zuwider. Ich lese gern am Abend ein gutes Buch oder bin in guter Gesellschaft oder im Theater. Diese politischen Herren aber sind in einer ewigen Aufregung. Da soll immer etwas geschehen."

In diesen Verlegenheiten trat Franz Deak zu Ostern 1865

mit einem Friedensprogramme hervor. Er ließ die Forderung der reinen Personalunion zwischen Oesterreich und Ungarn, welche er in der berühmten Landtagsadresse vom Jahre 1861 erhoben hatte, fallen und erkannte an, daß den beiden Ländern nicht nur die Person des Kaisers gemeinsam sein solle, sondern auch das Heerwesen und die äußere Politik; er schlug vor, diese Angelegenheiten von Delegierten der Parlamente Oesterreichs und Ungarns „von Fall zu Fall" regeln zu lassen. Er selbst zeigte Schmerling einen Ausweg aus den ihn umdrängenden Schwierigkeiten.

Zwei Wege standen jetzt Schmerling offen. Angesichts des Einlenkens Deaks konnte er mit ihm auf Verhandlungen über den Ausgleich eingehen; er durfte, und mit gutem Rechte, darauf hinweisen, daß sein festes Regiment in Ungarn bereits zum Verlassen der schroffen Negation bestimmt hatte. Oder aber er hoffte die Ungarn durch Zähigkeit zu weiterem Entgegenkommen zu bewegen. Er zog das letztere vor, im Sinne seines bekannten Wortes: „Wir können warten!" Selbstbewußt lehnte er die kluge Vermittlung Moritz' v. Kaiserfeld ab, des Führers der steierischen Autonomisten, der mit Deak und Eötvös in enger Fühlung stand. Schmerling und Lichtenfels schufen sich die Theorie der „Rechtsverwirkung": Ungarn habe durch den Aufstand von 1849 die freie Verfassung in die Schanze geschlagen. Kaiserfeld, Unger, Fischhoff, denen sich Herbst in den späteren Jahren des Schmerlingschen Ministeriums anschloß, sonach die besten politischen Köpfe unter den Deutschen Oesterreichs, hielten dafür, daß Oesterreich weder das Recht noch die Macht besäße, Ungarn unter diesen Lehrsatz zu zwingen. Schmerlings schroffe Ablehnung war der entscheidende Fehler seiner Politik. Er baute darauf, daß der Hof zu bestimmen sein werde, seine Politik folgerichtig bis ans Ende zu führen. Aber immer schwieriger wurde seine Lage. Das Vertrauen des Kaisers in ihn wurde zuerst durch das Mißlingen der Reformpolitik in Deutschland erschüttert. Hof und Volk in Oesterreich wurden ungeduldig, weil die Früchte seiner Anstrengungen in Ungarn nicht aufs schnellste reiften. Man wollte rasche Erfolge sehen, und er hatte zuvörderst nur einen auf-

zuweisen: den Eintritt der Siebenbürger in den Wiener Reichsrat. Zugleich wurde er in den Gegensatz zwischen dem Hofe und den liberalen Prinzipien hineingezogen. Sein Regiment und sein politischer Ruf wurden darin zerrieben; denn um den Kaiser bei seiner centralistischen Politik festzuhalten, stellte er sich aufs schroffste den Forderungen des Parlaments nach liberalen Reformen entgegen und verletzte durch hochmütige Abweisung seine alten Freunde. So ward er von den Liberalen als Abtrünniger angegriffen; dem Kaiser aber schienen die Zugeständnisse, welche bereits in der Verfassung gemacht waren, überflüssig, da Schmerling es nicht vermochte, die Forderungen der Kriegsverwaltung in der ungefügigen Volksvertretung durchzusetzen.

Wie nun die Klammern dieser Regierung morsch wurden, setzten die konservativen ungarischen Magnaten alles daran, sie vollends zu lockern. Sie hatten einst Schmerling zum leitenden Minister empfohlen, um die Ordnung in Ungarn herzustellen, und er war kurz darauf ihr Meister geworden. Gegen die Meinung der ungarischen Minister Vay und Szecsen hatte er die centralistische Verfassung entworfen; der letztere setzte zwar seine Unterschrift unter das Februarpatent, aber bald (Juli 1861) schieden beide aus dem Amte. Schmerling nahm statt ihrer den Grafen Moritz Esterhazy als Minister ohne Portefeuille und den Grafen Forgach als ungarischen Hofkanzler ins Kabinett. An Forgachs Stelle trat dann im April 1864 Graf Hermann Zichy. Letzterer blieb Schmerling auch ergeben, aber Esterhazy, mit den tief verletzten Magnaten innerlich vollkommen einverstanden, wurde der Rächer seiner Freunde; denn er teilte ihren Widerwillen gegen den deutschen Beamtenstaat.

Nichts war dem Grafen Esterhazy antipathischer als die Gegensätze im Schmerlingschen Reichsrate. Er verurteilte als strenger Absolutist den Anspruch der deutschen Abgeordneten, Anteil zu erhalten an der Regierung des Staates. Er war ein Fremder in der Zeit, in der er lebte, ein Fremder in dem Lande, welches er regieren half. Seine politische Welt war noch immer, auch in inneren Fragen, die des Fürsten Metternich, den er als Meister verehrte. Für die ganze neuere Entwicklung

der Nationen fehlte ihm das Verständnis und die politische Bildung. Er war 1809 geboren, kam jung in den diplomatischen Dienst und vergaß darin seine ungarische Muttersprache so weit, daß er sich in ihr nur stockend ausdrückte. Der deutschen Sprache hatte er sich im Auslande nie bedient und beherrschte sie deshalb auch nur unvollkommen; selbst mit seinen Kollegen im österreichischen Ministerium verkehrte er am liebsten französisch. Die Monarchie und der Adel waren der Kreis, in dem er allein zu atmen vermochte. Er bestärkte den Kaiser in der Abneigung gegen die parlamentarischen Formen, gegen die Ansprüche der liberalen Parteien. Sein Rat ging dahin, die beengenden Formen der 1861 erlassenen centralistischen Verfassung abzustreifen und die absolutistische Gewalt wieder für die Krone zurückzufordern. Zwei Dinge wären damit zu erreichen: das deutsche Bürgertum, welches immer selbstbewußter auftrat, würde dadurch in die alten Schranken zurückgewiesen, und das dem Einheitsstaate abholde Ungarn müsse es als Erfolg betrachten, wenn die für das ganze Reich bestimmte Volksvertretung vom Schauplatze verschwinde. Esterhazy hielt es für das beste, wenn man in Ungarn zu der vor 1848 herrschenden Regierungsform zurückkehre. Denn die Revolution von 1848 wie alle früheren waren für ihn nur Episoden, welche die geschichtliche Entwicklung nicht unterbrechen konnten. Auch vor 1848 bestand in Ungarn ein verfassungsmäßiger Zustand, und diesen wollte er wieder herstellen. Wieder sollten Adel und Kirche, geschützt durch einen hohen Wahlcensus, die liberale Volksmeinung niederhalten. Aehnliche Provinzialvertretungen wie in Ungarn konnte man auch in den westlichen Provinzen einführen. Ueber ihnen allen sollte die Macht der Krone uneingeschränkt aufrecht erhalten werden. Ihrer Entscheidung blieben dann die gemeinsamen Angelegenheiten vorbehalten, ohne lästige Kontrolle durch eine Volksvertretung. Esterhazy hoffte, daß sich auf dieser Grundlage ein Ausgleich mit Ungarn erzielen lasse; denn diesem bliebe dann in inneren Angelegenheiten die ersehnte Selbständigkeit. In diesem Punkte fühlte sich Esterhazy als Ungar, die Herrschaft der deutschen Bureaukratie war ihm ebenso verhaßt wie das parlamentarische System.

Darin verstand er sich mit den Magyaren aller Parteien aufs beste. Sie zählten ihn als Gegner Schmerlings zu den Ihrigen.

Solche Ratschläge gewannen den Sinn des Kaisers, der die Eingriffe des Reichsrates in das Kriegsbudget als Schädigung des Staates ansehen mußte. Graf Esterhazy besaß in nicht geringem Grade die Kunst, durch gewinnendes Auftreten und anziehendes Gespräch Menschen zu leiten; er war klein und unansehnlich von Gestalt, aber Männer wie Frauen konnten sich dem Eindrucke seines Wesens nicht entziehen. Seine politischen Ausführungen fesselten durch ihre formelle Feinheit, auch die Führer der ungarischen Liberalen empfanden ihren Reiz, wie Graf Lonyay, der Mitarbeiter Deaks und Andrassys, bezeugt. Mit um so größerer Anerkennung sprachen seine konservativen und ultramontanen Gesinnungsgenossen von ihm. Auch Kaiser Franz Joseph fühlte sich von seinem Wesen lebhaft angezogen; in diesen Jahren übte niemand größeren Einfluß auf ihn als Graf Esterhazy. Mensdorff, der das Bedürfnis hatte, sich unterzuordnen, fügte sich ihm vollständig. Beust, der nach dem Rückzuge der Sachsen nach Böhmen König Johann nach Wien begleitete, schilderte das Verhältnis der beiden Minister in ergötzlicher Weise: „Wenn ich, was nur einigemale geschah, mich bei Graf Mensdorff einfand und ich ihm gegenüber, der am Schreibtisch saß, Platz genommen hatte, that sich die Thür auf, der kleine Graf Esterhazy trat ein, rückte sich einen Sessel neben den des Ministers und setzte sich zu ihm, gerade so wie ein Musiklehrer sich zu seinem Zögling ans Klavier setzt."

Es lag etwas Widerspruchsvolles in der Natur Moritz Esterhazys. Mit der Beweglichkeit des Geistes, die ihm in guten Stunden zur Verfügung stand, paarte sich eine unüberwindliche Bequemlichkeit in der Arbeit; wenn die Tage der Indolenz über ihn kamen, war er mürrisch und ungenießbar. Viele Menschen, welche mit ihm zufällig in Berührung kamen und an deren Meinung ihm nichts gelegen war, schildern ihn als schweigsam und unbedeutend. Infolge seiner Bequemlichkeit mußte er einmal von dem Gesandtschaftsposten in Rom abberufen werden; durch viele Monate brachte er es nicht über sich, auch nur eine Zeile an den Minister nach Wien zu berichten. Zu dieser Zeit

konnte er sich durch Wochen in ein dunkles Gemach einschließen, ohne jemanden empfangen zu wollen. In diesen krankhaften Sonderbarkeiten kündigte sich wohl schon der Wahnsinn an, der in seinen letzten Lebensjahren seinen Geist umnachtete. Damals aber schienen dies nur Launen eines großen Herrn zu sein, denn sein Scharfsinn nahm seine Umgebung gefangen. Diese Eigenschaft war die hervorstechendste seiner Gaben: er prüfte und sonderte jede Möglichkeit, und dies so lange, bis ihm selbst zweifelhaft wurde, wo die Wahrheit liege. Auch seine eigene Ansicht genügte ihm niemals, er kritisierte sie so lange, bis sie zu ihrem Gegenteil zersetzt war. Daher die Unentschlossenheit, die ihm jede fruchtbare Thätigkeit unmöglich machte. Ihn hemmte in allen Entwürfen die Besorgnis vor deren Schwächen und Schwierigkeiten. Dadurch brachte er zuletzt diejenigen, die mit ihm zusammenwirken mußten, in Verzweiflung. Einer seiner Untergebenen im diplomatischen Dienste charakterisierte ihn folgendermaßen: „Er ist der feinste und schärfste Verstand, der Einem begegnen konnte; er sieht in einem Glase Wasser die Infusorien, die ein anderer nur mit der Lupe entdeckt — aber unser Herrgott schuf diese Bestien nicht dazu, daß man sie mit freiem Auge erblicken könne." Das war es eben: Esterhazy sah diese Mikroben übermäßig groß und sie schreckten ihn von jedem Entschlusse ab. Deshalb ließ er die Dinge am liebsten gewähren und reifen. Seine Stärke bestand in der Geduld, mit der er seine Zeit abwartete. Im Kabinett Schmerling ergriff er fast niemals das Wort, er war darin, wie man sich ausdrückte, der steinerne Gast. Dadurch verbarg er Schmerling, dessen Selbstbewußtsein ihn leicht über Gefahren hinwegtrog, den stillen Einfluß, den er im geheimsten Rate des Herrschers übte. Geräuschlos untergrub er die Stützen des kaiserlichen Vertrauens, welches allein Schmerling im Kampfe gegen Magyaren und Slaven aufrechterhalten konnte. Mit Rechberg sann er schon 1864 darauf, den Staatsminister zu Falle zu bringen. Aber damals blieb Schmerling noch Sieger, Rechberg mußte zurücktreten und Esterhazy — der „heimliche Moritz", wie er später genannt wurde — hielt sich in unbeachteter Verborgenheit. Bald reiften seine Pläne.

Das Werkzeug Schmerlings in allen ungarischen Angelegenheiten war der ungarische Hofkanzler, Graf Zichy; die Gegner des leitenden Ministers erwirkten einen geheimen Befehl des Kaisers an die nächste Umgebung des Kanzlers, daß alle Absichten und vorbereitenden Maßnahmen dem Grafen Esterhazy mitzuteilen seien [1]).

Im Winter von 1864 auf 1865 kam es zu schärferen Zusammenstößen zwischen Schmerling und der deutschen Linken des Abgeordnetenhauses. Die liberale Partei erhob die Forderung nach Schaffung eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes; diese und andere fromme Wünsche wurden schroff abgewiesen, unter ihnen auch das Verlangen, die Verhängung des Belagerungszustandes in Galizien, welche durch den Aufstand von 1863 veranlaßt wurde, der Prüfung des Reichsrates zu unterbreiten. In der Adreßdebatte betonten zwar die Führer der Linken, daß sie nicht den Sturz des Ministeriums beabsichtigten, aber sie kritisierten es zu Tode, indem sie das System nach dem Maßstabe parlamentarisch regierter Staaten beurteilten. Erbitternd wirkten die zahlreichen Prozesse, mit denen die Presse heimgesucht wurde, denn auch von ihr vertrug Schmerling keinen Widerspruch. Der Hauptkampf entspann sich um den § 13 der Februar-Verfassung, welcher der Regierung gestattete, sich während der Zeit der Vertagung des Reichsrates über dessen Befugnisse hinwegzusetzen. Bergers Antrag, dieses Recht zu umgrenzen und die Regierung zu nötigen, die von ihr verfügten Ausnahmsmaßregeln nach dem Zusammentritte des Reichsrates dessen Genehmigung zu unterbreiten, führte zu den heftigsten Reden; Schmerling konnte nicht zustimmen, denn er hätte die Genehmigung der Krone zu dieser Verfassungsänderung nie erhalten. In den konservativen Adelskreisen sah man mit Behagen, daß sich das liberale Ministerium mit dem Parlament zerschlug. Ueber das Budget für 1865 konnte sich das Ministerium mit der Volksvertretung überhaupt nicht einigen. Die Finanznot war groß und das Defizit auch durch die erhöhten

[1]) Diese Thatsache ist dem Verfasser durch zuverlässige Mitteilungen aus dem Kreise der betreffenden Beamten bekannt geworden.

Steuern nicht gedeckt. Das Abgeordnetenhaus wünschte deshalb energische Abstriche am Kriegsbudget und setzte den ihm vorgelegten Heeresetat von 105½ auf 90 Millionen Gulden herab; bei der Marine wurden ¾ Millionen Gulden gestrichen. Der Kriegsminister war bereit, 11 Millionen Gulden vom Heeresetat zu opfern; mehr könne er, wie er erklärte, nicht zugestehen, wenn er nicht die Organisation der Armee angreifen wolle. Bei Hofe herrschte die tiefste Mißstimmung über die Volksvertretung, Schmerling aber sah sich nach beiden Seiten vereinsamt. Es war ihm klar, daß die reaktionäre Partei unter Führung des Grafen Esterhazy die Gegensätze nähre; auf diesen Kollegen war der Ausfall gemünzt, den er am 11. März 1865 im Reichsrate machte: nie werde die Regierung mit den Altkonservativen Ungarns verhandeln, sie erkenne in ihnen vielmehr ihren erbittertsten Feind, dessen Minen bis in dieses Haus reichen.

Nun war es für Esterhazy Zeit, Feuer an das Pulver zu legen. Er fand die Führer der liberalen Opposition Ungarns bereit, sich mit ihm zu verbünden. Wohl war für Deaks kernige, rechtschaffene Natur, die von leuchtendem Verstande erfüllt war, Graf Esterhazy mit seinem ultramontanen Anhange ein unlieber Bundesgenosse. Aber Deak erkannte mit staatsklugem Sinne, daß der Einheitsstaat nur mit Hilfe der absolutistischen und altkonservativen Partei überwältigt werden könne. Somit stellte er seinen allgewaltigen Einfluß auf die ungarische Nation für die nächste Zeit und die nächsten Zwecke dem Grafen Esterhazy zur Verfügung. Es gelang dem Minister, den Kaiser im Juni zum Besuche Ungarns zu bestimmen. Bei diesem Anlasse arbeiteten sich alle Fraktionen Ungarns in die Hände. Der Kaiser wurde allerorten von dem stürmischen Jubel der Massen begrüßt, die Altkonservativen stellten ihm vor, daß seine deutschen Minister ihn über die Stimmung der loyalen ungarischen Nation ungenau unterrichtet hätten. Esterhazy errang einen wichtigen Sieg: Graf Zichy, der Vertrauensmann Schmerlings im Kabinett, wurde entlassen und Georg v. Majlath am 26. Juni zum ungarischen Hofkanzler ernannt. Schmerling erfuhr diese Thatsachen erst nach ihrem Vollzuge.

Dieses Zeichen der Ungnade ließ Schmerling keinen Zweifel mehr, daß sein Werk gescheitert sei. Erzherzog Rainer, welcher im Kabinett den Vorsitz führte, machte dem Kaiser noch einmal Vorstellungen; als diese fruchtlos blieben, reichten der Erzherzog und dann die Minister ihre Entlassung ein. In Schmerling blieb über diese letzten Vorgänge eine tiefe Verbitterung zurück [1]). Das Ministerium Schmerling brachte noch schnell das Finanzgesetz in Ordnung; um seinen Nachfolgern die Wege zu ebnen, befahl der Kaiser die Herabsetzung des Kriegsbudgets auf das von der Volksvertretung gewünschte Maß, und in dieser Form wurde das Gesetz verkündigt, das Abgeordnetenhaus dann nach Votierung der Steuern entlassen. Am 30. Juli erfolgte die Enthebung der Minister von ihrem Amte. Graf Esterhazy war jetzt Herr der Lage; als er einige Monate später zum erstenmal wieder im ungarischen Magnatenhause erschien, sah er sich von stürmischer Huldigung umrauscht. Er blieb auch jetzt Minister ohne Portefeuille, um sich die lästigen Amtsgeschäfte vom Leibe zu halten; aber das neue Kabinett, mit dem Grafen Belcredi als Ministerpräsidenten, war ganz seine Schöpfung.

Graf Richard Belcredi besaß einen geachteten Namen, der ein gutes Aushängeschild war für das Adelsregiment, welches das deutsche Beamten- und Bürgertum jetzt ganz beiseite schob. Er galt als tüchtiger Jurist, als Mann von ernster Bildung; auf dem Gebiete der Staatswissenschaften ragte er in vieler Beziehung unter seinen Standes- und Parteigenossen hervor; so konnte er als Sprosse einer alten Familie verhältnismäßig jung das Amt eines Statthalters von Böhmen erreichen. Mit dem Hofe hatte er durch seine Schwiegermutter, Baronin Welden, welche die Erziehung der kaiserlichen Kinder als Aja überwachte, die beste Verbindung. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit und sein guter Wille standen außer Zweifel. Seine Anlagen waren mehr lehrhafter als praktischer Natur, zum Richter oder Professor eignete er sich mehr als zum Staatsmann. In den

[1]) Fröbel, „Ein Lebenslauf" II, S. 382. Schmerling hinterließ Memoiren, die nach dem Tode Kaiser Franz Josephs veröffentlicht werden sollen.

Anschauungen seines Standes war er ebenso befangen wie Esterhazy, patriarchalisches und aristokratisches Regiment war auch für ihn das letzte Wort, welches die Geschichte der europäischen Staaten gesprochen hatte. Seiner Bildung entsprechend fand er für diese Doktrin ein moderneres Gewand. Er gestattete der Presse freiere Bewegung als Schmerling und erwirkte für die meisten politisch Verurteilten der verschiedenen Nationalitäten Amnestie und Rückkehr in die Heimat. Volksvertretungen sollten nicht umgangen, aber die Gesetzgebung zumeist den Landtagen der Provinzen anvertraut werden, um die Bildung eines starken Centralparlaments zu verhindern. Der Idee des liberalen Einheitsstaates stellte er die des historischen Rechtes und der Selbstverwaltung gegenüber. Für die Befestigung des aristokratischen Einflusses waren die Slaven zu gewinnen, nicht aber das rüstig emporstrebende deutsche Bürgertum; so trat er diesem schroff gegenüber. Sowohl der Bachsche Absolutismus wie das Schmerlingsche System erhoben das Beamtentum auf Kosten des Adels; Belcredi teilte die Abneigung des Adels und der Kirche gegen die Bureaukratie; autonome Einrichtungen sollten sie ersetzen; auf diesem Wege strebte er zu den Zuständen vor 1848 zurück.

Das waren die Grundstimmungen in dem neuen Kabinett; Belcredi war aber nicht der Mann, um inmitten der großen finanziellen und politischen Schwierigkeiten eine klare und geschlossene Vorstellung über die künftige Verfassung zur Geltung zu bringen. Graf Mensdorff, welcher in dem neuen Kabinett auf Wunsch des Kaisers Minister des Aeußern blieb, obwohl er ein Anhänger des Systems Schmerling war, sagte denn auch nach der Bildung des Ministeriums zu dem sächsischen Gesandten, Herrn v. Könneritz: Oesterreich befinde sich finanziell und militärisch in einer höchst unvorteilhaften Lage. Auch politisch stehe es sehr schlecht; es seien zwar die Namen da für das neue Ministerium, aber kein Programm für dasselbe; über „gewisse Fragen" müsse sich das Ministerium aber doch verständigen und einig werden! Da seien aber nun die Meinungsverschiedenheiten so groß, daß eine homogene Verwaltung nicht zu stande kommen könne.

Dieſer Mangel an Klarheit aber war nicht das Aergſte. Schlimmer war, wie das wiederhergeſtellte Adelsregiment den Staat ausnützte. Allen anderen ging die Familie Eſterhazy voran. Graf Moritz, der Miniſter, der einem reichen Seitenzweige des Hauſes angehörte, ſchuldete dem Staate für das anſehnliche Vermögen, welches ihm ſein Vater 1856 hinterlaſſen hatte — der Grundbeſitz allein betrug ungefähr 50000 Hektar — eine Erbſteuer von 283000 fl., die doch endlich nach neun Jahren gezahlt werden ſollte. Der Finanzminiſter des Kabinetts Schmerling, Plener, ließ dem Geſetze freien Lauf und die Exekution zur Eintreibung der Schuld wurde gegen den Miniſterkollegen erlaſſen. Unmittelbar darauf fiel das Kabinett und der neue Finanzminiſter Graf Lariſch dachte nicht ſo ehrenhaft wie ſein Vorgänger. Eine Ordre erließ dem Grafen Eſterhazy die Verzugszinſen ſeiner Steuerſchuld und ein Stück derſelben, zuſammen 90000 fl., und gab ihm anheim, die Steuer in neun Jahresraten zu berichtigen. Die Fürſten Eſterhazy, der Hauptſtamm der Familie, waren durch Verſchwendung herabgekommen, ſie konnten die Gewinnſte für das von ihnen ausgegebene Losanlehen nicht mehr bezahlen [1]). Auch ihnen wurde jetzt manche mit den Geſetzen nicht zu vereinbarende Förderung ihren Gläubigern gegenüber zu teil.

Dies war nur möglich, indem man ſich mit den Grundſätzen der Finanzverwaltung Pleners auch ſeiner beſten Gehilfen im Amte entledigte. Die höchſten Beamten des Finanzminiſteriums wurden von dem Grafen Lariſch entlaſſen, die Herren v. Kappel-Savenau und Becke zu Sektionschefs ernannt; dieſe waren zu allem bereit. Sie ergänzten ſich vortrefflich; der erſtere war ein roher, ſcharf durchgreifender Bureaukrat, Becke dagegen geſchmeidig und höflich, dabei dringend verdächtig, daß er bei Staatsgeſchäften, beſonders bei dem von ihm im November 1865 zu Paris vermittelten 90 Millionen-Anlehen, hohle Hände machte [2]). Man kann den Grafen Lariſch, der einer der

[1]) „Neue Freie Preſſe" 1865, Nr. 348.

[2]) Dieſer Becke war es, der — nach dem Rücktritte des Grafen Belcredi — als Leiter des Finanzminiſteriums mit dem Holzhändler Moritz Hirſchl den Vertrag auf Verkauf und Abſtockung der ſchönſten Teile des

größten Grund- und Kohlenwerksbesitzer Oesterreichs war, schwerlich damit entschuldigen, daß er als reicher Kavalier diesen Dingen fernblieb und sich wenig um das Treiben seiner Untergebenen kümmerte. In seinen Privatunternehmungen war er überaus geschäftskundig, er durfte also über solche Vorkommnisse nicht hinwegsehen. Aber das Grafenministerium, wie es im Volke hieß, hatte im allgemeinen die Vorstellung, daß sich der Staat und die Aristokratie decken. Die Finanzgesetzgebung jener Zeit weiß davon zu erzählen. Die neuen Gesetze über die Zucker- und Branntweinsteuer enthielten große Begünstigungen für den Großbetrieb, der vorwiegend auf den Adelsgütern bestand; der Staat büßte das Erträgnis zumal aus der Zuckersteuer beinahe gänzlich durch Exportprämien ein. Unter diesem Ministerium wurden auch die Zinsengarantie-Verträge bei der Erbauung der Franz-Josephs-Bahn und der Kronprinz-Rudolfs-Bahn abgeschlossen, welche dem Privatkapital eine gute Verzinsung sicherten und ihm zugleich die ausschließliche Leitung dieser wichtigen Linien überließen. Die großen Opfer für die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte, welche das Abgeordnetenhaus unter Schmerling bewilligte, mußten unter diesen Umständen fruchtlos bleiben.

Solche Dinge deckte Graf Richard Belcredi mit seinem guten Namen, der von diesem verderbten Wesen unberührt blieb. Er besaß zu wenig Scharfblick und Erfahrung, um seinen Kollegen entgegentreten zu können. Zudem konnte sich sein Einfluß mit dem des Grafen Esterhazy nicht messen; Belcredi blickte anfangs zu dessen weltmännischen Fähigkeiten beinahe mit Verehrung auf. Belcredi war zudem vollauf mit den verworrenen staatsrechtlichen Verhältnissen der Monarchie beschäftigt. Schleunigst schritt er zur Auflösung des von Schmerling begonnenen

---

Wiener Waldes abschloß. Der Ministerrat verwarf zwar den Vertrag, aber Becke ratifizierte ihn noch in der Nacht nach seinem Rücktritte vom Amte. Durch das mutige Auftreten Joseph Schöffels wurde der betrügerische Handel vereitelt. Justizminister Hye, der Kollege Beckes, teilte Schöffel später die Thatsache mit, durch welche die übrigen Minister von der Mitschuld entlastet wurden. (Vgl. den Brief Schöffels in der „Deutschen Zeitung" vom 17. August 1895.)

Werkes. Ohne Rücksicht auf das durch den Kaiser feierlich verbriefte Recht wurde die Verfassung von 1861 außer Kraft gesetzt; am 20. September 1865 verfügte ein kaiserliches Patent ihre „Sistierung", ein milderes Wort für Aufhebung. Durch die Preisgebung des Einheitsstaates sollte „freie Bahn" geschaffen werden für einen Ausgleich der Völker. Die Slaven jubelten, die Magyaren erwarteten kaltblütig, was der Staatsstreich ihnen bringe.

In den ungarischen Angelegenheiten entschieden jetzt wieder die Altkonservativen. Sie waren feurige ungarische Patrioten und zugleich konstitutionell gesinnt; Esterhazy mußte sich auf sie stützen, da es in Ungarn eine absolutistische Partei in seinem Sinne nicht gab. Sie besaßen schon durch ihre geistige Ueberlegenheit das Uebergewicht; der ungarische Hofkanzler Majlath und Baron Sennyey, der Tavernicus (Statthaltereipräsident in Ungarn), waren feinere Köpfe als die österreichischen Minister. Die Altkonservativen standen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung Ungarns; sie lenkten wieder in die Politik von 1860 ein, durch welche den Magyaren das Heft in die Hände gespielt wurde. Zwar waren sie durch die üblen Erfahrungen jener Zeit gewitzigt und hielten die von Schmerling wieder hergestellte Administration aufrecht; die Selbstverwaltung durch die Komitate wurde nicht wie damals wieder in Kraft gesetzt. Aber sie erwirkten für Ungarn bedeutungsvolle Zugeständnisse. Am 1. September wurde der von Schmerling berufene siebenbürgische Landtag, welcher den Wiener Reichsrat beschickt hatte, aufgelöst. Der neue Landtag wurde aufgefordert, die Vereinigung mit dem Pester Reichstage zu vollziehen; er tagte im magyarischen Klausenburg, und unter den Rufen der Menge: „Die Union oder der Tod!" wurde die volle Verschmelzung Siebenbürgens mit Ungarn beschlossen. Neuwahlen wurden dann auch in Ungarn ausgeschrieben, welche wieder den Sieg der Deakpartei brachten; die Konservativen zählten nur einige Dutzend Anhänger.

Majlath und Sennyey waren grundsätzliche Gegner der Revolution, sie hielten die stürmisch erpreßte Verfassung von 1848 für ein Unheil, aber als einsichtige Politiker konnten sie sich nicht der Thatsache verschließen, daß die Nation sich nicht

erschüttern lasse in der Ueberzeugung, jene Konstitution sei rechtsgültig, da sie mit Zustimmung des Königs und des Reichstags zustande gekommen war. Sie waren bestrebt, die Versöhnung zwischen der Krone und Ungarn herbeizuführen, und deshalb gingen sie einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts. Sie rieten dem Kaiser, die formelle Rechtsbeständigkeit der Verfassung anzuerkennen, jedoch zu verlangen, sie sei zuerst zu revidieren, bevor sie in Geltung trete. In der That war dies ein Ausweg aus den Schwierigkeiten der Lage. Vom Standpunkte Esterhazys und Belcredis freilich waren ernste Einwendungen zu erheben. Denn wie konnte man die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung anerkennen, während gleichzeitig über die österreichische Konstitution von 1861 hinweggeschritten wurde? War der Rechtstitel der Gesetze von 1848 besser als der von 1861? War es zudem nicht gefährlich, die wichtigste Schöpfung der Revolution als grundlegenden Staatsakt zu erklären? Aber diese Bedenken mußten schweigen, wenn man zu einem Ausgleiche gelangen wollte. Thatsächlich verkündete die Thronrede vom 14. Dezember, durch welche der Reichstag eröffnet wurde, daß „die formelle Gültigkeit" der 1848er Gesetze „keinem Einwurfe" begegne. Zugleich wurde verlangt, daß der Reichstag aus dieser Verfassung alles entferne, was der monarchischen Autorität zu nahe trete, daß er ferner die gemeinsamen Angelegenheiten, besonders die Einheit des Heeres, fest umgrenze, da die revolutionären Gesetze darüber wortlos hinweggingen. So lange das nicht geschehe, solle die Staatsgewalt wie bisher in den Händen des Herrschers vereinigt bleiben. Demnach hatte Deak einen großen Triumph zu verzeichnen, aber in mächtigen Reden erwiderte er, daß Ungarn sich nicht mit einer formellen Anerkennung seines Rechtes begnügen könne, es verlange vielmehr die Einsetzung eines selbständigen, dem Reichstage verantwortlichen Ministeriums, dann erst könne an eine Revision der 1848er Gesetze geschritten werden.

Beide Teile, die Regierung wie die nationale Partei, wußten, wie wichtig es sei, im Besitze der Macht zu sein, während man über den Frieden verhandelte. Ueber diese mehr als formelle Frage kam man vorerst nicht hinaus. Sachlich

waren noch zwei große Dinge zu schlichten: der Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten war festzustellen, ebenso die Grenzen der Gewalt der Krone und des Parlaments. Ueber den ersten Punkt wäre die Einigung verhältnismäßig leicht gewesen; denn wenn die Krone stark blieb, konnte sie die Kräfte auch einer selbständigen ungarischen Verwaltung der Politik des Reiches nutzbar machen. Deshalb lag die größte Schwierigkeit in der Verteilung der Macht. Männer wie Belcredi und Esterhazy konnten nicht einwilligen, daß der Parlamentarismus in Ungarn zu einem reinen Siege gelange; sie fürchteten, daß darob auch die Herrschaft der Aristokratie und der Kirche in den Ländern diesseits der Leitha in Brüche gehen werde. Dennoch herrschte schon in den ersten Monaten des Jahres 1866 Ausgleichsstimmung. Sehnlich wünschte der Kaiser, dem sein Herz verwundenden Streite mit der magyarischen Nation ein Ende zu machen. Dazu kam, daß der Gegensatz zu Preußen sich verschärfte; drohend stieg der Krieg am politischen Horizonte auf. Die Klugheit gebot, den Stolz des magyarischen Volkes zu schonen. Deshalb wurde während der Adreßdebatte des Reichstages das Hoflager des Kaisers vom 29. Januar bis zum 5. März in die Ofener Königsburg verlegt. Alle Ministerberatungen fanden daselbst statt, der Mittelpunkt des Reiches schien dorthin verlegt. Die Deutschen Oesterreichs sahen sich in den Landtagen einer slavischen Mehrheit überantwortet, der Wiener Reichsrat blieb aufgelöst. In diesem Anschlusse an Ungarn lag eines der Vorzeichen des Krieges.

V. Buch.

Vorbereitungen zum Kriege. Bündnis zwischen Preußen und Italien.

(September 1865 bis 8. April 1866.)

Für Bismarck lag in dem noch unvollständigen Erfolge seines Sommerfeldzuges um den Besitz von Schleswig-Holstein ein Antrieb, für seine Pläne zuverlässige Fundamente zu legen. Er hatte bisher aus seinem Rüstzeuge nur die schwächeren Pfeile gebraucht, in dem Streite um Schleswig-Holstein nur die landläufigen Droh- und Lockungsmittel angewendet. Er hielt sich dabei immer noch im Rahmen der alten Diplomatie; die Wünsche der deutschen Nation, das Walten eines neuen politischen Geistes waren von ihm noch nicht in Rechnung gestellt. Wenige wußten damals, daß er schon in Frankfurt in festen Zügen das Bild Preußens als Führers eines mächtigen Deutschland gezeichnet hatte. Wenn er in den letzten Jahren das eine und das andere Mal sein letztes großes Ziel enthüllte, so spotteten seine Widersacher, daß der junkerhafte Gegner des Nationalwillens am wenigsten geeignet sei, die Wünsche des deutschen Volkes zu erfüllen.

Es gehört zu den großen Zügen in der Selbstbiographie Bismarcks, daß er sich mit nichts verhüllender Offenherzigkeit zur Urheberschaft des Krieges gegen Oesterreich bekennt[1]). Er

[1]) Vgl. „Gedanken und Erinnerungen" I, S. 127, 289, 337; II, S. 194, 268.

ist darin weit größer als seine Bewunderer, die ihm — etwa wie Sybel — einen Dienst zu leisten glauben, wenn sie der Geschichte Gewalt anthun und der österreichischen Politik über das gerechte Maß hinaus die Verantwortung für den Krieg zuschieben. Die Notwendigkeit dieses Krieges ergab sich ihm, so erzählt er selbst, zu Beginn seiner Frankfurter Wirksamkeit, als er Einblick nahm in die hochfahrende Depesche, in der Fürst Schwarzenberg den deutschen Höfen triumphierend die Demütigung Preußens in Olmütz meldete; damit zerrannen die „jugendlichen Illusionen“ Bismarcks von der preußisch-österreichischen Freundschaft. Damit enthüllte sich ihm auch der Weg und das Ziel für seine Politik. „Der gordische Knoten deutscher Zustände,“ so schreibt er, „ließ sich nicht in Liebe dualistisch lösen, nur militärisch zerhauen; es kam darauf an, den König von Preußen, bewußt oder unbewußt, und damit das preußische Heer für den Dienst der nationalen Sache zu gewinnen, mochte man vom borussischen Standpunkte die Führung Preußens oder auch vom nationalen die Einigung Deutschlands als die Hauptsache betrachten.“ Und wie verstand er es, seinen König „bewußt oder unbewußt“ zum Vollstrecker seiner Entwürfe zu erziehen! Es gelang ihm dies in harten Kämpfen nahezu mit dessen ganzer Umgebung; dankbar gedachte er denn auch später derjenigen, die, wie Gustav v. Alvensleben, der Generaladjutant des Königs, ihn vom Anfang an darin unterstützten, „die Frage der preußisch-österreichischen Rivalität auf dem Schlachtfelde zu entscheiden, weil sie in anderer Weise nicht lösbar sei“. In diesen Bekenntnissen ist wohl auch der Schlüssel dafür zu finden, daß Bismarck in seinen „Erinnerungen“ über die Einleitung des Krieges von 1866 wortkarger ist als über irgend einen Teil seiner diplomatischen Laufbahn. Zu stolz, um eine Täuschung oder auch nur eine Verschleierung zu versuchen, scheut er doch wohl die Ausspinnung der Thatsachen, wie er eine Falle um die andere legte, und besonders wie er dem friedliebenden Könige die Auffassung einzuflößen verstand, Oesterreich wage es, nach seinem Erbe an Macht und Recht zu greifen; so glaubte der König, zu seiner Verteidigung das Schwert entscheiden lassen zu müssen. Bismarck urteilt selbst, daß, wenn

der Wiener Hof ſich im Sinne Rechbergs mit der Doppelherrſchaft Oeſterreichs und Preußens in Deutſchland begnügt hätte, dieſer Zuſtand doch nur vorübergehend ſich hätte erhalten laſſen. So mächtig arbeiteten dieſe Ideen in ihm, daß ſie ſich ihm auch als Traumbilder aufdrängten; er fühlte ſich unter ſchweren Kämpfen geſtärkt, als er ſich einmal auf dieſe Weiſe auf die Schlachtfelder Böhmens verſetzt ſah. Als ihm König Wilhelm 1881 von einem merkwürdigen Traume ſchrieb, antwortete er ihm: „Euer Majeſtät Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich Frühjahr 1863 in den ſchwerſten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menſchliches Auge keinen gangbaren Ausweg ſah. Mir träumte, und ich erzählte es ſofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem ſchmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felſen; der Pfad wurde ſchmaler, ſo daß das Pferd ſich weigerte, und Umkehr und Abſitzen wegen Mangels an Platz unmöglich; da ſchlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand ſtürzte wie eine Couliſſe und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußiſche Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das ſchleunig Euer Majeſtät melden könnte. Dieſer Traum erfüllte ſich, und ich erwachte froh und geſtärkt aus ihm.“

Als Bismarcks Entwürfe nun im Winter auf 1866 zur Reife gediehen waren, mußte er ſich zuvor verſichern, daß keine der europäiſchen Mächte ſtörend dazwiſchentrete, wenn es bei der Aufrollung der deutſchen Frage zum Duell mit Oeſterreich käme. Rußlands wohlwollender Neutralität war er als Lohn des gegen Polen gerichteten Vertrages von 1863 ſicher, ebenſo des Beiſtandes Italiens; England miſchte ſich nicht in feſtländiſche Händel. Aber es war unmöglich, einem Kriege mit Oeſterreich mit einiger Beruhigung entgegenzuſehen, wenn nicht unterdeſſen durch eine Zuſage Napoleons III. die Rheinlande vor einer franzöſiſchen Ueberflutung ſichergeſtellt waren. Ohne Sicherung der Flanke war ein Krieg in der Front unmöglich; unmittelbar nach dem Vertrage von Gaſtein begann er daher

die Unterhandlungen mit Napoleon III. für den Fall eines Krieges mit Oesterreich.

Napoleon III., damals noch immer der mächtigste Mann Europas, hielt seine Pläne geheimnisvoll verschlossen. Welchem der Nebenbuhler er geneigt sei, was er für Frankreich aus dem Konflikte zu gewinnen hoffte, verschwieg er; doch Bismarck, der den Gang seines Geistes aufmerksam verfolgte, konnte berechnen, was in der Seele des Kaisers verborgen lag.

Es gibt keinen Staatsmann des 19. Jahrhunderts bis auf Napoleon III., der mit größerem Rechte den Namen eines modernen Politikers verdiente. Unaufhörlich fühlte Napoleon der fieberhaft wogenden Zeit an den Puls; die öffentliche Meinung Frankreichs bildete sein besonderes Studium. Tief wurzelte in ihm die Ueberzeugung, daß er nie den großen Ideen der Zeit entgegenhandeln dürfe; mit ihnen zu gehen, sich ihrer zu bedienen zu den Zwecken seiner Dynastie und Frankreichs, war seine Absicht. Er stimmte mit den übrigen Gliedern seiner Familie darin überein, daß Napoleon I. seinen Untergang dadurch herbeiführte, weil er das Nationalgefühl und das Rechtsbewußtsein der Nachbarvölker, zumal der Deutschen, unklug gekränkt hatte. Der Blick des Neffen war weit genug, um die beiden Pole des modernen Volkslebens zu umfassen. Er hielt den Drang der zerstückelten Völker nach nationaler Einheit für unaufhaltsam und demnach Deutschlands, Italiens, aber auch Polens Aufrichtung nur für eine Frage der Zeit[1]). Anderseits rechnete er wieder mit der Friedenssehnsucht und dem Verbrüderungswunsche der Völker und glaubte es durchsetzen zu können, daß auf regelmäßig abzuhaltenden Kongressen europäische Streitfragen friedlich geschlichtet würden, wobei Frankreich und ihm die Rolle des Schiedsrichters zugedacht war. Er umgab das Kaiserreich, weil er es als Hort aller unterdrückten Nationalitäten bezeichnete, mit einem gewissen Glanze; da Frank-

[1]) Das verständige Urteil Napoleons über die Zukunft Deutschlands ist einer der Gründe, weshalb manche deutsche Schriftsteller über ihn im ganzen günstig urteilen, so Treitschke und G. Freytag, „Politische Aufsätze", S. 187 und 538.

reich ſich national eins fühlte, war er überzeugt, daß es durch eine Aenderung der Karte Europas auf Grund der Nationalität, beſonders mit Rückſicht auf Belgien, nur gewinnen könne. Seine polniſchen Pläne hätte er ſchon zur Zeit des Krimkrieges in Angriff genommen, wenn ihm Oeſterreich und Preußen nicht beharrlich die Unterſtützung verſagt hätten. Die Einigung der deutſchen Nation, dieſer kräftigen Nachbarin Frankreichs, konnte er als Franzoſenkaiſer nicht fördern; er nahm wohl an, daß aus den Bürgerkriegen der Deutſchen, welche kaum zu vermeiden wären, eine feſtere Geſtaltung des Deutſchen Bundes erwachſen werde, aber er war entſchloſſen, dieſe Verwicklungen zu Landgewinn, vielleicht ſelbſt bis zur Rheingrenze, zu benützen. Dieſe Gelegenheit ſchien ihm, da ſein Schwert für den Meiſtbietenden in die Wagſchale geworfen werden konnte, gerade günſtig, um das Amt eines Schiedsrichters an ſich zu reißen. Unbequem war ihm nur das einige Zuſammenſtehen Preußens und Oeſterreichs. Ihre Entzweiung ſchien ihm glückverheißend für Frankreich.

So glaubte er den ehernen Gang der Weltgeſchichte zu begreifen. Er ſelbſt ſchrieb einmal nieder: „Eine Regierung kann ungeſtraft das Geſetz, ſelbſt die Freiheit verletzen; aber wenn ſie ſich nicht offen an die Spitze der großen Intereſſen der Civiliſation ſtellt, hat ſie nur eine geringe Dauer, und dieſen einfachen philoſophiſchen Grund, welcher die Urſache ihres Todes iſt, nennt man Schickſal, ſobald man ſich nicht über ihn Rechenſchaft geben will.“ Getreu dieſem Grundſatze, war er ein Förderer aller Erfindungen ſeiner Zeit, er bot der Entfaltung der techniſchen und geiſtigen Wiſſenſchaften Raum und Luft; dem Freihandel brach er, weil er ihn für die handelspolitiſche Idee der Zukunft hielt, trotz der Klagen der franzöſiſchen Induſtriellen Bahn; der Suezkanal hätte ohne ſeine mächtige Unterſtützung nicht gegraben werden können; Weltausſtellungen und Eiſenbahnen, Verſuche ſozialer Reformen, Teilnahme der Arbeiter an dem Ertrage der Produktion, Gründung von Invalidenkaſſen für deren Altersverſorgung beſchäftigten ihn lebhaft. Keine Regierung Frankreichs ſeit Colbert that ſo viel wie die ſeinige für die wirtſchaftliche Wohlfahrt

des Landes. Offenen Sinnes nahm er alle Fortschritte der Technik auf und machte sie für die Nation fruchtbar. Da sein Geist von allem, was der Tag brachte, aufs stärkste berührt wurde, so standen auch die Zeitungen in dem Bereich seines Interesses, er übte als Meister die Kunst zugleich ihrer Knebelung wie ihrer Bestechung.

„Der Cäsar kann," so drückte er an einer anderen Stelle noch schärfer das Grundprinzip seines Lebens aus, „ungestraft Gesetze und Freiheit mit Füßen treten, wenn er nur den Interessen der Civilisation gerecht wird[1])." In dieser Antithese steckt nicht nur ein scheinbarer, sondern ein wirklicher Widerspruch; denn das Gesetz ist die geheiligte Grundlage dessen, was unter dem tönenden Worte Civilisation zu verstehen ist. Napoleon III. getraute sich, die volle Regsamkeit der Geister zu entfesseln und sie doch despotisch zu beherrschen. Durch Bruch des Eidschwures und Gewalt war er Kaiser geworden; zahlreiche Tote bedeckten die Straßen von Paris, als seine Truppen auf Befehl ihrer Führer auf die Massen der neugierigen Zuschauer feuerten, um die neue Regierung mit heilsamem Schrecken zu beginnen. Seine Milchschwester, eine treffliche deutsche Frau, fällte über ihn das Urteil: „Er hat Gemüt, ganz im deutschen Sinne. Er ist von einer weichen, freundlichen Natur; er möchte überall seiner Umgebung Freude machen, er sorgt für die Menschen mit der eingehenden Achtsamkeit, mit der ein Gärtner seine Blumen pflegt. Aber es gibt eine Stelle in seinem Innern, an die man nicht rühren darf; das ist das Recht und das Wachsen seiner Dynastie. Wird ihm darin widersprochen, so bricht die Leidenschaft durch alle Schranken: er wird ein Tiger[2])." Kauf der einzelnen Menschen und der öffentlichen Meinung, Gewalt und Korruption, Pflege des Börsenspiels als Gewinnquelle für sich, als Lohn für seine Anhänger wurden von ihm ohne Bedenken geübt. Selbst Persigny,

---

[1]) In den „Idées Napoléoniennes", welche er noch als Prätendent erscheinen ließ, entwickelte Napoleon III. sehr früh sein politisches Programm.

[2]) Sybel, „Napoleon III." (Bonn 1873), S. 6.

ſein Freund und langjähriger Miniſter, gewiß nicht ein Mann der Moral, konnte ſich, als er nach der 1863 ungünſtig ausgefallenen Kammerwahl von ſeinem Amte als Miniſter des Innern zurücktreten mußte, nicht enthalten, mit Hinblick auf die Ratgeber Napoleons den grimmigen Ausſpruch zu thun: „Ich richte Frankreich vielleicht durch meine Schwäche zu Grunde, aber wenigſtens verkaufe ich es nicht!“ Dabei fehlte Napoleons Tyrannei doch die Größe; zumal als er in den letzten Jahren ſeiner Regierung körperlich in Verfall geriet, verſuchte er zwiſchen dem Kaiſerreich und dem parlamentariſchen Syſtem einen ſchwächlichen Ausgleich, der den Spott der Nation hervorrief. Aber gleichzeitig war ihm alles, was die Herzen der Menſchen bewegt, wieder ein Mittel politiſchen Spieles; er fälſchte die Karten, welche ihm die politiſche Lage Europas in die Hand gab, oder er miſchte die echten ſo lange, bis er glaubte, daß die Trümpfe ihm zufallen müßten. Vielleicht konnte er nicht anders handeln, denn er war ein Emporkömmling, er ſaß auf einem ſtets wankenden Throne und mußte ſeinem ruhmbegierigen Volke augenblickliche Erfolge zeigen. Die Wege waren ihm durch die Gewaltthaten, welchen er ſeinen Thron verdankte, ſelbſt für den Fall vorgeſchrieben, daß er anders gewollt hätte — aber er *wollte* auch nicht anders. Ränke und politiſche Abenteuer waren Elemente ſeiner Seele; nie zeigte ſich dies deutlicher als damals, da er die Mexikaner wegen eines wucheriſchen Geldverleihers mit Krieg überzog und ſich durch Wortbruch in den Beſitz der wichtigſten Poſitionen dieſes Landes ſetzte. Dagegen hielt er etwas darauf, im Verkehre mit europäiſchen Staatsmännern ſtets die Wahrheit zu ſprechen. Er war klug genug, mit ſtarken Mächten in den Formen eines rechtſchaffenen Fürſten aus altem Hauſe zu verkehren. Wenn er mit der Cigarre im Munde am Kaminfeuer mit Politikern und Dichtern gemütliche Unterhaltung pflog, ſo glich er in ſeinem Phlegma, in ſeiner doktrinären Art faſt einem deutſchen Gelehrten, der die Welt nach neuen Geſichtspunkten beſſer aufzubauen träumt. Gerne citierte er Verſe Schillers in deutſcher Sprache; man findet in ſeinen geſammelten Werken eine Ueberſetzung der „Ideale“ des Dichters, ein Zeugnis dafür, daß in

seinem Innern auch die zartesten Saiten menschlicher Empfindung erklingen konnten. Seiner Umgebung gegenüber war er sanft, liebenswürdig und half mit freigebiger Hand und mit wirklicher Freude an dem Glücke derer, die ihm nahten, vertrauten oder dienten. Napoleon III. war nicht das Ungeheuer, als das ihn seine Feinde schilderten, auch nicht der Wohlthäter Frankreichs, wie ihn seine Schmeichler nannten; als legitimer Fürst hätte er wohlthätig über seinem Lande walten können, aber so wie ihm sein Schicksal zu teil wurde, überwiegt die Selbstsucht in seinen Thaten jedes andere Motiv.

Deutschland war ein Problem, mit dem er sich viel beschäftigte. Auch nach 1866 gab er sich Mühe, sich mit dem politischen Genius dieser Nation auseinanderzusetzen. Er scheute den Zusammenstoß mit der Rasse der Zukunft, wie er die Deutschen nannte; es war sein Schicksal, daß er die Stimmung seines Landes nicht beherrschen konnte; unfreiwillig nahm er den Kampf auf und unterlag. Sein Halbbruder Morny erzählte später, er habe Napoleon zu Beginn seiner Präsidentschaft geraten, erobernd gegen den Rhein vorzubringen, aber der Prinz antwortete ihm: „Wenn ich das thäte, würden mich die Deutschen in den Rhein werfen[1]." Am wenigsten geneigt war er Oesterreich, denn diese konservative Macht war immer, besonders in Italien, das Haupthindernis seiner Pläne zum Umsturz der Verträge, zur Aenderung der Karte Europas. Oesterreichs Großmachtstellung war ein lebender Protest gegen das Nationalitätenprinzip, gegen alle seine geschichtsphilosophischen Anschauungen. Da er Preußens Emporkommen nicht bezweifelte, versuchte er schon früh dessen Ehrgeiz aufzustacheln und sich seiner als Bundesgenossen zu bedienen. Schon während des Krimkriegs, aber noch mehr vor seinem Feldzuge in Italien wollte er Preußen durch das Angebot einer Vergrößerung in Norddeutschland gewinnen; gleich den ersten deutschen Fürsten, der ihn in Paris besuchte, den Herzog Ernst von Koburg, holte

[1]) Morny sagte dies zu Malmesbury (so in dessen „Mémoires d'un ancien ministre" S. 142, einem Buche, das ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Napoleonischen Politik ist).

er über die Ziele Preußens aus. Damals, 1854, wollte er durch allerhand Anerbietungen Preußen zum Kriege gegen Rußland beſtimmen; den Gründen, die er anführte, fügte er dann lachend in deutſcher Sprache die Worte bei: „Die Preußen werden ſich doch nicht einbilden, daß ſie umſonſt in dieſen Krieg gehen und keinen territorialen Vorteil daraus ziehen ſollen. Aber was ſind denn eigentlich die Wünſche der Preußen? Hannover? Sachſen?“ Bald danach warf er dem preußiſchen Miniſter v. d. Heydt, der zufällig nach Paris kam, die Worte hin: „Ich finde immer, daß Preußen ein wenig zu mager iſt.“

Es war nun für den Gang der Dinge in Deutſchland von großer Bedeutung, daß ungefähr das Jahr 1863 einen tiefen Einſchnitt in der Entwicklung des zweiten Kaiſerreiches bildet. Zwölf Jahre dauerte ſein Emporſteigen, dann begann der Stern zu verbleichen, dem Napoleon als Fataliſt vertraute. Eine der Urſachen war, daß Napoleon III. früh alterte, ein quälendes Leiden lähmte ſeine Arbeits- und Thatkraft. Immer waren ſeine Pläne phantaſtiſch und den Erdteil umſpannend, aber bis 1863 führte er das ernſtlich Begonnene in feſtem Zugriff aus. Der Staatsſtreich, der Krimkrieg, die Schöpfung des nationalen rumäniſchen Staates, der Krieg in der Lombardei und zuletzt die Erwerbung von Nizza und Savoyen waren ununterbrochene Erfolge. Von da ab verfolgte ihn ein wahres Verhängnis. Darüber wuchs eine neue Generation in Frankreich auf, die demokratiſche Oppoſition erſtarkte; das Bürgertum vergaß die Schrecken der ſozialen Revolution von 1848 und betrachtete Napoleon nicht mehr als Retter der Geſellſchaft. Guſtav Freytag macht die Bemerkung, daß der litterariſche Mißerfolg des Werkes Napoleons über Julius Cäſar das Selbſtbewußtſein des Kaiſers ſtärker erſchüttert habe, als man gewöhnlich glaubte. Kaiſerin Eugenie, von ihren Prieſtern beraten, begann nach der Ueberwältigung der Papſtherrſchaft in Umbrien und in den Marken ihren unglücklichen Einfluß auf die franzöſiſche Politik zu üben; Napoleon, der ein ungetreuer und deshalb ſchuldbewußter Gatte war, wich nicht ſelten den Worten und Thränen der ſchönen Frau. Alles mißlang ihm von da ab. Die Wahlen zur Kammer von 1863 fielen unglücklich aus. Dann ermutigte

er die Polen in ihrem Aufstande von 1863, holte sich aber, als er für sie zugleich mit Palmerston bei dem Zaren Fürsprache einlegte, eine diplomatische Schlappe und sah seine Schützlinge, die im Vertrauen auf seinen Beistand den hoffnungslosen Krieg in den Wäldern und Sümpfen Polens hinhielten, rettungslos hingeopfert. In Schleswig-Holstein griffen die deutschen Großmächte durch, ohne Napoleon um seine schiedsrichterliche Meinung zu befragen, und er konnte als Anhänger und Gönner des Nationalitätenprinzips füglich nicht Einspruch erheben. Dann kam das Unheil in Mexiko über ihn. Ein Geheimnis schien von dieser Zeit an seine Pläne einzuhüllen; wenn der Schleier sank, blieb dann oft nichts übrig als eine Mischung von Phantasterei und Unentschlossenheit. Sein Geist blieb reich an sich jagenden Ideen, aber es schwand die Kraft, sie zu formen und in Thaten umzusetzen[1]).

* * *

Bismarck beobachtete den Charakter und die Laufbahn dieses Herrschers sorgfältig und kannte die Brücken, welche zum Einverständnisse mit ihm führten. Er hatte schon früher durch Napoleons Agenten in Berlin, Lefèbre, genauere Fühlung mit dem Kaiser gesucht; er wollte wissen, was Napoleon eigentlich als Preis fordere, wenn sich Preußen Norddeutschland unterwerfen wollte. In unverbindlicher Form, so daß Napoleon ihn desavouieren konnte, hatte Lefèbre auf Belgien als Entschädigung hingewiesen. Um sich mit Napoleon persönlich zu verständigen, suchte ihn Bismarck im Oktober 1865 in Biarritz auf.

---

[1]) Nigra urteilte über Napoleon: „Es war das Unglück des Kaisers, daß bei ihm zwischen dem Gedanken und der That ein Abgrund klaffte. Er war ein Mann von großen Ideen, aber es genügt nicht, Ideen zu fassen, man muß ihnen auch den Körper der That schaffen. So lange Napoleon die Männer hatte, die seine Pläne durchführten, errang er große Erfolge. Morny setzte den Staatsstreich ins Werk, Cavour schuf die Bedingungen und organisierte für ihn den Kampf um Italien. Er selbst aber war nicht der Mann, den Augenblick rasch zu nützen."

In dem romantiſchen Pyrenäenbade, auf der Terraſſe des kaiſerlichen Hauſes, welches den Fernblick über die Gebirgskette und über das blaue Meer geſtattet, dann auf den Spaziergängen am Strande, an deſſen Fuß die Wellen ſchlagen, eröffnete ſich Bismarck dem franzöſiſchen Kaiſer. Er wirkte auf ihn mit dem Zauber der politiſchen Beredſamkeit, für welche ſeine deutſchen Landsleute damals noch kein Organ beſaßen. Vor acht Jahren hatte Napoleon in dem Bade von Plombières mit Cavour den Krieg gegen Oeſterreich verabredet, er hatte mit ihm die Karte ſtudiert, um den Platz zu finden, von dem aus die Brandfackel des Krieges zu ſchleudern war. So ſtanden die Dinge jetzt nicht. Bismarck kam nicht, um ſich Frankreichs Hilfe zu erbitten, ſondern nur, um ſich deſſen Neutralität zu ſichern. Eine ſolche Sprache gefiel Napoleon III., denn er hatte ja immer gehofft, aus Preußens Ehrgeiz werde ſich die Uneinigkeit der Deutſchen herausſpinnen laſſen. Jeder von beiden hatte die redliche Abſicht, bei dieſem Handel den andern zu überliſten. Napoleon ſah ſein Reich im Norden und am Rhein immer runder werden, während Bismarck, ohne etwas beſtimmt zu verſprechen, die ſchönſten Ausſichten eröffnete, mit dem Vorſatze, es höchſtens bei etwas mehr als nichts bewenden zu laſſen. Dabei befand ſich Bismarck in der überaus ſchwierigen Lage, daß er noch nicht wußte, wie weit König Wilhelm mit ihm gehen werde, während Napoleon alleiniger Herr der Hilfskräfte Frankreichs war. Vergebens, ſo erzählte Bismarck ſpäter, bemühte er ſich, die Gedanken des Kaiſers zu ergründen, um ſich ſeiner Haltung bei einem Kriege zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu verſichern. Napoleon ſprach ausweichend und unentſchloſſen, in das Geheimnis ſeiner Politik war nicht einzudringen [1]). Da keiner der beiden ſich binden wollte — Bismarck auch deshalb nicht, weil ja ein Nachgeben Oeſterreichs immerhin möglich war — ſo kamen ſie höchſt philoſophiſch darin überein: „Man müſſe die Ereigniſſe nicht machen wollen, ſondern reifen laſſen; dieſelben würden nicht ausbleiben und

[1]) Bismarck im Jahre 1867 zu Perſigny gemäß deſſen „Mémoires“, S. 376.

alsdann den Beweis liefern, daß Preußen und Frankreich diejenigen Staaten in Europa ſeien, deren Intereſſen ſie am meiſten aufeinander anwieſen[1])." So kennzeichnete Napoleon die Sachlage. Sie trennten ſich ohne eine beſtimmte Abmachung, ſie ſtellten nur feſt, daß, wenn die Umſtände ein Einvernehmen erforderten, der König von Preußen dem Kaiſer ſelbſt ſchreiben ſolle. Napoleon wollte alſo aufgeſucht ſein, um ſeine Bedingungen ſtellen zu können. Geblendet von den Vorteilen, die der franzöſiſche Kaiſer für ſich erwachſen ſah, ſchlug er es gering an, daß ſich jenſeits des Rheines vielleicht eine überlegene Macht bilden werde. Einige ſeiner Ratgeber, ſo der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de Lhuys, ſowie Graf Walewski, der uneheliche Sohn Napoleons I., ſtanden auf dem altfranzöſiſchen Grundſatze, daß es für ihren Staat am bequemſten ſei, wenn Deutſchland unter ſeine 36 Monarchen geteilt blieb; ſie mißbilligten es, daß Napoleon Bismarck unterſtützte[2]). Dem Grafen Walewski, ſeinem Vertrauten, eröffnete Napoleon damals ſeine letzten Abſichten: „Glauben Sie mir, der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen iſt einer der unerwarteten Zufälle, die anſcheinend nie zutreffen ſollten; es iſt nicht an uns, kriegeriſchen Abſichten entgegenzutreten, die unſerer Politik mehr als einen Vorteil eröffnen." Dieſe Anſicht wurde damals von den meiſten Deutſchen geteilt, ſelbſt Moltke ſprach ſich noch 1860 in dieſem Sinne aus: „Frankreich am allerwenigſten kann das Ergebnis dieſes Kampfes (zwiſchen Oeſterreich und Preußen), ein Siebzigmillionenreich deutſcher Nation, wünſchen, aber es darf aus dem Kampfe ſelbſt die allergrößten Vorteile für ſich, die Einverleibung Belgiens, der Rheinprovinz und vielleicht Hollands hoffen, ja mit Sicherheit erwarten, wenn Preußens Hauptmacht an der Elbe und Oder gefeſſelt iſt." Auch Rußlands Hilfe, meinte damals Moltke, würde daran nichts

[1]) Sybel, IV, S. 215 ff.

[2]) Drouyn behauptete ſpäter, er habe Napoleon eindringlich geraten, er ſolle das einzige Wort ſprechen: „Ich will den Krieg in Deutſchland nicht," aber er habe ihn nicht beſtimmen können, Bismarck ſo entgegenzutreten. Oskar Meding, „Memoiren zur Zeitgeſchichte" II, S. 57.

ändern, da sie den zweifachen Nachteil für Preußen habe, „daß sie zu spät kommt und zu mächtig ist". Seitdem aber war Preußens Macht durch die Heeresorganisation erheblich gewachsen, seine Ziele waren höher geworden, auch Moltke längst für den Krieg gewonnen. Aber ganz grundlos waren die Hoffnungen Napoleons deshalb nicht geworden.

Heimgekehrt, machte Bismarck noch einen Versuch, Oesterreich zu freiwilligem Aufgeben Schleswig-Holsteins zu bestimmen. Im November 1865 erging von Preußen das letzte Mal das Angebot nach Wien, Oesterreich solle sich mit einer Geldsumme abfinden lassen. Es wurde abgewiesen, ebenso der gleichzeitige Vorschlag Italiens, Venetien für 1000 Millionen Lire an König Viktor Emanuel abzutreten.

Die Dinge in Schleswig-Holstein entwickelten sich darauf, wie es zu erwarten war. Anfänglich bestand das kameradschaftlichste Verhältnis zwischen Gablenz, Oesterreichs Statthalter in Holstein, und Manteuffel, der Schleswig im Namen Preußens regierte. Vorerst kam ein strenges Verbot seitens Oesterreichs, in der Presse oder in Vereinen dem Herzog von Augustenburg zu huldigen und Preußens Politik zu bekämpfen. Dann, als man in Wien übler Laune wurde über Bismarcks geheimnisvolle Reise nach Biarritz und noch mehr über den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Preußen und Italien (31. Dezember 1865) und über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an König Viktor Emanuel (29. Januar 1866), lockerte Oesterreichs Statthalter in Holstein die Zügel. Da gab es denn bald Grund zu Beschwerden seitens Preußens. Gablenz hatte verboten, daß die Zeitungen dem Augustenburger den Namen Herzog Friedrich VIII. beilegten, aber — welche Gefahr für die Zukunft Preußens! — sie bezeichneten ihn als „Seine Hoheit der Herzog". Dann geschah das Schreckliche, daß seine Gemahlin, als sie von Altona nach Kiel reiste, überall von weißgekleideten Mädchen empfangen wurde, welche ihr Blumen streuten, und daß Turner und Feuerwehren ihr als Herzogin huldigten. Kurz und gut, Preußen fand, daß Oesterreich die gefährlichsten Attentate auf König Wilhelms Rechte dulde. Weißgekleidete Mädchen mit Blumen in den Händen, sowie die Gebete

einiger gesinnungstüchtiger Pfarrer für Herzog Friedrich VIII. sind an sich ein geringfügiger Anlaß für eine völkerumspannende Aktion, aber sie wirkten, was für Bismarck wichtig war, auf die konservative Partei in Preußen, auf die Armee und endlich auf den König. Der preußische Minister ergriff die nächste Gelegenheit, um Oesterreich in der holsteinischen Frage ins Unrecht zu versetzen. Gablenz gab die Erlaubnis zur Abhaltung einer Volksversammlung in Altona, welche die Einberufung der Stände der Herzogtümer fordern wollte, damit endlich über die Zukunft des Landes entschieden werde. Resolutionen zu fassen wurde zwar von der österreichischen Regierung untersagt; desto stärker schäumte in den Reden der Haß gegen Preußen auf. Harte Worte fielen, Worte allerdings ohne Gewicht, wie sie in freieren Staaten ohne Bedenken geduldet werden. Die Versammlung, der auch Mitglieder des Ausschusses des Nationalvereins beiwohnten, schloß mit einem dreifachen Hoch auf den „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich". Trefflich besorgte die Versammlung die Geschäfte des preußischen Ministerpräsidenten. König Wilhelm wurde durch dieses Vorgehen aufs empfindlichste verletzt, und sonach sendete Preußen am 26. Januar eine Depesche nach Wien, in welcher es die Anklage erhob, daß die österreichische Regierung „Mittel der Aufwiegelung" gegen Preußen in Bewegung setze. Diese Anklage erregte in Europa Staunen und Besorgnis; denn wenn man die Grafen Belcredi und Esterhazy, diese Hüter der Ueberlieferungen Metternichs, als die Förderer der Revolution hinstellte, so lag die Absicht, Streit zu suchen, klar zu Tage. Eine wichtige Ankündigung war am Schlusse jenes Schreibens gemacht: Preußen nehme, wenn Oesterreich seinen Beschwerden nicht Rechnung trage, „für seine Politik volle Freiheit" in Anspruch. Das war die Ankündigung von außerdeutschen Bündnissen gegen den widerspenstigen Gefährten aus dem dänischen Kriege. Mit Recht ist diese Depesche als Schluß der österreichisch-preußischen Bundespolitik bezeichnet worden. Drohend gab Preußen zu erkennen, daß es sich rüste, Mittel der Gewalt anzuwenden, um Schleswig-Holstein in seinem Machtbereiche festzuhalten. Am 13. März erließ der König von Preußen die

Verfügung, daß Kerkerstrafe auf den Versuch gesetzt sei, an die Stelle der preußisch-österreichischen Zweiherrschaft eine andere Regierung zu setzen. Was Oesterreich durch seine Politik anstrebte, wurde im preußischen Machtgebiete als Landesverrat bezeichnet und bestraft.

Oesterreich war es also selbst, das Bismarck die besten Gründe lieh, um den zögernden König dem Kriege geneigter zu machen. Es war für ihn ebenso schwierig, Wilhelm I. zu feindseligen Schritten gegen Oesterreich zu bestimmen, als Bundesgenossen im Auslande zu gewinnen oder Frankreich zur Neutralität zu bewegen. Bismarck wußte aber den Verdruß des Königs über die Händel in Schleswig-Holstein zur Förderung seiner Pläne zu benützen. „Der König," so äußerte er sich um diese Zeit zu dem französischen Gesandten Benedetti, ist so geartet, daß man, um ihn zur Einforderung eines Rechtes zu bestimmen, beweisen muß, daß andere es ihm bestreiten. Aber wenn er überzeugt ist, daß man seine Autorität mißachtet, daß man ihren Gebrauch einzuschränken wagt, so kann man energische Entschlüsse vorschlagen, ohne die Besorgnis, er werde sie ablehnen." Ohne Rückhalt sprach Graf Bismarck mit Benedetti über die Anstrengungen, die er machen mußte, um die alte Anhänglichkeit des Königs an Oesterreich zu erschüttern.

Mit dem Grundgedanken Bismarcks, mit der Schöpfung eines engeren Bundes unter Führung Preußens, war der König einverstanden. Schon bevor er Bismarck an seine Seite berief, hatte er denselben Plan durch den Grafen Bernstorff den deutschen Höfen entwickeln lassen. Aber vor dem Kriege mit Oesterreich scheute er nach wie vor zurück. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte es, daß sein Vater wie dessen Generäle 1813 alle Hoffnungen auf den Anschluß Oesterreichs an den Bund gegen Napoleon gesetzt hatten. Friedrich Wilhelm III. hinterließ die Allianz mit Oesterreich seinen Söhnen als kostbares Vermächtnis. Zudem hielt König Wilhelm den Appell an die nationalen Leidenschaften der Deutschen für eine revolutionäre Maßregel. Er war von wenigen, aber klaren Ideen beherrscht; darin lag seine Bedeutung, darin auch die Schranke

ſeiner Begabung. Es war ſeine Ueberzeugung, daß die königliche Gewalt den deutſchen Stämmen zu ihrem Heile geſetzt ſei; den Kräften, welche nach engliſchem Vorbilde zur Alleinherrſchaft der Volksvertretung drängten, dürfe er, der König, von Gottes und Rechts wegen nicht Raum geben. Er hatte die Vorſtellung, daß demokratiſche Parteien abſichtlich oder unwillkürlich Anarchie und Königsmord herbeiführen. Der ſchmerzlichſte Eindruck ſeines Lebens war, daß er ſich im März 1848 in der Kleidung eines Dieners den ſeitens des Pöbels drohenden Mißhandlungen hatte entziehen müſſen. Und jetzt riet ihm ſein Miniſter beinahe, ſich den Volksparteien förmlich in die Arme zu werfen. Denn in Bismarcks Rechnung waren das deutſche Parlament und das allgemeine Stimmrecht große Faktoren; er erkannte, daß ein monarchiſches, konſervatives Regiment auch in dieſen Formen möglich ſei. Noch war König Wilhelm mit ſich ſelbſt im Kampfe, als er am 28. Februar einen Miniſterrat berief. Der Verlauf dieſer Beratung beweiſt aber, daß der König doch ſchon die Bahn betrat, die ihm Bismarck mühevoll ebnete. Anweſend waren außer dem Kronprinzen und den Miniſtern auch Moltke und Manteuffel, ſowie der Vertreter Preußens in Paris, Graf Goltz. Von den Miniſtern ſprach lediglich Finanzminiſter Bodelſchwingh für den Ausgleich mit Oeſterreich; alle anderen, Bismarck voran und ebenſo Moltke und Manteuffel, erklärten, es ſei unvermeidlich, zum Schwerte zu greifen, falls Oeſterreich nicht freiwillig aus den Herzogtümern weiche. Ihnen widerſprach der Kronprinz, ſeine Stimme erhob ſich im Sinne des Friedens. Er betonte wieder, der Krieg mit Oeſterreich ſei ein Bruderkrieg und die Einmiſchung des Auslandes gewiß. Es lag nicht in der Art des Kronprinzen, ſich mit leidenſchaftlicher Kraft den Ereigniſſen entgegenzuſtemmen; er wollte nur ſeine Pflicht thun, ſeiner Ueberzeugung Ausdruck geben. Merkwürdig war die Entſcheidung des Königs. Der Beſitz der Herzogtümer — ſo lautete ſie — ſei eines Krieges wert; jedoch ſollte deſſen Ausbruch nicht übereilt werden; eine friedliche Erlangung des Objektes ſei, wenn möglich, immerhin wünſchenswerter. Dann fügte der König hinzu: er wünſche den Frieden, ſei aber, wenn es ſein müſſe,

zum Kriege entſchloſſen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den richtigen Weg zu zeigen, für einen gerechten halte. Es lag ein Widerſpruch in dieſen Worten; denn wenn der König, um die Herzogtümer zu gewinnen, den Krieg für gerecht hielt, war der Friedenswunſch bei der Lage der Dinge unfruchtbar, da Oeſterreich, wie ihm bekannt war, ohne einen Waffengang oder ohne Landentſchädigung ſeinen Beſitz an Schleswig-Holſtein nicht herausgeben wollte. In ſtillen Gebeten hatte der König, wie er andeutete, mit ſeinem Gotte Rückſprache gehalten, er glaubte deſſen Odem aus den Ratſchlägen der Männer zu entnehmen, welche ſeinen Thron umgaben. Nur zu gut ſtimmte das Wort Gottes mit den Wünſchen überein, die er ſich ſelbſt nicht eingeſtand [1]).

Das thatſächliche Ergebnis des Miniſterrates war wichtig genug. Unmittelbar danach wurden ernſtliche Verhandlungen mit Frankreich und Italien begonnen. Gemäß dem Uebereinkommen, das Bismarck mit Napoleon in Biarritz getroffen hatte, ſandte König Wilhelm durch Goltz ein eigenhändiges Schreiben an den franzöſiſchen Kaiſer, in welchem geſagt war, der Augenblick eines genaueren Einvernehmens ſei gekommen. Es war die Aufgabe Goltz', feſtzuſtellen, welchen Preis Napoleon für ſeine Neutralität begehre. Zugleich erhielt Moltke den Auftrag, nach Florenz abzugehen, um Abrede zu treffen für ein Kriegsbündnis mit Italien.

Moltke hatte ſchon im Winter Entwürfe zum Angriffskrieg gegen Oeſterreich ausgearbeitet; ſie beruhten auf unerwartetem Ueberfall in der Art, wie Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg begonnen hatte [2]). Ueberraſchend ſollten preußiſche Truppen die Sachſen mit Krieg überziehen, ſie in ihren Garniſonen entwaffnen oder zerſprengen. Ebenſo ſei die preußiſche Beſatzung von Mainz unverſehens zu verſtärken und die Feſtung durch einen Handſtreich zu gewinnen; die Oeſter-

[1]) „Wir ſind ſehr einig, aber ‚Wir' ſind nicht immer zu ſchnellen Entſchlüſſen und Handlungen geneigt," ſchrieb Roon nach dem Miniſterrat an ſeinen Neffen Moritz v. Blanckenburg.

[2]) Moltke, „Militäriſche Korreſpondenz" I, Nr. 6. Moltke nannte den Entwurf ſelbſt nur eine Vorarbeit.

reicher und die übrigen Bundestruppen daselbst konnten ahnungslos überwältigt werden. Wenn aber diese Ueberraschung gelingen sollte, durfte man nicht früher mobilisieren, sondern am ersten preußischen Mobilmachungstage mußte der Krieg erklärt werden, die preußischen Abteilungen waren in der Friedensstärke zum Ueberfall aufzubieten. Sodann schnelle Mobilmachung; ein Corps hatte vor Mainz zu operieren, die Hauptarmee, 193000 Mann, war zwischen Dresden und Görlitz aufzustellen, Schlesien lediglich durch zwei Corps, 54000 Mann, zu decken. So wäre der Krieg, da Oesterreich sein Heer nicht so schnell sammeln konnte, sogleich mit gewaltigen Schlägen eröffnet, der Hauptgegner vielleicht schon in seinen Sammelplätzen niedergeworfen worden. Aber um solchen Friedensbruch zu wagen, hätte sich Preußen über alles Völkerrecht hinwegsetzen müssen; Moltke sagte sich wohl selbst, daß dieses Ideal militärischer und politischer Gewaltthätigkeit unter gesitteten Nationen kaum ins Auge gefaßt werden konnte. König Wilhelm wäre der Letzte gewesen, der seine Ehre so verwegen an diese Unternehmung gesetzt hätte. Er prüfte die Entwürfe Moltkes, er besprach mit ihm und anfangs April mit dem kommandierenden General in der Rheinprovinz, Herwarth v. Bittenfeld, den Plan eines Ueberfalls von Mainz — aber nur für den äußersten Fall, ohne sich zum Handeln fortreißen zu lassen. Bedächtig einen Schritt vor den anderen setzend, wollte er nichts wagen, bevor er des Bündnisses mit Italien sicher war. Darauf hatten Bismarck und Moltke in erster Linie ihr Augenmerk zu richten.

Indem der König die Unterhandlungen mit Italien einleitete, beruhigte er sein Gewissen mit der Annahme, daß sie ihn zu nichts verpflichteten, so lange er Oesterreich nicht ein Ultimatum stellte. Er behielt sich vor, vor jedem weiteren Schritte womöglich zum Ausgleich einzulenken. Diese Aussicht ließ Bismarck seinem königlichen Herrn offen; denn wenn Oesterreich, durch die Weltlage gedrängt, Preußen die Herrschaft über Norddeutschland freiwillig überließ, so hätte auch der Minister diese Lösung einem Kriege vorgezogen. Nur war ihm, da er Menschen und Stimmungen am Wiener Hofe genau

kannte, viel klarer, daß die stolze habsburgische Monarchie sich schwerlich zu freiwilligem Zurückweichen herbeilassen werde; er wußte, daß Oesterreich eher zu einem verlustvollen Kriege als zu einer Selbstdemütigung bereit sei. Er sah schärfer als der König, daß dieser erste Schritt mit innerster Notwendigkeit zum Kriege führe. Nur wenn der König seine Ansprüche mäßigte oder gar, nachdem er Europa in Spannung und Bangigkeit versetzt hatte, zuletzt ebenso einlenkte, wie seinerzeit sein Bruder Friedrich Wilhelm IV., nur dann war die Erhaltung des Friedens möglich. Aber Wilhelm I. selbst hätte 1850 dem Friedensschlusse von Olmütz einen Krieg vorgezogen. Dessen gedachte Bismarck, während seine Gegner am Hofe darauf rechneten, der König werde vor den äußersten Entschlüssen zurückschrecken.

Das Ergebnis der Beratungen des preußischen Ministerrates vom 28. Februar blieb vorerst der Welt ein Geheimnis. Wäre schon damals bekannt gewesen, König Wilhelm gedenke mit Italien und Frankreich über Verträge zu verhandeln, welche ihm die Herrschaft in Norddeutschland gewinnen sollten, so hätte man in Oesterreich jedenfalls gegen diese Gefahr sofort mit Macht gerüstet. Aber auch so war man über die Stimmung am Hofe wie im Kabinett zu Berlin wohl unterrichtet; die Fäden, welche den österreichischen Hof mit den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft verbanden, reichten bis in die königliche Familie. Auch machte Graf Bismarck aus seinen großen Plänen ebensowenig ein Geheimnis wie aus dem Widerstreben des Königs. Oesterreich stand infolge seiner fehlerhaften Politik während des Krimkrieges ohne Bundesgenossen, fast überall von Gegnern umlauert da. Die einzige Kunst der Wiener Staatskanzlei, sich den Rücken durch starke Allianzen zu decken, war seit zehn Jahren außer Uebung gekommen. Die Wünschelrute wollte sich nicht finden lassen, mit der die alten Schätze wieder zu entdecken waren. Graf Buol hatte seinen Nachfolgern eine schwierige Erbschaft hinterlassen und nach seinem Rücktritte war es Oesterreichs Unglück, daß seine Politik je nach dem Einflusse eines populären oder eines geschmeidigen Ministers fast in jedem Halbjahre in eine neue

Bahn lenkte. So hatte die äußere Politik des Reiches seit dem Frankfurter Fürstentage alle Pendelschwingungen von dem stolzen Emporstreben zur Herrschaft bis zur engen Allianz mit Preußen und jetzt wieder nahe bis zum Bruche mit diesem Staate durchgemacht. Keiner der leitenden Männer behielt Zeit zu dem Versuche, das Wirrsal nach einem einheitlichen Gedanken zu ordnen. Schmerling sah seine Absichten von Rechberg durchkreuzt; und als dieser, beunruhigt durch die Isolierung Oesterreichs, das Bündnis mit Preußen suchte, fiel er durch den Einfluß seines Gegners, sowie Biegelebens, seines eigenen Gehilfen. Zuletzt triumphierte Graf Moritz Esterhazy über alle Mitstrebenden. Aber während Schmerling und Rechberg von einem bestimmten Gedanken ausgingen, konnte sich Graf Esterhazy nicht entschließen, das Steuer dauernd nach einer Richtung zu lenken. Und doch befand er sich in einer ungleich günstigeren Lage als seine Nebenbuhler, da er zuletzt allein den Plan beherrschte. So wurde das Wiener Kabinett von entgegengesetzten Hoffnungen und Befürchtungen hin und her geworfen.

Wer auf das alte Glück des Staates vertraute — auf eines jener Mirakel, welche nach Ludwigs XIV. bekanntem Worte seinen Bruder Kaiser Leopold immer wieder retteten, wenn er ihn schon an den Rand des Abgrundes gedrängt glaubte — der sah dem kommenden Doppelkriege unverzagt ins Auge. Der patriotische Stolz empörte sich gegen den Gedanken, dem gering geschätzten Preußen einen Schritt in Deutschland zu weichen. Ungehöriger noch schien es, eine schöne Provinz dem Könige von Italien kampflos abzutreten. Den Krieg nach beiden Seiten auf jede Gefahr hin zu wagen, war das Gefühl, von welchem vor allem die jüngeren Offiziere beherrscht waren, und diese Empfindung waltete auch sonst in der öffentlichen Meinung vor. Ein Volk wird stets geneigt sein, den leitenden Staatsmännern den Vorwurf der Schwäche, ja selbst des Verrates zu machen, wenn sie die alten Machtpositionen nicht festzuhalten vermögen. Kaiser Franz Joseph war im Grunde seines Herzens derselben Ueberzeugung. Es kann denn nicht wundernehmen, daß eine Ansicht, welche von so gewichtigen Faktoren getragen wurde, schließlich nach manchem Schwanken siegreich blieb.

Aber es gab auch Stimmen — und zu diesen gehörte die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten — welche es für wünschenswert erklärten, Preußen in der Herzogtümerfrage Zugeständnisse zu machen. Mensdorff fühlte sich vor allem als Soldat, aber er teilte nicht die Anschauung, daß die österreichische Armee zugleich einem Feinde im Norden und im Süden gewachsen sei. Er suchte und empfahl stets den Ausweg, auf die Neigungen König Wilhelms einzuwirken, ihm in irgend einer Form einen Ausgleich bezüglich der Herzogtümer vorzuschlagen und die Entscheidung in dem vielleicht unabwendbaren Streitfalle mit Preußen auf günstigere Zeiten zu verschieben. Er maß dem Streit um die Beute aus dem dänischen Kriege verhältnismäßig wenig Bedeutung bei und schrieb noch am 23. März seinem Vetter, dem Herzog von Koburg: „Ich habe die dumme schleswig-holsteinische Frage nicht erfunden und muß leider an den Sünden der früheren Jahre würgen. Ob wir ohne Zusammenstoß aus dieser langweiligsten der langweiligen Angelegenheiten herauskommen, vermag ich noch nicht zu bestimmen. . . .[1])" Mensdorff war der Meinung, daß man lieber Schleswig-Holstein fahren lassen solle, um dafür Venetien festzuhalten. Aber er war nicht der Mann, diese Ansicht mit Nachdruck zu vertreten.

Unter diesen Umständen war die Meinung des Grafen Esterhazy, der das Ohr des Kaisers besaß, entscheidend. Esterhazy dachte scharf genug, um alle Wege zum Kriege wie zum Frieden zu überblicken. Nach seiner dialektischen Art spaltete er jede Möglichkeit doppelt und dreifach. Diese Gabe wurde Oesterreich verhängnisvoll, denn die Lage erforderte einen Mann einfacher, klarer Entschlüsse, nicht eine von Zweifeln hin und her geworfene Natur. Er hatte den richtigen Gedanken, daß einem Kriege ein Ausgleich mit Ungarn, wenigstens mit dem herrschenden Adel, vorangehen müsse, aber auch diese Absicht führte er nur zögernd durch. Darüber, wie über die große Frage des Tages ließ er sich denn von allen Seiten Entwürfe

[1]) Für die Charakteristik Mensdorffs vgl. Tempeltey, „Herzog Ernst von Koburg im Jahre 1866".

und Denkschriften erstatten, die er nach seiner Art, wenn er sie überhaupt las, immer aufs neue erwog. Die Zeit der Heiligen Allianz hielt er für die glücklichste Europas; schon deshalb war ihm der Gedanke an den Krieg zweier konservativer Mächte unwillkommen. Im ganzen genommen erschien ihm der Streit um die Verfassung Deutschlands nicht so tragisch, als ihn die Welt auffaßte. Er hielt die Frage, wie die Gewalt der alten Dynastien aufrechtzuerhalten sei, für ungleich wichtiger und wesentlicher. Deshalb hätte er sich lieber mit Preußen über die Herrschaft in Deutschland verständigt. Ihm, dem Politiker der alten Schule, lag es ferne, an eine Reform des Deutschen Bundes im Sinne der nationalen Wünsche zu denken. Nationalsinn schien ihm eines jener modernen Gefühle, denen man, zumal bei den kühleren Deutschen, verhältnismäßig leicht beikommen könne. Darum glaubte er auch nicht, daß ein Kampf in Deutschland viel an der bestehenden Ordnung ändern werde. Landgewinn nach altem Stile, etwa eine Vergrößerung Oesterreichs in Schlesien, war sein höchstes Ziel. Andernfalls, wenn der Krieg nicht glücklich ausfiel, würde es bei einer Teilung Deutschlands, bei der man Preußen den Norden überlassen müsse, sein Bewenden haben [1]). Das Spiel zwischen den beiden Staaten, das in der Zeit Friedrichs des Großen begann, werde dann seinen Fortgang nehmen. Die Ordnung der Dinge, welche der Wiener Kongreß geschaffen hatte, schien ihm naturgemäß; an ihrer Erhaltung hätten doch alle Monarchien, auch die preußische, das größte Interesse. Während also Bismarck, aus der konservativen Partei zu immer größeren Zielen emporwachsend, damals mit Lothar Bucher den Plan zu einer deutschen Reichsverfassung unter thätiger Mitwirkung der Nation entwarf, hielt es Esterhazy für überflüssig, sich der geistigen Mächte für den Kampf zu versichern. Er selbst besaß kein Bild von Deutschlands Zukunft, denn seine Ideale lagen in der Vergangenheit. So kam es, daß Oesterreich ohne ein Programm über die deutschen Angelegenheiten in den Krieg

[1]) Dies war, wie besonders Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten" II, S. 16, mitteilt, der letzte Gedanke Esterhazys.

von 1866 eintrat. Ja, Eſterhazy ſcheute gewiſſermaßen auch vor einem vollen Siege Oeſterreichs zurück, da er ſich ein anderes Europa als das des Wiener Kongreſſes nicht denken konnte. In dieſem Sinne ſagte er zu dem damaligen Schriftführer des öſterreichiſchen Miniſterrates, Bernhard Meyer, einem katholiſchen Schweizer, der nach ſeiner Vertreibung aus der Heimat in öſterreichiſche Dienſte getreten war: „Das Wagſtück iſt mir zu groß; mögen wir als Sieger oder als Beſiegte aus dieſem Kriege hervorgehen, immer wird die Folge ein anderes Oeſterreich als das bisherige ſein.“

Gegenüber dieſem Zweifel und Zwieſpalt in der Seele des einflußreichen Miniſters wirkte die Kriegspartei in Wien mit unverhohlenem Eifer. Unerfahren in den großen Geſchäften des Staates, drängte vor allem der Miniſterpräſident Graf Belcredi auf die Entſcheidung durch die Waffen. Er fand es unerträglich, daß die deutſche und katholiſche Vormacht in Atem gehalten wurde durch die diplomatiſchen Angriffe des Grafen Bismarck. Zwiſchen Belcredi und Eſterhazy entſtand in dieſer Zeit ſelbſt eine gewiſſe Spannung; der erſtere wurde über die Unentſchloſſenheit der auswärtigen Politik ungeduldig. Er urteilte in dieſen bedeutungsvollen Wochen, daß man „mit der Metternichſchen Politik brechen und ſeine Politik nach der Zeit einrichten müſſe“ [1]). Belcredi ſtimmte jetzt ganz mit Biegeleben überein, daß ein Bund mit den deutſchen Mittelſtaaten zu ſchließen und Preußen vor die Wahl zu ſtellen ſei, ſich zu fügen oder einen Waffengang zu wagen. Der entſchloſſene Wille Biegelebens drängte denn auch Mensdorff und Eſterhazy einen weiteren Schritt nach vorwärts. In ſeinem Sinne erhielt Graf Karolyi in den erſten Tagen des März, halb wider den Willen Mensdorffs, den Auftrag, dem Grafen Bismarck zu erklären, daß Oeſterreich ſich in Schleswig-Holſtein kein Definitivum abtrotzen laſſen werde, welches ſeinen Intereſſen und ſeiner Stellung in Deutſchland zuwiderlaufe. Aehnliche Er-

[1]) Ueber die Stimmungen innerhalb des Miniſteriums ſiehe: „Erlebniſſe des Bernhard Ritter v. Meyer“, herausgegeben von ſeinem Sohne. (Wien und Peſt 1875.)

klärungen wurden bei den Höfen von Paris und London abgegeben. In der Note, welche der österreichische Gesandte Graf Apponyi der englischen Regierung zur Kenntnis brachte, wurde mitgeteilt, daß man in Kenntnis sei, Preußen habe aufs neue, wie im vorigen Sommer, Verhandlungen mit Italien angeknüpft. Aber Oesterreich werde es eher auf einen Doppelkrieg ankommen lassen, als etwas von seinem Machtbesitze in Deutschland und Italien aufgeben. Der Kaiser von Oesterreich rechne dabei weniger auf die Unterstützung Deutschlands als auf sein gutes Recht und die opferwillige Treue seiner Unterthanen.

Das waren stolze Worte, aber sie verhüllten nur die Ratlosigkeit Esterhazys, welcher noch die Wage hielt zwischen Mensdorff auf der einen und der preußenfeindlichen Partei auf der anderen Seite. Damals fielen von seiten Biegelebens, in dem die Abneigung des katholischen Deutschland wider das protestantische Preußen auflebte, die Worte: „Es ist notwendig, Preußen in seine Teile zu zerschlagen.“ Biegeleben überbot jeden Oesterreicher in dem Vertrauen auf die historischen Vorrechte des Hauses Habsburg in Deutschland. Er und Belcredi gehörten zu denjenigen, welche vor einem plötzlichen Ueberfalle Sachsens und Böhmens durch Preußen warnten. Aus Berlin waren Berichte an das auswärtige Amt in Wien gelangt, die besagten, daß es unter den preußischen Militärs gewichtige Vertreter dieser Ansicht gebe; Gerüchte von preußischen Rüstungen durchschwirrten bereits, wenn auch grundlos, die Luft.

Eine besonders eindringliche Warnung beunruhigte damals den sächsischen Hof; sie schien wegen ihres Urhebers Beachtung zu verdienen, denn sie ging von dem Bankier Bismarcks, Bleichröder, aus. Dieser gewandte Geschäftsmann war nämlich in finanziellen Dingen zugleich Berater des Grafen Hohenthal, des sächsischen Gesandten in Berlin; es lag in seinem Interesse, sich für den Fall eines Krieges beiden Parteien zu empfehlen, und so teilte er dem Grafen Hohenthal eine Nachricht von großem Belange mit. In dem Ministerrate vom 28. Februar, so wollte er erfahren haben, sei die Frage eines Ueberfalls Sachsens ernstlich erwogen worden, und man habe beraten,

ob dieſe Maßregel ohne jeden Aufſchub ſofort, als Vorbereitung für den Krieg, ergriffen werden ſolle oder erſt beim Ausbruche des Kampfes ſelbſt; es hätten ſich Bedenken gegen einen jetzt ſchon zu wagenden Friedensbruch erhoben und ſo ſei beſchloſſen worden, Sachſen erſt zu beſetzen, wenn der Kampf unabwendbar geworden ſei, dann aber gleichzeitig mit der Kriegserklärung in dieſes Land einzurücken. In der That hatte ſich, wie wir bereits gehört haben, wenigſtens Moltke ſehr ernſtlich mit dem Plane eines preußiſchen Einfalles in Sachſen beſchäftigt. Graf Hohenthal nun war begreiflicherweiſe von den Eröffnungen Bleichröders aufs äußerſte betroffen und meldete ſie ſofort ſeiner Regierung [1]). Wohin die Fäden dieſer Intrigue liefen und ob Bleichröder nur der Geſchobene war, iſt unbekannt geblieben; Bismarck ſelbſt, der die Spannung zwiſchen Preußen und Oeſterreich vermehren wollte, ſprach mit jedermann, zumal mit dem franzöſiſchen Geſandten Benedetti und auch mit dem bayeriſchen Miniſter Pfordten, über die Notwendigkeit eines Krieges in Deutſchland. Graf Hohenthal aber, der Bismarck füglich nicht ſelbſt über das ihm von Bleichröder anvertraute Staatsgeheimnis befragen konnte, hielt es für angezeigt, ihn in anderer Weiſe zur Ausſprache zu veranlaſſen. Er lud ihn für den 10. März zum Diner und ſeine Gattin nahm es auf ſich, den unbarmherzigen Feind ihres ſächſiſchen Vaterlandes auszuholen. Bei der Mahlzeit ſtellte ſie an ihn, ihren Tiſchnachbar, anſcheinend harmlos die Frage, ob er wirklich Sachſen überfallen und Oeſterreich bekriegen wolle. Bismarck aber, vielleicht nur

[1]) Die dem ſächſiſchen Kabinett „aus einer ganz ſicheren Quelle“ zugekommene Warnung vor einem preußiſchen Ueberfall erwähnt Frieſen, „Erinnerungen“ II, S. 147. In der 2. Auflage ſeines Werkes ließ Frieſen die angeführten Worte weg, wahrſcheinlich veranlaßt durch die Kritik ſeines Werkes in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift“, Neue Folge, Band 10. Daß Bleichröder dieſe ſeine Quelle war, iſt von einem früheren Mitgliede der ſächſiſchen Geſandtſchaft in Berlin erzählt in den „Mitteilungen des Vereins für die Geſchichte Berlins“, Jahrgang 1893, S. 28. Hier iſt auch der Zuſammenhang zwiſchen dieſer Warnung Bleichröders und dem bereits früher gekannten Geſpräche der Gräfin Hohenthal mit Bismarck aufgedeckt. Vgl. auch Frieſen II, S. 322 (2. Auflage), deſſen Buch in dieſem Werke ſonſt nach der 1. Auflage citiert iſt.

sein kühnes Spiel fortsetzend, ging ohne Zögern auf den verfänglichen Gesprächsstoff ein und setzte die Gräfin durch anscheinend offenherziges Zerreißen des die Zukunft deckenden Schleiers in Schrecken. „Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin," antwortete er, „ich habe nie einen anderen Gedanken gehabt und ich habe mich seit meinem Eintritte ins Ministerium stets damit beschäftigt. Der Augenblick naht; unsere Kanonen sind schon heute gegossen, und bald werden Sie Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, ob unsere verbesserte Artillerie nicht der österreichischen bei weitem überlegen ist." Und der Schreckliche hatte ihr dann auf die Frage, ob sie sich auf ihre Besitzung bei Leipzig oder auf die in Böhmen zurückziehen solle, mit ernster Miene geraten, sie möge ruhig bei Leipzig bleiben, denn in der Nähe ihres böhmischen Schlosses würden die Oesterreicher angegriffen und geschlagen werden. Ob dies bloß die Verspottung einer neugierigen Fragerin oder ein Mittel war, durch die sächsische Gesandtschaft in Berlin die Welt in Besorgnis und Verwirrung zu setzen, konnte in Wien nicht entschieden werden. Herr v. Bismarck selbst wurde von mehreren Diplomaten gefragt, was an der Sache sei, und da erwiderte er heiter, er habe sich mit der Dame einen Scherz gemacht.

Doch das war Nebensache. Aber dann kam die Meldung, daß am 14. März der italienische General Govone in Berlin angelangt sei. Er käme, wie es offiziell hieß, um die preußischen Heereseinrichtungen zu studieren. Dies mochte glauben, wer wollte. Ursprünglich war beabsichtigt, Moltke nach Florenz zu senden, statt dessen wurde nun Govone mit der Führung der Verhandlungen in Berlin beauftragt. Es lag eine vernehmliche Drohung in der Offenheit, mit welcher das Geschäft zwischen Preußen und Italien betrieben wurde. Man vertraute in Berlin, wie wenigstens Benedetti erzählt, das wichtige Staatsgeheimnis von dem nahen Eintreffen eines italienischen Unterhändlers dem alten Feldmarschall Wrangel an, und dieser konnte es, wie zu vermuten war, nicht für sich behalten. Die Nachricht war schon am 12. März in Berlin verbreitet und gelangte ohne Zweifel noch an demselben Tage nach Wien.

Nichts, ſo ſagte wenige Tage darauf Bismarck zu Benedetti, habe den Wiener Hof ſo ſehr erbittert, als der Verdacht von Unterhandlungen mit Italien. „Wenn Preußen," ſo fügte der Miniſter hinzu, „ſeine Schiffe noch nicht verbrannt hat, ſo brennen ſie doch bereits." Und Govone ſchrieb etwas ſpäter an La Marmora, etliche Diplomaten hätten ihm geſagt, man habe keinen Krieg befürchtet, ſo lange bloß Preußen mit Oeſterreich herumſtritt; aber als Italien dazwiſchen trat und als man ſeine Ankunft in Berlin erfuhr, da entſtand ernſte Befürchtung.

* * *

Unter dieſen Eindrücken fanden die erſten militäriſchen Beratungen in Wien ſtatt. Sie fielen auf den 7. und 14. März; es war ein Marſchallsrat einberufen worden, dem nicht nur die höchſten militäriſchen Würdenträger der Centralbehörde, ſondern auch die leitenden Generäle aus den Kronländern zugezogen waren. Den erſten Rang an militäriſchem Verdienſt nahmen unter ihnen Feldzeugmeiſter Benedek und Erzherzog Albrecht ein. Für die Rüſtungen und Entwürfe indeſſen waren in erſter Linie Kriegsminiſter Franck und der Chef des Generalſtabes, Henikſtein, verantwortlich. Es war von hoher Wichtigkeit, welche geiſtigen Kräfte dem Heere damals zur Verfügung ſtanden. Der Kriegsminiſter nun und der Chef des Generalſtabes hatten miteinander und mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der gleichfalls der Armee angehörte, die Familienähnlichkeit, daß ſie ihre Pflicht lediglich in ſchmiegſamer Hingebung in den Willen des Kaiſers ſahen; mannhafte Offenheit, der Ausdruck einer feſten Ueberzeugung lag ihnen allen ferne. Der Kriegsminiſter Ritter v. Franck (geboren 1806), ein gewiſſenhafter, fleißiger Offizier, übernahm ſein Amt im Jahre 1864 unter ſchwierigen Verhältniſſen, da der Reichsrat damals ſtarke Streichungen am Heeresbudget vornahm. Unermüdlich thätig, war er zur Zeit des Ausbruches des Krieges ziemlich gebrechlich; ein hartnäckiges Halsleiden verhinderte ihn, im Marſchallsrate das Wort zu nehmen. So fiel vorerſt dem Chef des Generalſtabs, Freiherrn v. Henikſtein, die führende Rolle zu. Er ſtammte aus einer jüdiſchen Familie, ſein Großvater

hatte sich in Salz- und Tabakgeschäften ein großes Vermögen erworben und war 1784 mit dem Namen eines Edlen v. Henikstein in den Adelsstand erhoben worden. Dessen Sohn machte einen ehrenvollen Gebrauch von den ererbten Reichtümern: er war ein Freund und Förderer Mozarts, und sein Haus bildete später einen Mittelpunkt des blühenden Musiklebens Wiens. In diesem Kreise erhielt Alfred v. Henikstein eine sorgfältige Erziehung. Er widmete sich der militärischen Laufbahn und machte dank seiner weltmännischen Bildung und seinen Sprachkenntnissen eine glänzende militärische Laufbahn. Im Jahre 1810 geboren, war er nach dem Feldzuge von 1849 bereits Oberst. In der in dieses Jahr fallenden Campagne in Ungarn erwarb er sich die besondere Zufriedenheit Haynaus, in dessen Hauptquartier er thätig war. Er erprobte sich als Mann von persönlicher Tapferkeit, aber militärische Leistungen lagen ihm nicht in erster Linie ob; er war damit betraut, die Korrespondenz mit dem russischen General Paskiewitsch zu führen, und erhielt den Auftrag, es hiebei nicht an kräftigen Wendungen fehlen zu lassen, was er denn pünktlich besorgte. Zar Nikolaus war darüber so ungehalten, daß er den Namen Henikſteins aus der Liste der zu dekorierenden österreichischen Offiziere strich. Es ist charakteristisch für Haynau, daß er seinen Oberst dadurch entschädigte, daß er ihm einen der russischen Orden zukommen ließ, die dem österreichischen Heerführer vom Zaren zur Verteilung überlassen worden waren; er wählte noch dazu den Wladimirorden dritter Klasse, der in Rußland nur Generälen verliehen wird. Die Thätigkeit Henikſteins war mehr diplomatisch als militärisch gewesen; auch als er 1849 zum Generalstabschef des Corps Legeditsch ernannt wurde, das vereint mit preußischen Truppen Schleswig-Holstein wieder den Dänen zu unterwerfen hatte, war im Norden nur wenig zu leisten; die Führer des österreichisch-preußischen Corps hatten mit schönen Worten die häßliche Thatsache zu verdecken, daß die deutschen Großmächte den wackeren Volksstamm seinen Drängern preisgaben. Nach dem Feldzuge von 1859, während dessen Henikſtein nicht auf dem Kriegsschauplatze, sondern in Südtirol kommandierte, war er bereits Feldmarschalllieutenant. Darauf wurde er auf den

wichtigen Posten eines Generaladjutanten der Armee in Italien erhoben und stand hiebei Benedek zur Seite. Dieser war mit Henikstein enge befreundet und schätzte seine Geschäftskenntnis wie seine Klugheit im Verkehr mit Menschen; beide waren Freunde einer heiteren, mit guten und schlechten Witzen gewürzten Geselligkeit. Henikstein war witzig, ein liebenswürdiger und, wenn er wollte, boshafter Causeur, dem es gegeben war, die Schwächen von Personen und Zuständen geistreich herauszufinden.

Henikstein, dessen gewandtes Auftreten bei Hofe gefiel, stieg, von seinem Freund Benedek gefördert, noch höher. Dieser war der Ansicht, daß die Mängel im Dienstgange, die sich im Generalstab eingestellt hatten, es erforderten, daß vor allem ein Mann von Ordnungsliebe und Geschäftserfahrung an dessen Spitze gesetzt würde. Henikstein stellte sowohl ihm wie dem Kaiser vor, daß ihm auf der anderen Seite doch die strategische Bildung fehle, um das wichtige Amt auszufüllen. Er sträubte sich lange, es anzunehmen, trat es aber im November 1864 doch an, ohne sich über seine Unzulänglichkeit einer Täuschung hinzugeben. Die Armee hatte also beim Anzuge des Krieges einen Generalstabschef, der seine Befähigung zu diesem Amte durch nichts erwiesen hatte, aber er war aufrichtig genug, selbst sein Unvermögen zur Leitung großer Heeresmassen einzugestehen. Als sich die Gefahren häuften, schärfte sich seine Selbsterkenntnis, die ihn vor seiner Verantwortlichkeit zurückschrecken ließ. Je ernster sich die Dinge gestalteten, desto vorsichtiger wurden Heniksteins Ratschläge; das war ersichtlich unter all dem Wortreichtum, den er in den Beratungen entfaltete. Sein geringes Selbstvertrauen übertrug sich auf die Rüstungen und Kriegspläne des Staates. Er sah sich in dieser Auffassung durch Mensdorff bestärkt, der die Ansicht vertrat, Oesterreich müsse eine Herausforderung Preußens vermeiden.

Während dieser Beratungen fiel Henikstein die Aufgabe zu, einen Entwurf der ersten Aufstellung und der Operationen des österreichischen Heeres vorzulegen für den Fall, daß es zum Kriege käme. Er betraute Oberstlieutenant Neuber, damals Professor der Strategie an der Kriegsschule zu Wien, mit dieser Arbeit. Bevor Neuber ans Werk ging, verlangte er genaue

Angaben über die Kriegsbereitschaft des Heeres. Aus den Mitteilungen des Generals Roßbacher, der die organisatorischen Arbeiten im Kriegsministerium leitete, ging hervor, daß das Heer auch nicht im entferntesten schlagbereit war; es mochte Monate dauern, bis der Kampf aufgenommen werden konnte. Neuber gab deshalb sein Gutachten dahin ab, das Heer müsse zuerst in einer Defensivstellung bei Olmütz gesammelt werden. Gedeckt durch die Festung, konnte der erste Stoß ausgehalten werden, wenn die Preußen etwa plötzlich aus Schlesien vorbrachen und den Oesterreichern keine Zeit zu Rüstungen ließen. Sollte das feindliche Heer über Böhmen einbrechen, so fand Oesterreich, wie Neuber darlegte, umsomehr Zeit, seine Streitkräfte in Mähren zusammenzuziehen. In einer Denkschrift, die Henikstein übergeben wurde, waren diese Gedanken kurz dargelegt.

Henikstein legte die Denkschrift auch dem Erzherzog Albrecht vor, der dann mit ihm und Neuber den Plan besprach. Der Erzherzog war mit dem Vorschlage Neubers nicht einverstanden. Ihm, der mit der großen Auffassung des Erzherzogs Karl vom Kriege erfüllt war, leuchtete es nicht ein, daß die Oesterreicher von vornherein eine vorsichtige Flankenstellung einnehmen sollten. Für einen Krieg gegen einen Gegner in Norddeutschland besaß Oesterreich in dem böhmischen Bergkessel eine vorgeschobene Bastion — dort, auf dem kürzesten Wege nach Berlin, sollte nach der Meinung des Erzherzogs das österreichische Heer seine Aufstellung nehmen. So hatten auch Radetzky und Heß 1850 geraten und gehandelt; damals hatte der Erzherzog das Kommando eines Armeecorps in Böhmen für den bevorstehenden Krieg gegen Preußen übernommen. Neuber stellte nicht in Abrede, daß diese Ansicht die Theorie des Krieges für sich habe. Aber die beste Stellung, so wandte er ein, sei wertlos, wenn die Kraft fehle, sie zu verteidigen. Bei der Unzulänglichkeit der Vorbereitungen könne das österreichische Heer, ungerüstet wie es sei, in Böhmen zersprengt und aufgerieben werden. Ein Flankenmarsch der Preußen von Breslau über Olmütz nach Wien konnte sogar zur Abschneidung der Oesterreicher von ihrer Hauptstadt führen.

Henikstein, der mit Besorgnis den Wechselfällen des Krieges entgegensah, trat der Meinung Neubers bei, und sie entsprach auch am besten der allgemeinen Stimmung der österreichischen Generäle. Es war, wie man die Gesinnungen Bismarcks zu kennen glaubte, immerhin möglich, daß er den König mit sich fortreiße und zum Einbruche in Oesterreich bestimme. Ein Ueberfall konnte erfolgen gleich jenem von 1756, durch welchen sich Sachsen und Oesterreich von Friedrich dem Großen überraschen ließen. Am besten schien das österreichische Heer unter den Wällen von Olmütz geborgen. Der Kaiser gab denn auch diesem Vorschlage seine Zustimmung.

Doch bevor die einzelnen Heeresteile gegen Olmütz aufbrachen, war es notwendig, einen geeigneten Leiter der Operationen zu finden. Henikstein fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, wenn er auch dem Namen nach an der Spitze des Generalstabes bleiben wollte. Zur Repräsentation war er geeignet; ein eifriger Briefwechsel und Verkehr mit allen für ihn und seine Laufbahn wichtigen Persönlichkeiten hielt ihn stets auf dem Laufenden und bahnte ihm den Weg zum Aufsteigen vor fähigeren und kenntnisreicheren Männern; aber die Kampf- und Marschbefehle sollte ein anderer entwerfen. Die Mittelmäßigkeiten wurden jetzt aus dem behaglichen Genusse ihrer Stellungen gescheucht, es fehlte aber der rettende Geist, der sie ersetzen sollte. Es war Erzherzog Albrecht, der die Aufmerksamkeit auf Generalmajor Krismanič lenkte.

Gideon Krismanič[1]), der Sohn eines kroatischen Hauptmanns, wurde 1817 zu Mehadia in der ehemaligen Militärgrenze geboren, trat in die Militärakademie zu Wiener-Neustadt ein, die er 1836 als der vorzüglichste Schüler seiner Klasse verließ, und gehörte seit 1847 dem Generalquartiermeisterstabe an. Er kämpfte unter Radetzky in Italien und wurde im Mai 1848 „wegen mutvollen Benehmens, Umsicht und Thätigkeit" zum Hauptmann im Quartiermeisterstabe ernannt. Er trat dem Erzherzog Albrecht nahe, da er das Jahr darauf Souschef des Generalstabes in dem Corps wurde, welches der

[1]) Sprich: Krismanitsch.

Erzherzog in Böhmen befehligte. Als fähiger Offizier wurde er mehrfach zu Reisen und Sendungen im Auslande verwendet. Heß ließ als Chef des Quartiermeisterstabes eine militärische „Landesbeschreibung" Böhmens aufnehmen und betraute Krismanič mit der Aufgabe, die Grundzüge dieser Arbeit zu entwerfen. Durch die weitere Beteiligung an dem Werke gewann Krismanič genauere Kenntnisse gerade des Gebiets, welches im Kriege gegen Preußen Schauplatz des Kampfes werden mußte. Anfangs 1859 wurde er Professor der Strategie an der Kriegsschule, jedoch im Kriege dieses Jahres wieder dem Erzherzog an die Seite gestellt; er sollte Souschef des Generalstabs in dem Heere werden, welches zu den Operationen am Rhein bestimmt war. Aber diese Armee konnte nicht mehr gebildet werden, und so kam er in gleicher Eigenschaft zu der Armee Wimpffens in Italien, bei welcher General Pakenj als Generalstabschef wirkte; in dieser unglücklichen Umgebung machte er die Schlacht von Solferino mit. Kurze Zeit lehrte er dann wieder an der Kriegsschule, begleitete 1860 den Erzherzog Albrecht auf einer Reise nach Süddeutschland und wurde 1861 dessen Stabschef im Kommando des 8. Corps, das zu Vicenza lag. Im Jahre 1864 unterdrückte er mit größter Strenge einen im Friauler Gebirge ausgebrochenen Aufstand. Er war gewandt und besaß eine rasche Auffassung; so erwarb er sich, obwohl zur Bequemlichkeit neigend, mannigfaches militärisches Wissen auf verschiedenen Gebieten. In einer Zeit, da in Oesterreich wenig Wert auf die Pflege der Theorie der Kriegskunst gelegt wurde, galt er für einen gelehrten General. Dabei nahm er seine Vorgesetzten durch seine Geschmeidigkeit wie durch die Sicherheit ein, mit der er seine Kenntnisse verwertete. Sein Selbstvertrauen blieb ihm auch in der schwierigen Lage treu, in der sich Oesterreich jetzt befand. Alle die, welche die Streitkräfte Oesterreichs und seiner Gegner abzuwägen verstanden, wichen fast zaghaft vor der ihnen erwachsenden Aufgabe zurück. Das war nicht auffallend, denn während Moltke und seine Leute seit Jahren die böhmischen Schlachtfelder studierten, war der Sinn der österreichischen Generäle lediglich auf den Krieg in Italien gerichtet. Krismanič dagegen erörterte, während

Henikstein ängstlich zurücktrat, mit der Sicherheit eines geschulten Strategen die Aussichten des Krieges in Deutschland; er trug nicht Bedenken, die Leitung der Operationen im Norden zu übernehmen. Zu den Eigenheiten des Oesterreichers gehört die Neigung zur Selbstkritik; er verfällt nicht selten in Unterschätzung der eigenen Kraft; Respekt vor dem Wissen und Können der anderen stellt sich häufig am unrichtigen Orte ein. Krismanić aber zögerte nicht einen Augenblick, die Last der Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Seine großen, dunkeln und dabei starren Augen, seine rauhe Befehlshaberstimme im Verkehre mit seinen Untergebenen, seine lange, anscheinend gründliche Denkschrift über die böhmischen Schlachtfelder — all dies imponierte und ließ ihn als Mann der Situation erscheinen.

Man hat in der österreichischen Armee des öfteren die Bemerkung gemacht, daß die zahlreichen südslavischen Generäle, welche aus der ehemaligen Militärgrenze hervorgingen, es trefflich verstanden, durch starke rezeptive Gaben den Eindruck tüchtigen militärischen Könnens hervorzurufen. Die Slaven besitzen die Eignung, sich in westliche Bildung, in moderne Anschauungen und Auffassungen rasch hineinzufinden. Diese „wildwachsenden, halbasiatischen Talente", wie sich ein Zeuge jener Tage ausdrückt, schwingen sich daher oft zu einer gewissen Höhe empor, bleiben aber dann nicht selten auf dieser Stufe stehen, denn es gelingt ihnen nur die Aneignung und Anempfindung fremden Wesens. Kräftige und selbständige Naturen unter ihnen verleugnen auch hier nicht die eigene Art; Krismanić' Gaben aber lagen mehr in der Aufnahmsfähigkeit des fremden Wissens, und so war, wie wir sehen werden, die Schule, durch die er ging, maßgebend für sein Wirken und Wesen.

Als Krismanić zu Rate gezogen wurde, lag die Denkschrift Neubers vor und er erhob gegen ihren Gedankengang keine wesentliche Einwendung. Denn die militärische Theorie, der er huldigte, stimmte von vornherein mit der Idee eines Verteidigungskrieges überein — auch sah er den Kaiser und Henikstein bereits auf derselben Seite.

Unterdessen nahmen die militärischen Beratungen ihren

Fortgang. Die stattliche Anzahl von Ratgebern, welche den Sitzungen im März beiwohnten, war naturgemäß nicht dazu berufen, die politische Kernfrage zu entscheiden, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei. Aber die neuen Stimmen brachten neue Gesichtspunkte und Bedenken; der Fall erschien, von so vielen Beratern gesehen, nur noch verwickelter. Diejenigen, die den dänischen Feldzug mitgemacht hatten, betonten, daß die Preußen in ihrem Zündnadelgewehre eine weitaus überlegene Waffe besäßen. Gablenz bezeichnete mit Nachdruck den Krieg unter diesen Umständen als ein Wagnis. Aber noch bedenklicher erschien eine zweite Erwägung. In Preußen lag jedes Armeecorps in der Provinz, aus welcher es seine Mannschaft bezog; somit konnte das Heer schleunig mobilisiert und marschbereit sein. Anders in Oesterreich. Das Mißtrauen gegen einige Nationalitäten bewirkte, daß man die Truppen grundsätzlich nicht in ihren Heimatsbezirken ließ. Im Falle der Mobilisierung mußten also die Urlauber und Reservemänner lange Reisen zu ihren Regimentern unternehmen, oft aus Siebenbürgen nach Böhmen, aus Italien nach Galizien, und es bedurfte infolge dessen nahezu zweier Monate, bis die Mobilisierung des Heeres vollendet war. Immer schwebte den österreichischen Generälen der Fall vor, daß die Preußen wie zur Zeit Friedrichs des Großen die Hand auf Sachsen und auf Böhmen legen und sich dadurch von vornherein in Vorteil setzen würden.

Deshalb sollte Böhmen vorerst gegen einen plötzlichen Ueberfall geschützt werden. In diesem Lande hätte damals außer den Festungstruppen ein ganzes Armeecorps lagern sollen, also acht Linieninfanterieregimenter (zu je drei Bataillonen), vier Jägerbataillone und die entsprechende Kavallerie und Artillerie. Thatsächlich aber befanden sich in dem Königreiche außer den zehn vierten Bataillonen, die zum Teile zum Festungsdienste bestimmt waren, und drei Jägerbataillonen nur fünf Regimenter und darunter zwei italienische, auf deren Zuverlässigkeit nicht unter allen Umständen zu bauen war. Es wurde also beschlossen, auch die übrigen drei Regimenter nebst einem Bataillon Jäger, also zehn Bataillone, aus ihren Stand-

quartieren nach Böhmen zu versetzen; dazu sollten noch zehn Eskadronen Kavallerie kommen. Auf diese Weise wurden, da die Truppen den Friedensstand behielten, gegen 5000 Mann Fußvolk und gegen 1700 Reiter nach Böhmen verlegt. Außerdem erhielt eine Anzahl Kavallerieregimenter, die der besseren Verpflegung wegen in den östlichen Provinzen lagerten, Befehl, nach Westen aufzubrechen. Es dauerte vier Wochen, bis die am weitesten, in Siebenbürgen, lagernden Regimenter Böhmen erreichten. Gegen alle diese Anordnungen erhob Graf Mensdorff warnend seine Stimme. Er wies darauf hin, daß vorzeitige Rüstungen Anlaß bieten würden zu der Anklage, Oesterreich bereite den Angriffskrieg vor. Preußen werde nicht säumen, die Rüstungen in solchem Sinne auszunützen. Uebrigens war zu bedenken, daß diese Maßregeln doch kleinlich waren und in auffallendem Mißverhältnisse standen zu dem Zwecke, dem sie dienen sollten. Die Handvoll neuer Truppen in Böhmen hätte einen wohl vorbereiteten Ueberfall doch nicht abwehren können. Aber der Widerspruch des Grafen Mensdorff wurde ohne viel Rücksicht beiseite geschoben. Es fehlte überhaupt an einer Oberleitung der politischen und militärischen Dinge; der Generalstab handelte so, als ob seine Maßregeln nicht auch die äußere Politik berührten. Mensdorff setzte sich auch diesmal nur zaghaft für die richtige Meinung ein; er wurde überstimmt und fügte sich. Jetzt wie früher lenkten wechselnde Einflüsse das Staatsschiff bald nach dieser, bald nach jener Richtung. Die Generäle waren nicht angriffslustig, wie die Beratungen bewiesen, aber aus Fürsorge drängten sie zu Maßregeln, die eine erhitzte Temperatur hervorriefen. Die Gebote der Ehre, die Traditionen des Staates waren die stärksten und oft die einzigen Argumente, welche im Rate des Kaisers angeführt wurden. Aber das Gefühl, die Stimme des Herzens sind ein unsicherer Kompaß, wenn die größten Dinge zur Entscheidung stehen.

Aus solchen Empfindungen heraus wurde gleich jetzt in Wien ein Beschluß gefaßt, welcher bestimmt war, die reinen und friedlichen Gesinnungen Oesterreichs in helles Licht zu setzen. Kaiser Franz Joseph konnte von sich sagen, daß er das Schwert nur zur Verteidigung seines Reiches ziehen wolle. Es schien

am einfachsten, an Preußen rund und klar die Anfrage zu richten, wessen sich der Kaiser von König Wilhelm zu versehen habe. Karolyi hatte den Auftrag, Bismarck direkt in diesem Sinne anzugehen. Die Frage lautete: „Ob der Berliner Hof sich wirklich mit dem Gedanken trage, die Gasteiner Konvention mit gewaltsamer Hand zu zerreißen und den grundgesetzlich verbürgten Frieden zwischen deutschen Bundesstaaten zu unterbrechen?“

Da Oesterreich sich die deutschen Mittelstaaten dadurch entfremdet hatte, daß es in den Verträgen vom Januar 1864 und vom August 1865 über ihre Köpfe hinweg mit Preußen Abmachungen über das Schicksal Schleswig-Holsteins traf, so wollte man auch wieder die Brücke zu freundlichem Verständnisse mit ihnen schlagen. Deshalb sandte das Wiener Kabinett gleichzeitig mit dem Auftrage an den Grafen Karolyi ein vertrauliches Rundschreiben an die deutschen Regierungen, in welchem ihnen eine Wendung der österreichischen Politik angekündigt wurde. Der Grundgedanke des Schreibens war, daß, falls Preußen auf die gestellte Frage keine befriedigende Antwort gebe, Oesterreich sich an den deutschen Bundestag wenden wolle, um ihm das Schicksal der Herzogtümer anheimzustellen. Oesterreich hegte also die Absicht, sich der Führung der Bundesversammlung in dieser Frage ganz anzuvertrauen. Man wollte die Versammlung in Frankfurt zudem auffordern, alle Maßregeln zum Schutze der bedrohten Bundesverfassung zu treffen. So gedachte Oesterreich seine frühere Verbindung mit den deutschen Höfen wieder zu erneuern.

Bismarck war erfahren genug in diplomatischen Künsten, um sofort die Blöße zu erspähen, welche sich Oesterreich durch diesen Schritt gab. Ihm wäre es bei dem Widerstreben des Königs schwer gewesen, einen wirkungsvollen Schritt zur Verschärfung der Krise zu machen, denn Preußen wollte ebensowenig wie sein Nebenbuhler vor Europa als Angreifer erscheinen. Oesterreich aber ersparte ihm Nachdenken und Mühe. Beust bezeichnete, als ihm der österreichische Gesandte Einblick in das zu erlassende Rundschreiben gewährte, das Vorgehen des Wiener Kabinetts sofort als zweckwidrig, denn Preußen könne kriegerische Pläne in Abrede stellen, sie aber trotzdem weiter verfolgen.

Als nun Graf Karolyi ſich mit der höflichen Verſicherung, daß ſeine Anfrage keine Provokation ſein ſolle, am 16. März ſeines Auftrages entledigte, antwortete ihm Bismarck mit einem kurzen und bündigen „Nein!“ [1]) In gewiſſem Sinne war das die Wahrheit, denn bei der Anfrage und bei der Antwort handelte es ſich nicht um die Meinung des Miniſters, ſondern um den Willen des Königs; und es iſt richtig, daß König Wilhelm einen Ueberfall auf Oeſterreich nicht beabſichtigte. Ganz abgeſehen davon, daß ihm die ernſten Gründe fehlten, welche Friedrich II. nach dem Abſchluſſe des Bündniſſes zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zum Einmarſche in Sachſen beſtimmten, lag ſolche kühne oder, wenn man will, verzweifelte Initiative dem Charakter König Wilhelms ganz ferne. Die Antwort Bismarcks ſchnitt denn jede weitere Diskuſſion ab und der ganze diplomatiſche Feldzugsplan für den Frankfurter Schauplatz zerrann in nichts. Aber wenigſtens hatte Oeſterreich die Höfe Deutſchlands davon unterrichtet, daß es bereit ſei, den Vertrag zu löſen, den es mit Preußen über Schleswig-Holſtein geſchloſſen hatte, um ſich wieder auf den Standpunkt des Bundestages zu ſtellen.

Um ſo energiſcher benützte nun Bismarck die Blößen, die das Wiener Kabinett ſich gegeben hatte. Von den Märſchen und Verſchiebungen der öſterreichiſchen Regimenter unterrichtet, ließ er in der Preſſe, ſo weit ſie ſeinem Einfluſſe zugänglich war, lebhafte Schilderungen von den Rüſtungen Oeſterreichs entwerfen [2]). Ungeſtüm wurde darauf hingewieſen, daß, während ſich Preußen dem Behagen des Friedens hingebe, an ſeinen Grenzen Vorbereitungen getroffen würden, welche Kriegsgefahr nach ſich zögen. Ja, als die öſterreichiſche Regierung den Zei-

[1]) So nach den vorliegenden Quellen. Nach einem mir zugehenden Berichte hätte Bismarck indeſſen noch trotzig hinzugefügt: er würde ſo auch antworten, wenn Preußen vor der Kriegserklärung ſtünde.

[2]) Die „Nationalzeitung“ ſagte zu Beginn ihres Leitartikels vom 30. März 1866: „Während der Kaiſer von Oeſterreich und mehr noch die hieſige ‚Norddeutſche Allgemeine Zeitung‘ Böhmen mit Truppen bedeckt und infolge deſſen allgemeine Beunruhigung entſteht, die bald ſteigt, bald fällt, ſcheint bis jetzt niemand eine klare Vorſtellung und einen durchdachten Plan zu haben in betreff des Wo hinaus.“

tungen verbot, Mitteilungen über Truppenmärsche im Innern des Reiches zu bringen, richtete Preußen einen eigenen Erlaß an die Behörden, in welchem den preußischen Journalen freigestellt wurde, nach Belieben über Preußens Rüstungen zu berichten. Mit diesem Schachzuge wurde Oesterreich als der Bedroher des Weltfriedens ins Unrecht gesetzt gegenüber dem Sanftmute des kein Hehl kennenden Berliner Kabinetts. Und bald folgte dem geheimen Rundschreiben Oesterreichs an die deutschen Regierungen am 24. März ein offenes preußisches. Dieses erhob direkt den Vorwurf, daß Oesterreich nur deshalb Truppen in Böhmen sammle, um die Situation von 1850 wieder herbeizuführen. Damals stand eine schlagfertige österreichische Armee drohend an der Grenze, bevor Preußen gerüstet war. Damals mußte sich Preußen die Demütigung von Olmütz gefallen lassen. Deshalb kündigte Bismarck den deutschen Staaten an, Preußen müsse zu seiner Verteidigung zu Rüstungen schreiten; das Berliner Kabinett frug zugleich seine Genossen im Bunde, was sie zu thun gedächten, wenn Oesterreich zum Angriffe übergehe. Außerdem verkündigte das Rundschreiben: Preußen sei, da der gegenwärtige Zustand Deutschlands nicht mehr zu seiner und des Bundes Sicherheit genüge, mit Vorbereitungen zur Reform der deutschen Verfassung beschäftigt.

Festen Schrittes ging, dies war der äußere Eindruck, das Berliner Kabinett einher; thatsächlich aber gab es in der Werkstätte der Bismarckschen Politik Reibungen in Menge. Finanzminister Bodelschwingh machte von Tag zu Tag größere Schwierigkeiten mit der Herbeischaffung der notwendigen Gelder, und Bismarck wurde zur Unzeit von einem bösen Leiden befallen. „Unser Freund Otto B.," schrieb Roon an seinen Neffen Blanckenburg am 26. März, „in herkulischer Tag- und Nachtarbeit nervös abgenutzt ... hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern infolge dessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten — daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er jetzt aller Kräfte seiner Seele,

ungeſtört von körperlichen Einflüſſen, dringend bedarf. Vollſtändige Geiſtesfreiheit und ein ſchlechter Magen und gereizte Nerven ſind ſchwer zu vereinigen."

Mit den angekündigten preußiſchen Rüſtungen wurde ſofort Ernſt gemacht. Die preußiſchen Blätter begründeten deren Notwendigkeit durch immer neue Meldungen über Oeſterreichs militäriſche Maßnahmen. Nach ihren übertriebenen Schilderungen glich dieſes Reich bereits einem Heerlager. Eine ſtattliche Rechnung wurde aufgeſtellt; wenn man alle Truppen in Böhmen, Mähren und Weſtgalizien zuſammenzählte, und wenn man annahm, daß ſie auf volle Kriegsſtärke gebracht ſeien, ſo bildeten ſie zuſammen ein Heer von 80000 Mann; dieſe Kriegsmacht könne von drei Seiten in Schleſien einrücken und das wehrloſe Land als Pfand in Beſitz nehmen [1]). Man weiß, wie ſolche Kombinationen gemacht werden; in Wahrheit wogen die drei genannten öſterreichiſchen Reichsteile in Bezug auf verfügbare Truppenmacht zuſammengenommen etwa Schleſien und Brandenburg auf. Hier lagen gleichfalls ſo viel Truppen, um, wenn ſie einmal auf Kriegsfuß gebracht waren, Sachſen mit 80000 Mann beſetzen zu können. Mit der Mobiliſierung eines öſterreichiſchen Armeecorps aber hatte es gute Weile, jedenfalls längere als mit der eines preußiſchen. Von den Regimentern des Corps in Böhmen hatten zwei ihre Ergänzungsbezirke in Italien, zwei in Ungarn, eines in Oſtgalizien und nur vier in Böhmen; es bedurfte alſo einiger Zeit, um die dünnen Reihen zu füllen. Bei der ſtrafferen preußiſchen Heeresorganiſation konnte unterdeſſen eine überlegene Armee an der Grenze zuſammengezogen werden. Das war der leitende Gedanke Moltkes, und deshalb drang er auf kühnes militäriſches Vorgehen. Er wußte, daß die Diplomatie in jedem Augenblick den Kriegsfall ſchaffen könne. „Nur tüchtig losgeſteuert! Alles graziöſe Intriguieren wird überſteuert!" rief er dem Kriegsminiſter zu. Ueberall in Europa flogen Gerüchte und Kriegsbefürchtungen auf, die Kurſe an den Börſen fielen. Eigentlich aber glaubte niemand daran, daß Oeſterreich die Abſicht hege, ſeinen Nebenbuhler anzugreifen, denn zu ſichtbar waren die Verlegenheiten des Staates.

[1]) Das preußiſche Generalſtabswerk S. 7.

Die Folgen von Oesterreichs ersten Rüstungen blieben nicht aus. Am 28. März fand in Berlin ein Ministerrat statt, in welchem die Antwort auf sie beschlossen wurde. Moltke erstattete Bericht und malte die Lage in düsteren Farben. 22 Linienbataillone seien nach Böhmen gezogen worden — thatsächlich waren es nur 10 — so daß in diesem Lande jetzt 53 Bataillone stünden[1]). „Voraussichtlich," so lautete sein Schlußurteil, „werden in den ersten Tagen des April in Böhmen 70000 Mann, in Mähren, wenn noch mehr Truppen aus Galizien fortgezogen werden dürfen, 22000 Mann verfügbar stehen." Wohl reiche diese Kräfteentfaltung nicht für einen Angriffskrieg aus, aber sie könne Preußen augenblickliche Nachteile zufügen[2]). Die Nachrichten des preußischen Generalstabes waren sehr ungenau, da sie nicht an Ort und Stelle gesammelt waren, sondern von den Militär- und Civilbehörden Schlesiens herrührten. Die Schlußfolgerungen Moltkes waren etwas gewaltsam: denn er wollte den Ministerrat jetzt schon zu kräftigen Maßregeln bestimmen. Er erreichte seinen Zweck wenigstens zum Teil. Man fand, daß man in Schlesien, wo nur ungefähr 25000 Mann standen, einem mehrseitigen Angriffe von Böhmen, Mähren und Galizien aus nicht gewachsen sei. Deshalb wurde beschlossen, die Festungen Schlesiens wie überhaupt an der Südgrenze kriegsbereit zu machen. Wichtig war ferner, daß die im Verhältnisse zur österreichischen schwächere preußische Artillerie zum großen Teile mit der kriegsgemäßen Anzahl von Pferden versehen wurde. Für die Welt aber war es am auffallendsten, daß bei den fünf im Süden des Staates liegenden Divisionen der Friedensstand um einiges erhöht wurde: die Bataillone dieser Heeresteile zogen zu ihren 530 Mann noch 155 ein. Auf diese Weise wurde der Präsenzstand der preußischen

[1]) Bismarck gefiel sich des weiteren in luftigen Hyperbeln. So schrieb Benedetti am 28. März nach Paris, Bismarck hätte ihm soeben gesagt, in Böhmen stünden 64 Bataillone Infanterie, sie hätten ihre Reserven meistens in Böhmen und Mähren, in zwei Tagen könnten sie in Sachsen einrücken.... Man sieht, die österreichischen Bataillone vermehrten sich wie die Steifleinenen Falstaffs.

[2]) Moltke, „Militärische Korrespondenz" S. 67.

Armee etwas erhöht. Nicht ohne Bedenken ließ ſich der König zu dieſen Maßregeln beſtimmen. Bismarck und Roon wußten es aber durchzuſetzen, daß der König noch am 29. März, unmittelbar vor Oſtern, die Rüſtungsbefehle unterſchrieb, denn ſie fürchteten, er werde während der Feiertage damit zögern. Thatſächlich ſchrieb der König am Nachmittag an Roon: „Ich hatte Oſtern ganz vergeſſen; wäre es noch möglich, den Abgang der Ordres bis Sonnabend zu verſchieben? Fragen Sie Bismarck deshalb und ſchreiben Sie dann Antwort.“ Roon aber hatte, wie aus den Thatſachen erhellt, des Königs Schwanken befürchtet und die Befehle bereits raſch hinausgegeben[1]). Graf Mensdorff behielt Recht mit der Vorherſagung, König Wilhelm werde durch die Rüſtungen Oeſterreichs zu entſchiedeneren Schritten fortgeriſſen werden. Aber eine ernſtliche Vorbereitung zu Krieg und Angriff war auch das nicht, nur neues Wetterleuchten, wobei das Gewitter ſich noch verziehen konnte.

Moltke, die Nachrichten aus Schleſien für begründet erachtend, erwog in dieſen Tagen die Möglichkeit eines öſterreichiſchen Vorſtoßes über Sachſen gegen Berlin[2]). Es liegt aber auf der Hand, daß es eine ſinnloſe Unternehmung geweſen wäre, mit einer Handvoll Truppen — und wären auch 80—100000 Mann aufgeboten worden — den Krieg zu eröffnen und einen Luftſtoß gegen Berlin oder ſonſt wohin zu

[1]) Im Wiener Kriegsarchiv befindet ſich ein Heft mit Polizeiberichten aus Berlin, die in den Monaten vor dem Kriege nach Wien geſendet wurden. Der Schreiber bringt viele Gerüchte, deren Unrichtigkeit jetzt feſtſteht. Doch finden ſich darin auch gute Mitteilungen. Unter dem 2. April wird geſchrieben: „Die Bevölkerung verhält ſich angeſichts des kriegeriſchen Eifers in den höchſten Kreiſen noch ſehr paſſiv, und manche Erzählungen, welche im Volke cirkulieren, beweiſen, wie wenig demſelben um den Krieg zu thun iſt. Eine derſelben will wiſſen, der König hätte am 28. erſt nach langem Widerſtande die Ordres unterzeichnet, welche die Armee in Kriegsbereitſchaft ſetzten. Zweimal ſei Bismarck vergeblich bei Sr. Majeſtät geweſen, und erſt zum drittenmal, in ſpäter Nachtſtunde, habe er die nötige Genehmigung abringen können.“ Dieſe Verſion trifft den Nagel ſo ziemlich auf den Kopf.

[2]) „Militäriſche Korreſpondenz“ Nr. 38, 39, 40. Dieſe intereſſanten Studien ſind der Reihe nach Vorarbeiten für Nr. 42, den Vortrag an den König.

führen; Vernichtung der vorgeschobenen österreichischen Heeresteile oder ihre unrühmliche Umkehr mußte die Folge sein. Somit kam Moltke zu dem Schlusse, es sei höchstens eine Störung der preußischen Mobilisierung in den Grenzgebieten zu besorgen, sonst führe „jede Offensive Oesterreichs für uns schließlich eine günstige strategische Lage herbei, weil sie ermöglicht, unsere Gesamtkräfte früher in Wirksamkeit zu bringen, als Oesterreich seine volle Macht versammeln kann". Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß auch jene vorübergehenden Nachteile zu vermeiden seien, wenn Preußen die Initiative ergreife und zuerst losschlage.

Wenige Tage vergingen und Moltke überzeugte sich durch genauere Nachrichten, daß seine Annahmen über die österreichischen Rüstungen irrig seien. In den nächsten Berichten an Roon versetzt er die österreichischen Regimenter Deutschmeister und Franck, dann Schmerling und Steininger, die er früher bereits nach Böhmen hatte ziehen lassen, wieder in ihre thatsächlichen Standorte zurück. Er mußte erkennen, daß die amtlichen Erklärungen der österreichischen Regierung, bloß zehn Bataillone seien nach Böhmen gezogen worden, richtig seien; er suchte eine Erklärung für die sich widersprechenden Meldungen seines Nachrichtenbureaus, aber ohne das Richtige zu treffen; „diese Widersprüche," so schrieb er an Roon am 7. April, „würden sich erklären, wenn man annimmt, daß der Befehl zur Konzentration starker Truppenmassen gegeben, die Ausführung eingeleitet, aber im letzten Augenblick abbestellt worden ist" [1]). Das war nun nicht der Fall, Moltke glaubte vielmehr gerne an die alarmierenden Meldungen aus Breslau und ließ sie im Ministerrate wirkungsvoll aufmarschieren. Es ist wohl möglich, daß König Wilhelm von dem Widerruf nichts zu hören bekam, die Gerüchte hatten ihre Wirkung gethan.

Hinter dieser Wolke von Unruhe, anklagenden Noten, Truppenmärschen und unter der Lähmung der europäischen Volkswirtschaft fand die wichtige Verhandlung zwischen Preußen und Italien statt, durch welche diese Mächte die Bedingungen

[1]) „Militärische Korrespondenz" S. 71—80.

eines Bündniſſes zum Angriffe gegen Oeſterreich verabredeten. In dem Verhältniſſe der beiden aufſtrebenden Staaten lag der Keim zu den nächſten größeren Ereigniſſen, denn die Italiener dürſteten nach dem Kampfe, der ihnen Venedig verſchaffen ſollte. Sie jauchzten auf bei der Nachricht von den Rüſtungen Preußens und Oeſterreichs; wenn ſich die beiden Mächte bekriegten, konnte der Herrſchaft der Deutſchen in Italien ein Ende gemacht werden.

* * *

Der Abſchluß eines Bündniſſes zwiſchen Preußen und Italien lag in der Luft. Wenn die Allianz dennoch nur unter vielen Hinderniſſen zur Thatſache wurde, ſo lag dies in dem Mißtrauen, das die Kabinette von Berlin und Florenz gegen einander hegten. Denn jedes von beiden wollte das andere vorerſt nur als Schreckmittel gegen den gemeinſamen Gegner gebrauchen. König Wilhelm gedachte Oeſterreich durch die Drohung des Doppelkrieges, den er ſelbſt vermeiden wollte, zum Aufgeben Schleswig-Holſteins zu veranlaſſen; und den Italienern wäre es ganz recht geweſen, wenn Oeſterreich, um ſeine Machtſtellung in Deutſchland zu behaupten, Venetien an ſie verkauft und ſich dadurch den Rücken gedeckt hätte. Nur Bismarck, welcher in richtiger Schätzung der Stimmung Oeſterreichs den Krieg für ſo gut wie unabwendbar hielt, drängte mit ungezügelter Thatkraft über alle Hinderniſſe hinweg zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe. Er fand anfangs bei der italieniſchen Regierung nicht das gewünſchte Entgegenkommen. Denn Alfons La Marmora, der italieniſche Miniſterpräſident, beſaß nicht im entfernteſten die Thatenluſt des preußiſchen Miniſters. Er hatte ſich in militäriſchen Stellungen zweiten Ranges als tapferer, pflichttreuer Mann bewährt, aber als Politiker beſaß er einen engen und mißtrauiſchen Blick. Ueberall ſah er Gefahren, überall argwöhnte er Untreue. Er wurde bis zur Kriegserklärung den Gedanken nicht los, Preußen benütze das italieniſche Bündnis nur als Vogelſcheuche; und dieſe Witterung war inſofern ſcharf, als der wackere General eine ähnliche Täuſchung beabſichtigte, nur ſollte der Hintergangene

sich in Berlin befinden. Venedig ohne Schwertstreich durch diplomatische Künste zu gewinnen, war sein nächstes Ziel. Ein Zwischenfall, der sich auf der Balkanhalbinsel ereignete, sollte zu diesem Ende benützt werden. Am 24. Februar 1866 vertrieben die Rumänen ihren Fürsten Cusa und waren jetzt herrenlos. La Marmora dachte sofort an ein Tauschgeschäft, bei welchem Oesterreich und Italien ihre Rechnung fänden; Oesterreich sollte die Moldau und die Walachei besetzen und dafür Venetien herausgeben. Aber Oesterreich verhielt sich gegen dieses Projekt ablehnend. So schritten Preußen und Italien zu direkten Verhandlungen. Die Instruktionen für Moltkes Sendung nach Florenz waren von ihm selbst schon entworfen [1]); doch kam es gar nicht zu seiner Reise. Dagegen sandte das italienische Kabinett den General Govone nach Berlin. Am 14. März begannen die Besprechungen zwischen ihm und Bismarck, bei denen Graf Barral, der italienische Gesandte, nur eine Nebenrolle spielte. Govone hatte von La Marmora den Auftrag, sich nur dann auf ein Bündnis mit Preußen einzulassen, wenn Preußen wirklich zur ungesäumten Kriegserklärung bereit war [2]). Ein Zögern des Berliner Kabinetts ließ, so meinte La Marmora, dessen Arglist vermuten. Wollte Preußen sofort ein Schutz- und Trutzbündnis abschließen, dann hatte Govone die Weisung, einzuschlagen. Zu weiterem war er nicht bevollmächtigt [3]).

Aber so weit waren die Dinge in Berlin noch nicht gediehen. König Wilhelm war mit nichten willens, zum Angriffe auf Oesterreich zu schreiten. Was immer Bismarcks Absicht war, er mußte doch die Linie einhalten, welche der preußische

[1]) Siehe die Denkschrift in Moltkes „Militärischer Korrespondenz" S. 48.

[2]) Ueber die Vergangenheit Govones siehe L. Chiala, „Cenni storici della guerra del 1866" Bd. I, S. 100 Anm. La Marmora hatte Govone schon bei verschiedenen Sendungen, 1850 nach Schleswig-Holstein, 1854 zu Omer Pascha nach Silistria, sodann in der Krim als Souschef des Generalstabs erprobt.

[3]) Die Hauptquelle für diese Unterhandlungen ist das 1873 herausgegebene Buch von La Marmora „Un pò più luce"; die Citate nach der deutschen Ausgabe „Etwas mehr Licht" (Mainz 1873).

Miniſterrat am 28. Februar gezogen hatte. Aber noch mehr, auch er hielt es noch nicht an der Zeit, ſich auf ſolche Weiſe an Italien zu binden. So ganz war ſein Geiſt nicht von den Motiven frei, welche ihm La Marmora zuſchrieb. Auch er wollte ſich den Weg nicht ganz verſchließen, der zum Ausgleiche mit Oeſterreich führte. Wichtig war ihm noch ein Zweites, worüber er ſich offen zu Govone ausſprach. Wenn Preußen einen Krieg begann, ſo durfte dies nicht um Schleswig-Holſtein allein geſchehen. Die preußiſche Politik konnte um dieſer Provinz willen nicht die Verantwortung eines Bruderkrieges auf ſich laden; das Ziel mußte höher ſein, Preußen mußte dem Kriege zuerſt einen nationalen Inhalt geben. Ein Wort, welches Bismarck damals zu General Govone ſprach, gibt ſeine Abſichten getreulich wieder. In kurzer Zeit, ſo ſagte er, in drei bis vier Monaten, wolle er die Frage der deutſchen Reform, gewürzt mit einem deutſchen Parlamente, aufs Tapet bringen, mit einem ſolchen Vorſchlage und mit dem Parlamente Wirren hervorrufen, welche Preußen bald in offene Gegnerſchaft mit Oeſterreich bringen würden. Bismarck kam ſomit zu dem Schluſſe, daß die beiden Staaten vorerſt nur einen Freundſchafts- und Friedensvertrag ſchließen ſollten und ſich zu verpflichten hätten, erſt in einem ſpäteren Zeitpunkte ein Angriffsbündnis gegen Oeſterreich einzugehen. Sei der Krieg begonnen, ſo ſollten die Waffen erſt niedergelegt werden, bis Italien im Beſitze Venetiens ſei [1]).

Govone nun war mit Recht wenig erbaut von dieſen Vorſchlägen. Was ging ihn und was Italien die Einheit der Deutſchen und ein deutſches Parlament an? Italien ſollte erſt auf ein Signal Preußens warten müſſen? Inzwiſchen wäre es gehindert geweſen, ſich Oeſterreich zum Zwecke des friedlichen Gewinnes Venetiens zu nähern. Das Mißtrauen La Marmoras übertrug ſich auf ihn, er hielt die Unterhandlungen für geſcheitert. Ueberhaupt erhielt Govone keinen günſtigen Eindruck von den Zuſtänden in Berlin. Bismarck geſtand ihm offen, König Wilhelm ſei vor dem Abſchluſſe eines Bündniſſes

[1]) Dieſer Gedankengang iſt in der Denkſchrift Moltkes klar entwickelt.

mit Italien nicht zu einem energischen Schritte in der deutschen Frage zu bestimmen. Govone sah außerdem, daß eine starke Partei am Hofe den König von seinem Minister trennen wollte. Zweimal war er zur Audienz beim Könige beschieden worden und beidemale hatte man ihre Gewährung verhindert. Erst am 22. konnte Bismarck diese Schwierigkeiten überwinden und er bat Govone dringend, sich vor dem Könige so auszusprechen, daß in dessen Herzen die Hoffnung auf ein Zustandekommen des Bündnisses nicht ausgelöscht werde. Unter diesen Umständen hielten Govone und Barral den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich für unwahrscheinlich. Dem entsprechend riet Govone dem italienischen Ministerpräsidenten, den Vertrag unter den von Bismarck angebotenen Bedingungen nicht abzuschließen. Die Verhandlungen stockten, doch blieb Govone noch weiter in Berlin. Er hielt es für vorteilhaft, durch seine Anwesenheit einen Druck auf Oesterreich auszuüben, und auch Bismarck war damit zufrieden, weil vielleicht dadurch die Dinge ins Rollen gebracht wurden.

Bismarck und Govone sahen sich in den nächsten Tagen öfters und es erging dem italienischen General wie jedermann, auf den Bismarck mit der überzeugenden Kraft seiner Persönlichkeit wirken wollte. Govone erkannte den tiefen Ernst, der den Grafen bei seinen Plänen bewegte; er sah, daß er über den kleinen diplomatischen Mitteln des Tages stand, die er nicht selten anwenden mußte, daß eine kühne, aufrichtige Natur durchbrach, sobald es sich um große Dinge handelte. Man entnimmt den nächsten Berichten Govones an La Marmora, wie er sich Tag für Tag mehr für das Bündnis mit Preußen erwärmt, wie er einen Weg sucht, um die beiden Staaten einander näher zu bringen. In seinem ersten, mißtrauischen Berichte hatte er den preußischen Minister fast ohne Umschreibung einen Charlatan genannt; später aber wirkte auf ihn die Offenheit, mit der ihm Bismarck einen Einblick in das Getriebe des Hofes eröffnete. Dieser sagte ihm selbst einmal: „Ich hoffe den König zum Kriege fortzureißen, aber ich kann meine Hand dafür nicht ins Feuer stecken.“ In dem Ringen mit den feindseligen Einflüssen am Hofe sah Govone ihn in einer von Tag

zu Tag wachſenden Erregung, denn nun, da er den Stein ſo weit emporgewälzt hatte, drohte er wieder herabzurollen. Zu allen ſeinen Sorgen kam jetzt eine neue. Aus Florenz kam ihm durch den preußiſchen Geſandten die bedrohliche, übrigens ungenaue Nachricht, Italien unterhandle gleichzeitig mit Oeſterreich über die Abtretung Venedigs. Um ſo eifriger mußte Bismarck den Plan, Italien ſchon jetzt wenigſtens durch eine Freundſchaftsallianz an Preußen zu ketten, weiter verfolgen, weil dann La Marmora nicht ſo leicht zu Oeſterreich abſchwenken konnte. Nur ſo war König Wilhelm zu beruhigen. Von noch größerem Mißtrauen gegen Italien als der König war Kronprinz Friedrich Wilhelm erfüllt, der überall Gefahren ſah und gegen Bismarck geltend machte, die Italiener wollten Preußen nur täuſchen.

So wurde Govone ſelbſt ein Anwalt des Bündniſſes mit Preußen, beſonders aus einer für Italien praktiſchen Erwägung. Er ſchrieb am 22. März an La Marmora, es ſei wohl möglich, daß Italien getäuſcht werde, aber ebenſo möglich, daß, wenn man Bismarck nicht Mittel liefere, auf den König zu wirken, der Miniſter zu Fall käme; und dies hätte zur Folge, daß das neue preußiſche Kabinett aus den Freunden Oeſterreichs genommen würde. Govone ſchlug dem italieniſchen Miniſterpräſidenten einen Mittelweg vor, um aus den Schwierigkeiten herauszukommen. Man könnte — das war ſein Gedanke — einen Vertrag mit Preußen ſchließen, welcher den Vorſchlag Bismarcks feſtlegte, aber Italien nur auf drei Monate binde. Man ſollte alſo Preußen Zeit laſſen, die deutſche Frage aufzurollen, und dem König Wilhelm die Friſt geben, *innerhalb dreier Monate* zu den Waffen zu greifen. Länger aber ſollte Italien nicht gebunden ſein. Schon Moltke hatte Bismarck aufmerkſam gemacht, er werde in Florenz nichts erreichen können, wenn Preußen nicht den Zeitpunkt beſtimme, zu dem es den Krieg erklären wolle; ſonſt hätte Italien keinen Vorteil von dem Vertrage. Der Vorſchlag Govones löſte alſo dieſe Schwierigkeit.

Aber La Marmora ſtand nicht wie Govone unter dem Banne der Perſönlichkeit Bismarcks. Er hatte eher Luſt, auch

jetzt abzulehnen, denn er sah überall Schlingen, welche der verschlagene preußische Minister Italien lege. Er suchte nach einem Faden in diesem Labyrinth. Er gehörte zu jener Schule italienischer Politiker, welche Napoleon III. für die Italien erwiesenen Dienste dankbar waren und mit Grund auf ferneres Wohlwollen dieses mächtigen Monarchen hofften. So holte er sich denn bei dem Kaiser der Franzosen Rats, wie sich Italien in dieser Krise zu benehmen habe.

Von Napoleon nun kam der nächste Anstoß zur weiteren Entwicklung der Dinge. Der Kaiser war es, der die bereits stockenden Unterhandlungen zwischen Preußen und Italien wieder in Fluß brachte und damit Bismarck einen erheblichen Dienst leistete. Die Seelenstimmung des französischen Kaisers im Hinblick auf Italien ist aus zahlreichen Berichten bekannt. Zwei Motive wirkten zusammen, um ihn zu bestimmen, die Verständigung zwischen Preußen und Italien herbeizuführen. Er sah mit Wohlgefallen die Zersetzung der ihm unangenehmen Allianz Preußens mit Oesterreich, denn vereint bildeten sie gegen Frankreich ein unbequemes Bollwerk. Napoleon ging vorsichtiger zu Werke als sein Oheim, dessen Beispiel ihm warnend vor Augen stand, dessen Unersättlichkeit noch größer gewesen war als sein Genie. Der Neffe wollte die Deutschen uneinig erhalten; ein Bruderkrieg zwischen den beiden deutschen Mächten eröffnete ihm am Ende die Aussicht auf die Rheingrenze. Landgewinn für Frankreich war zu erwarten, wenn die Politik Bismarcks diesen Krieg entzündete und wenn Deutschland dadurch geschwächt wurde. Deshalb förderte er bis auf weiteres die Pläne des preußischen Ministers, und das war der Hauptgrund, weshalb er das Bündnis zwischen König Wilhelm und König Viktor Emanuel schmiedete. Sodann aber betrieb er aus wirklicher Teilnahme für Italien die Vereinigung Venedigs mit dem neugeschaffenen Königreiche. Er hatte ein Herz für die nationale Einheit und das Wohlergehen der Italiener; sei es, weil er noch der Eide gedachte, die er als jugendlicher Verschwörer den Carbonari geleistet hatte; sei es, daß er, wie die Verschwörung Orsinis ihm zeigte, die Kugel und den Dolch der Italiener zu fürchten hatte, wenn er diese Schwüre vergaß.

Er wollte das italienische Problem lösen, bevor sein politisches Tagewerk beendet war. Er war stolz auf Italien, das er als sein noch unvollendetes Werk betrachtete [1]). Auch hoffte er die Aufmerksamkeit der Italiener, indem er ihnen Venedig verschaffte, von Rom abzulenken, welches seine Truppen für den Papst besetzt hielten. Er hatte die italienische Regierung zu einer Konvention bestimmt, durch welche Rom dem Papste gesichert und Florenz zur Hauptstadt des jungen Königreiches bestimmt wurde. Denn wiewohl er den Vorsatz hegte, die Geister in modernem Sinne zu regieren, so wollte er doch den Klerus Frankreichs an seine Dynastie knüpfen; deshalb schützte er den Rest der weltlichen Macht des Papstes. Ganz den Ideen der Zeit hingegeben, gewiß nicht von religiösen Skrupeln geleitet, wollte er doch der Gewalt, die aus dem Mittelalter hereinragte, wollte er der theokratischen Anschauung einen Dienst leisten.

In dieser Stimmung wurde Napoleon am 3. März von dem eigenhändigen Schreiben König Wilhelms getroffen, in welchem der König — sich auf die Abrede in Biarritz beziehend — den Augenblick besonderen Einvernehmens für gekommen erklärte. Goltz war beauftragt, die Ziele der preußischen Politik offen zu entwickeln; der Kaiser hätte also jetzt den Preis anzugeben gehabt, um welchen er seine Zustimmung zu einer Revision der deutschen Bundesverträge im Sinne Preußens geben mochte. Selten erfreute sich ein Monarch eines günstigeren Angebots; es schien, als ob Napoleon nur zuzugreifen habe, um für Frankreich die größten Vorteile einzuheimsen.

Wie aber Graf Goltz bei seiner nächsten Audienz dem Kaiser darlegte, daß Preußen aus dem Kampfe mit Oesterreich für sich Schleswig-Holstein und zugleich die politische und militärische Oberhoheit in Norddeutschland — verbunden mit etwelchen Annexionen besonders widerhaariger Kleinstaaten — erhoffte, zögerte Napoleon, mit der Sprache herauszurücken und

[1]) Rohan überschätzt in seinem verdienstvollen Buche „La politique française en 1866“ (Paris, Calman Lévy 1884) dieses letztere Motiv und gelangt deshalb zu einem allzu günstigen Urteile über die Politik Napoleons.

seine Gegenforderung zu stellen. Und dies aus verschiedenen, einander widersprechenden Gründen. Vorerst schien es ihm doch zu gefährlich, direkt auf das durch europäische Verträge geschützte Belgien als Ziel seiner Wünsche hinzuweisen; auch widersprach es dem Nationalitätenprinzip, wenn er die Rheinprovinz oder die Pfalz Frankreich einverleiben wollte. „Ich habe keine Lust, mir ein französisches Venetien zu bereiten," sagte er zu jener Zeit zu Nigra, dem italienischen Gesandten. Indessen diese Bedenken waren nicht durchschlagend. Weit mehr war Napoleon dadurch zur Zurückhaltung bestimmt, weil er zwar durchblicken lassen wollte, daß er Hunger auf belgische und deutsche Gebiete verspüre, aber nicht zu verraten gedachte, wie groß dieser Appetit sei, wie viel Land er zu seiner Befriedigung bedürfe. Eben darin wollte er sich freie Hand lassen. Mochte nur die Selbstzerfleischung Deutschlands angehen! Er glaubte, er binde sich nur die Hände, wenn er sich deutlich ausspreche. Vielleicht konnte im Gange der Krisis das Höchste, vielleicht der Rhein als Grenze erreicht werden; mindestens aber sollte das Kohlenbecken von Saarbrücken aus diesem Anlasse an Frankreich fallen. Es wäre aber unpolitisch gewesen, dies König Wilhelm anzuvertrauen. Denn Schleswig-Holstein wäre für Preußen um den Rhein allzu teuer eingetauscht gewesen, kein preußischer König konnte über diese Forderung verhandeln, ohne sich mit Schmach zu bedecken. Statt dessen hätte der König sich lieber mit Oesterreich verständigt, und das eben wollte Napoleon verhüten, er wollte den König vielmehr bei der Politik Bismarcks festhalten. Deshalb sagte der Kaiser zu Goltz mehr andeutungsweise: wie er höre, bestünden in der Rheinpfalz französische Sympathien, auch bezeichne sein Kriegsminister die Grenzen von 1814 als wünschenswert für Frankreichs militärische Sicherheit. Dadurch war das preußische Saarlouis sowie das bayerische Landau als das nächste Ziel seiner Ansprüche, als geringster Preis seiner Neutralität bezeichnet. Ebenso zurückhaltend äußerte sich Napoleon in Bezug auf Belgien. In diesem Punkte schien aber ein Einverständnis leichter; der Kaiser und Goltz erwogen, ob das Land, etwa mit der Maas als Grenze, zwischen Frankreich und Preußen geteilt werden könnte.

Es war und blieb indeſſen höchſt beunruhigend, daß Napoleon die Sphinx ſpielte und das Verſprechen nicht geben wollte, im Falle eines preußiſch-öſterreichiſchen Krieges neutral zu bleiben. Das Erſcheinen eines franzöſiſchen Heeres am Rhein, während die Preußen in Böhmen ſtanden, blieb alſo trotz der beruhigenden Worte Napoleons möglich. Goltz erhielt, als er nach Berlin von der Zurückhaltung Napoleons Meldung erſtattete, den Auftrag, jede weitere Beſprechung der Frage, ob deutſches Gebiet abzutreten ſei, zu vermeiden, denn der König werde nie in eine Abtretung deutſchen Landes willigen; franzöſiſche Andeutungen darüber ſeien mit Berufung auf das deutſche Nationalgefühl abzulehnen.

Nicht weiter waren die Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Preußen gediehen, als La Marmora ſich an das Orakel an der Seine wandte mit der Anfrage, ob er den von Govone gemachten Vorſchlag annehmen und das von Preußen eifrig betriebene Bündnis ſchließen ſolle. Das Kabinett von Florenz beſaß viele Wege zu Napoleons Kabinett. Nigra, der italieniſche Geſandte, ein Mann voll Feinheit und Umſicht, war bei dem Kaiſer wohlgelitten, und zudem betrachtete ſich Prinz Jérôme Napoleon, der Schwiegerſohn Viktor Emanuels, als natürlichen Fürſprecher Italiens. Unaufhörlich lag der Prinz dem Kaiſer in den Ohren, den Italienern, ſei es im Kriege oder im Frieden, Venedig zu verſchaffen. Um des Kaiſers Anſchauungen vollſtändig zu erforſchen, ſandte La Marmora den Grafen Areſe, der mit Napoleon ſeit deſſen Jugend- und Kampfestagen enge befreundet war, nach Paris. Es handelte ſich dem italieniſchen Kabinette darum, für jeden und auch den ungünſtigſten Fall, ſelbſt wenn Oeſterreich am Po ſiegreich vordringen ſollte, die Unterſtützung Frankreichs zu gewinnen.

Napoleon war ſich ſchon längſt darüber klar, welchen Wink er ſeinem italieniſchen Schützling zu geben hätte. Während ſein Miniſter Drouyn de Lhuys, Preußen mißtrauend, die Italiener ſanft zur Ruhe mahnte, ſpornte der Kaiſer ſie zum Zugreifen an. Im Geſpräche mit Nigra enthüllte er das Innerſte ſeiner Pläne. Nigra ſtellte feſt, daß es Italien gleichgültig ſein könne, ob es Venetien aus der Hand Oeſterreichs

oder Preußens erhalte; es könne sich mit jeder der deutschen Mächte verständigen, wenn es nur die Dogenstadt von der Fremdherrschaft befreie. Napoleon aber sagte ihm, es sei für Italien ratsam, mit Preußen abzuschließen; denn nur dann würde König Wilhelm es wagen, mit Oesterreich anzubinden. Nur in diesem Falle seien die Streitkräfte ausgeglichen (égalisé), ein Gleichgewicht hergestellt, welches dem Berliner Kabinett Aussicht auf Erfolg eröffne. „Auf diese Weise," fuhr Napoleon fort, „wird Italien Venedig erhalten, Frankreich aber genießt den Vorteil, daß die beiden Mächte, die es durch ihr Bündnis beengen, in Streit geraten. Während ihr Venedig erhaltet, werde ich erreichen, was ich für notwendig erachte. Frankreich kann während des Kampfes sein Gewicht in die Wagschale werfen. Es steht zu erwarten, daß es Herr der Ereignisse und Schiedsrichter sein werde. Ich kann mich dann auf die Seite stellen, auf der Frankreich größere Vorteile winken. Wenn ich während des Kampfes 100000 Mann in die Rheinlande einrücken lasse, kann ich die Bedingungen des Friedens vorschreiben" [1]). Um das italienische Kabinett vollständig über die Zukunft zu beruhigen und seinem Rate mehr Gewicht zu geben, machte Napoleon zugleich die bündige Zusicherung, er werde Italien schützen, falls es von Oesterreich besiegt werde; Mailand dürfe nicht wieder in dessen Hände fallen. Nur verlangte der Kaiser, daß nicht Italien, sondern Preußen mit dem Angriffe auf Oesterreich vorangehe. Italien solle auf jeden Fall abschließen; dies sei schon deshalb notwendig, weil König Wilhelm nur so zu entschiedenem Vorgehen gegen Oesterreich zu bewegen sei [2]). Napoleon schärfte also den Italienern die

[1]) Dieses Gespräch wurde dem Verfasser von dem Grafen Nigra, gegenwärtig Botschafter in Wien, erzählt. La Marmora ließ in seinem Buche offenbar diejenigen Berichte weg, welche die Pläne Napoleons ihrer wahren Natur nach beleuchten konnten. Denn er verfolgt die Tendenz, den Edelmut Napoleons der Selbstsucht Bismarcks gegenüberzustellen.

[2]) Die Worte Napoleons lauteten (nach der bei La Marmora abgedruckten Depesche): „Signez au besoin un traité avec la Prusse, serait-il éventuel et générique, car il est grandement désirable de fournir à M. de Bismarck des moyens efficaces, pour lui permettre de pousser le roi à la guerre."

Notwendigkeit ein, die Aktion des kühnen preußischen Ministers zu unterstützen; nur auf diese Weise könne die Kriegspartei in Berlin durchgreifen. Jetzt erst fühlte sich La Marmora über alle Zweifel beruhigt; er war Frankreich dafür dankbar, daß es, wie sein damaliger Kollege Berti sich später einmal im Parlamente ausdrückte, die Erlaubnis zur Allianz mit Preußen gab. So vermittelte Napoleon den Bund zwischen Preußen und Italien, so gedachte er Mitteleuropa in Brand zu stecken, um Italien Venedig, Frankreich aber den Rhein zu verschaffen.

Als die italienischen Diplomaten diese die Pläne Bismarcks fördernde Auskunft erhielten, schien es ihnen einen Augenblick unzweifelhaft, daß es einen geheimen Vertrag zwischen Frankreich und Preußen gebe, durch welchen Napoleon gewonnen sei; auch Nigra, der tief eingeweiht war in die europäischen Geschäfte, war dieser Ansicht. Das war aber ein Irrtum. Bismarck freilich verstand den letzten Gedanken Napoleons und das Uebermaß seiner Hilfsbereitschaft war für ihn beinahe besorgniserregend. Aber was thun? Die Klugheit gebot, den Franzosenkaiser nicht vorzeitig aus seinen Träumen zu reißen. Es wäre dem preußischen Minister lieber gewesen, wenn er bereits gewußt hätte, was Napoleon durch den Krieg alles zu gewinnen gedenke. Er bat seine italienischen Freunde, ihn zu sondieren, vielleicht werde der rätselhafte Mann gegen sie offener sein. Im Gespräche mit Govone ließ er es an Liebenswürdigkeiten für Napoleon nicht fehlen, weil er wußte, daß sich die Italiener gerne zur Uebermittlung angenehmer Botschaften an den Kaiser benützen ließen. Dabei blieb es während der nächsten Monate: Goltz durfte nichts versprechen, aber durch die italienischen Diplomaten hielt Bismarck dem Kaiser den schönsten Köder hin.

Jetzt ging alles nach Wunsch. Binnen einer Woche nach der Audienz Arefes bei Napoleon hatte Bismarck den gewünschten Vertrag mit Italien in der Tasche. Solch ein einseitig günstiges Vertragsinstrument ist selten anders als durch einen Krieg durchgesetzt worden. Preußen verpflichtete sich in dem Vertrage vom 8. April vorerst zu gar nichts. Italiens Politik dagegen war auf Tod und Leben an die des preußischen

Staates gebunden, wenn auch nur auf drei Monate. Der König von Preußen erklärte bloß, daß er den deutschen Staaten die Berufung eines Parlaments vorschlagen und damit nationale Politik in großem Stile treiben wolle. Wenn König Wilhelm, so hieß es in dem Vertrage, in weiterem Verfolge Oesterreich angreifen werde — Preußen war dazu durch den Vertrag nicht verhalten — so müsse Italien mit allen Streitkräften zu Felde ziehen. Italien aber durfte nicht selbständig zum Schwerte greifen, denn das Bündnis enthielt nichts von einer Verpflichtung Preußens, ihm in diesem Falle beizuspringen. Drei Monate, wie gesagt, hatte Italien für jenen Kriegsfall bereit zu stehen. Ferner, so versprachen sich die Genossen, sollte erst Frieden gemacht werden, wenn Italien Venedig, Preußen aber gleichwertigen Landgewinn in Oesterreich davongetragen hätte [1]).

König Wilhelm hätte bei aller Friedensliebe sehr unklug sein müssen, wenn er diesen Vertrag nicht unterzeichnet hätte, denn er allein hielt jetzt die Wage des Krieges und des Friedens mit allen Gewichten in der Hand. Italien hatte keine Möglichkeit, Preußen wider seinen Willen in einen Krieg zu verwickeln. Wenn der König jetzt das deutsche Parlament in die Wagschale des Krieges warf, so war das seine freie Wahl. Er konnte den Krieg herbeiführen, er konnte aber auch, ohne vertragsbrüchig gegen Italien zu sein, mit Oesterreich ein Abkommen treffen. Griff er aber zum Schwerte, so drangen gleichzeitig 200000 Italiener über den Mincio. Was hatten alle die, welche den Grafen Bismarck bekämpften, Größeres zur Erhöhung Preußens gethan? An diesem Ratgeber beschloß der König festzuhalten.

[1]) Mündlich — so teilt Sybel, IV, S. 312 mit — wurde seitens Preußens erklärt, es werde sich an Stelle von Landerwerbungen mit Zugeständnissen in der deutschen Frage zufrieden geben.

VI. Buch.

Preußens Bundesreform. Allgemeine Mobilisierung.

Während Graf Bismarck rastlos das Netz spann, das um Oesterreich geworfen werden sollte, verharrte das Wiener Kabinett in dumpfer Ratlosigkeit. Esterhazy konnte weder den Entschluß zum Kriege finden, noch folgte er dem verständigen Rate Mensdorffs, Oesterreich möge sich um den Preis einiger Zugeständnisse in Deutschland mit König Wilhelm über den Kopf Bismarcks hinweg verständigen. Je säumiger in Thaten das Wiener Kabinett war, desto eifriger war es in der Absendung unfruchtbarer diplomatischer Noten. Biegeleben fand unaufhörlich Veranlassung, Preußen anzuklagen; seine lebhafte Natur machte sich in diesen Aktenstücken Luft. Aber sie waren so harmlos nicht, denn sie nährten überflüssigerweise den Streit. Ihr Eintreffen erfüllte den preußischen Ministerpräsidenten jedesmal mit Freude; sie dienten ihm beim König als Beleg dafür, daß Oesterreich von der Absicht ausgehe, Preußen so zu demütigen wie in den Tagen von Olmütz. Die noch immer starke Friedenspartei am preußischen Hofe wurde durch kein Argument besser bekämpft als durch diese aus Wien kommenden Schriftstücke. Daß Mensdorff seinen Namen nur ungern unter sie setzte, war Nebensache. Das hatte der schwache Mann mit sich selbst abzumachen; Bismarck konnte darauf hinweisen, daß Mensdorff noch der friedliebendste unter den Wiener Ministern sei und daß auch er eine hochfahrende Sprache führe. Eine Note Oester-

reichs vom 31. März zeigte, wie sehr das Wiener Kabinett durch das Rundschreiben Bismarcks vom 24. März verletzt war; sie sprach von „Unterstellungen" der preußischen Regierung; auch sie schloß übrigens mit der Versicherung, Kaiser Franz Joseph gedenke Preußen nicht anzugreifen, und sie verlangte demgemäß eine gleiche Erklärung namens König Wilhelms. Diese neuerliche peremptorische Forderung berührte den König unangenehm; am 10. April berichtete der italienische Gesandte nach Florenz, auf diese Weise werde der Krieg herbeigeführt werden, der bis dahin für unwahrscheinlich gelten konnte. In seiner Antwortnote vom 5. April erklärte Bismarck kühl, Oesterreichs Rüstungen hätten die Kriegsunruhe hervorgerufen, und er fügte hinzu, dem Könige liege nichts ferner als die Absicht eines Angriffskrieges.

Indessen steht fest, daß der Abschluß des Bündnisses mit Italien einen Akt der Feindseligkeit bedeutete, mit dem nichts zu vergleichen war, was die preußische Empfindlichkeit Oesterreich im äußersten Falle vorwerfen konnte. Das Geheimnis des Vertrages wurde von den neuen Freunden ängstlich gewahrt, weil sie vor Europa nicht als Angreifer erscheinen wollten. Das preußische Kabinett gab übrigens Italien sofort einen Beweis für den Ernst seiner deutschen Reformpläne. Am Tage nach dem Abschlusse des Vertrages mit Italien, am 9. April, erging der Antrag Preußens, welcher die Berufung eines deutschen Parlaments zum Gegenstande hatte, an die Bundesversammlung.

Bisher hatte Bismarck die öffentliche Meinung in Deutschland schonungslos verletzt, er hielt es nun an der Zeit, sie durch Enthüllung seiner Pläne, die auf die Einheit Deutschlands gerichtet waren, zu versöhnen. Er wollte den Deutschen zeigen, daß, wenn es zum Kriege komme, nicht Landerwerb das eigentliche Ziel Preußens sei, daß ein höherer Kampfpreis dem Bruderkriege gesetzt war. Mit- und Nachwelt hätten dem preußischen Minister nicht verziehen, wenn er um eines schmalen oder breiten Streifen Landes willen das Blut Tausender verspritzen ließ. Er wollte sich vor jedem gerechten Richter entsühnen, indem er Preußen das Schwert in die Hand drückte im Dienste einer großen, die Geister bewegenden Idee. Und

Eile that not, um die öffentliche Meinung vorzubereiten. Denn Italien war nur für drei Monate gebunden; dann konnte es, wenn es wollte, die Rüstung ablegen und selbst mit Oesterreich aufs neue über den Verkauf Venedigs unterhandeln. Innerhalb dieser Spanne Zeit mußte es auch zwischen Preußen und Oesterreich auf die eine oder die andere Weise zum Ende kommen.

Der Antrag Preußens an die deutsche Bundesversammlung war nicht umfangreich. Der Bundestag, so hieß es darin, solle ein deutsches Parlament berufen, welches aus direkten Wahlen und, was vor allem bedeutsam war, aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorzugehen habe. Der Bundestag habe den Tag des Zusammentrittes der Nationalversammlung zu bestimmen. Die Regierungen hätten sich zuvor über die neue Verfassung Deutschlands zu verständigen; dieses Grundgesetz wäre dem Parlament zur Beratung vorzulegen. Ausführlich war die Begründung des Antrages; ihr Kernsatz lautete: „Wenn Deutschland in derjenigen Verfassung, in welcher es sich gegenwärtig befindet, großen europäischen Krisen entgegengehen sollte, so wird es entweder der Revolution oder der Fremdherrschaft verfallen." Gleichzeitig wurde eine geheime Unterhandlung mit Bayern eröffnet. Preußen wollte den drittgrößten deutschen Staat bestimmen, zum Ausschlusse Oesterreichs aus dem engeren deutschen Bunde die Hand zu bieten. Dafür wurde dem Könige von Bayern ein lockendes Angebot gemacht: während Preußen den militärischen Oberbefehl über die norddeutschen Staaten anstrebte, wurde ihm das Kommando über die Corps der Südstaaten zugedacht. Wenn Preußen und Bayern sich einigten, dann war der Beitritt des zu berufenden Parlaments zu diesen Abmachungen leicht zu erreichen.

Unter diesen Vorschlägen war kaum einer auffallender als der des allgemeinen Wahlrechtes. Damals focht Bismarck gerade sein Duell mit dem preußischen Abgeordnetenhause aus, der Vertretung des preußischen Bürgertums. Die Mittelklassen begehrten nicht bloß einen Anteil an der Macht, sie verlangten geradezu, daß die Herrschaft wie in England dem Parlamente übertragen werde. Das Bürgertum, den aufstrebenden vierten

Stand nicht beachtend, war der festen und ehrlichen Ueberzeugung, daß es mit der Nation eins sei; für das Volk sei die Herrschaft errungen, wenn Königtum und Adel gezwungen wurden, sich der auf Censuswahlen beruhenden Landesvertretung zu beugen. Die Ansprüche des dritten Standes einzudämmen, war die nächste Absicht des preußischen Ministers, und deshalb sollten die untersten Schichten des Volkes mit dem Wahlrecht begabt werden. So dachten im 19. Jahrhundert alle leitenden Männer, welche mit der liberalen Bourgeoisie im Streite lagen und ihr beikommen wollten. Auf Bismarck machte es großen Eindruck, daß Napoleon III. so lange mit gutem Erfolge das allgemeine Wahlrecht handhabte und dieser Wahlform gefügige Parlamente verdankte. In dieser Anschauung wurde Bismarck wohl nicht so sehr durch den Verkehr mit Lassalle als mit Lothar Bucher bestärkt; dieser hatte soeben die Entwicklung vom Demokraten zum Anhänger eines aufgeklärten und reformierenden Cäsarentums durchgemacht. Lassalle scheint übrigens Kenntnis von den Plänen Bismarcks gehabt zu haben; denn schon am 12. März 1864 prophezeite er in seinem Prozeß vor dem Staatsgerichtshof: „Die starken Spiele, meine Herren, können gespielt werden, Karten auf den Tisch! Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf erzene Notwendigkeit gegründet sind. Und so verkünde ich Ihnen an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen — und Herr v. Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert! . . ." Die Liberalen waren verblüfft durch die Wendung der Bismarckschen Politik, ein Teil der Konservativen aufs tiefste erschüttert. So Gerlach, der damals das allgemeine Stimmrecht das Eingeständnis nannte „des Bankerottes aller soliden politischen Substanzen Deutschlands — Adel, Stände, Obrigkeiten, Korporationen aller Art". Jetzt bleibe freilich „keine andere Organisation übrig als die Organisation des Krieges der politischen Parteien, und an dieses edle vaterländische Werk haben wir denn ungesäumt Hand anzulegen". In der That war in der Rechnung Bismarcks ein Irrtum. Hinter dem Bürgertum entwickelte sich ein

Stand, dessen revolutionäre Kraft ursprünglicher und gefährlicher war als alles, was von der preußischen Volksvertretung bisher zu verspüren war. Bismarck sprach damals die Meinung aus, er befürchte von dem deutschen Parlament nur dann eine Schwierigkeit, wenn seine Mehrheit aus Liberalen bestehen werde; mit einem konservativen oder einem radikalen Parlament werde er in der einen oder anderen Weise fertig werden [1]). Das Problem des Wahlrechts stand übrigens nicht im Vordergrund, nähere Sorgen drückten den preußischen Minister. „In einem Kampfe derart, wenn es auf Tod und Leben geht," so sagt Bismarck später in seinen Erinnerungen, „sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benützung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden." Bismarck wollte also durch das Angebot eines deutschen Parlaments einen großen Schlag gegen Oesterreich und die Mittelstaaten führen. Wenn es ihm gelang, die öffentliche Meinung von dem Ernste und der Ehrlichkeit seiner Absichten zu überzeugen, konnte Preußen den Appell an das Schwert mit größerer Sicherheit wagen.

War es wunderzunehmen, daß Bismarck bei dieser Wendung seiner Politik allseitigem Mißtrauen begegnete? Es war nicht gerade wahrscheinlich, daß er sich jetzt zum parlamentarischen System bekehrt haben sollte. Dieser Stimmung gab nahezu die ganze deutsche Presse Ausdruck. So schrieb die „Nationalzeitung" in jenen Tagen: „Allgemeines und gleiches Stimmrecht, direkte Wahlen, deutsches Parlament sind große und erstrebenswerte Ziele; aber was haben die Grafen Bismarck und Eulenburg, was hat der Bundestag mit ihnen zu schaffen? ... Gesetzt, es gelänge ein Wunder und es tagte zwischen heute und einigen Monaten eine wahre Vertretung des deutschen Volkes in irgend einer deutschen Hauptstadt — welche konstitutionellen Minister sollten den Hauptstaat Preußen bei

[1]) Benedetti, S. 103.

derſelben vertreten? Etwa die Grafen Eulenburg und zur Lippe? Wenn das ſich machen läßt, ſo mögen die Herren es doch zunächſt in dem engeren Vaterlande verſuchen, da iſt ja das Parlament ſchon vorhanden, eine Verfaſſung nicht bloß entworfen. . . . Der innere Zuſtand Preußens rechtfertigt die kühle Ruhe, mit welcher der preußiſche Antrag in Deutſchland aufgenommen wird. Ein gleicher Antrag einer populären preußiſchen Regierung würde wie ein elektriſcher Schlag nicht bloß die deutſchen Lande, ſondern ganz Europa durchfliegen."

Dünn geſäet waren damals in Deutſchland die Männer, welche die Politik Bismarcks vorurteilslos beurteilten und erkannten, daß ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn ſich einer Kriſe nähere. Bloß in der zweiten badiſchen Kammer, wo die Miniſter Roggenbach und Mathy die liberale Partei in klarer Erkenntnis der kommenden Dinge lenkten, wurde ein Preußen günſtiger Entſchluß gefaßt. Die Liberalen ſtaunten, daß ein erprobter Demokrat wie Ziegler, der ehemalige Oberbürgermeiſter von Brandenburg, ſich auf die Seite Bismarcks ſchlagen konnte. Ziegler ſprach am 17. April über die Abſicht Preußens, ein deutſches Parlament zu berufen, die bemerkenswerten Worte: „Das iſt für mich nach vielen Niederlagen ein glanzvoller Erfolg. . . . Wenn die Annahme, die ich nicht teile, wahr wäre, daß es dem Miniſterpräſidenten nicht Ernſt ſei mit dieſem Parlamente, dann würde ich darin erſt eine rechte Veranlaſſung ſehen, zuzugreifen; denn ich ſollte meinen, daß es politiſch klug wäre, ihn in den eigenen Schlingen zu fangen." Aber Ziegler, der auch die Bedeutung Laſſalles rechtzeitig erkannte, der frei war von den politiſchen und noch mehr von den ökonomiſchen Vorurteilen der Liberalen, ſtand unter ihnen vereinzelt. Es gab wohl in der Fortſchrittspartei eine Richtung, welche die Vergrößerung Preußens für das höchſte Ziel hielt. Dieſe Stimmung verkörperte die „Voſſiſche Zeitung", aus deren Spalten Zeile für Zeile die altpreußiſche Abneigung gegen Oeſterreich ſprach [1]).

[1]) Die „Voſſiſche Zeitung" vertrat in ganz naiver Weiſe den Standpunkt, es ſei von ſeiten Oeſterreichs eitel Bosheit und Verblendung, wenn es Preußen in Deutſchland nicht Platz mache. So ſchrieb ſie am 14. April:

Sie hieb gleichmäßig auf das dem preußischen Ruhme neidische Oesterreich und auf den Ministerpräsidenten los, den sie für das Unglück des Vaterlandes hielt. Und gleicher Haß gegen Bismarck flammte in allen liberalen Zeitungen auf; er loderte mit besonderer Wildheit in der Presse und in den Vereinen der partikularistischen Demokraten, von denen einer zu jener Zeit den wütenden Satz sprach: Preußen müsse dorthin gebracht werden, wohin es gehöre — vor die Füße.

Blickte man dann von Deutschland hinaus zu den fremden Nationen, so stieß man vorwiegend auf ironische Urteile über das Abenteuer Preußens, dessen Minister jetzt, um die Verlegenheiten seiner inneren Politik zu überwinden, einen Krieg entfache. Die allerfeinsten Kritiker hielten übrigens den Ausbruch des Kampfes für unwahrscheinlich. Die Engländer zumal glaubten nicht daran, daß die Deutschen nach so viel Redens und Schreibens jetzt zur That schreiten würden. Die „Times“ ließen sich von dem hochfahrenden englischen Standpunkte aus also vernehmen: „Wie wir nach allem annehmen dürfen, ist gute Aussicht vorhanden, daß der Frieden Europas nicht gestört werden wird. Bis zu welchem Punkt oder Pünktchen die Ehre der beiden Gegner dabei unversehrt bleibt oder nicht, daran, gestehen wir, ist uns sehr wenig gelegen. . . . Die Frage gleicht den meisten Streitigkeiten der Deutschen; sie erhebt sich zu einigem Interesse, sobald die Aussicht vorhanden ist, daß die Streitenden einander in die Haare fahren werden.

„Es wird sich allerdings bei jeder Neugestaltung Deutschlands um die Hegemonie Preußens handeln, wie nicht minder um die Beseitigung Oesterreichs aus diesem Deutschland. . . . Aber daß irgend jemand in Oesterreich das einsähe oder, wenn er es einsieht, auszusprechen wagte, ist uns wenigstens noch nicht vorgekommen. Man ist in dieser Beziehung gerade so verblendet, wie der unter Umständen ‚die Krone dareinwerfende‘ sächsische Herr v. Beust, dessen neueste Note wieder beredtes Zeugnis von der dünkelhaften Borniertheit dieses Bundesritters ablegt.“ Am 18. April schreibt dasselbe Blatt: „Was den ‚Bruderkrieg‘ betrifft, so ist dem österreichischen Heere gegenüber, in welchem mindestens drei Vierteile aus Nichtdeutschen, Slaven, Ungarn 2c. bestehen, eine derartige Redensart geradezu komisch; ganz abgesehen davon, daß der Krieg eben Krieg und von einem wirklich humanen Standpunkte *jeder* Krieg ein Bruderkrieg und überhaupt verwerflich ist.“

Wenn diese Krisis vorüber ist, nimmt sie wieder ihren alten, zahmen und flauen, faden Charakter an." — —

Seit dem Kriege um Schleswig-Holstein war Bismarck in seinen Entwürfen ausnehmend vom Glücke begünstigt gewesen. Rußlands wohlwollende Haltung, Italiens Anschluß unter Napoleons förderndem Einflusse, die stumpfe Politik des Wiener Kabinetts kamen ihm gleichmäßig zu Hilfe; eigentliche Schwierigkeiten hatte er bloß am Hofe und im Volke von Preußen zu überwinden. Er äußerte sich um diese Zeit mit hohem Selbstgefühle zu dem französischen Gesandten: „Es ist mir gelungen, einen König von Preußen zu bestimmen, die intimen Beziehungen seines Hauses mit dem kaiserlichen Hause von Oesterreich zu lösen, einen Bündnisvertrag mit dem revolutionären Italien zu schließen, für den Bedürfnissfall mit dem französischen Kaiserreich Uebereinkünfte zu treffen, zu Frankfurt die Durchsicht der Bundesakte durch ein Volksparlament vorzuschlagen. Ich bin stolz auf einen solchen Erfolg; ich weiß nicht, ob es mir gestattet sein wird, seine Früchte zu pflücken; aber wenn der König mich verläßt, so habe ich doch den Boden vorbereitet, indem ich den Abgrund zwischen Oesterreich und Preußen vertiefte; die liberale Partei wird, wenn sie zur Macht emporsteigt, das Werk vollenden, welches ich mir vorgesetzt habe."

Jetzt aber begann dem preußischen Minister das Glück einen Augenblick lang untreu zu werden; wichtige Steine seines Spieles erwiesen sich als unwirksam. Bismarck hatte zuversichtlich auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung gerechnet; er gedachte die nationale Partei davon zu überzeugen, daß er berufen sei, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Aber das alte Zauberwort vom deutschen Parlament verfehlte seine Wirkung. Es lag nach Bismarcks Kampfe gegen das preußische Abgeordnetenhaus nahe genug, anzunehmen, er greife jetzt nur in der Not und ohne ernsten Willen in die Rüstkammer seiner Gegner. Zudem war der Antrag Preußens, wenn man ihn genau prüfte, lückenhaft. Von dem Inhalte der künftigen Verfassung war nichts gesagt, die deutschen Staaten sollten sich erst über sie einigen. Wie aber, wenn eine solche Einigung nicht erfolgte? Der liberalen Volksmeinung kam es außerdem

zumeist auf eine Abgrenzung der Fürstenmacht von der Parlamentshoheit an, welche dieser letzteren günstig war; diese Absicht aber lag dem preußischen Minister gewiß ganz ferne. Und gleichzeitig erfuhr die preußische Politik eine zweite Abweisung. Bayern lehnte den Antrag, sich mit Preußen zu verbinden und als Preis den Oberbefehl in Süddeutschland anzunehmen, ohne viel Bedenken ab. Noch in dem Ministerrat vom 28. Februar hatte Bismarck die Ansicht ausgesprochen, es werde gelingen, Bayern in einem bevorstehenden Kriege von Oesterreich loszulösen. Moltke hatte dem widersprochen, er behielt jetzt Recht. Die bayerische Regierung bedachte, daß sie nach dem Ausschlusse Oesterreichs aus dem Bunde der Uebergewalt Preußens gegenüberstehen würde; daran werde auch die militärische Oberhoheit in Süddeutschland nichts ändern. Dem Hause Wittelsbach war der gegenwärtige Zustand, bei dem sich Oesterreich und Preußen das Gleichgewicht hielten, gerade recht; es lehnte den Oberbefehl in Süddeutschland ab, und dies, wie sich später herausstellte, zum Heile Deutschlands, da die Nation einen Bundesfeldherrn notwendig hatte, welcher über alle ihre Kräfte in Nord und Süd verfügte.

Es war der Gedanke Bismarcks gewesen, durch seinen Vorschlag nicht bloß Bayern zu gewinnen, dessen Kriegsmacht nicht unwichtig war, sondern auch den Argwohn Napoleons zu beschwichtigen. Der Ehrgeiz Preußens — so sagte er zu Govone, in der Absicht, daß Kaiser Napoleon es erfahre — erstreckte sich auf Norddeutschland, beschränkte sich aber zugleich auf dessen Beherrschung. Die Bayern nannte er in diesem Zusammenhange die Kalabreser Deutschlands, welche in den preußisch-deutschen Staat nicht hineingezwängt werden könnten. Das Emporkommen Bayerns neben Oesterreich und Preußen sollte Napoleon eine Bürgschaft dafür sein, daß die Hohenzollern nicht das Gleichgewicht in Europa stören wollten. Bismarck mußte genügsam scheinen, um Frankreich zu begütigen. So gedachte er die Sachlage zu nützen; auf verschiedenen Stufen des Erfolgs wollte er sich mit einem engeren oder einem weiteren Machtbereiche Preußens zufriedengeben.

Bismarck hatte sich von dem Aufrufe an den nationalen

Sinn nicht etwa realen Machtzuwachs für Preußen, wohl aber eine Besserung seiner moralischen Stellung erhofft. Er glaubte dem ihm mit Widerstreben folgenden Könige den Beweis liefern zu können, daß seine äußere Politik die inneren Spaltungen in Preußen überwinden könne. Das war nicht gelungen; die nächste Folge war nur die, daß die Könige und Fürsten Deutschlands aufs neue von Schrecken vor dem Ehrgeize Preußens und seines Ministers erfüllt wurden; war dieser doch bereit, mit den „revolutionären Ideen" einen Bund zu flechten, um sie zu beugen. Die Erfahrungen dieser Wochen verstimmten König Wilhelm aufs tiefste. Er wurde doch etwas unsicher, ob er den richtigen Weg gehe. Lebhafter als je befehdete der Kronprinz den Minister, weil er überzeugt war, daß dieser nur ein Scheingefecht für ein deutsches Parlament führe. Seinem Oheim, dem Herzog von Koburg gegenüber schüttete er sein Herz aus. „Bismarck," so schrieb er ihm am 26. März, „ignoriert mich vollständig. Seit dem Herbstmanöver in Sachsen hat er für gut befunden, mir bis heute faktisch nicht eine Silbe über die brennenden Fragen zukommen zu lassen. . . . Unerklärlich bleibt mir Bismarcks Tollkühnheit. . . . Mit gebundenen Händen überantworten wir uns einem blinden Schicksal! Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil abzuwehren, zu warnen und zu verhindern. Du weißt aber, wie wenig ich vermag." Erbitterter noch als der Kronprinz war seine Gemahlin, von der er dem Herzog am 15. Mai schreibt: „Vicky grüßt tausendmal; . . . sie ist außer sich, denn eine Gattin und Mutter kann wahrlich diesem Wagestück, wo alles auf dem Spiele steht, nicht gleichgültig zusehen." Der Kronprinz, dem es redlicher Ernst war um die Versöhnung des Königtums mit den liberalen Ideen, bezeichnete Bismarcks Politik damals als ein „frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen". Er sprach sich dahin aus, daß Deutschlands Einigung unter Preußen nicht möglich sei durch einen Konfliktminister, sondern nur durch ein den Forderungen der Zeit gemäßes, entschieden liberales Regiment [1]).

[1]) Tempeltey, „Herzog Ernst von Koburg", und Haym, „Das Leben Max Duncker's", S. 377.

Ebenso peinlich berührte es den König, daß ein großer Teil der konservativen Partei sich an dem revolutionären Zuge der Bismarckschen Politik stieß. Die Konservativen hatten sich dem Könige in dem Kampfe gegen das Abgeordnetenhaus bedingungslos zur Verfügung gestellt; jetzt trat in ihren Reihen eine Spaltung ein. Viele ihrer vornehmsten Mitglieder vertraten während ihres ganzen Lebens den Satz, daß die konservativen Interessen, daß das Heil des Königtums und des Adels den Bund mit Oesterreich erheischen. Immer lauter ertönte in ihren Reihen der Ruf, der Krieg mit Oesterreich, das Liebäugeln mit der Demokratie müsse Preußen Unglück bringen. Von den Männern, welche die Partei in der Presse vertraten, blieb Wagener der Bismarckschen Politik auch in dieser Krisis treu; Gerlach aber wurde der Mittelpunkt einer konservativen Opposition, welche den Krieg mit dem stammverwandten Oesterreich verhindern wollte[1]). Noch in einem späteren Zeitpunkte erhob Gerlach in der „Kreuzzeitung" seine Stimme für die Verständigung mit Oesterreich. Er schrieb am 7. Mai in seinem wunderlichen Stile: „Dem berechtigten Rufe der preußischen Machtentfaltung in Deutschland steht der ebenso berechtigte

---

[1]) Von einem ganz anderen Standpunkte, im Geiste des friedliebenden rheinischen Bürgertums, trat die „Kölnische Zeitung" für einen Ausgleich, und zwar auf Grund von Landabtretungen Preußens, ein. Bezeichnend ist der Artikel vom 21. März: „Oesterreich sträubt sich freilich gegen einen Machtzuwachs Preußens im Norden, indessen doch nicht unbedingt; es verlangt wegen seines unzweifelhaften Mitbesitzes an den eroberten Provinzen eine Entschädigung, und zwar nicht bloß an Geld, sondern auch wenigstens teilweise an Land. Damit ist Oesterreich im Recht, und Preußen setzt sich ins Unrecht, wenn es Oesterreich jede Gebietsabtretung, auch die kleinste, verweigert, und zwar in denselben Augenblicken, wo es eine bedeutende Gebietsabtretung von Oesterreich verlangt. Die Lehre aufzustellen, daß Preußen immer nur Land abgetreten erhalten könne, niemals aber Gebiet abtreten dürfe, würde eine wunderliche Ueberhebung sein." Die „Kölnische Zeitung" trat noch am 18. Mai dafür ein, daß Preußen greifbare Vorschläge nach Wien schicke zur Entschädigung für Schleswig-Holstein. — Ueber die Stimmung der Klerikalen in den Rheinlanden vgl. auch Pastors Biographie August Reichensbergers, welch letzterer (I, S. 578) den Sieg Oesterreichs von ganzem Herzen herbeisehnte.

österreichische Beruf der Machterhaltung in Deutschland gegenüber. Dieser Dualismus ist der lebendige Grundcharakter, die reale Basis der Verfassung von Deutschland. Deutschland ist nicht mehr Deutschland, wenn Preußen fehlt oder wenn Oesterreich fehlt. Darum ist Preußens Ehre und Macht ein Kleinod nicht bloß Deutschlands, sondern auch Oesterreichs Ehre und Macht ein Kleinod Preußens. Jede Wunde Preußens ist aber auch eine neue Wunde Oesterreichs und jede Wunde Oesterreichs eine Wunde Preußens." Es waren das Töne, welche auch bei dem König Anklang fanden; er konnte sich nicht ganz von den Ueberlieferungen aus der Zeit der Heiligen Allianz losreißen. Auch in der Armee hörte man Stimmen, welche, in altem kameradschaftlichen Gefühle für Oesterreich, dem Kriege widerrieten [1]).

Indessen war der König durch die Ereignisse der letzten Jahre daran gewöhnt worden, der öffentlichen Meinung zu trotzen und den Ratschlägen seines Ministers zu folgen. Bedenklicher für diesen war, daß die Vertreter Preußens an den auswärtigen Höfen vor den Konsequenzen seiner Politik zurückscheuten und fast durchwegs düstere Schilderungen der diplomatischen Lage Preußens einsendeten. Am wenigsten auffallend war dies bei dem Gesandten in London, dem Grafen Bernstorff, weil er sich zu liberalen Grundsätzen bekannte. Bismarck beklagte sich damals bei den italienischen Unterhändlern aufs bitterste, daß Bernstorff sich ganz auf die Seite seiner Gegner gestellt habe. Störender war, daß auch Usedom in Florenz mit Bedenken hervortrat. Er glaubte damals einer geheimen Unterhandlung Italiens mit Oesterreich auf der Spur zu sein, er hielt ein Abschwenken des Kabinetts von Florenz, die volle Vereinsamung Preußens für möglich [2]). Das waren trübe Aussichten! Herr von Savigny, der am Frankfurter Bundestage

[1]) Sehr schädlich für die Politik Bismarcks war es, daß die „Kreuzzeitung" damals die Meinung Wageners zum Ausdrucke brachte, das deutsche Parlament sei ein geeignetes Werkzeug, um den unangenehmen Parlamentarismus in den Einzelstaaten totzuschlagen. — Vgl. auch Gerlachs Denkschrift im „Bismarck-Jahrbuch" IV, S. 175.

[2]) La Marmora, S. 147, 148.

Preußen vertrat, war ein eifriger Katholik, ein Freund Oesterreichs; er vollstreckte die ihm gewordenen Aufträge pünktlich und sachgemäß, aber innerlich schrak er doch vor der Politik Bismarcks zurück. Der Ministerpräsident fühlte sich vereinsamter denn je.

Solchen Widerwärtigkeiten hatte er indessen im Laufe der letzten Jahre oft die Stirne geboten. Aber eine viel ernstere, eine wirkliche Gefahr stieg zugleich von Paris auf. Alles drehte sich darum, ob Napoleon III. in den nahenden Verwicklungen neutral bleibe. Nun aber verdüsterte sich die Stimmung im Volke und beim Herrscher Frankreichs. Das Auftreten Preußens am Bunde gab Zeugnis dafür, daß dieser Staat eine europäische Umwälzung plane, daß er vor einem Kriege nicht zurückschrecke. Es lag klar zu Tage, daß der Angriff nicht von Seite Oesterreichs ausgehen werde; Herr von Bismarck galt in Europa als der Friedensstörer. Die Kurse an den Börsen fielen, die Geschäfte stockten, und nun brach in der Presse und bald auch in der Kammer zu Paris der Sturm gegen Preußen los. Das war noch immer Nebensache. Aber Graf Goltz sah mit Unruhe, wie Napoleon III. von Tag zu Tag kühler gegen Preußen wurde. Eigentlich war dies begreiflich. Denn der Kaiser sah sich in seiner Erwartung getäuscht, Preußen werde vor dem Kriege mit Anerbietungen an ihn herantreten, welche einen Zuwachs von Land und Leuten für Frankreich enthielten. Er begann zu fühlen, daß ihm in Bismarck ein Mann von diplomatischer Feinheit gegenüberstehe, der sich seinen Griffen mit großer Geschicklichkeit entwand. Er hegte keine platonische Neigung für Preußen; er bedurfte für sich wirklicher Erfolge, um seinem unruhigen Volke zu imponieren. In seinem Mißvergnügen über Preußen hörte er williger als früher die Ratschläge seines Ministers Drouyn de Lhuys an, der das Uebergewicht Preußens in Deutschland für eine Gefahr erklärte. Goltz berichtete dies alles nach Berlin, und er zog die Konsequenz aus seinen Beobachtungen: er trat zum großen Mißbehagen Bismarcks denjenigen bei, welche eine Aenderung der preußischen Politik in friedlichem Sinne befürworteten. Kein Umstand nun hemmte fortan Bismarck mehr in seinem kühnen

Vorschreiten, als die steten Hinweise Goltz' auf die von Frankreich her drohenden Gefahren; der Gesandte in Paris erklärte sich ohnmächtig, sie zu bannen [1]).

Unter diesen Umständen ging König Wilhelm ernstlich mit sich zu Rate, ob er solchen Warnungen nicht doch Gehör geben solle. Vieles konnte hingenommen werden, so die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung in den Kleinstaaten, das Abschwenken Bayerns zu Oesterreich, die hartnäckige Friedensliebe des preußischen Volkes; aber der König fühlte sich ernstlich beunruhigt durch das Schweigen Kaiser Napoleons, der sich nicht länger durch die Andeutungen hinhalten ließ, durch welche Goltz seine Begehrlichkeit nährte.

Vergebens versuchte Moltke die Zuversicht des Königs zu stärken. Er brachte ihm immer wieder in Erinnerung, daß es für Preußen vorteilhaft wäre, so bald wie möglich loszuschlagen. Denn Preußen konnte seine mobilisierten Truppen auf fünf Eisenbahnlinien auf den Kriegsschauplatz befördern, Oesterreich nur durch die eine von Wien nach Prag gehende. Wenn demnach beide Staaten gleichzeitig mobilisierten, so könnte Preußen schon am 27. Tage 285000 Mann versammeln, Oesterreich aber nur um 110000 Mann weniger. Das wisse man in Oesterreich und deshalb treffe man dort aus Besorgnis jetzt schon militärische Maßnahmen untergeordneter Natur. Auf jeden Fall bleibe Preußen zwischen dem 27. und dem 42. Mobilisierungstage überlegen und erst zu diesem Zeitpunkt könne Oesterreich eine an Zahl ungefähr gleiche Macht aufbieten. In diese letzten fünfzehn Tage, so legte Moltke dar, müsse aus militärischen Gründen der Einbruch in Sachsen und Böhmen verlegt werden. Nur dann werde für Oesterreich dieser Nachteil wett gemacht, wenn Bayern mit ihm in Bund trete, aber nicht etwa wegen dessen Streitmacht, sondern weil die auf bayerischem Gebiet zwischen Innerösterreich und Böhmen gehenden Eisenbahnlinien die Beschleunigung der Aufstellung in Böhmen um vierzehn Tage ermöglichten.

Der König fühlte sich durch diese Darlegung nicht über-

[1]) Bernhardi VII, S. 38, sodann „Bismarck-Jahrbuch" V, S. 193.

zeugt. Er hielt es schon für bedenklich, daß die Oesterreicher am 42. Tage so stark seien wie die Preußen, und als gar Bayern sich feindselig stellte, machte er zu Moltkes Eingabe vom 3. April die Randbemerkung: „Sehr unangenehm bin Ich berührt durch die bayerische Schwenkung, die, wenn auch nur Württemberg hinzutritt, fast 100000 Mann mehr gegen uns, alliiert mit Oesterreich, hinstellen wird." Der König meinte, man werde 60000 Mann gegen die Süddeutschen aufstellen müssen und um so viel weniger Oesterreich entgegenwerfen können. Der Kriegsminister übersendete diese Bemerkungen Moltke mit der bezeichnenden Bitte, „Seine Majestät in beruhigender Weise direkt zu informieren". Darauf erwiderte Moltke gewissermaßen ablehnend: „Es kann niemandes Absicht sein, den König zu einem Krieg wie dieser zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern." In einem Vortrage an den König vom 14. April faßte Moltke in einer abschließenden Arbeit alles zusammen, was er in den letzten Wochen durchdacht hatte; das Schriftstück ist ein merkwürdiges Zeugnis seines Geistes, frei von Leidenschaft oder selbst nur von subjektiven Regungen, ein Blick vielmehr über die lebendigen Kräfte wie aus der Perspektive des Geschichtsschreibers. Der Vortrag handelt über den Vorsprung an Zeit, der Preußen zu Gebote stehe, über die ganze Reihe der dem Gegner sich eröffnenden Kriegspläne und Entschlüsse. Alles stehe günstig für Preußen. „Nur dürfen wir," so schließt diese in ihrer Art klassische Beweisführung, „wenn wir einmal mobil machen, den Vorwurf der Aggression nicht scheuen. Jedes Zuwarten verschlimmert unsere Lage ganz entschieden."

In diesen Stimmungen wurde das Berliner Kabinett durch eine Note Oesterreichs vom 7. April überrascht. Sie war im Tone nicht sanftmütiger gehalten als die früheren, aber sie enthielt der Sache nach ein ernstes friedliches Angebot. Wohl wurde die Behauptung wiederholt, daß Oesterreich keine Kriegsvorbereitungen getroffen habe, dagegen darauf hingewiesen, Preußen habe sich zuletzt selbst zu gewissen Rüstungen bekannt. Nochmals gab Kaiser Franz Joseph sein Wort, daß er den

Nachbar nicht anzugreifen gedenke. Die Erhaltung des Friedens sei möglich, aber sie hänge davon ab, daß Preußen bereit sei, die am 29. März verfügten kriegerischen Vorbereitungen zurückzunehmen. Sollte dies geschehen, dann sei die allgemeine Beunruhigung grundlos. So weit Oesterreich. König Wilhelm nun neigte, vielleicht unter dem Eindrucke der Meldungen der preußischen Gesandten im Auslande und aus anderen sich aufdrängenden Gründen, der Meinung zu, man solle in friedlichem Sinne antworten, damit Europa aufhöre, in ihm und seinem Kabinett die Friedensstörer zu sehen. Gerade in diesen Tagen erkrankte Graf Bismarck wieder und konnte beim König nicht vorsprechen. Dadurch war dieser seinem Einflusse mehr als gewöhnlich entrückt. Eine glaubwürdige Nachricht besagt, der König habe den ihm von Bismarck gesendeten Entwurf einer Antwortsnote zweimal gemildert und zweimal zurückgeschickt. Die preußische Note erhielt dadurch einen versöhnlichen Schluß: das Berliner Kabinett ging auf die Absicht Oesterreichs ein. Preußen, so wurde erklärt, sei bereit, seine Rüstungen rückgängig zu machen, wenn sich Oesterreich zu derselben Friedensmaßregel entschließe. In dieser Form, die nicht ganz den Wünschen des Grafen Bismarck entsprach, wurde das Aktenstück vom 15. April nach Wien abgesendet.

Seit Monaten geschah es zum erstenmal, daß das Wiener Kabinett eine versöhnliche Botschaft aus Berlin erhielt, daß es sich nicht angeklagt und zur Rede gestellt sah. Zum erstenmal seit langem winkte eine Friedenshoffnung und Graf Mensdorff setzte seinen ganzen Einfluß daran, sie festzuhalten und zu verstärken. Bei der ehrlichen Absicht Kaiser Franz Josephs, nur zur Verteidigung das Schwert zu ziehen, erhielt der Minister die Ermächtigung, Preußen einen Schritt entgegenzukommen. Er antwortete in verbindlichen Sätzen. Oesterreich erklärte am 18. April aufs formellste, daß es bereit sei, alle Truppenverschiebungen, durch welche sich Preußen beunruhigt fühlte, rückgängig zu machen. Es wurde hinzugefügt, der Kaiser fasse den 25. April als den Tag ins Auge, an welchem die Befehle zur Abrüstung ergehen könnten. Es war selbstverständlich, daß

der Wiener Hof ſich eine bindende Zuſage des Königs von Preußen ausbedang, daß auch er die einberufenen Mannſchaften an demſelben oder am nächſten Tage in die Heimat entlaſſen werde. Das war eine loyale Sprache, welche in Berlin Wirkung üben mußte. Dieſes Angebot traf die Pläne des preußiſchen Miniſterpräſidenten an einer empfindlichen Stelle. Nur mit Mühe war der König beſtimmt worden, den Bund mit Italien zu ſchließen und die Dekrete zur Kriegsrüſtung zu unterſchreiben. Nun zögerte er, den Schluß zu ziehen aus den bisherigen Thaten; drei Monate, die Friſt, bis zu welcher Italien gebunden war, konnten verſtreichen, ohne daß etwas Ernſtliches erreicht war. Das aber war Bismarcks nächſte Sorge. „Herr von Bismarck," ſchreibt Graf Barral aus Berlin am 19. April, „iſt ſehr unzufrieden mit der friedlichen Wendung, welche der Konflikt zu nehmen ſcheint. . . . Das Weſen der Frage hat ſich nicht geändert, aber die Ausſicht auf einen Kampf mit den Waffen iſt für den Augenblick poſitiv beſeitigt. England und ſogar Frankreich, ſo verſichert man, haben in Wien einen Druck geübt, um dieſes Reſultat herbeizuführen, zu deſſen Erreichung auf der anderen Seite die hartnäckige Krankheit des Herrn von Bismarck nicht wenig beitrug." Doch war der preußiſche Miniſter nicht gewillt, ſich ſo leichten Kaufs gefangen zu geben. Er gab Barral gegenüber zu, daß es ſchwer ſei, das Angebot Oeſterreichs abzulehnen; aber wenn der König ſeinen Rat befolge, ſo werde Preußen wenigſtens die Pferde behalten, welche zur Kriegsbereitſchaft der Artillerie gekauft waren. Im Notfalle könne man die militäriſchen Vorbereitungen der Mittelſtaaten zum Vorwand nehmen, um dieſe wichtigſte aller Rüſtungsmaßregeln nicht rückgängig machen zu müſſen. „Unſer Eindruck," ſo fügte der italieniſche Geſandte hinzu, „der meinige und der des Generals Govone, iſt der, daß Bismarck durch den öſterreichiſchen Vorſchlag betroffen und durch die neue friedliche Phaſe, in welche der Konflikt eintritt, ſichtlich entmutigt iſt." An dem Abend, an dem die öſterreichiſche Depeſche in Berlin ankam, beſuchte der König ſeinen kranken Miniſter, und dieſer glaubte wieder, ſeinen Herrn umgeſtimmt zu haben. Dieſem Zwecke diente auch der Brief, den Bismarck am 22. April

an König Wilhelm richtete[1]). Wenn der König ihm folge, äußerte er sich zu dem französischen Gesandten, so werde man die Antwort auf die österreichische Note hinausschieben. Aber er vermochte mit diesem Rate nicht durchzudringen. Am nächsten Tage versammelte sich der Ministerrat, und hier überwog die Meinung, es sei würdiger, die Friedensbotschaft Oesterreichs sofort zu beantworten[2]). Bismarck setzte aber doch eines durch: während Oesterreich einen bestimmten, nahen Tag, den 25. April, als Termin für die Abrüstungsdekrete vorgeschlagen hatte, nahm die nach Wien abgesendete Note von der Festsetzung des Datums der Abrüstung Abstand. Es wurde nur im allgemeinen die Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit der Heimsendung der Truppen gleichzeitig mit Oesterreich vorzugehen. Die Kunde von dieser Botschaft, die am 21. April von Berlin ausging, eilte bald durch Europa, und während Graf Bismarck mit innerer Unruhe die weitere Entwicklung abwartete, atmeten die Völker nördlich der Alpen im Vorgefühle des wieder gesicherten Friedens aufs neue auf. In Italien aber, wo die heißesten Wünsche dem Ausbruche des Krieges entgegeneilten, erregte der friedliche Notenwechsel zwischen Oesterreich und Preußen allgemeine Niedergeschlagenheit. Nigra berichtete am 23. April an La Marmora, daß auch in Paris volle Friedenshoffnung herrsche. „Wollte Gott," mit diesem Stoßseufzer erleichterte er sein Herz, „Oesterreich griffe uns an, aber wir können es nicht hoffen." Und ähnliche kummervolle Betrachtungen wurden zwischen Bismarck und La Marmora ausgetauscht. Bismarck hielt es für einen schweren Fehler, die zur Fahne einberufenen Mannschaften zu entlassen und die südlichen Divisionen wieder auf den Friedensstand zu setzen, ohne daß Preußen auch nur einen diplomatischen Erfolg errungen hatte. Denn ebenso hatte Preußen im Jahre 1850 und während des Krieges in Italien im Sommer 1859 sein Heer verstärkt, ohne dann den Finger zu rühren.

[1]) „Bismarck-Jahrbuch" IV, S. 25.

[2]) Benedetti, S. 112, nach Mitteilungen Bismarcks. Finanzminister Bodelschwingh drang noch am 2. Mai darauf, daß die Pferdeankäufe rückgängig zu machen seien, um den Frieden zu erhalten. S. seinen Brief an Roon in dessen „Denkwürdigkeiten" II, S. 267.

Man gewöhnte die Welt daran, anzunehmen, daß von Berlin nur leere Drohungen ausgingen, und eine Versumpfung des Streites schien Bismarck schon aus Gründen der inneren Politik bedenklich. Von einem anderen Gesichtspunkte ging der König aus. Er trug die Verantwortung für Leben und Tod seiner Krieger, und er wollte ein gutes Gewissen haben, wenn er sein Volk zum Kampfe aufbot. Es war für den Eindruck der preußischen Politik auf Europa wichtig, daß der König Wasser in den brausenden Wein seines ersten Ratgebers goß. Alles kam jetzt darauf an, ob die österreichische Regierung es verstehen werde, König Wilhelm klug zu behandeln und ihn von seinem Dämon, als den sie Bismarck betrachtete, zu trennen.

* * *

So hing denn der weitere Verlauf der Dinge von der Aufnahme ab, welche die preußische Depesche vom 21. April in Wien finden würde. Indem Preußen auf den Vorschlag Oesterreichs einging, die Rüstungen rückgängig zu machen, wurde noch einmal die Probe auf die Klugheit und Zurückhaltung des Wiener Kabinetts gemacht. Um nun die sich jetzt vorbereitende Wendung zu verstehen, ist es notwendig, die Stimmungen in den Regierungs- und Bevölkerungskreisen Oesterreichs, sowie die Rolle Italiens in diesen Verwicklungen zu prüfen.

Während des Monats April war in Oesterreich die Erbitterung über die Feindseligkeiten des Berliner Kabinetts gewachsen. Man hielt den Krieg für unabwendbar, nachdem Preußen sich mit Italien eingelassen und die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland verlangt hatte. Es gab einen Preis, um den der Friede zu erhalten war, aber die Abtretung von Schleswig-Holstein und die preußische Hegemonie in Norddeutschland widerstrebten dem Stolze der deutschen Vormacht. Sollte das der Schluß des gemeinsamen Krieges in Holstein sein? Deshalb also hatten die Herrscher von Oesterreich und Preußen zu wiederholten Malen die Hände zum Freundschaftsbunde ineinander gelegt? Bei solcher Betrachtung fielen tiefe

Schatten und der Verdacht beabsichtigter Täuschung selbst auf den Charakter König Wilhelms; so wenigstens war die Meinung im Volke, und insbesondere unter den Deutschen Oesterreichs. In ihnen flammte die Entrüstung auf, weil der Staat, an dem sie mit Liebe hingen, durch ungerechten Angriff bedroht war, aber auch deshalb, weil sie befürchten mußten, durch den Sieg der Politik Bismarcks von dem deutschen Mutterlande losgerissen zu werden. Sie wurden von einem Bruderkriege in Deutschland am härtesten betroffen und sie verabscheuten deshalb ausnahmslos den preußischen Minister, ob sie nun freiere Verfassungsformen anstrebten oder ob ihre Abneigung gegen den Nachbarstaat noch durch streng katholische Gesinnung geschärft war. Bei den Slaven kam zu dem Hasse gegen Preußen noch der gegen alles deutsche Wesen. Nur die Magyaren standen kühl abseits, aber auch sie wünschten den Krieg, weil sie von ihm die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche erwarteten. Sie hofften, die Monarchie werde sich in Not und Gefahr an sie wenden und ihnen dann die alten Freiheiten zurückerstatten. Auch nicht eine Stimme in ganz Oesterreich erhob sich für die kampflose Preisgebung der überragenden Stellung in Deutschland, sogar die Slaven, für welche die Losreißung von Deutschland vorteilhaft war, wagten es nicht, diesen Ratschlag zu geben. Selbst Männer wie Graf Mensdorff, die zum Frieden und Ausgleich neigten, wiesen diesen Ausweg von sich. Uebrigens waren die Freunde einer zuwartenden Politik im Sinne Mensdorffs nur spärlich vorhanden. Der Generalstab drang stets auf Rüstungen, damit man nicht vom Feinde überrascht werde. Es war schon am 8. April beschlossen worden, eine neue Aushebung von 85000 Mann anzuordnen, doch verschob man die Ausführung, um nur nicht als angriffslustig zu erscheinen. Aber man mußte, da in Preußen schon am 29. März die Armierung der Grenzfestungen befohlen war, mit der gleichen Maßregel folgen. Dem Vorgange Preußens entsprechend, zum Teil darüber hinausgehend, wurde die Feldartillerie auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bespannung des Armeeparks vorgeschrieben. Doch auch diese Maßregeln waren noch defensiver Natur. Gerade zur Zeit, da freundlichere Nachrichten aus Berlin eintrafen, machte der

österreichische Generalstab, der mit gleicher Aufmerksamkeit nach Norden und nach Süden blicken mußte, eine ernste Beobachtung. Während nämlich das Drängen auf der einen Seite nachließ, wurde die Jagd von Italien aus mit erhöhtem Eifer betrieben. Jetzt, in der dritten Woche des April, während man noch auf die Antwort Preußens auf den Abrüstungsvorschlag vom 15. April wartete, brandeten die Wogen aufs ungestümste gegen den italienischen Besitz Oesterreichs.

Seit Jahren wartete Italien auf eine Gelegenheit, um sich auf Oesterreich zu stürzen; es wollte sich jedem Gegner zugesellen, der diesem Staate in Europa erstand. Aber die italienische Regierung sah sich vor einer schwierigen Wahl. Denn der verzweifelte Stand der Finanzen zwang zu Sparsamkeit in den militärischen Auslagen; am 22. Januar 1866 kündigte Finanzminister Scialoja für das laufende Jahr ein Defizit von 211 Millionen Lire an. Im Winter überwogen noch die finanziellen Rücksichten, und deshalb griff man im Dezember zu einem besonderen Auskunftsmittel. Der Krieg schien in die Ferne gerückt, und so wurde beschlossen, die auf den Januar fallende Jahresaushebung zu unterlassen. Um aber das Land vorerst nicht von Verteidigungsmitteln zu stark zu entblößen, wurden die bereits geschulten Soldaten nicht wie gewöhnlich in die Heimat geschickt, sondern bei den Fahnen gehalten. Insgesamt ersparte man dadurch nur 11 Millionen Lire. Die Ersparung wäre jedoch in ihrer Gänze erst 1867 wirksam geworden; dann wäre das Kontingent des Jahres 1866 nicht zu erhalten gewesen und der Friedensstand der Armee auf 140000 Mann gesunken. Aber es blieb keine andere Wahl, und trotz des Widerspruches in der Armee und in der Presse erklärte La Marmora noch am 24. Februar in der Kammer, man dürfe sich durch das Kriegsgeschrei der öffentlichen Meinung nicht einschüchtern lassen.

Da kam, der Regierung selbst unerwartet, anfangs März von Berlin aus die Einladung zu einem Waffenbündnis, und damit trat der Umschlag ein; Italien begann sofort das Versäumte nachzuholen. In diesem Lande wurden zu jener Zeit nach dem Wehrgesetze jährlich 80000 Mann ausgehoben. Davon

wurde die erste Kategorie, 40—50000 Mann, in das stehende Heer eingereiht und zu fünfjährigem Dienste in der Linie herangezogen; die zweite Kategorie, 30—40000 Mann, wurde bloß sechs bis acht Wochen eingeübt und dann entlassen. So ward denn gleich eine namhafte Verstärkung der Armee angeordnet: es wurde am 11. März die zweite Kategorie der 1865 ausgehobenen Mannschaft zu Uebungen einberufen und dann nicht mehr in die Heimat entlassen. Bald ging man einen Schritt weiter. Am 25. März folgte das Dekret, welches die im Januar aus Sparsamkeit unterbliebene Aushebung verfügte; sie sollte am 25. April beginnen [1]). Das Entscheidende war, daß trotz der neuen, nicht ungewöhnlichen Rekrutierung die früher ausgehobenen Mannschaften nicht gleichzeitig verabschiedet wurden. Um deren Zahl hob sich der gewöhnliche Friedensstand des Heeres. Der strenge Befehl wurde ausgegeben (18. April), keinerlei Urlaube und Entlassungen zu bewilligen. Sonach verfügte die Armee nach der Rekrutierung außer über den normalen Stand noch über eine Jahresklasse, sowie über das zweite Aufgebot von 1865. Der österreichische Generalstab berechnete, daß Italien damit 100000 Mann zur Verstärkung des Heeres heranziehe. Das war ein namhafter Vorsprung gegen die bescheidenen Rüstungen Oesterreichs. Trotz aller Geringschätzung, die das neu geschaffene italienische Heer einflößte, konnte diese Uebermacht den österreichischen Truppen gefährlich werden. Gleichzeitig mit der Verstärkung des Standes gingen in Italien starke Truppenverschiebungen von Süden gegen die Grenze Venetiens vor sich. Die italienischen Generäle berechneten, daß 16 österreichische Brigaden die Wacht am Po und am Mincio besorgten; sie hielten es für notwendig, das Doppelte,

[1]) Das italienische Generalstabswerk „La campagna del 1866", I, S. 50. Noch früher schritt man zur Organisation von Stämmen für neue Truppenkörper. Am 11. April wurden alle Offiziere, die auf Wartegeld standen, einberufen, gleichzeitig auch die Ernennung von Unteroffizieren vorgenommen, um sie für die Bildung von Depotbataillonen zu verwenden. An demselben Tage erhielten die Kommandierenden den Auftrag, die Mannschaften zu verstärken, um die Depots nach Bedarf sofort aufstellen zu können.

also 16 Divisionen, zum Angriffe zusammenzuziehen. Die gesamte Armee zählte 20 Divisionen; indessen war man anfangs in der Bildung der Truppenkörper noch nicht bis zu dieser Ziffer vorgeschritten. Die einzelnen Brigaden trugen ihren Namen nach den Provinzen, in denen sie gewöhnlich lagen; sie rekrutierten sich aber regelmäßig aus verschiedenen Gebieten Italiens, da man es nicht für angezeigt hielt, das Territorialsystem strenge durchzuführen. Man wußte nämlich, daß insbesondere die Neapolitaner und Sizilianer nicht kriegstüchtig waren und sich auch anfänglich vielfach nicht in die neue Ordnung der Dinge fanden; deshalb verteilte man die Südländer nahezu in alle Regimenter der Armee, wodurch der Geist der zum großen Teile tüchtigen nördlichen Truppen nicht gerade gehoben wurde. Somit befanden sich die Mannschaften der gesamten Halbinsel, die zu ihren Regimentern gesendet wurden, in voller Bewegung. Außerdem erhielten jene Regimenter, die, wiewohl sie in der Regel im Norden garnisonierten, vor einiger Zeit zur Bekämpfung des politischen Räuberwesens nach dem Süden gezogen worden waren, den Befehl, sich zum Abmarsche bereit zu halten. Sie wurden gegen die Eisenbahnen und Häfen geschoben, um auf Befehl sofort auf den Kriegsschauplatz befördert zu werden. Ueberdies wurde eine nicht unansehnliche Truppenzahl sogleich nach dem Norden dirigiert: zwei Brigaden wurden von Sizilien nach Piemont befördert, zwei Kavallerieregimenter brachen von Neapel auf, ihnen folgten fünf Bataillone Bersaglieri. Das waren Rüstungen ganz anderer Art als die nördlich von den Alpen. Da sich alles mit südlicher Lebhaftigkeit vollzog, so drangen von den längs der Adria sich hinziehenden Heerstraßen beunruhigende Nachrichten in die europäischen Hauptstädte.

Die neutralen Staaten Europas sahen mit Mißvergnügen, wie Italien den Krieg schürte. Ihre Gesandten belagerten das Kabinett La Marmoras, um das Thatsächliche an den Gerüchten festzustellen. Zumal der Gesandte Englands, Lord Blomfield, drang in den Minister, die Verantwortung für den Friedensbruch nicht auf sich zu nehmen. La Marmora that ganz erstaunt über den Unwillen des bewährten Freundes Italiens.

Er leugnete ſchlankweg, daß Italien zum Kriege rüſte. Bezeichnend war, wie er die Truppenmärſche erklärte. Die ſeien ganz harmlos; lediglich zwei Reiterregimenter ſeien auf dem Marſche nach Norden begriffen, dieſelben, welche man ganz überflüſſigerweiſe vor Jahren auf Andringen neapolitaniſcher Deputierter nach den Abruzzen geſchickt hatte, um die Briganten zu fangen. Damals habe er, La Marmora, ſelbſt im Süden kommandiert und dem Kriegsminiſter geſchrieben, daß die Maßregel ſinnlos ſei, da das bergige Terrain die Verwendung von Kavallerie unmöglich mache. Man habe längſt die Abſicht gehabt, die Reiter zurückzuſchicken. Die Ausrede des Miniſters, dem man eine gewiſſe Biederkeit nachrühmte, war deshalb geſchickt, weil die Sache mit den zwei Regimentern Piacenza und Monferrato ihre Richtigkeit hatte. Damit wurde die wichtigere Zuſammenziehung der Infanterie maskiert [1]).

Oeſterreich beſaß von der Zeit ſeiner Herrſchaft her durch ganz Italien Freunde und Späher. Im Süden machten ſich Vorzeichen einer beabſichtigten Erhebung der bourboniſchen Partei bemerklich; der Präfekt von Neapel ließ deshalb den Herzog von San Felice verhaften und mehrere Biſchöfe ausweiſen. Von dieſer Seite kam nach Wien die Nachricht: die Offiziere Garibaldis ſeien abermals daran, in der Jugend Freiwillige zu werben zum Kreuzzug wider den nordiſchen Feind — der Alte ſelbſt bleibe noch auf Caprera, um Oeſterreichs Wachſamkeit zu täuſchen. Es bedurfte nicht erſt der irrigen Nachricht, daß eine Bande Garibaldianer den Po überſchritten habe

[1]) Es iſt auffallend, daß Sybel, IV. Bd. S. 345, La Marmoras Verſicherung vollkommen Glauben ſchenkt und erklärt: „Es mag gleich hier bemerkt werden, daß alle dieſe aufregenden Nachrichten grundlos waren.“ Das italieniſche Generalſtabswerk, das 1875 erſchien, belehrt eines anderen; Sybel läßt dieſes Werk unberückſichtigt. Auf dieſe Weiſe erſcheint Oeſterreich mit ſeinen Rüſtungen als der ſchuldtragende Angreifer. Uebrigens ſagt La Marmora (S. 188) einige Jahre ſpäter ganz offenherzig: „In der That hatte die Ankündigung unſerer Mobilmachung, welche mitten in Europa hineingeſchleudert wurde, während man von allen Seiten die Abrüſtung vorſchlug, die Arbeit der Diplomatie in Verwirrung gebracht und die militäriſchen Vorkehrungen Oeſterreichs hervorgerufen, welche ihrerſeits diejenigen Preußens nach ſich zogen.“

und ihren Marſch gegen die öſterreichiſche Feſtung Rovigo richte, um den Generalſtab in Wien zu Gegenmaßregeln anzuregen. Graf Mensdorff urteilte richtig, als er dem preußiſchen Geſandten in dieſen Tagen ſagte, die Rüſtungen ſeien deshalb gefährlich, weil in dieſen Dingen einer den anderen treibe. Es war den Gegnern Oeſterreichs in Berlin und Florenz darum zu thun, dieſe Macht zu ſtarken Maßregeln zu reizen, um einen Anlaß zum Kriege zu finden; es entſpricht den Sitten des 19. Jahrhunderts nicht, ehrlich auf den Feind loszugehen, er muß vielmehr nach den Regeln der diplomatiſchen Kunſt umgarnt und, wenn er dann, in Grimm ausbrechend, die Fäden zerreißt, als Störer des europäiſchen Friedens angeklagt und bekriegt werden.

Gerade in den Tagen, da man in Wien der Antwort harrte, ob Preußen gleich Oeſterreich vom 25. April ab mit der Abrüſtung beginnen wolle, ſtürmten dieſe Nachrichten aus Italien auf den öſterreichiſchen Generalſtab ein. Das Gerücht vergrößerte die Thatſachen beſorgniserregend. Viel Vertrauen auf die jüngſte Friedensaktion beſtand ohnedies nicht, und ſo hielt der Chef des Generalſtabes es für ſeine Pflicht, vor den ſich auftürmenden Gefahren zu warnen. Henikſtein überreichte dem Kaiſer am 20. April eine Denkſchrift, in welcher auf die Blößen des Reiches in Nord und Süd hingewieſen wurde. Es ſei, wenn man den Doppelkrieg mit Ehren beſtehen wolle, höchſte Zeit, die Armee auf den Kriegsfuß zu ſetzen. Der ſchwache Punkt der öſterreichiſchen Heeresorganiſation, die Entfernung der Regimenter von ihren Ergänzungsbezirken, gebe Preußen einen Vorſprung von vier Wochen; Italien beginne bereits in großem Maßſtabe mit der Einberufung von Mannſchaften. Der Generalſtab riet ſomit dringend, die Mobiliſierung der Armee anzuordnen. Nur ſo könnten die bereits eingeübten Mannſchaften rechtzeitig bei den Fahnen eintreffen.

Es leuchtet ein, wie folgenſchwer die Annahme dieſer Vorſchläge für die europäiſche Lage war. Bisher mutete niemand Oeſterreich im Ernſte die Abſicht eines Angriffskrieges zu; wenn es zuerſt mobiliſierte, ſo verſetzte es ſich ins Unrecht. Zudem durfte man ſich ſagen, daß Italien allein dem öſterreichiſchen

Staate nicht gefährlich war. Die italienischen Minister wußten dies gleichfalls. Gerade jetzt aber war die Beteiligung Preußens am Kampfe zweifelhaft geworden. König Wilhelm schien erschüttert zu sein in seinem Vertrauen auf Bismarck. Wenn jemals, so konnte die gewöhnliche Unentschlossenheit des Grafen Esterhazy in diesem Falle von Nutzen sein.

* * *

Dennoch kam es gerade jetzt durch das Eingreifen Oesterreichs zur Peripetie des kläglichen Dramas von 1866. Eine Sturzwelle verhängnisvoller Entschlüsse durchbrach die Dämme der Besonnenheit. Der Geschichtsschreiber hat hier einen Riß in der bisher logisch zusammenhängenden Folge der Ereignisse zu verzeichnen; unwillkürlich hält die Erzählung inne, um das bisher noch Unaufgeklärte in die Darstellung einzuführen. Der entscheidende Entschluß, der von den leitenden Männern in den großen geschichtlichen Krisen gefaßt wird, ist ein innerlicher Vorgang, dessen Enträtselung nicht selten des Scharfsinnes des Geschichtsschreibers spottet. Die äußeren Thatsachen selbst lassen sich leicht entwickeln; aber sie erklären nicht alles, denn sie treffen schließlich in dem Willen der Menschen wie in einem Brennpunkte zusammen und treten aus ihrer Persönlichkeit als That heraus. So reizvoll es ist, diese Wendepunkte der Geschichte zu belauschen, so gewagt ist es, die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf ein bestimmtes Haupt zu laden. Die historische Schuld ist noch schwerer festzustellen als die tragische, besonders dann, wenn der Entschluß nicht Sache eines einzelnen Mannes war, sondern aus dem Zusammenwirken mehrerer erwuchs. Die Maßregeln, welche die Lenker der österreichischen Politik jetzt verfügten, trieben, vielleicht gegen ihren Willen, unwiderruflich dem Kriege zu. Man hat deshalb oft die Frage gestellt, wer es war, der sie in letzter Linie durchsetzte; aber die Antwort, die bis jetzt gegeben ist, genügt nur dem oberflächlichen Urteile.

Von denjenigen Ministern, die in diesem Augenblicke zu übereilten Rüstungen rieten und dadurch Preußen und Italien den willkommenen Anlaß zum Kriege gaben, hat bis jetzt keiner

eine Erklärung der öſterreichiſchen Politik jener Tage gegeben. Vielleicht hatten ſie für ihre Maßregeln ernſtere, bisher unbekannte Gründe politiſcher Natur; ihr Schweigen freilich macht den Eindruck, daß ſie ſich ſpäter ihres ſchweren Irrtums bewußt wurden. Vielleicht fühlten ſie ſich zu dieſer Zurückhaltung durch ihre monarchiſche Geſinnung bewogen; es iſt möglich, daß ſie ſich ſcheuten, den Anteil des Herrſchers an den Ereigniſſen von dem ihrigen zu ſondern. Ueberhaupt iſt die Rückſicht auf den Monarchen, ſelbſt ſoweit es ſich um längſt vergangene Dinge handelt, in Oeſterreich größer als in irgend einem Staate des konſtitutionellen Europa. Von den politiſchen Männern des modernen Oeſterreich haben manche ihren Einfluß auf die Schickſale ihres Vaterlandes geſchildert; aber über die Hauptſache ſchweigen ſie alle; ſie vermeiden es, das Charakterbild deſſen zu zeichnen, der in ſeinem Reiche alles ſelbſt prüft und ſchlichtet, in deſſen Händen nicht bloß dem Namen nach die Entſcheidung ruht: Kaiſer Franz Joſeph iſt für den Geſchichtsſchreiber ſeiner Zeit in ſeinen wichtigſten Entſcheidungen eine verhüllte Geſtalt. Sein perſönliches Eingreifen während der großen Kriſen ſeiner Zeit wird erſt der Nachwelt genauer bekannt werden. Hier iſt ein Punkt, in welchem ſich Oeſterreich noch immer von den übrigen Staaten unterſcheidet. Auch in Preußen wurzelt das dynaſtiſche Gefühl tief; deshalb hat man aber doch nicht Bedenken getragen, die Charaktere Friedrich Wilhelms IV., Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. bis in ihre tiefſten Falten zu muſtern. Der Anteil König Wilhelms I. an dem Kriege von 1866 wurde ſchon bei ſeinen Lebzeiten von den ihm Naheſtehenden genau dargeſtellt; es iſt kein Hehl daraus gemacht worden, daß ſein Wirken von dem Bismarcks weit überſtrahlt werde. Der König ſelbſt konnte oft leſen, daß ſeine ſchöpferiſche Kraft hinter der ſeines großen Ratgebers zurückſtehe. Das wäre in Oeſterreich ſo gut wie unmöglich: die Perſönlichkeit des habsburgiſchen Herrſchers ſchwebt während ſeines Lebens in einer Art religiöſer Atmoſphäre; ſie herabzuziehen in den Kreis geſchichtlicher Betrachtung, ſeinen Charakter zu analyſieren, davon hält eine alte, ſtrenge Ueberlieferung ab, welche zurückgeht auf die Tage römiſch-kaiſerlicher Majeſtät. Dieſe

ererbte Scheu hängt mit dem Gefühle zusammen, daß das österreichisch-ungarische Reich auf der unbestrittenen Ehrfurcht vor der Dynastie begründet sei. Wohl ist dieses Schweigen der Kenntnis der zeitgenössischen Geschichte abträglich; aber diese Rücksicht gilt als nebensächlich, da damit nach der Vorstellung der leitenden Männer der Festigkeit des Reiches gedient wird.

* * *

Graf Mensdorff erschrak, als der Kaiser ihm die Denkschrift vom 20. April übergab, in welcher der Generalstab die Mobilisierung der Armee betrieb. Die politischen Nachteile der Rüstung, das war seit jeher die Meinung Mensdorffs, überwogen alles, was vom militärischen Standpunkte für sie gesagt werden konnte [1]). Noch an demselben Tage gab er sein Gutachten ab, in dem er nachdrücklicher als sonst zur Besonnenheit mahnte. Er verlangte wenigstens so lange Aufschub, bis von Berlin Antwort auf den Abrüstungsvorschlag Oesterreichs angelangt sei. Doch vergebens: mit unheimlicher Schnelligkeit fiel die Entscheidung. Von einem Berichterstatter, welcher der Dinge kundig sein kann, wird erzählt, wie es kam. Ein Ministerrat wurde abgehalten, in welchem Mensdorff seine Bedenken gegen die Mobilisierung entwickelte. Alles kam auf die Meinung Esterhazys an, doch dieser hatte sich krank melden lassen, um sich der Verantwortung zu entziehen. Die übrigen Minister aber standen unter seinem Einflusse und handelten in seinem Sinne, als sie die Mobilisierung gegen Italien beschlossen [2]). Ohne Säumen ging man an die Vollstreckung dieses

[1]) Am 13. April sagte Mensdorff zu dem sächsischen Gesandten: Die österreichischen hohen Militärs seien gegen ihn sehr aufgebracht, sie hielten nämlich den baldigen Ausbruch des Krieges für unvermeidlich und verlangten daher ernstliche und umfassende Rüstungen und die Bewilligung des hiezu nötigen Geldes; er aber sei anderer Ansicht, er halte vielmehr — und zwar nicht aus Gründen, denn er habe keine dazu, sondern mehr aus Instinkt — die Erhaltung des Friedens immer noch für möglich und scheue daher jedes Geldopfer für Kriegsrüstungen. Friesen, II, S. 140.

[2]) Mitteilungen des Grafen Rechberg. Vgl. Anh. zum II. Bande Nr. II.

Beschlusses. Am Tage nach der Ueberreichung der Denkschrift Henikſteins, am 21. April, wurde der Befehl zur Mobilisierung der Südarmee ausgefertigt[1]). Verletztes Rechtsgefühl und zugleich das beängstigende Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Heeresorganisation trieben zur That; es geschah nicht zum erstenmal, daß sonst unentschlossene Männer sich aus Besorgnis zu übereiltem Handeln fortreißen ließen. An demselben Tage wurde Benedek zum Befehlshaber der Truppen im Norden, Erzherzog Albrecht im Süden ernannt. So unvermittelt kamen diese Anordnungen, daß damit der früher reiflich erwogene Mobilisierungsplan über den Haufen geworfen wurde. Die bisherigen Marsch- und Fahrentwürfe waren darauf berechnet, alle Heeresteile gleichzeitig auf den Kriegsfuß zu setzen; schon am 15. April waren die vorläufigen Anordnungen an alle Truppenkommandanten abgegangen. Jetzt mußten die Pläne rasch umgearbeitet werden. Wie wenn der Feind im Süden schon ins Land bräche, wurde alle Kraft schleunigst zur Aufstellung des Heeres an der Etsch und am Po aufgeboten; die Mobilisierung der Südarmee sollte allem anderen vorangehen.

Und nun gab es kein Halt mehr. Unmittelbar nach diesen Ausfertigungen kam die Antwort Preußens, gleichfalls vom 21. April datiert, nach Wien. Preußen stimmte der Abrüstung zu, wenn es auch dem Vorschlage auswich, gerade am 25. April damit zu beginnen. Man erwarte in Berlin, so hieß es in der Note, weitere Mitteilungen über Maß und Fristen der Abrüstung. Aber in dem Kriegsfieber, von dem Europa jetzt bereits geschüttelt wurde, ging das spurlos verloren.

Denn in Italien übte die Mobilisierung des österreichischen Heeres in Venetien die Wirkung, wie wenn dürres Holz in die Flamme geworfen wird. Auf der Halbinsel hätte sich die Jugend unter Führung Garibaldis freiwillig erhoben, wenn

[1]) Der Herzog von Gramont gibt („L'Allemagne Nouvelle", p. 258) an, daß Oesterreich damals auch durch Meldungen über die Absichten Napoleons, welche von vertraulicher, ganz zuverlässiger Seite einliefen, beeinflußt worden sei. Das ist ein beachtenswerter Wink. Napoleon hatte ein Interesse daran, daß der Horizont sich verdüsterte.

der König nicht selbst das Zeichen zum Kampfe hätte geben mögen. Die Regierung besaß jetzt den lange ersehnten Anlaß zu umfassenden Rüstungen. Am 27. April richtete La Marmora an die Mächte ein bewegliches Rundschreiben, wie Italien sich bedroht fühle; die verfolgte Unschuld des Kabinetts von Florenz beschwerte sich über die österreichische Gewaltpolitik. Mobilisierungs- und Marschbefehle flogen über die Halbinsel, die wehrhaften Mannschaften wurden zu den Fahnen berufen. Das Pathos der Notwehr wurde aber von niemandem in Europa ernst genommen. Als der Gesandte Italiens, d'Azeglio, dem englischen Minister Clarendon die Depesche vorlas, wurde der edle Lord geradezu unhöflich. Wer denn daran glauben solle, fragte er, daß das in inneren Verlegenheiten steckende Oesterreich seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen vorhabe?

Doch gleichviel — mit der Mobilmachung Oesterreichs und Italiens änderte sich das Antlitz Europas. Es war bedeutungslos, daß Graf Mensdorff am 26. April an die preußische Regierung schrieb, Oesterreich bleibe seiner Absicht treu, im Norden abzurüsten, aber es sei genötigt, sich gegen den Angriff Italiens im Süden zur Wehre zu setzen[1]). Bismarck war selbst davon überrascht, daß Oesterreich in das ihm gestellte Netz hineinschnelle. Denn Preußen war nicht verpflichtet und auch nicht in der Lage, zu unterscheiden, welche Corps und Regimenter des österreichischen Heeres mobil gemacht wurden, ob die zur Nord- oder zur Südarmee bestimmten[2]). Benedetti sprach Bismarck

---

[1]) Das zu dieser Zeit nach Berlin gesandte Anerbieten Oesterreichs enthielt in Bezug auf Schleswig-Holstein im Wesen nur die schon früher gemachten Zugeständnisse.

[2]) In diesem Punkte trat die öffentliche Meinung Preußens dem Ministerpräsidenten bei. Die „Nationalzeitung" sagte über die österreichische Note vom 26. April: „Es ist nicht anzunehmen, daß die preußische Regierung das Versprechen Oesterreichs für erfüllt halte, sobald dieses große neue Rüstungen anstellt. Es ist nicht bloß Graf Bismarck und die Kriegspartei, denen eine solche echt wienerisch-gemütliche Logik nicht einleuchten will, sondern selbst wir, die wir gewiß zur Friedenspartei gehören, finden dieses Verfahren Oesterreichs doch über alle Maßen dumm.... Die Dinge müssen bei ihrem Namen genannt werden. Die Nachricht traf in Berlin ein, als gerade der König beim Grafen Bismarck war.

am 25. April und meldete sofort nach Paris: „Ich fand Herrn von Bismarck sehr befriedigt. Die Nachrichten aus Italien und Wien mögen übertrieben sein, aber er hegt die Ueberzeugung . . ., Oesterreich werde darauf verzichten müssen, seine Streitkräfte auf den Fuß zu setzen, auf dem sie vor ihrer Konzentrierung standen. Das heißt also, der Ministerpräsident hofft, auch Preußen werde nicht entwaffnen müssen." Nun hatte Bismarck den Beweis in Händen, daß nicht Preußen, sondern Oesterreich die Kriegsfurie entfeßle. Es kam, wie Roon sich ausdrückt, bei dieser Gelegenheit zwischen dem König, Bismarck und Roon „zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache über das, was wir wollen, und das, was wir entschieden nicht wollen". Der König zeigte große Entschlossenheit. „Otto," so fügt Roon hinzu, „ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde. . . ."

Wirklich waren Hof und Volk in Oesterreich wie vom Fieber geschüttelt. Die Erbitterung darüber, daß man genötigt sei, sich das Opfer eines Krieges aufzuerlegen, verscheuchte, was noch an Besonnenheit vorhanden war. Oesterreich war jetzt einmal als Friedensstörer verschrieen, und so nahm man auch die weiteren Vorwürfe auf sich. Die Würfel fielen: am 27. April erflossen die ersten Befehle, welche die Mobilmachung auch der Nordarmee ins Werk setzten, und Tag um Tag schlossen sich die Maßregeln an, durch welche jeder geschulte Mann zu seinem Regimente eingezogen wurde.

Alle diese Schritte des Wiener Kabinetts waren übereilt, aber sie sind psychologisch begreiflich: das Wild, das sich umgarnt sieht, wirft sich den Verfolgern entgegen, um ihre Kette zu durchbrechen. Der Gipfel der Ueberraschung stieg jedoch erst auf. In diesem Augenblicke änderte Oesterreich aufs neue Richtung und Ziel seiner Politik. Kurz zuvor entfachte es durch

---

Der König soll, und mit Recht, sehr aufgebracht gewesen sein über die Durchkreuzung der von ihm selbst im Einklange mit den Wünschen seines Volkes herbeigeführten friedlichen Wendung."

die Mobilisierung der Südarmee das kriegerische Feuer im italienischen Volke, so daß es für König Viktor Emanuel kaum ratsam gewesen wäre, von dem Werke der Befreiung Venetiens abzustehen. Noch gingen durch Europa die dröhnenden Beteuerungen Oesterreichs, daß Gut und Blut gesetzt werden solle an die Integrität des Reiches. Die Völker des Reiches verstanden diese Sprache und schaarten sich um die Fahnen, welche im Norden und im Süden zur Grenzhut aufgepflanzt waren. Aber gerade in diesen Tagen wurde im Wiener Kabinett ein neuer Plan ersonnen. Plötzlich richtete sich aller Haß gegen Preußen; der Gedanke tauchte auf, Oesterreich solle sich mit Italien aussöhnen, indem man Venedig als Opfer hingebe, um dann gründlich mit dem Nebenbuhler in Deutschland abzurechnen. . . . Offenbar war es, wenn man dies beabsichtigte, überflüssig gewesen, zuvor gegen Italien bis an die Zähne zu waffnen; aber der rettende Einfall kam eben spät. Jetzt wurde er eilig ins Werk gesetzt. Am 30. April erhielt Fürst Metternich den Auftrag, den Kaiser der Franzosen von der großen Neuigkeit zu verständigen und ihn zu ersuchen, bei Italien den Vermittler zu machen.

Als während des ungleichen Kampfes von 1866 das Blut der österreichischen Krieger in Strömen hinfloß, tröstete sich die patriotische Empfindung damit, daß die Ehre des Vaterlandes friedliches Aufgeben der Machtstellung im Norden oder im Süden nicht gestatte. Man war im Volke ehrlich der Meinung, Oesterreich dürfe als Großmacht Drohungen nicht weichen. Als aber noch vor Ende des Krieges bekannt wurde, daß Venedig schon mehrere Wochen vor dessen Ausbruche den Italienern angeboten worden sei, zerfloß das Phantom der Ehre, für welches die Opfer gebracht wurden. Wohl war der Kampf im Süden, wo ein kleineres Heer die Uebermacht überwältigte und dann den Siegespreis in den Händen des Feindes lassen mußte, heldenmütig zu nennen. Aber das war nicht Heroismus, sondern Unklugheit, daß das Wiener Kabinett die Abtretung Venetiens zu spät vorschlug, zu einem Zeitpunkte nämlich, da Italien sich bereits durch einen Vertrag an Preußen gebunden hatte. Wäre die Unterhandlung mit Italien vier Wochen früher be-

gonnen worden, so konnte man Italien noch von Preußen trennen. Zu spät schlug der Stolz des Wiener Kabinetts in Besorgnis um.

Wer für diese krause Politik verantwortlich zu machen ist? Graf Mensdorff trug nach dem Kriege Sorge, die Schuld von sich abzuwälzen; da er auch später hoch in Gnaden blieb, so wußte er es durchzusetzen, daß seine Bemühungen für Erhaltung des Friedens in der amtlichen Darstellung des Krieges verzeichnet wurden. Die Schwäche seiner Haltung ist damit nicht gerechtfertigt; seine Pflicht hätte ihm vielmehr verbieten sollen, in dieser Krise seine Ueberzeugung unaufhörlich hinter einen höheren Willen zurücktreten zu lassen. Er ließ Esterhazy, Belcredi und Biegeleben, sowie den Generalstab unter mattem Widerstande gewähren. Ueber sein seltsames Verhältnis zu Esterhazy äußerte sich Mensdorff später in folgender Weise: „Niemand hat das schwerer empfunden als ich. Aber was wollen Sie, ich verstand von der Politik gar nichts, hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt. Ich war jedoch General der Kavallerie, mein Kriegsherr hatte mir befohlen, den Ministerposten zu übernehmen, und so mußte ich es denn mir wohl oder übel gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat zur Seite gestellt wurde, der den Mut nicht hatte, die volle Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen." Als ihn der sächsische Diplomat Graf Vitzthum vor der Schlacht von Königgrätz fragte, weshalb er nicht lieber seine Demission gegeben habe, bevor er seine Ueberzeugung opferte, sagte er: „Sie haben gut reden, Sie sind nicht Soldat" [1]).

---

[1]) Vitzthum, „London, Gastein und Sadowa", S. 90 und 230. Mensdorffs resignierte Stimmung drückt sich in dem Briefe aus, welchen er etwas früher an seinen Vetter, den Herzog von Koburg, richtete: „Meine Stellung mitten zwischen dem krausen Wirrwarr von inneren und äußeren Schwierigkeiten ist wohl recht aufreibend. Den guten Willen und auch ziemlich viel Ausdauer besitze ich, aber der täglich wiederkehrende Kampf ist tötend. Wohl brauchte man manchmal einen erleuchteten Strahl von oben, woher alles Gute kommt. Bin ich abgenützt, so falle ich eben wie ein welkes Blatt ab; mein Wahlspruch aber bleibt: Fais ce que je dois, advienne que voudra."

In der öffentlichen Meinung stand es damals und steht es auch jetzt noch fest, Graf Esterhazy sei es gewesen, der das Schicksal des Staates nach langem Prüfen und halbem Entscheiden zuletzt förmlich dem Zufall des Würfelspiels anheimstellte. Er hätte den Einfluß besessen, dem Jugendmute des Kaisers, der sich von Preußen tief verletzt fühlte, die Gefahren des Krieges gegenüberzustellen. Früher hatte Esterhazy mit haarspaltender Kritik gefunden, daß jeder bestimmte Vorschlag Mängel aufweise, jetzt trieb er sorglos im Strome und billigte die gewagtesten Dinge [1]).

Als Graf Moritz Esterhazy, dessen Geist sich später umnachtete, am 8. November 1890 im Irrenhause verschied, brachen die lang verhaltenen Vorwürfe gegen sein Wirken in der österreichischen Presse heftig hervor. Darauf trat seine Familie zusammen, um zu erwägen, ob sie es nicht seinem Andenken schuldig sei, eine Rechtfertigung zu veröffentlichen. Graf Belcredi wurde um Rat gefragt, aber man einigte sich, daß es zu früh sei, mit Enthüllungen hervorzutreten. Solange der Herrscher lebe, dem die Männer von 1866 gedient hatten, seien ihre Lippen versiegelt.

* * *

Die Mobilmachung der österreichischen Armee war deshalb eine ausschlaggebende Maßregel, weil sie den Räten Wilhelms I. die Möglichkeit gab, den König zu den entscheidenden Rüstungen zu bestimmen. Mensdorffs Voraussagungen trafen ein. Die preußischen Generäle stellten dem Könige vor, daß, sobald Oesterreich an der Grenze ein Heer aufgestellt habe, dieselbe Lage geschaffen sei wie die, welche 1850 zur Demütigung Preußens geführt hatte. Mehrere Tage lang zögerte der König. Denn alle Dialektik konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß Oesterreich gereizt worden war und daß es den Krieg nicht wünschen könne. Gegen seinen Willen sah sich der König in den großen Zwiespalt hineingezogen. Er war seinem Minister in der äußeren Politik gefolgt, weil dieser ihm hingebungsvoll

[1]) Vgl. Bilbort, „L'Oeuvre de M. de Bismarck", S. 202.

zur Seite stand, als der König wegen der Heeresreform in eine schwere innere Verwicklung geriet; Bismarck hatte nach seinem eigenen Ausdrucke bei dem Könige wie Jakob bei Laban gedient. Wenn der König jetzt zurückwich, wenn das ungerüstete Preußen von Oesterreich überrascht und zum Nachgeben genötigt wurde, dann war es um die monarchische Autorität in Preußen und in Deutschland geschehen [1]). Die Volksvertretung hätte eine nach außen schwache Regierung überwunden, Preußen bog dann in das englische, das parlamentarische System ein. Die Kunst Bismarcks bestand darin, daß er die monarchischen Ueberzeugungen des Königs als Bundesgenossen aufrief wider dessen Gewissensbedenken, wider die Stimme des preußischen Volkes, das den Krieg mißbilligte.

Um dem Könige den schweren Entschluß der Mobilisierung leichter zu machen, legte Bismarck ihm dar, daß Preußen mit dem Schwerte in der Hand noch immer mit Oesterreich unterhandeln könne; diesem Reiche sei dann die Möglichkeit offen gelassen, durch einen billigen Ausgleich den Krieg mit zwei Fronten abzuwenden. Bismarck zweifelte innerlich, ob der Wiener Hof, wo er Menschen und Dinge genau kannte, noch werde zurückweichen wollen. Aber er nahm es, schon um die von dem Könige bezeichnete Linie der Politik einzuhalten, ernst mit der Möglichkeit friedlichen Austrages. In diesen Tagen, da er mit dem Könige rang, am 2. Mai, machte er Govone aufmerksam, daß der Vertrag zwischen Preußen und Italien nur den letzteren Staat unter allen Umständen zur Waffenhilfe verpflichte; Preußen aber dürfe Konzessionen, welche Oesterreich mache, hinnehmen; man wäre nicht in der Lage, sie unbedingt abzuweisen. Bismarck wußte, wie peinlich es für Italien sei,

---

[1]) Roon schrieb am 26. März: „Die Oesterreicher sind an unseren Grenzen in fieberhafter militärischer Thätigkeit, und wir haben noch keinen Finger gerührt. Damit ist aber doch eine große Verantwortlichkeit verbunden, und ich frage mich oft, wie lange diese Ruhe ohne Schaden wird fortgesetzt werden können. Sind aber einmal die Rüstungen im Gange, so wird dem Ausholen entweder das Losschlagen oder — was schlimmer — das Ausgelachtwerden folgen, falls der gewetzte Degen resultatlos wieder eingesteckt wird. . . ."

solches zu hören; der Bundesgenosse wurde dadurch in seiner Treue nicht eben bestärkt. Er fügte deshalb hinzu, die preußische Regierung werde Italien unter allen Umständen rechtzeitig und loyal benachrichtigen und gegen einen Ueberfall schützen. Diese Aussicht war für die Regierung König Viktor Emanuels nicht sehr tröstlich; denn Italien hätte dann unter schweren finanziellen Opfern gerüstet, bloß um die Aktion Preußens zu fördern, Venedig aber blieb unerobert.

Als der König die Befehle zur Mobilmachung noch immer nicht unterfertigte, traten Moltke und die anderen Generäle mit den ernstesten Vorstellungen vor ihn. Sie erklärten, die Verantwortung für die Sicherheit des Staates ablehnen zu müssen, wenn die Armee nicht auf den Kriegsfuß gestellt werde. Da sagte der König, er habe den Eindruck, daß es in seiner Umgebung niemanden gebe, der ihm nicht Verrat vorwerfe, wofern er nicht Rüstungen anordne [1]). Außerhalb dieses Kreises, das wußte König Wilhelm, war alles nahezu einmütig gegen den Krieg. In dieser Stimmung, unter dem Eindrucke der über Oesterreichs Rüstungen einlaufenden Nachrichten, unterzeichnete der König am 3. Mai die ersten Befehle zur Mobilisierung der Armee, denen dann zwischen dem 5. und 12. Mai andere folgten, durch welche die ganze Feldarmee des Staates aufgeboten wurde. Jetzt mußten am Hofe und unter den preußischen Patrioten alle Parteiungen schweigen, da die Ehre des Staates auf dem Spiele stand. Zu jener Zeit befand sich der badische Minister Roggenbach in Berlin, um sich mit Bismarck zu verständigen. Er fand den Kronprinzen über den Gang der Dinge schwer bekümmert; als Freund sagte er ihm, daß es für ihn wie auch für die Liberalen an der Zeit sei, sich einzureihen, da man „immer auf seiten des Vaterlandes stehen müsse".

[1]) La Marmora S. 182.

VII. Buch.

Feldzugspläne. Benedek und Krismanić. Verhandlungen über die Abtretung Venetiens.

Nicht aus übermütigem Vertrauen auf den Sieg drängten die österreichischen Generäle zu Rüstungen, sondern aus Sorge um die ungenügende Wehrkraft des Reiches. Mensdorff gestand dem amerikanischen Gesandten Motley am Vorabende der Schlacht bei Königgrätz, daß, als die Depeschen zwischen Wien und Berlin hin und her flogen, „die höheren Militärs alle sehr unzufrieden waren und daß sie gleich zu Beginn des Feldzuges das ärgste Mißlingen vorhersahen — weil es an gehöriger Vorbereitung fehle". Die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres über den österreichischen Vorderlader wurde von Gablenz, von dem Herzog von Württemberg und anderen Mitkämpfern aus dem dänischen Feldzuge warnend hervorgehoben. Dies erkannte auch die Wiener Militärzeitung „Der Kamerad" an; es sei klar, daß die an Zahl schwächere preußische Brigade, „solange das Feuergefecht dauert und die österreichische Front in entwickelter Linie formiert bleibt, wegen der Intensität des Feuers und wegen der Unbeweglichkeit der Preußen alle taktischen und technischen Vorteile auf ihrer Seite vereinige". Nur die Ueberlegenheit der österreichischen Artillerie könne diesen Nachteil wettmachen. Je ernster die Lage wurde, desto unsicherer äußerte sich der Chef des Generalstabs, desto schärfere Kritik übte er an den österreichischen Heereseinrichtungen. Ueberhaupt ist es

unrichtig, wenn ſpäter des öfteren behauptet wurde, die öſterreichiſchen Generäle hätten im Jahre 1866 in Ueberſchätzung der militäriſchen Kräfte des Reiches den Krieg befürwortet. Andere Einflüſſe, beſonders die Abneigung der ſtreng kirchlichen Richtung gegen Preußen, waren verhängnisvoll. Die Diplomaten hielten den Krieg für gefahrloſer als die Generäle. In den Kriegen Oeſterreichs während des 18. und 19. Jahrhunderts kehrt dieſe Erſcheinung oft wieder, ſo beſonders in den Kämpfen gegen die franzöſiſche Republik und gegen Napoleon. Die „unſinnige, weltverheerende Hartnäckigkeit“ Thuguts, des Miniſters des Aeußern, der in den Kriegen von 1792—1800 die jungen vom Pfluge geholten Mannſchaften verbrauchen ließ, fand in den militäriſchen Kreiſen manchen entſchiedenen Gegner. Es iſt bekannt, daß Erzherzog Karl vor den Kriegen von 1805 und 1809 dringend riet, erſt ſpäter loszuſchlagen, weil das von ihm neuorganiſierte Heer noch nicht ſchlagfähig ſei. „Erholung iſt das große Ziel Oeſterreichs,“ ſchrieb er abmahnend in ſeinem Vortrage an den Kaiſer vom 12. April 1804; er ließ ſich lieber ſeiner Stellung als Präſident des Hofkriegsrates entheben, bevor er die vom Herrſcher 1805 verlangte, von ihm für unmöglich erklärte Aufſtellung eines Heeres in Angriff nahm. Nur Metternich war klug genug, vor dem Kriege von 1813 die diplomatiſchen Fäden ſo lange hinzuſpinnen, bis das Heer gerüſtet war und den Ausſchlag in dem Völkerkriege geben konnte. Im Verlaufe dieſer Darſtellung war ſchon die Rede davon, daß im Jahre 1859 die Mahnung Gyulais, den Krieg nicht mit ungenügenden Mitteln in das Feindesland zu tragen, zwar die Billigung des Miniſters des Aeußern fand, aber im kaiſerlichen Kabinett ungehört verhallte. Faſt immer waren die Militärs bedächtiger als der Hof und die Diplomatie; das Selbſtvertrauen der Staatslenker ſtand nicht ſelten mit der Kraft des Reiches im Widerſpruch. In der Zeit von 1792 bis 1866 herrſchte unter ihnen die Ueberzeugung, Oeſterreich als Hort der konſervativen Ideen müſſe ſtets zum Kampfe gegen die Neuerer und Friedensbrecher bereit ſein. Aber die modernen Ideen waren ſtärker als das Vertragsrecht. Das mußten auch die Männer von 1859 und 1866 erfahren, die

das alte Oesterreich unter allem Wandel der Zeiten unverändert erhalten wollten. Es ist immer mißlich, wenn ein Staat nicht seine eigenen Interessen allem anderen voranstellt, sondern sich berufen glaubt, eine göttliche oder ideale Ordnung der Dinge auf Erden zu verteidigen. Auch 1866 wäre ein rechtzeitiger Ausgleich mit dem italienischen Volke oder ein Zurücktreten von dem starren Buchstaben des deutschen Bundesrechtes weiser gewesen als die Aufnahme eines Kampfes mit zwei Fronten. Esterhazy und Biegeleben aber glaubten, daß es sich am Schlusse des Krieges höchstens um kleine Machtverschiebungen zu Gunsten Oesterreichs oder Preußens handeln werde. Es war jedoch ein Sturmwind, der damals Europa durchbrauste. Der Deutsche Bund, die weltliche Herrschaft des Papstes und endlich Oesterreichs überragende Stellung in Deutschland, in Italien wie zu dem ungarischen Volke fielen ihm zum Opfer.

* * *

Unter den Generälen, welche vor dem Kriege von 1866 zu Rate gezogen wurden, war Generalmajor Krismanič der einzige, der mit Zuversicht den Dingen entgegensah. Sein Auftreten wirkte auf die leitenden Kreise beruhigend. Die Generäle, welche den Spitzen der Verwaltung angehörten, hielten mit ihren Ratschlägen zurück. Weder der Minister des Auswärtigen, noch der des Krieges, noch der Generalstabschef Henikstein prunkten mit besonderen militärischen Einsichten. Henikstein trat freiwillig vor Krismanič zurück, der durch die formelle Gewandtheit blendete, mit der er in Wort und Schrift die militärischen Fragen behandelte. Krismanič war in der österreichischen Kriegsgeschichte gründlich bewandert. Die Denkschriften, durch welche er seinen Vorgesetzten imponierte, waren fleißige, in runde Form gegossene Bücher- und Aktenauszüge. Seine militärische Bildung war eine ausschließlich österreichische; gerade seine Beschränkung auf das Vorbild der Kriegführung gegen Friedrich den Großen führte ihn jetzt irre.

Es gab mehrfache Analogien zwischen dem jetzt entbrennenden Kampfe und den Kriegen Oesterreichs mit Preußen

im 18. Jahrhundert. Dieſelben Gegner, dasſelbe Schlachtfeld; in ſtrategiſcher Hinſicht wiederholte ſich die Aufgabe. Auch damals wurden die öſterreichiſchen Generäle durch das Genie ihres großen Gegners in die Defenſive gedrängt. Friedrich II. nötigte ſie durch ſeine Einbrüche in Böhmen und Mähren zu einer Kriegführung, die, ſoweit ſie Verteidigung war, auch wirklich gelang. Denn Friedrich wurde auf dem Höhepunkte ſeines militäriſchen Ruhmes, nach der Schlacht bei Prag, durch Daun am 18. Juni 1757 bei Kolin beſiegt, Böhmen vor der Ueberwältigung durch den Feind gerettet. Aehnliches wurde im nächſten Jahre erreicht. Friedrich II. brach diesmal in Mähren ein und bedrängte Olmütz aufs härteſte; da überfiel Laudon bei Domſtadtl die Proviantkolonnen, welche dem Könige nachrückten, ſprengte deren Bedeckung auseinander und erbeutete den Zug: der König wurde dadurch zum Rückzuge nach Schleſien genötigt. Von da an betrat Friedrich im Siebenjährigen Kriege nicht mehr den Boden Oeſterreichs. Seine Angriffszüge blieben zuletzt nur deshalb entſcheidend, weil er durch ſie ſeinen Kriegszweck, die Verteidigung Schleſiens, erreichte. Ueberhaupt führten die Offenſivſtöße Friedrichs gegen Böhmen, welche ſich 1742, 1744, 1756, 1757 und zuletzt 1778 wiederholten, nur das erſte Mal dazu, daß er den Frieden auf böhmiſchem Boden diktierte; damals freilich war er durch die Franzoſen und Bayern unterſtützt. Den Generälen Kaiſer Franz Joſephs, insbeſondere Krismanić, erſchien die Lage ganz ähnlich der in jenen Feldzügen. Sie waren ſich klar darüber, daß der Krieg mit dem Einfalle der preußiſchen Armee beginnen werde: das früher gerüſtete Preußen konnte den Krieg nach Böhmen oder nach Mähren tragen.

Damit erhielt Krismanić bei der Ausarbeitung des Operationsplanes von ſelbſt den Wink, zu den Vorbildern aus dem Siebenjährigen Kriege die Zuflucht zu nehmen. Dabei ließ er nur den Unterſchied zwiſchen der Kriegführung vor und nach Napoleon außer Auge. Er konnte auch nicht wiſſen, daß die Enkel der Generäle Friedrichs II. zu einer großartigeren Auffaſſung des Krieges gelangt waren, wenn ſie auch auf den Schultern der Vorfahren ſtanden.

Die Feldherrnkunſt des 17. und des 18. Jahrhunderts war beſtimmt durch die Zuſammenſetzung der Heere. Sie waren zum Teil mit Gewalt geworben und konnten nur durch eiſerne Disziplin zuſammengehalten werden. Der Kampf war deshalb nur in ſtarren, feſt geſchloſſenen Linien möglich; die zerſtreute Fechtart konnte nicht zur Anwendung kommen, weil die Offiziere ſich nicht immer auf die einzelnen, zur Deſertion geneigten Haufen verlaſſen konnten. Sehr beliebt war deshalb die Verteidigung feſter Stellungen, denen der Gegner mit ſeiner gleichfalls ſchwerfälligen Angriffsart nicht beikommen konnte. Die Kunſt des Feldherrn beſtand zum guten Teile im Auffinden ſolcher Stellungen und ebenſo darin, daß er den Gegner aus der ſeinigen herauszumanövrieren verſtand. Darin glänzten Condé, Turenne, Montecuculi, ſpäter Prinz Heinrich von Preußen und Daun. Friedrich der Große war ein Geiſt von höchſter Kühnheit, aber auch er ſah Angriffsſchlachten doch als ein gewagtes Auskunftsmittel an, das man nur in den äußerſten Fällen anwenden ſolle. Wenn man von dem Feinde aus guten Stellungen herausmanövriert worden ſei, dann erſt müſſe man, ſo meinte er, um den Rückzug nicht ins Unendliche fortzuſetzen, das Aeußerſte wagen. Dasſelbe ſei der Fall, wenn der Feind eine Stellung einnehme, welche das zu erobernde Land beherrſche. Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg, als er ſich in einer ſehr ungünſtigen Poſition befand, ſchrieb er: „Es bleibt mir kein Ausweg, eine Schlacht iſt unter allen Dingen, die ich finden kann, das einzig Paſſende. Dieſes Brechmittel wird in wenigen Stunden über das Schickſal des Kranken entſcheiden.“ Dasſelbe Bild wandte Friedrich II. öfters auf eine bevorſtehende Schlacht an. Er ſcheute aber, wenn es notwendig war, vor dieſem äußerſten Mittel nicht zurück, denn er verſtand es dann, den Feind bis zur Vernichtung zu ſchlagen.

Es iſt bekannt, welch überwiegenden Wert die öſterreichiſchen Generäle jener Zeit, beſonders Daun und Lacy, auf die Wahl einer geeigneten „Poſition“ legten; wochen-, ſelbſt monatelang verharrten ſie darin, ohne Rückſicht auf den Zeitverluſt. Laudon, der ſie überragte, mißbilligte ihre Grundſätze nicht; er tadelte es nur, daß ſie niemals dazu kamen, wie Friedrich II. einen

Hauptschlag zu führen. Und es wäre irrig, zu glauben, daß Friedrich der Große ihnen etwa grundsätzlich Unrecht gab. Er hielt fest an der herrschenden Theorie seiner Zeit; je mehr er in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges ausschließlich auf die Verteidigung Schlesiens und Sachsens angewiesen war, desto stärker befestigte er sich in dieser Ueberzeugung. In der Einleitung seines Buches über die Geschichte des Siebenjährigen Krieges heißt es: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generäle nicht abgehen werden von der Methode des Marschalls Daun (welche ohne Widerspruch die gute ist), und daß man sie beim nächsten Kriege ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postieren, wie in diesem." Noch deutlicher spricht er sich darüber in mehreren, oft citierten Stellen seines militärischen Testaments von 1768 aus. „Man muß darauf rechnen, mit den Oesterreichern nur noch einen Postenkrieg zu führen. . . . Ich würde es mir nicht angelegen sein lassen, allgemeine Gefechte zu beginnen, weil man eine Stellung nur mit beträchtlichen Verlusten erobern kann und weil in gebirgigem Lande die Verfolgungen nicht entscheidend werden können; aber ich würde mein Lager gut sichern; ich würde es mit aller Sorgfalt befestigen und alle meine Absichten darauf richten, gründlich die Detachements des Feindes zu schlagen; denn wenn ihr eines seiner detachierten Corps vernichtet, bringt ihr Verwirrung in seine ganze Armee. Kleine Erfolge vervielfältigen heißt nichts anderes, als allmählich einen Schatz aufhäufen. Mit der Zeit ist man reich — man weiß nicht wie" [1]).

Man muß die Dokumente über die Strategie aus den Zeiten Friedrichs des Großen, Dauns und Lacys sorgfältig prüfen, um vollständig zu verstehen, wieso Krismanič, der selbst Professor der Strategie an der höchsten militärischen Anstalt

[1]) Ueber die Strategie Friedrichs des Großen ist ein wissenschaftlicher Streit entstanden, zu dem Bernhardis („Geschichte des Siebenjährigen Krieges") und Delbrücks („Historische und politische Aufsätze") verschiedene Auffassungen den Anlaß gaben und der dann viele interessante Darlegungen zu Tage förderte. Delbrücks geistvolle Ausführungen treffen meines Erachtens den Kern der Sache.

Oesterreichs gewesen, dazu kam, den Feldzugsplan zu entwerfen, der 1866 den Aufmarsch der Armee bestimmte. So wie die strategischen Lehrsätze des alternden Königs Friedrich durch die Thaten Napoleons überholt wurden, so mußte die veraltete Kriegführung der Oesterreicher Moltke zu seinen entscheidenden Erfolgen verhelfen. Friedrich II. wählte in den Jahren seines Ruhmes die im Kampfe mit halb Europa einzig richtige Methode; er mußte in seiner centralen Position in gedeckter Stellung lauern und kurze, kräftige Offensivstöße gegen denjenigen Gegner führen, der ihm an den Leib rückte. Aber mit diesem Systeme, das unter den unfähigen Schülern des Königs verknöcherte, brach Napoleon. Er sprach über die Strategie des 17. und 18. Jahrhunderts, dieser Zeit der Kabinettskriege, der Kämpfe um eine Festung oder um einen schmalen Streifen Landes, das Urteil: nur ein gewöhnlicher Ehrgeiz könne sich mit solch kleinen Erfolgen begnügen.

Die leitenden Ideen aus der Kriegführung des 18. Jahrhunderts tauchten wieder in der ausführlichen Denkschrift auf, dem „Operationsplan der Nordarmee", welche Krismanič im April 1866 ausarbeitete [1]). Begreiflicherweise erwog er in erster Linie den Fall, daß Preußen, welches drei Wochen früher als Oesterreich marschbereit sein konnte, das Heer des Kaisers in seinen Sammelplätzen überrasche. Der Einbruch Friedrichs des Großen in Böhmen 1757, der von drei Seiten her mit dem Stelldichein vor Prag stattfand, war das Medusenbild, welches den Sinn der österreichischen Heerführer auch jetzt beherrschte; damals wurde ein so trefflicher General wie Browne durch die Schnelligkeit und Wucht des preußischen Anmarsches moralisch niedergeschmettert, so daß er in der Schlacht vor Prag wie ein dem Tode Geweihter befehligte. Krismanič konnte also in seiner Denkschrift die defensive Haltung der kaiserlichen Armee als eine „wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache" bezeichnen. Er entschied sich wie Henikstein für Olmütz als den Sammelplatz des Heeres. An die Festung gelehnt, konnten die

[1]) Das Wesentliche der Denkschrift in „Oesterreichs Kämpfe" I, S. 108—122.

Oesterreicher sich sammeln und den ersten Stoß des Feindes aushalten. Selbst wenn die Preußen vor der Konzentration des österreichischen Heeres aus Oberschlesien direkt gegen Olmütz und Wien vorbrechen sollten, könnte sich das noch nicht schlagfertige österreichische Heer in einem verschanzten Lager bei Olmütz oder hinter der Thaya sammeln.

In dem Munde des Generals Krismanič war es nur eine Redensart, wenn er die Defensive der Oesterreicher eine bedauerliche Thatsache nannte, denn diese Kampfesweise entsprach ganz seinen Neigungen, ganz der militärischen Schule, der er angehörte. An einer späteren Stelle seiner Denkschrift spricht er sich unverhohlen in diesem Sinne aus. Auch in dem Falle, wenn die Oesterreicher Zeit behielten, ihren Aufmarsch in Mähren wirklich zu vollenden — auch *dann* wies er der Armee bei Olmütz eine defensive Rolle an. Denn, so sagte er mit Hinblick auf eine oft citierte Stelle aus Clausewitz, Preußen verfolgte den positiven Zweck; Oesterreich dagegen wolle nur abwehren, und dieser negative Zweck sei am besten durch die Defensive erreicht. Auch in dem Falle, daß Oesterreichs Heer voll gerüstet bei Olmütz vereinigt sei, solle es die Preußen nur von Neisse oder Glatz her die sechs bis sieben Tagemärsche vorrücken lassen; in der befestigten Stellung bei Olmütz hätte es alle Aussicht auf den Sieg in offener Feldschlacht. Indem Krismanič die drei Straßen des Marsches bespricht, den die Preußen von Glatz oder Neisse nach Olmütz zu machen hätten, verwirft er von vornherein den Gedanken, ihnen entgegenzugehen und sie auf preußischem Boden anzugreifen. Denn auf diesem Wege wäre keine für die Oesterreicher günstige „Stellung" zu einer Schlacht aufzufinden. Das klingt ganz so wie die Sprache Dauns und Lacys — schwerlich hätte aber Napoleon oder auch Laudon zugegeben, es fände sich auf einer sieben Tagemärsche langen Strecke kein geeignetes Schlachtfeld, um dem Feinde standzuhalten und ihn zu schlagen.

Dabei war Krismanič überzeugt, daß die Preußen aus Mittel- oder Oberschlesien gegen *Olmütz* rücken würden; mit der Prüfung aller Straßen und Schlachtfelder für diese Kampfesmöglichkeit füllte er mehr als drei Viertel seiner Arbeit. Alle

anderen Operationspläne erwog er nur nebenher. Nur dürftig ist dasjenige, was er von dem Falle zu sagen weiß, wenn Preußens Heere etwa über Dresden oder über Görlitz-Reichenberg, oder über Trautenau in Böhmen einbrechen sollten. Dann würden die Preußen — so vermutet er — die Elbe als Deckung nehmen, und die Oesterreicher müßten von Chrudim aus gegen sie vorgehen; an der Elbe käme es dann zur Entscheidungsschlacht um Böhmen und um das Schicksal Deutschlands. Aber obwohl man diesen Fall sicherlich auch ins Auge fassen müsse — die Denkschrift enthält auch den Plan für den Abmarsch der Armee von Olmütz nach Böhmen — so sei es doch seiner Ansicht nach am wahrscheinlichsten, daß die Preußen den kürzesten Weg nach Wien einschlagen würden, und der führe von Mittelschlesien über Olmütz. Es schwebte ihm dabei wie der ganzen österreichischen Politik der Gedanke vor, es handle sich für seinen Staat wesentlich um Schlesien; dort läge für Oesterreich die Entschädigung für Venetien wie für Schleswig-Holstein, Provinzen, welche man nicht festhalten konnte. Es ist später oft mit bitterem Spotte gesagt worden, daß in den wichtigsten Punkten das Gegenteil dessen eingetreten ist, was Krismanič für das Wahrscheinlichste hielt. Die Preußen brachen nicht über Neisse, sondern über Reichenberg und Trautenau in Oesterreich ein; nicht Mähren wurde der erste Kriegsschauplatz, sondern Böhmen; endlich haben sich die Gegner nicht, wie er vermutete, mit der Belagerung der Festungen Königgrätz, Josephstadt und Olmütz aufgehalten. Aber darin allein läge noch nicht der Beweis seiner Unzulänglichkeit als Heerführer; denn es wird sich zeigen, daß auch das preußische Hauptquartier vielfach von irrigen Voraussetzungen über die Absichten Oesterreichs ausging. Dort vermutete man, als Benedek den Oberbefehl erhielt, eher eine wenn auch überstürzte Offensive gegen Schlesien, als solch ein ängstliches Verkriechen hinter Festungen, Höhenzügen und Flußläufen [1]). Es ist eben unmöglich, wochen-

[1]) Es muß festgehalten werden, daß die obige Darstellung lediglich das strategische System der Oesterreicher zum Gegenstand hat. Wie sehr ihre Stoßtaktik, ihr Vorbrechen aus diesen Positionen im Widerspruche stand mit den Kombinationen des Generals Krismanič, soll später aus-

lang früher zu sagen, was der Gegner unternehmen werde, und in diesem Sinne hat auch Napoleon gesagt: „Ich habe niemals einen Operationsplan gehabt". Was aber in der Denkschrift Krismanič' besonders bezeichnend ist, das ist der Geist einer veralteten Strategie, die Aufstapelung eines militärischen Wissens nach überholten Gesichtspunkten.

Es ist wichtig, festzustellen, welcher Quelle Krismanič die Menge von Positionen entnahm, über die er in seiner Denkschrift ein entscheidendes Urteil fällt — die Position von Olmütz auf den Höhen von Nebotein und Krönau, die von Josephstadt und Königinhof, die Stellung bei Kosel, die bei Neisse, die bei Frankenstein u. s. w., die er alle nach ihrer Sicherheit taxierte. Hier nun spielt ein Umstand mit, der für die Technik des österreichischen Kriegswesens jener Zeit sehr wichtig ist. Man hatte nämlich im Kriegsministerium, um die Schlachtfelder in und außer Oesterreich schon in Friedenszeiten zu studieren, seit langem Landesbeschreibungskarten entworfen, in welchen alle Stellungen eingezeichnet waren, die in Kriegen früherer Zeit oder nach Untersuchungen erfahrener Militärs einer Armee einen festen Stützpunkt gewährten. Diese Karten mochten für jeden Feldherrn, auch für einen mit größeren Gesichtspunkten, wertvoll sein, um sich schon im Frieden über mögliche Schlachtfelder zurechtzufinden — deren Zahl übrigens nie zu erschöpfen ist; aber sie wurden verhängnisvoll, wenn der Blick eines leitenden Generals durch die schwarzen Striche festgebannt war, durch welche die Stellungen bezeichnet wurden. Dieses pedantische Am-Boden-haften erschien schon damals den einsichtigeren Offizieren des Generalstabes bedenklich, und irgend ein Uebermütiger von ihnen hatte, weil die schwarzen, halbmondförmigen Striche auf den Landbeschreibungskarten an das deutsche Lieblingsessen erinnerten, die auf diesen Stellungen basierende zopfige Kriegskunst auf den Namen „Wurststrategie" getauft.

Nicht alle österreichischen Generäle und Offiziere waren von den Vorurteilen befangen, in welche Krismanič verstrickt

---

geführt werden. Die Strategie und die Taktik der Oesterreicher befanden sich im Norden in unlöslichem Widerspruche.

war [1]). Beweis deſſen die tiefe Verſtimmung, die im Offizierscorps Platz griff, als ſich die Armee nicht von Olmütz wegrühren wollte und Nordböhmen den Preußen preisgab. Insbeſondere Erzherzog Albrecht hatte von Anfang an Nordböhmen als das natürliche Gebiet für die erſte Aufſtellung der Oeſterreicher bezeichnet. Bedeutungsvoller noch iſt das Verhalten der Oeſterreicher im Kriege mit Italien, ſowohl zu Lande als auch zur See. Im Süden entſchloſſen ſich Erzherzog Albrecht und John zu kühnem Losgehen, zum Angriffe auf einen der Zahl nach überlegenen Feind; und Tegetthoffs heller Geiſt ſchreckte ebenſowenig davor zurück, die feindliche Flotte aufzuſuchen und zu überrennen.

Es wäre ungerecht, wollte man General Krismanič ſchon deshalb verurteilen, weil er ſich dem großen Strategen nicht gewachſen zeigte, der ihm gegenüberſtand. Krismanič hätte auch durch den beſten Plan nicht die Ueberlegenheit der preußiſchen Organiſation, Taktik und Bewaffnung wettmachen können. Wenn man übrigens ſeine Vorſchläge an der Hand der militäriſchen Korreſpondenz Moltkes prüft, die heute vorliegt, ſo muß man zugeben, daß er einen Teil der Abſichten Moltkes richtig erkannte.

Vor allem war Krismanič wie früher Oberſt Neuber darin im Recht, daß ſie den preußiſchen Heerführern die Abſicht zutrauten, das öſterreichiſche Heer in den Sammelplätzen zu überfallen und zu zerſprengen. Thatſächlich wurde Moltke nicht müde, dem Könige zu empfehlen, am erſten Mobiliſierungstage den Krieg zu erklären und vom 25. bis zum 40. Tage danach mit dem vollſtändig vereinigten Heere die Oeſterreicher in ihrem Lande aufzuſuchen und zu ſchlagen. Seine Ratſchläge wurden von König Wilhelm nicht befolgt, aber es hatte ſeine Berechtigung, daß der öſterreichiſche Generalſtab ſolches vermutete und deshalb vorſchlug, die erſte Aufſtellung mehr im Innern Oeſter-

[1]) Vgl. die „Bemerkungen über die Operationen im öſterreichiſch-preußiſchen Kriege 1866" in der „Oeſterr. Militärzeitſchrift" 1867, I, S. 203, die von Feldmarſchalllieutenant Nagy herrühren ſollen, der 1861—64, wenn auch nur als Stellvertreter des in Italien kommandierenden Benedek, thatſächlich Generalſtabschef der öſterreichiſchen Armee war.

reichs vorzunehmen. Wäre Moltke Herr der preußischen Operationen gewesen wie einst Friedrich II. — wohl möglich, daß er sich über die Verantwortung für einen solchen Gewaltstreich hinweggesetzt hätte.

Auch in der Hauptfrage konnten die österreichischen Generäle leicht irre gehen; schwankte doch auch Moltke längere Zeit, ob die preußische Armee von der Lausitz in Böhmen oder von Oberschlesien her in Mähren eindringen solle.

Ueberhaupt wäre nichts irriger, als wenn man annehmen wollte, Moltke habe mit unfehlbarer Berechnung von Anfang an Oesterreicher wie Franzosen zwischen die Zangen einer Scheere genommen und zerdrückt. In dem ersten der beiden Feldzüge hatte er nicht bloß den Widerstand König Wilhelms zu überwinden; in ihm selbst reifte der Kriegsplan erst nach ununterbrochener Gedankenarbeit; er prüft und verwirft, er ändert und modelt, bis ihm der Entschluß feststeht; auch dann konnte er nur einen Teil seiner Entwürfe durchführen. Dies gilt besonders für die Angriffsrichtung in einem Kriege gegen Oesterreich. Ursprünglich, und zwar in dem Plane von 1860, hatte er gemeint, die Aufstellung in Schlesien wäre eigentlich besser, da man von hier Wien über Olmütz in 30 Meilen erreichen könne; und ähnlich wie Moltke dachten noch unmittelbar vor Ausbruch der Feindseligkeiten andere hervorragende Kenner des Krieges. Theodor v. Bernhardi, dessen Gutachten Moltke damals einholte, spann eben diesen Gedanken sorgfältig in der Denkschrift aus, die er dem Chef des Generalstabs im Frühjahr 1866 überreichte. General Voigts-Rhetz, der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, sprach noch einige Wochen später sein Bedauern darüber aus, daß der Feldzug nicht mit einer mächtigen Offensive in dieser Richtung zu einer Zeit begonnen worden sei, da die Oesterreicher noch nicht schlagfertig gewesen waren. Im Winter auf 1866 nun ging Moltke an die Vorarbeiten zum endgültigen Feldzugsplan, und auch da sagte er: „Gewiß wäre es das Richtigste, die Armee in Oberschlesien zu versammeln, um gegen Wien vorzugehen, wenn wir wesentlich früher oder stärker als Oesterreich auf dem Kampfplatze zu erscheinen vermöchten.“ Aber schon damals er-

wog er auch die Gegengründe wider diesen Kriegsplan; er legte nämlich dar, daß der Vorsprung der preußischen Rüstungen verloren gehe, wenn man erst das ganze Heer über die schlesischen Bahnen nach Südosten versetzen wollte. Denn in Preußisch-Schlesien gab es damals nur einen, stellenweise zwei Schienenwege; ein bis zwei Wochen mußten somit über dem Truppentransport nach Oberschlesien verloren gehen. Diesen Einwand setzte Moltke auch später dem Gutachten Bernhardis entgegen. Dieser Gesichtspunkt nun entging dem General Krismanič; er erwog nicht, daß die Gestaltung des preußischen Eisenbahnnetzes den Gegner davon abhalten werde, seinen Aufmarsch so sehr zu verzögern. So kam es, daß er vorwiegend nur mit einer Möglichkeit rechnete, die schließlich nicht zutraf.

Indessen ist es ganz unberechtigt, wie dies später vielfach geschehen ist, Krismanič deshalb mit Spott zu überhäufen, weil er in der März-Denkschrift den Einbruch der Preußen von Neisse her gegen Olmütz und Wien für die nähere und größere Gefahr betrachtete; es ist eben dreißig Jahre später bekannt geworden, daß Moltke sich eine Zeit lang thatsächlich mit einem ähnlichen Plane trug. Unterdessen sonderte und kombinierte Moltke in den Jahren vor dem Kriege alle Elemente unaufhörlich in seinem Geiste, prüfte und verwarf viele Möglichkeiten, bis er im April 1866 zu den endgültigen Vorschlägen an König Wilhelm gelangte, die in den Vorträgen vom 14. und 27. April niedergelegt sind. Hier nun traten zwei Hauptgesichtspunkte hervor. Moltke legte allerdings auch jetzt noch den größten Wert darauf, von vornherein in Schlesien so große Truppenmassen aufzuhäufen, als dies angesichts des Eisenbahnnetzes überhaupt angehe. „Möglichst starkes Auftreten in Schlesien," so lautet seine Losung, „von wo auf dem kürzesten Wege und in der dem Feinde drohendsten Richtung die Offensive ergriffen und der Krieg in Feindesland verlegt werden kann." Gleichzeitig aber sollen alle anderen Eisenbahnlinien Preußens benützt werden, um die Truppen so rasch wie möglich auch an die sächsische Grenze, und somit in die Nähe des Nordrandes des böhmischen Kessels zu bringen. Die Schnelligkeit des Aufmarsches wird zur obersten Regel, und deshalb sollen die Truppen

an allen südlichen Endpunkten der preußischen Bahnen — also sowohl in der Mark Brandenburg wie in Schlesien — auswaggoniert werden. Sobald dies geschehen sei, hätte die somit in einem großen Bogen um Böhmen aufgestellte Armee ohne jedes Zögern den Vormarsch anzutreten, um ihre vorerst gesonderten Heeresteile mitten im feindlichen Lande zu vereinigen. Nicht Olmütz also, sondern die Mitte Böhmens war fortan das nächste Operationsziel Moltkes. Da aber bei solcher Aufstellung des preußischen Heeres seine Abteilungen im Kriegs- und Marschbeginn weit auseinandergezogen waren, so mußte erwogen werden, ob die Oesterreicher nicht durch einen raschen Vorstoß auf Berlin die Vorhand zu gewinnen versuchen würden. Aber Moltke schlug diese Gefahr bei dem Vorsprunge der preußischen Rüstungen nicht zu hach an. Wenn die Oesterreicher es etwa wagen sollten, vor der vollständigen Aufstellung ihres Heeres mit einer kleinen Truppenmacht über Sachsen gegen Berlin vorzubrechen, so könnten ihnen auf diesem Wege jedenfalls zwei bis drei preußische Corps entgegengeworfen werden; unterdessen hatten vier preußische Corps aus Schlesien gegen ihre Rückzugslinie vorzudringen, und der vorwitzige Angreifer mochte sich glücklich schätzen, wenn er noch den Rückzug auf Budweis und Linz offen fand; von seinen Verstärkungen aus dem Herzen des Reiches wäre er abgeschnitten gewesen. Wichtig war somit auch für diesen Fall, daß Schlesien stark genug besetzt war, und so blieb denn Moltke bei dem Satze: wenigstens die größere Hälfte des Heeres sei in dieser Provinz zu konzentrieren, wenn man auch den kleineren Teil nördlich von Sachsen aufmarschieren lasse[1]).

Die österreichischen Generäle irrten also von vornherein in ihren Annahmen nicht gar so weit von den Absichten des preußischen Generalstabes ab. Nur liegt in ihren Vorsätzen etwas Starres, Unabänderliches; sie blieben in Mähren länger als notwendig, auch dann noch, als sie erkannten, Preußen

---

[1]) Vgl. Moltke, „Militärische Korrespondenz 1866", S. 8, 33, 120, 130, 134, und Lettows „Geschichte des Krieges von 1866" I. Bd. S. 368, II. Bd. S. 23.

gönne Oesterreich die Zeit für die volle Versammlung seiner Streitkräfte. Sie zögerten noch mit dem Aufbruche nach Böhmen, als ihre Streitkräfte nahezu so stark waren wie die des Gegners — immer blieb Krismanič dem System der Verteidigung zugeneigt. Dagegen atmeten Moltkes Entwürfe den Geist der Entschlossenheit und Initiative. Auch er erwog in einem späteren Zeitpunkte, wo man den Oesterreichern, falls sie über Dresden auf Berlin losmarschieren wollten, entgegenzutreten habe, und bezeichnete zu diesem Zwecke die hiezu dienlichsten Stellungen; aber das waren nur Notbehelfe, nur nebensächliche Umstände seines Planes, der immer auf Umfassung und Angriff ging. Bis an die Elbe, bis nach Olmütz müsse man vordringen, wenn die Oesterreicher etwa Zeit gewinnen wollten, ihre Rüstungen zu beendigen. Moltke hielt es nicht für wahrscheinlich, daß die österreichischen Generäle so weit zurückweichen und ganz Böhmen preisgeben würden — und gerade das war die ursprüngliche Absicht Krismanič'.

Ueberhaupt war Moltke bemüht, den Nachteil der geographischen Verhältnisse — Böhmen und Sachsen dringen tief in preußisches Gebiet ein, zerschneiden es förmlich, und Berlin wie Breslau sind von hier nahe bedroht — durch die Schnelligkeit der Bewegungen seines Heeres wettzumachen. Als nun nach dem Kriege von 1866 die österreichischen Offiziere strenge Selbstprüfung vornahmen, hob einer von ihnen, Oberst Friedrich v. Fischer, das Wesen von Moltkes Kriegführung treffend hervor; Fischer gibt die Darstellung der Strategie Napoleons I., und hinter diesem dünnen Schleier erscheint der Vergleich zwischen der preußischen und der österreichischen Kriegführung von 1866. „Während Napoleons Gegner," so sagt er, „wenn es sich für sie um eine künstliche Verstärkung ihrer Streitkräfte handelte, auf den Boden blickten, alles zu gewinnen glaubten, wenn sie ein von Natur starkes Kampffeld fanden und erreichten und nur in diesem Sinne mit der Zeit rechneten, rechnete er vor allem mit der Zeit in dem Sinne, als sie ihn, durch ihre außerordentliche Benützung, mit überraschender Schnelligkeit auf die schwächste Seite der Stellungen seiner Gegner führen konnte, und glitt über alle Positionen, die er auf dem Wege

dahin für sich selbst hätte finden können, gleichgültig hinweg. Die Zeit war ihm ein ohne Vergleich wichtigerer Faktor als der Boden, und er hat auch in den allermeisten Fällen mit der Zeit den Boden besiegt“ [1]).

* * *

Während General Krismanič sich zur Leitung der Operationen der Nordarmee vorbereitete, wurde die Wahl der Feldherren getroffen, welche für den Krieg mit Preußen und in Italien in Betracht kamen: Erzherzog Albrecht und Ludwig v. Benedek. Nicht allein der Vorrang der Geburt stellte den Erzherzog mit in die erste Reihe, noch mehr seine militärischen Leistungen im Kriege wie im Frieden. Sein Ruhmestitel war das glänzende Verhalten in der Schlacht von Novara gegen die Piemontesen am 23. März 1849. Hier hielt er an der Spitze einer Division das feindliche Heer so lange in Schach, bis Radetzky und Thurn, vom Donner der Kanonen befeuert, auf dem Schlachtfelde erschienen und den vom Erzherzog vorbereiteten Sieg ernteten. Es herrschte in der Armee nur eine Stimme über die Hingebung des Prinzen an den kaiserlichen Dienst und über seine Strenge gegen sich selbst, sowie über den Ernst, mit dem er das Studium der Kriegswissenschaften betrieb.

Aber der Stolz und der Liebling der Armee war damals Feldzeugmeister Benedek. So laut forderte die öffentliche Meinung die Bestellung Benedeks zum Feldherrn im Norden, daß sich schon deshalb seine Wahl empfahl. Nach der Niederlage von Königgrätz erschien in der amtlichen „Wiener Zeitung“ ein Artikel, in welchem die Stimme des Volkes für seine Ernennung verantwortlich gemacht wurde. Es bedurfte dieser Entschuldigung

[1]) „Vorlesungen über Einfachheit und Sicherheit in der Kriegführung“ von Friedrich v. Fischer, Oberst im k. k. Generalstabe, Wien 1870 (Separatabdruck aus der „Oesterr. Militärzeitschrift“), S. 43. Fischer (der Leiter bei der Abfassung des österreichischen Generalstabswerkes über den Krieg von 1866) bekämpfte durch diese „Vorlesungen“ die nach 1866 in Oesterreich vielfach vertretene Ansicht, daß gegen die verbesserten Schußwaffen der Kampf ausschließlich in festen Positionen gestattet sei. Der Krieg von 1870 zeigte, wie richtig seine Auffassung war.

nicht, denn Benedek hatte durch seine Thaten auf dem Schlachtfelde zu guten Hoffnungen berechtigt.

Ludwig v. Benedek, am 14. Juli 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren, war der Sohn eines protestantischen Arztes, der dem kleinen Adel angehörte[1]). Ein Zufall wollte, daß Radetzky nach den napoleonischen Kriegen eine Kavalleriedivision in Westungarn befehligte und zu Oedenburg in Garnison lag. Der Vater des jungen Benedek war Radetzkys Arzt und dieser legte sein Fürwort ein, daß der Knabe in die Wiener-Neustädter Militärakademie aufgenommen wurde, obwohl durch die Satzungen der Anstalt die Aufnahme eines Nichtkatholiken eigentlich ausgeschlossen war. In Wiener-Neustadt wurde ihm eine dürftige militärische Erziehung zu teil, über deren Gehalt er später selbst spottete[2]). Er trat 1822 als Fähnrich in die Armee und kam 1833 als Oberlieutenant in den Generalquartiermeisterstab (Generalstab). Er diente dann eine Zeit lang in Italien und wurde als Major Adjutant des alten Recsey, des kommandierenden Generals in Galizien. Hier gab er als Oberstlieutenant die erste Probe eines mannhaften Charakters. Der Adel des Landes hatte für den Februar 1846 den Ausbruch eines Aufstandes angesetzt; wirklich erhob sich Krakau, damals noch ein Freistaat, und General Collin wich ängstlich zurück. Das Gerücht vergrößerte die Erfolge der Aufständischen; nach Lemberg kam die Kunde, ganz Westgalizien sei im Aufruhr. Der Kreishauptmann von Tarnow berichtete damals nach Wien: nur eine starke, mit aller Eile ins Land gebrachte Armee könne die Provinz retten. Auf Andringen Benedeks betraute man ihn mit der Sendung in das aufständische Gebiet. Er eilte von Lemberg an den gefährlichsten Punkt; allen Abmahnungen zum Trotze erklärte er, was ein beherzter Offizier in solchen Fällen immer sagen sollte: er wolle doch wenigstens das Insurgentenheer *sehen*, von dessen Anrücken die Berichte meldeten. Er brach am 26. Februar mit vier Compagnien In-

[1]) Vgl. „Benedeks Nachgelassene Papiere", herausg. von Heinrich Friedjung (Leipzig 1901).

[2]) „Vom alten Benedek", Feuilleton von Friedrich Schütz in der „Neuen Freien Presse", das unmittelbar nach Benedeks Tode erschien.

fanterie und mit fünf Zügen leichter Reiterei, zusammen 480 Soldaten, von Bochnia gegen Gdow auf. Die Bauern des Kreises wurden zum Marsche aufgeboten, da sie überall zum Kaiser gegen den sie bedrückenden Adel standen; mehrere Hundert von ihnen, mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, zogen mit „gegen die Herren". Die Insurgenten rückten heran und begannen ein Plänklergefecht. Darauf ließ sich Benedek nicht ein, schritt zum Angriffe und sprengte sie auseinander. Die erbitterten Bauern erschienen in ihrem Rücken und metzelten alles nieder, was ihnen unter die Hände kam, bis Benedek unter sie ritt und mit dem Zurufe: „Schont diese Kinder!" eine Schar junger Leute rettete. Damit war der Aufstand ohne General Collin zu Boden geworfen. Benedek hatte nichts Großes vollbracht, aber er hatte als Mann die Gespenster entlarvt, vor denen die anderen bangten. Das Oberstenpatent und der Leopoldsorden waren sein Lohn; von da an galt er etwas in der Armee [1]).

Das Jahr 1848 fand Benedek in Italien unter den Fahnen Radetzkys. Dieser zog sich nach der Räumung Mailands nach Verona zurück, sein Heer sammelnd und Verstärkungen an sich ziehend. Als er sich stark genug fühlte, ging er zum Angriffe gegen König Karl Albert vor. Dieser lagerte längs des Mincio, wo er sich fest verschanzte. Radetzky unternahm einen Flankenmarsch und griff den Feind an dessen rechtem Flügel bei Curtatone an. Starke Verschanzungen deckten hier die Stellung der Italiener. Die Brigade Benedeks bildete die Vorhut und unternahm den Sturm. Seine harte Faust stieß die Bollwerke auseinander, hinter denen die Italiener sich verteidigten. Mit Aexten und Gewehrkolben sprengten die Soldaten unter Benedeks Führung die Verhaue und festen Thore, trieben den Feind aus dem Orte und zeigten in diesem ersten Vorstoße die Ueberlegenheit der österreichischen Waffen. Am 30. Mai ging es gegen den nördlicher gelegenen festen Punkt der feindlichen Aufstellung bei Goito: das Heer der Italiener sollte vollends von Süden aufgerollt werden. Benedek, wieder vorne, eröffnete aufs glück-

[1]) Vgl. Sala, „Geschichte des polnischen Aufstandes von 1846" (Wien 1867).

lichste das Gefecht. Aber die Italiener hatten hier rasch größere Massen konzentriert, und der österreichische General D'Aspre säumte, mit seinem Corps entscheidend anzugreifen. Dieser eigensinnige und hochfahrende General war gerade vom Zipperlein heimgesucht und wollte den Befehl über sein Corps am Tage der Schlacht an keinen anderen abgeben. Benedeks Erfolge wurden nicht ausgenützt, aber alles war voll seines Ruhmes, er hatte die Ehren dieser heißen Tage davongetragen. Seine Name war unter den Italienern gefürchtet; wenn es in den nächsten Gefechten hieß: „Benedek ist hier", so wurden ihre Reihen unruhig. Einige Wochen später durchbrach Radetzky mit entscheidendem Erfolge in den Kämpfen von Somma Campagna und Custoza am 23. und 25. Juli das Centrum der feindlichen Stellung und zog dann siegreich in Mailand ein. Der Feldzug des Jahres 1849 führte das österreichische Heer über den Tessin in das piemontesische Gebiet. Zwei Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Novara gelang Benedek, der damals unter Erzherzog Albrecht diente, noch ein kühner Streich. Bei Mortara wurde der linke Flügel der Piemontesen von den Oesterreichern unter D'Aspre besiegt. Benedek verfolgte die piemontesische Brigade Regina des Nachts an der Spitze eines einzelnen Bataillons bis in die Stadt; er geriet mit ihr ins Handgemenge und setzte den Feind, von dem er eigentlich ganz umringt war, durch die trotzige Aufforderung, die Waffen niederzulegen, so sehr in Schrecken, daß seine Gegner sich gefangen gaben. Das war ein um so größerer Glücksfall, als, wie man später aus den amtlichen Berichten der Piemontesen ersah, der Brigade Regina von allen Seiten Truppen zu Hilfe gekommen waren. General Alessandro La Marmora versuchte mit einigen Bataillonen in Mortara einzudringen; diese Abteilung wich aber, das Dunkel und die Verwirrung scheuend, vor den Schüssen der österreichischen Tirailleure zurück. So erbeutete Benedek mit einem Bataillon Oesterreicher 6 Kanonen, eine reiche Bagage, gegen 60 Offiziere und 2000 Mann.

Diese Waffenthat, der seine Versetzung zur Armee in Ungarn folgte, wurde weit von dem Ruhme in den Schatten gestellt, welchen Benedek in der Schlacht von Solferino erntete. Mitten

durch die fortgesetzten Niederlagen des österreichischen Heeres im Jahre 1859 strahlt der Sieg Benedeks bei San Martino, am rechten Flügel der Entscheidungsschlacht. San Martino ist für seinen militärischen Charakter bezeichnend; sein persönlicher Mut, die Gabe, die Soldaten mit sich fortzureißen, der Scharfblick, mit dem er stets zu rechter Zeit zum Rückstoße gegen den angreifenden Feind vorging — in allem zeigte sich der treffliche Corpskommandant. Es war wohl bedenklich, daß er noch auf dem Schlachtfelde ausharrte, auch nachdem das Gros des österreichischen Heeres schon den Rückzug angetreten hatte. Am Abend erschien der piemontesische General Durando in seinem Rücken; ein entschlossener Gegner hätte den Oesterreichern verderblich werden können. Aber dem Kühnen lächelt das Glück, und nach dem Kriege von 1866 mußte sich Benedek immer wieder sagen, daß er in diesem Jahre dadurch gefehlt hatte, daß er den natürlichen Eingebungen seines militärischen Charakters nicht folgte, sondern sich von dem Zauberer leiten ließ, der ihm zur Seite gesetzt war.

Das war die militärische Vorgeschichte Benedeks. Nach dem Kriege von 1859 mutete man ihm jede Fähigkeit zu. Im Januar 1860 wurde er, obwohl die wissenschaftliche Beschäftigung mit militärischen Dingen niemals seine Sache war, zum Chef des Quartiermeisterstabes ernannt. Der Fehlgriff wurde bald sichtbar und so wurde ihm zwar dem Namen nach diese Stellung bis 1864 gelassen, doch war er fast immer von Wien abwesend und General Nagy führte thatsächlich die Geschäfte, bis Henikstein zum Nachfolger Benedeks ernannt wurde. Zur selben Zeit, als Ungarn sich unlenkbar zeigte, wurde Benedek im April 1860 an die Spitze der politischen und militärischen Verwaltung des Landes gestellt, obwohl er selbst offenherzig bekannte, ihm fehle zu diesem Amte die politische Bildung. Endlich wurde er, was er selbst sehnlichst wünschte, am 20. Oktober 1860 zum kommandierenden General der italienischen Armee ernannt. Dazu eignete er sich wie kein anderer, es gab keinen würdigeren Nachfolger Radetzkys. Dessen umfassende militärische Bildung fehlte Benedek allerdings vollständig. Er gestand diesen Mangel ganz offen zu, wenn er auch im all-

gemeinen über die Federfuchſer ſpottete, die vom grünen Tiſche aus Schlachten lenken wollten. Er gefiel ſich in dieſem übermütigen Spott, aber er war ſich der Grenzen ſeines Könnens und Wiſſens wohl bewußt. Kriegsmännern von ernſter Bildung verſagte er nicht die geziemende Achtung; er hegte vor dem militäriſchen Schulwiſſen großen Reſpekt, weil es für ihn eine Art Geheimlehre war. Seine Stärke lag in der Urſprünglichkeit und Friſche ſeiner Natur, Eigenſchaften, die beſonders auf die Soldaten und die jüngeren Offiziere hinreißend wirkten. Den gemeinen Soldaten behandelte er kameradſchaftlich; er war ſtolz auf den Eindruck, welchen er auf ihn durch den Appell an ſein Ehrgefühl hervorbrachte. Gegen die höheren Offiziere kehrte er dagegen oft rauhe Manieren heraus; er renommierte gerne mit ſeiner ſoldatiſchen Offenheit und Derbheit, wodurch er die Gebildeteren unter ihnen verletzte. Doch liebten ihn die Untergebenen, weil ſein braves Soldatenherz immer durchbrach, auch wenn ſein Jähzorn, ſeine wilde Laune, ſeine Strenge im Dienſte verletzt und gedemütigt hatten. In der Handhabung der militäriſchen Formen war er pedantiſch, er liebte den Flitter der ſoldatiſchen Aeußerlichkeiten. Seine Geſtalt war nicht groß, aber er hielt auf ſchmuckes, martialiſches Auftreten und ſonnte ſich mit gutmütiger Eitelkeit in dem Eindrucke, den er hervorrief. Für ſich ſelbſt lebte er einfach, ſeinen Offizieren gegenüber war er freigebig und hielt für ſie ſtets offene Tafel. Er war ſtolz auf ſeine einfache Herkunft und darauf, daß er alles ſich ſelbſt verdankte. Mit unbarmherzigem Spotte verfolgte er die ariſtokratiſchen Günſtlinge, die ohne Verdienſt zu hohen Poſten emporſtiegen, wenn er auch der Anſicht war, daß der Eintritt des Adels in die Armee zu fördern ſei; nicht die Begünſtigung der Ariſtokratie, ſondern die der Mittelmäßigkeit, ſo urteilte er, habe die Armee geſchädigt. Wie die meiſten Menſchen, die vom Leben raſch und glücklich emporgetragen wurden, war er gewöhnt, ſich keinen Zwang aufzuerlegen, daher ſein anſcheinend übermütiges Weſen, ſein lautes, prahleriſches Auftreten. In kleinen Dingen liebte er es, ſich aufzuſpielen, mit ſich, ſeinem Glück und ſeiner Stellung zu prunken. Aber das waren nur Aeußerlichkeiten, durch die

seine biedere und in ernsten Dingen bescheidene Natur immer wieder durchbrach. In allen Lagen seines Lebens bewahrte er sich den frommen, demütigen Glauben seiner Jugend. Nach seiner Meinung durfte ein Soldat Menschenfurcht nicht kennen, aber sich in seinem Gottvertrauen und Christenglauben nicht beirren lassen.

Von vornherein hatte Benedek in richtiger Schätzung der Kräfte Oesterreichs das Gefühl, daß ein Krieg mit zwei Fronten ein übergroßes Wagnis sei. Schon in einem weit früheren Zeitpunkte, im Jahre 1856, hatte er von einem solchen Ereignisse vorahnend als von dem „schrecklichsten Tage seines Lebens" gesprochen[1]). Und diese Ueberzeugung beherrscht ihn auch beim Herannahen des Krieges von 1866. In einem Briefe an seinen alten Waffengefährten Graf Stadion bezeichnet er den Krieg mit Preußen als eine namenlose Kalamität. Es klingt fast unglaublich, ist aber durch die eigene Mitteilung König Viktor Emanuels an Bernhardi bezeugt, daß Benedek vor seiner Abreise zur Nordarmee dem König durch eine Dame sagen ließ, er ahne für Oesterreich einen schlimmen Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Mit tiefstem Widerstreben hörte er denn schon bei den Beratungen im März, daß ihm der Oberbefehl der Nordarmee zugedacht sei. Er wies dieses Ansinnen gleich zurück. Bald sprach der Kaiser den gleichen Wunsch

[1]) So erzählt Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, der spätere preußische General, in seinem Buche „Aus meinem Leben". Er war zu jener Zeit preußischer Bevollmächtigter in Wien und kam zu Benedek nach Verona mit der Bitte, die Schlachtfelder von 1848 und 1849 besichtigen zu dürfen. Als Benedek hierauf einem seiner Offiziere den Befehl gab, dem Prinzen alles, auch jede Festung und Zeichnung, die er notwendig habe, zu zeigen, glaubte Hohenlohe ihn aufmerksam machen zu sollen, daß er die Pflicht habe, über alles militärisch Wichtige nach Berlin zu berichten; er bäte daher, ihm nicht zu zeigen, was geheim sei. „So?" sagte Benedek, „na wissen S', das weiß i schon, denn der Heß (Generalstabschef der Armee) hat's mer g'schrieben. Aber daß Sie mer's noch extra sagen, das freut mi. Geben S' mer die Hand. Aber i hab' mer halt denkt, mir kriegen niemals an' Krieg mit Preußen, denn das wär' der schrecklichste Tag in meinem Leben, weil i das fürs größte Unglück für Oesterreich halte. Jetzt aber, wann mir an' Krieg mit Preußen haben, in Italien greift ihr uns nicht an."

aus. Mit vollem Freimute ſetzte Benedek dem Herrſcher auseinander, daß er die Kenntniſſe zu dieſem Amte nicht beſitze. Er traue ſich die Fähigkeit nicht zu, eine Armee von 200000 Mann zu lenken, die Maſſen zu gliedern, alles zu dem entſcheidenden Schlage vorzubereiten. Das war nicht ſeine Sache, beſonders nicht auf einem Kriegsſchauplatze, den er nicht kannte. In den kleineren italieniſchen Verhältniſſen ſtellte er ſeinen Mann; er bat deshalb, ihm das Kommando der italieniſchen Armee zu laſſen. Dazu kam noch eines: ebenſo wie alle einſichtigen Militärs kannte er die Grenzen der Hilfsquellen Oeſterreichs, und mit ſcharfem Auge, ſelbſt mit bitterem Spotte verfolgte er die Schäden der Heeresverwaltung. Sein Gemüt war nicht frei von Sorge, ob das Reich einem Doppelkriege gewachſen ſei. In der fröhlichen Soldatennatur ſaß der Peſſimismus, der in Oeſterreich oft die Thatkraft vaterländiſch geſinnter Männer lähmt. Daß er den Kaiſer dringend bat, das Kommando im Norden einem Fähigeren zu übertragen, war nicht die Phraſe einer falſchen Beſcheidenheit, hinter der ſich unreiner Ehrgeiz verbarg. Darauf hat er in ſeinem im Jahre 1873 niedergeſchriebenen Teſtamente nachdrücklich hingewieſen. In der ungeſchminkten Redeweiſe, die den öſterreichiſchen Offizieren der alten Schule eigen war, ſoll er dem Kaiſer geſagt haben, „daß er in Oberitalien, wo er als Hauptmann mappiert hatte, jeden Baum bis Mailand kenne, aber was Böhmen betreffe, ſo wiſſe er nicht einmal, wo die Elbe fließe. Wenn der Kaiſer ihm Italien laſſe, ſo verbürge er ihm den Beſitz Venedigs; im Norden ſtehe er für nichts gut; er könne wohl die Violine ſpielen, aber er verſtehe nicht die Flöte zu blaſen.“ Die Unterredung mit dem Kaiſer war ernſt und ausführlich. Benedek blieb trotz des Andringens des Herrſchers bei ſeiner Weigerung. Der Kaiſer forderte ihn auf, die Sache nochmals zu überdenken und ihm dann ſeinen endgültigen Entſchluß zu ſagen.

Kaiſer Franz Joſeph befand ſich in einer ſchwierigen Lage, doch iſt es, wenn man alle Umſtände erwägt, begreiflich, daß er auf der Ernennung Benedeks zum Armeekommandanten beſtand. Denn die öffentliche Meinung hielt es für ſelbſtverſtändlich,

daß der Mann, der für den ersten unter den österreichischen Generälen galt, auch auf den wichtigsten Posten gestellt werde. So urteilten insbesondere auch die jüngeren Offiziere — unter den erfahreneren Militärs freilich waren die Ansichten geteilt, da wohl viele unter ihnen Benedek für den berufenen Feldherrn hielten, während andere davor warnten, ihm größere Gaben zuzutrauen als die eines glänzenden Befehlshabers eines Armeecorps; doch wagte sich dieses kühlere Urteil damals nicht hervor. „Die Wirkung nach außen", dieses Urteil aus einer anderen Darstellung sei hiemit wiederholt[1]), „war mit in Anschlag zu bringen; waren doch die deutschen Mittelstaaten erst für den Krieg zu gewinnen und sie sollten den Eindruck erhalten, die Führung des Heeres liege in guten Händen. In Deutschland aber hatte der Name Benedeks den besten Klang, während Erzherzog Albrecht dort fast unbekannt war. Der bayerische Minister Pfordten sagte damals zu einem Offizier aus der Umgebung des Kaisers Franz Joseph, Benedek an der Spitze der Armee wiege 40000 Mann auf. Besonders lebhaft setzte sich der einflußreiche Minister Graf Moritz Esterhazy für die Versetzung Benedeks nach dem nördlichen Kriegsschauplatz ein. Ihn leitete vornehmlich die Rücksicht auf Ungarn, das in Opposition gegen den Einheitsstaat stand; Benedek schien ganz der Mann, um den durch äußere Eindrücke bestimmbaren magyarischen Soldaten zu feurigem Vorgehen mit fortzureißen. Esterhazy meinte zudem: die Rücksicht auf die Zukunft der Dynastie mache es notwendig, den Oberbefehl auf dem Hauptkriegsschauplatze nicht gerade einem Erzherzog anzuvertrauen, weil dessen Niederlage der kaiserlichen Familie zu Lasten geschrieben werden könne"[2]).

---

[1]) Friedjung, „Benedeks Nachgelassene Papiere" S. 353.

[2]) Das Verhältnis Benedeks zu Erzherzog Albrecht wurde in den ersten Auflagen dieses Werkes abweichend von der obigen Erzählung dargestellt, die auf nachträglichen Mitteilungen genau unterrichteter Personen beruht. Damit erhält die schriftliche Aufzeichnung der Witwe Benedeks (Anhang zum 2. Bde., Nr. XII) ihre Ergänzung. Man hat übrigens behauptet, der Entschluß, Benedek an die Spitze der Nordarmee zu stellen, sei vorzugsweise auf den Wunsch der bayerischen Regierung zurückzuführen; diese habe sich bereit erklärt, sich an der Seite Oesterreichs an dem Kriege

Benedek ſtand damals zu Erzherzog Albrecht in dem herzlichen Verhältniſſe eines Kriegsgefährten. Er hatte in der Diviſion des Erzherzogs in Italien gedient, als ihm ſeine ſchöne Waffenthat bei Mortara gelang; der Erzherzog, hingeriſſen von ſeiner Tapferkeit, tauſchte nach altem ritterlichem Brauche die Waffe mit Benedek, der damit den Säbel erhielt, den ſchon des Erzherzogs Vater, der Sieger von Aspern, in denkwürdigen Kämpfen getragen hatte. Später, als Benedek ſeine Vordermänner im Dienſte überſprang und die Leitung der italieniſchen Armee übernahm, ſtand der Erzherzog nicht an, ein Corpskommando unter dem Befehle ſeines früheren Untergebenen zu führen. Als Erzherzog Albrecht dann, 1863 zum Feldmarſchall ernannt, den Dienſt in der italieniſchen Armee verließ, verabſchiedete ſich Benedek von ihm in Worten faſt ſchwärmeriſcher Ergebenheit. „Eure kaiſerliche Hoheit," ſo ſchrieb er ihm, „haben ſeit vielen Jahren mich mit Wohlwollen, Güte und Vertrauen beglückt — Euer kaiſerlichen Hoheit tapferes Schwert von Mortara und Novara, das Sie mir zum Andenken gegeben und das ich ſeither immer getragen, hat mir im ungariſchen Sommerfeldzuge 1849 und im italieniſchen Feldzuge 1859 Glück gebracht — Eure kaiſerliche Hoheit müſſen es begreiflich finden, daß ich Ihnen dankbar bin bis übers Grab."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Erzherzog Albrecht reifere militäriſche Einſicht beſaß als der Mann, der damals als ſein Nebenbuhler galt, und er ſelbſt hatte ſich darauf vorbereitet, das Kommando in Böhmen zu übernehmen. Jetzt aber machte er ſich mit dem, was ihm als Standesnotwendigkeit bezeichnet wurde, vertraut und erklärte ſich bereit, in Italien an Stelle

---

zu beteiligen, jedoch die Forderung geſtellt, daß der Oberbefehl gegen Preußen niemand anderem als Benedek übertragen werde. — Es gelang mir, zur Erforſchung des Thatbeſtandes Nachforſchungen darüber ſowohl in bayeriſchen Staatsakten wie in den Akten des bayeriſchen Kriegsminiſteriums zu erwirken. Dieſe führten zu dem Ergebniſſe, daß ſich daſelbſt keine Andeutung findet, wonach Bayern amtliche oder vertrauliche Eröffnungen über den Oberbefehl der öſterreichiſchen Nordarmee gemacht habe. — Das Gerücht entſtand wohl anläßlich der gelegentlichen Aeußerung, die, wie oben erzählt, Pfordten fallen ließ.

Benedeks zu treten. Auch seine schönsten Erinnerungen hafteten an dem Boden dieses Landes, denn die Lombardei und Venetien waren jedem österreichischen Offizier das Land militärischer Romantik. Italien wirkte ja immer nachhaltig auf die Völker nördlich von den Alpen; Künstler und Dichter sehen dort die Sehnsucht nach dem Schönen gestillt; für die österreichischen Krieger war Oberitalien der Boden, wo Sieg und Ehren zu holen waren.

Auf Einladung des Erzherzogs fand in dessen Palais zu Wien die erste Unterredung zwischen ihm und Benedek über die Verteilung des Kommandos statt. Dann suchte der Erzherzog den Feldzeugmeister in seiner Wohnung auf; es war, wie die Witwe Benedeks später erzählte, frühmorgens, denn der Erzherzog, von der Größe des Augenblickes bewegt, wollte sich, bevor die Entscheidung fiel, mit Benedek verständigen. Dieser nun blieb, wiewohl ihm der Erzherzog den Wunsch des Kaisers eindringlich darlegte, bei seinem Entschlusse, und damit trennten sich die beiden Generäle.

Benedek selbst legte sich nach dem Kriege aus Gründen, die noch darzustellen sind, über diese Vorgänge unverbrüchliches Schweigen auf; aber während des Feldzuges, und zwar auf dem Rückmarsche nach Wien, gewährte er in seinem Kummer einem seiner Ordonnanzoffiziere, Rittmeister v. Wersebe, Einblick in seine Verhandlungen mit dem Kaiser. Er erzählte ihm insbesondere, wie er durch den Hinweis auf das Wohl und die Zukunft der Dynastie umgestimmt wurde, nachdem er bereits das Kommando gegen Preußen abgelehnt hatte und der Erzherzog mit dieser Aufgabe betraut worden war. „In der Früh des folgenden Tages nach diesem Kriegsrate," so berichtet Freiherr v. Wersebe, „wollte der Feldzeugmeister wieder leichten Herzens nach Verona zurückreisen, wurde jedoch in derselben Nacht plötzlich geweckt und zum Generaladjutanten des Kaisers gerufen, der ihm eröffnete, daß man allerhöchsten Orts nachträglich doch beschlossen habe, ihn zum Kommandanten der Nordarmee zu ernennen, und man bitte ihn, diese Stelle nicht weiter auszuschlagen, da die öffentliche Meinung ihn hiezu bestimme, und Seiner Majestät, im Falle ein anderer Feldherr

wie er, Benedek, von den Preußen geschlagen würde, nichts anderes übrig bliebe, als zu abdizieren. ‚Nach solchen Eröffnungen,' dies waren die eigenen Worte des Feldzeugmeisters, als er mir die Sache auf unserem Rückzuge über die Karpathen erzählte, ‚hätte ich ein schlechter Kerl sein müssen, wenn ich das Kommando nicht angenommen hätte'" [1]).

Es war besonders ein Argument, durch welches Benedek tief ergriffen wurde. Man stellte ihm die Uebernahme des Kommandos als ein Opfer dar, das er dem Kaiserhause bringen müsse. Es wäre bedenklich, wenn ein Mitglied der Dynastie als Feldherr nach Böhmen ginge und sich hier Mißerfolgen aussetzte. Wer dem Kaiser und dem Vaterlande so ruhmvoll gedient habe wie er, werde sich jetzt auf den schwersten Posten stellen lassen. Diesem Appell konnte sich Benedek nicht entziehen, denn es lebte in ihm ein starkes Gefühl der Vasallentreue für den gütigen Herrscher, der sein Verdienst anerkannt und ihn so hoch emporgehoben hatte.

Befriedigt nahm der Kaiser Benedeks Zustimmung entgegen. Wie eindringlich aber Benedek in jedem Augenblicke dieser Verhandlungen davon abriet, ihm den Oberbefehl anzuvertrauen, lehrt die Stelle des Briefes, den er am 13. Juli 1866, zehn Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, an seine Gattin schrieb: „Als man mir das Kommando, gegen alle meine motivierten Vorstellungen, aufgedrungen hat, hab' ich's in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe und nur wünsche, daß er es nicht bereuen möge, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte." Benedek bedang sich übrigens vor Annahme des Kommandos doch volle Freiheit des Handelns aus; denn er gedachte des Unheils, das in manchem Feldzuge durch Befehle aus Wien angerichtet worden war. Deshalb sollte das

[1]) So in den wertvollen handschriftlichen Aufzeichnungen des Freiherrn v. Werfebe, späteren Generals der Kavallerie, aus dem Oktober 1866.

Oberkommando ihm unbeschränkt übertragen werden und jeder Eingriff in die Heeresleitung unterbleiben. Der Kaiser war einverstanden, sich selbst alle Beschränkungen aufzuerlegen und Benedek volle Freiheit im Oberbefehl zu gewähren. Das wurde auch in einem Rundschreiben an alle Generäle und Oberoffiziere am 15. Mai kundgethan. Es heißt dort: „Der Armeekommandant ist — bezüglich seines Wirkungskreises — in seiner operativen Thätigkeit, sowie in Betreff aller daraus hervorgehenden und damit im Zusammenhange stehenden Verfügungen, dann in jenen Angelegenheiten, welche in den ihm von Seiner Majestät erteilten Vollmachten eigens bezeichnet erscheinen, selbständig, in jeder anderen Beziehung ist er an das Kriegsministerium gewiesen“ [1]).

So war Benedek frei in seinen Entschlüssen, aber gebunden und befangen durch das Mißtrauen in seine Kraft. Sein Spott über die Strategen, die den Krieg wie ein Schachspiel betreiben, verstummte jetzt. Er sah sich nach einer Stütze um, der er sich in der Technik der Armeeleitung anvertrauen könne. Seine Freunde sahen in ihm einen zweiten Blücher; es wäre nur notwendig, ihm einen Generalstabschef zur Seite zu setzen, wie ihn der alte Feldmarschall an Gneisenau hatte. Dieser war der scharfblickende, umsichtige, meisterhaft kombinierende Kopf, der Blücher über alles Thatsächliche unterrichtete; Blücher war es dann, der unter den vorgewiesenen Möglichkeiten das Kühnste wählte und durch die Macht seiner volkstümlichen, wenn auch rohen Persönlichkeit sein Heer zu den schwierigsten Unternehmungen befeuerte. Aehnlich stand auch in den Feldzügen von 1848 und 1849 Heß dem Feldmarschall Radetzky zur Seite. Diese Teilung der Arbeit war beinahe unumgänglich notwendig geworden, da es immer schwieriger wurde, Heeresmassen ohne Reibung in Bewegung zu setzen und auf dem entscheidenden

[1]) Das Wort „selbständig“ ist vielbedeutend, selbst der gewöhnliche Hinweis auf die Unterordnung unter den Kaiser fehlt. („Sammlung der Armeebefehle und speziellen Anordnungen des k. k. Feldzeugmeisters Benedek, Kommandanten der Nordarmee.“ Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1866, S. 103.)

Punkte zu vereinigen[1]). Die österreichische Armee in Italien besaß in Generalmajor John den Mann, der dieser Aufgabe gewachsen war. Benedek, der ihn schätzte, hätte ihn gerne bei sich gesehen, doch John schien der italienischen Armee und dem Erzherzog Albrecht unentbehrlich. Unterdessen war das Ansehen des Generalmajors Krismanič immer höher gestiegen, und so entschloß sich Benedek, sich dem Rate dieses Mannes unterzuordnen. Ja, Benedek blieb sogar noch während der Zeit der ersten Rüstungen in Italien und griff in diese seine Thätigkeit entscheidend vorbereitende Aktion fast gar nicht ein. Krismanič schien alles zu verstehen, was ihm selbst verschlossen war, und Benedek beugte sich in seiner Bescheidenheit vor dessen selbstbewußter Beredsamkeit. Er wollte sich übrigens von ihm nur auf das Schlachtfeld führen lassen, das die wissenschaftliche Strategie als das geeignetste auswählte. Hier wollte er die Kraft entfalten, die er in sich fühlte.

So wurde Benedek zum Armeekommandanten ernannt, Henikstein wurde dem Namen nach sein Generalstabschef; der Generalstab zerfiel in die Operationskanzlei, welche von Krismanič geleitet wurde, und in die Detailkanzlei, an deren Spitze Oberst Kriz trat. Zugleich wurde bestimmt, daß Henikstein dem Armeekommandanten zum Stellvertreter an die Seite gesetzt sei; im Falle einer Krankheit oder des Todes hatte er an dessen Stelle zu treten[2]). Henikstein enthielt sich jedes Eingreifens in die Leitung des Heeres, die thatsächlich von dem „Chef der Operationskanzlei" besorgt wurde; er betonte bei jeder Gelegenheit, daß er Krismanič nicht stören wolle; er begleitete das Hauptquartier als Geist zweifelnder Kritik. Er besaß Einsicht genug, um Düsteres zu besorgen, und so kostete es ihn keine Selbstüberwindung, sich die Dinge mit anzusehen, ohne in sie

---

[1]) „Der Heerführer will, der Generalstab hat es auszuführen." Prinz Hohenlohe, „Strategische Briefe", S. 10. Friedrich der Große und Moltke übten gleichzeitig beide Funktionen. Friedrich war ebenso sein eigener Generalstabschef wie sein eigener Premierminister. Er diktierte fünf bis sechs Offizieren seiner Umgebung alle Dispositionen zum Marsche und zur Schlacht.

[2]) „Sammlung der Armeebefehle Benedeks", S. 144.

einzugreifen. Benedek fand in Henikstein keine Stütze, vielmehr eine Bestätigung seiner eigenen Zweifel, aber er ließ sich den alten Freund gerne an seiner Seite gefallen. Gleich anderen Generälen ließ sich Benedek überzeugen, daß im Norden zuerst nur an Defensive zu denken sei, und in diesem Sinne machte er sich die Gedanken zu eigen, welche Krismanič entwickelt hatte. Man sieht auf dem ersten Blatte der Denkschrift dieses Generals, die im Wiener Kriegsarchiv aufbewahrt ist, die Namensfertigung Benedeks in seinen großen, kräftigen Schriftzügen. Aber wie er sich der Dialektik Krismanič' unterordnete, geriet er in Widerspruch mit seinem eigensten Fühlen und Denken und ebenso mit der Stimme der Armee, welche von ihm ein fröhliches Losgehen auf den Feind erwartete. Er wurde an sich selbst irre; seine Freunde fanden in dem Feldzuge, daß er nicht wieder zu erkennen sei; es hatte einen Benedek gegeben, einen schneidigen, niemals um den Entschluß verlegenen Brigade- und Corpskommandanten, und jetzt war er ein zögernder, vorsichtiger Feldherr. Aeußerlich zwar, zumal im Verkehre mit den Offizieren der unteren Rangstufen und mit den Soldaten, blieb er der Kamerad, der nie verlegen war um ein kräftiges Soldatenwort, einen derben Soldatenscherz. Aber im Grunde nagte der Zweifel an seinem tapferen Herzen.

* * *

Die Besorgnisse der Generäle vor den Gefahren eines Doppelkrieges übten in diesem Zeitpunkt (Anfangs Mai) eine tiefe Wirkung auf die österreichische Regierung. Die Stimmungen im Kabinett wechselten wie Wetterlaunen. Die übereilte Mobilmachung gegen Italien und unmittelbar darauf gegen Preußen (21. und 27. April) schien auf den Entschluß zum Kampfe im Süden wie im Norden zu deuten. Aber bald verbrauste, wie wir wissen, dieser stolze Vorsatz. Wenige Tage darauf erfolgte der Rückschlag. Jetzt sah man das Heil in dem friedlichen Ausgleiche mit Italien, in der scharfen Abrechnung mit Preußen. Da Benedek und Henikstein davor zurückscheuten, den Kampf gegen Preußen mit der durch einen gleichzeitigen italienischen Krieg geschwächten Armee zu bestehen,

ſo wollten die Diplomaten eiligſt die Ausſichten des Zuſammenſtoßes im Norden verbeſſern: Preußen ſollte den Krieg um die Herrſchaft in Deutſchland in ſeiner ganzen Schwere fühlen. In Wien ſtellte ſich die Politik Preußens ſeit dem gemeinſamen Feldzuge in Schleswig-Holſtein als eine Kette von Treuloſigkeiten dar; verzeihlicher noch erſchien Italiens nie verhehlte Feindſchaft. Venetien war für Oeſterreich zuletzt mehr eine Laſt geweſen als ein Beſitz. In Deutſchland dagegen lagen die Wurzeln der Kraft des Reiches, hier beſaß es durch Jahrhunderte wertvolle Bundesgenoſſen. So wurde beſchloſſen, Venetien Italien anzubieten und den Kampf um Deutſchland mit allen Kräften aufzunehmen. Wenn Oeſterreich ſich dann mit den deutſchen Mittelſtaaten verband, ſo war die Uebermacht der Zahl ſichtlich auf ſeiner Seite. Auch Moltke meinte im Miniſterrate vom 28. Februar, der Krieg ſei für Preußen nur dann ratſam, wenn ein Teil von Oeſterreichs Streitkräften durch Italien gebunden ſei. Nach vollzogenem Ausgleiche mit Italien konnte ſeitens Oeſterreichs ſtrenge Vergeltung an Preußen geübt werden. Das war der Gedanke aller Gegner dieſes Staates in Oeſterreich und Süddeutſchland; der württembergiſche Miniſter Varnbüler ſagte denn auch vor Ausbruch des Krieges in der Kammer, es ſolle Preußen das „Wehe den Beſiegten!“ nicht erſpart werden. Viel Unruhe erregte beim Wiener Kabinett damals das ſchweigſame Verhalten Kaiſer Napoleons. Fürſt Metternich, der Botſchafter in Paris, bemühte ſich unaufhörlich, ihn zu der Erklärung zu beſtimmen, er werde ſich gegen denjenigen wenden, der zuerſt den Frieden Europas ſtöre. Als Napoleon ſchwieg und das von Frankreich abhängige Italien ſich mit Preußen verband, befürchtete man in Wien geheime Abmachungen zwiſchen den Kabinetten von Paris und Berlin.

Es war, wie wir heute wiſſen, richtig, daß das Bündnis zwiſchen Preußen und Italien nur dadurch zu ſtande gekommen war, weil Napoleon es förderte und vermittelte. Aber man irrte in Europa, wenn man vorausſetzte, Frankreich und Preußen ſeien bereits handelseins. Napoleon war vielmehr über Preußen ärgerlich, weil ſeine Maklerdienſte ohne Lohn geblieben waren. Er wurde von Bismarck hingehalten und wartete noch immer

vergebens auf Anerbietungen ſeitens Preußens. Er hatte ſich den Gang der Dinge anders vorgeſtellt. Unter dem Drucke der Kriegsgefahr, ſo meinte er urſprünglich, werde ſich Preußen zu Abtretungen am Rheine entſchließen müſſen. Raſcher jedoch, als Napoleon berechnet hatte, allzu raſch für ſeine weitwendigen Anſchläge war die von ihm im ſtillen angefachte Glut emporgeloht. Er hatte den Italienern, als La Marmora ihn um Rat fragte, eingeſchärft, ſie dürfen Preußen nicht in der Mobiliſierung der Armee vorangehen. Aber Italien, das er wie eine Drahtfigur lenken zu können glaubte, machte ſich in dieſem Punkte ſelbſtändig; König Viktor Emanuel, dem kriegeriſchen Enthuſiasmus ſeines Volkes weichend, legte die Kriegsrüſtung früher an als ſein preußiſcher Bundesgenoſſe. Deshalb fuhr Napoleon am 30. April den italieniſchen Geſandten Nigra hart an: „Es war wohl der Mühe wert, mich um meine Meinung zu fragen, um dann gerade das Gegenteil von dem zu thun, was ich anriet.“ Mit Mühe gelang es dem gewandten Diplomaten, den Kaiſer zu beſänftigen. Allein das Stirnrunzeln Napoleons ſchien den italieniſchen Staatsmännern ſehr bedenklich. La Marmora ſandte nach Paris die formelle Zuſage, daß Italien die Initiative zum Kriege nicht ergreifen werde. Dies wurde im franzöſiſchen Senate bekanntgegeben. —

So war es Napoleon willkommen, daß das Wiener Kabinett ihn am 30. April in ſeiner Verlegenheit zum Vermittler zwiſchen Oeſterreich und Italien aufrief. Oeſterreich brachte es über ſich, Venedig dem Kaiſer der Franzoſen anzubieten; ebenſo hatte Napoleon im Jahre 1859 die Lombardei aus den Händen Oeſterreichs übernommen und ſie großmütig König Viktor Emanuel abgetreten. Jetzt war dieſe Verhandlung für Frankreich noch ehrenvoller, weil der Kaiſer nicht zuvor einen gefahrvollen Feldzug gegen Oeſterreich unternommen hatte. Die Abtretung Venedigs wurde aber von Oeſterreich an eine ſehr ernſte Bedingung geknüpft. Sie werde erſt ſtattfinden, nachdem Oeſterreich *Schleſien* dem preußiſchen Staate abgenommen habe; dieſes Kleinod, welches Maria Thereſia mit Herzeleid aus ihrer Krone hatte brechen ſehen, war zur Entſchädigung auserſehen. Nur ſo könne Oeſterreich auf Venedig verzichten. Gerne erfüllte

Fürſt Metternich den ihm gewordenen Auftrag, denn er entſprach ſeinen langjährigen Bemühungen, Oeſterreich mit Kaiſer Napoleon in freundſchaftliche Beziehungen zu ſetzen. Oeſterreich verlangte von Napoleon einen Gegendienſt: er ſolle die Italiener zur Neutralität während des Krieges beſtimmen, der zwiſchen Oeſterreich und Preußen auszufechten war. Alle dieſe Vorſchläge vertraute Metternich dem alten Freunde Napoleons, Perſigny, an und erbat ſich durch ihn eine Audienz beim Kaiſer [1]).

Perſigny, der Jugendfreund Napoleons, der mit ihm Verbannung, Kerker und die Gefahren des Staatsſtreichs geteilt hatte, ſtand damals nicht mehr im Vertrauen des Kaiſers, da ſich zwiſchen ihm und Kaiſerin Eugenie bittere Feindſchaft erhoben hatte und Perſignys leidenſchaftliches, reizbares Naturell wie ſeine unbeugſame Offenheit den phlegmatiſchen Sinn des Kaiſers mit den Jahren unangenehm berührten. Immer drängte Perſigny zu einer kühnen, thatenfreudigen Politik, zu ſtraffem Anziehen der Zügel wie zur Zeit des Staatsſtreiches. Jetzt überbrachte er dem Kaiſer die wichtige Botſchaft in der Meinung, er werde freudig zugreifen und ſeinem Schwanken und Träumen ein Ende machen. Er wies den Kaiſer auf ein Bündnis mit Oeſterreich und Italien hin. Denn wenn Preußen unterliege, ſo ſagte er, würde das Gebäude Bismarcks zuſammenſtürzen und die Trümmer Preußens würden dem gehören, der ſich nach ihnen bücke. Aber zu ſeinem Staunen blieb der Kaiſer kalt, einſilbig und warf ein, dies ſei nicht alles und er hätte noch andere Dinge zu bedenken. Da glaubte Perſigny — wie ſo viele, die damals die Dinge verfolgten — der Kaiſer habe bereits einen Vertrag mit Preußen in Sicherheit, der ihm Landgewinn verbürge, und er ſagte: „Dann, Sire, mache ich Ihnen mein Kompliment; denn wenn das Angebot Oeſterreichs Eure Majeſtät nicht ganz befriedigt, ſo müſſen Sie wirklich ſchöne Karten in Ihrem Spiele haben.“

Napoleon aber, ſtatt den geraden Weg zu gehen, ſpann überfeine Ränke, in die er ſich zuletzt ſelbſt verſtrickte. Vor allem hielt er die unbedingte Vorherrſchaft Oeſterreichs in

---

[1]) Perſigny, „Mémoires“ (Paris 1895), S. 358 ff.

Deutschland für die größte Gefahr und deshalb ließ er sich nicht zu tief mit dem Fürsten Metternich ein. Er machte ihn gleich bei der ersten Unterredung aufmerksam, daß Italien dem Kampfe unmöglich müßig zusehen könne, wenn der Gewinn Venedigs ihm nicht unter allen Umständen gesichert sei. Denn nach Oesterreichs Vorschlag entging die schöne Provinz den Italienern, wenn Oesterreich Schlesien nicht erobern konnte, wenn die Bedingung also nicht erfüllt war. Napoleon verlangte deshalb, Venetien müsse an Frankreich schon *vor* dem Kriege abgetreten werden. Es lag ihm viel daran, sein Werk in Italien zu krönen und das Volk der Halbinsel sich so sehr zu verpflichten, daß es an Rom nicht rühre, über das er seine schützende Hand hielt.

Das Wiener Kabinett war so weit gegangen, daß es nicht mehr umkehren wollte. Es setzte sich jetzt mit allem in Widerspruch, was es früher beteuert hatte; kein Opfer war ihm zu groß, um Italien von Preußen zu trennen. Oesterreich fühlte, daß es der jahrelangen Arbeit Bismarcks gelungen war, es in die ungünstigste diplomatische Position zu bringen, deshalb bemächtigte sich des Wiener Kabinetts plötzlich die größte Nervosität und es entschloß sich in der letzten Stunde, der preußischen Politik mit einer starken Gegenmine zu begegnen. Es bequemte sich dazu, auf das Verlangen Napoleons einzugehen, und dieser erhielt die Mitteilung, Oesterreich sei bereit, Venedig ohne Rückhalt, und zwar schon vor Ausbruch des Krieges, an Frankreich abzutreten — natürlich nur gegen die bestimmte Zusage, daß sich Italien während des Kampfes neutral verhalte. Das entscheidende Wort lag jetzt an dem Kabinett von Florenz.

Napoleon III. glaubte sich am Ziele seiner Wünsche. Nachdem sich Preußen und Italien bereits früher vertrauensvoll an ihn gewendet hatten, hielt er jetzt auch die Fäden der Politik Oesterreichs in der Hand. Er hatte die Wahl, welcher der beiden deutschen Mächte er sich zuwenden wolle[1]). Er konnte

[1]) Anfangs Mai soll er zu einigen französischen Abgeordneten gesagt haben: „Was werdet ihr sagen, wenn ich euch, ohne einen Schuß zu thun, das linke Rheinufer verschaffe?"

König Wilhelm für seine Zurückhaltung bestrafen, indem er Oesterreich mit Italien versöhnte und Preußen seinen Gegnern in Deutschland preisgab. Aber auch jetzt noch schien es ihm vorteilhaft, sich mit Preußen zu verständigen, denn die Rheinlande, welche er begehrte, standen unter dem Schutze der norddeutschen Macht. Er selbst war nicht ländergierig, aber er wollte den Eindruck verwischen, den die unglückliche Unternehmung gegen Mexiko auf die Franzosen hervorgerufen hatte. Er machte von dem ihm anvertrauten Geheimnisse Oesterreichs einen unziemlichen Gebrauch: bevor er Italien ganz einweihte, benützte er es in unbestimmten, vieldeutigen Worten als Drohung gegen Preußen. Bald nach der ersten Unterredung mit dem Fürsten Metternich fand (2. Mai) ein Hofball statt, bei welchem der preußische Botschafter anwesend war. Der Kaiser zog sich mit ihm zu einem anscheinend harmlosen Gespräche in eine Fensternische zurück; Metternich konnte nicht ahnen, daß der Kaiser vor Hunderten von auf ihn gerichteten Augen dem Feinde Oesterreichs eine Ecke des anvertrauten Geheimnisses lüftete [1]). Napoleon nahm Goltz das Versprechen der Verschwiegenheit ab und ging dann auf sein Ziel los: Oesterreich, so teilte er ihm mit, habe ihm soeben wichtige Vorschläge gemacht, aber er würde sich lieber mit Preußen als mit Oesterreich verständigen. Fast ohne Umschweife forderte er den Botschafter auf, seine Regierung solle sich an dem Meistbieten beteiligen. Für einen solchen Fall nun war Goltz von Bismarck seit langem unterrichtet; er hatte den Auftrag, Napoleon zu sagen, es würde sich alles leichter ordnen, wenn der Kaiser selbst seine Zielpunkte des näheren bezeichne. Es kam Bismarck seit jeher darauf an, die Höhe des Preises zu kennen, den Napoleon für die Neutralität Frankreichs verlangte. Der Kaiser war stets ausgewichen, weil er Preußen nicht durch eine hohe Forderung vom Kriege abschrecken und weil er auch sich selbst durch bescheidene Bedingungen nicht binden wollte. Diesmal aber hielt er nicht mehr mit seinem Verlangen zurück; er antwortete

[1]) Sybel, IV, S. 366, und La Marmora sind die Hauptquellen für diese Unterhandlung.

Goltz: „Die Augen meines ganzen Landes sind auf den Rhein gerichtet."

Damit berührte Napoleon III. die empfindlichste Stelle der preußischen Politik. Bismarck mußte vor allem Zeit zu gewinnen trachten. Ohne Goltz eine direkte Antwort auf Napoleons Anfrage zu senden, telegraphierte er ihm am 3. Mai: Preußen müsse zuerst wissen, welche Anerbietungen Oesterreich gemacht habe, erst dann könne das Berliner Kabinett beurteilen, welche Zusage es Napoleon geben könne. Jetzt erst zeigte sich in vollem Umfange die Gefahr, welche für Preußen heraufzog: es setzte im Falle eines Krieges mit Oesterreich die Rheinlande aufs Spiel. Freiwillig aber durfte Preußen um seiner Ehre willen deutschen Boden nicht abtreten; auf die Gefahr hin, Napoleon in das Lager Oesterreichs zu drängen, mußte Bismarck den Schwerhörigen spielen und die Antwort auf die Frage des Kaisers in Schwebe lassen.

Verstimmt durch die Fortsetzung des Spieles, das Bismarck mit ihm trieb, entschloß sich Napoleon, allgemach Oesterreich näher zu treten. Erst jetzt wurde Italien herangezogen; erst am 4. Mai ließ Napoleon den italienischen Gesandten zu sich rufen und machte ihm die Mitteilung von dem Angebote Oesterreichs. Napoleon fügte hinzu, daß er seinerseits Venedig, sobald Oesterreich es ihm abgetreten hätte, ohne weiteres König Viktor Emanuel übergeben werde. Das größte Hindernis einer Verständigung Italiens mit Oesterreich lag darin, daß Italien zu dieser Zeit bereits durch das Bündnis vom 8. April an Preußen gebunden war; drei Monate lang, bis zum 8. Juli, war Italien verpflichtet, sich bereit zu halten, ob Preußen das Signal zum Kriege geben wolle oder nicht. Napoleon stellte deshalb sofort an Nigra die Frage, ob Italien es auf sich nehme, die Preußen gegebene Zusage zu brechen. Diese Frage schloß eigentlich die Antwort in sich. Immer mehr verhärtete sich Napoleon gegen das Berliner Kabinett, da Preußen sich nicht zur Abtretung rheinischer Gebiete drängen ließ. Kurze Zeit darauf gab er dem italienischen Kabinett den Wink, man könne die Verhandlungen über Venedig so lange hinziehen, bis der 8. Juli verstrichen sei, denn dann sei Italien frei und

könne mit Oesterreich abschließen. Schon damals trug sich Napoleon mit dem Gedanken, zur Besprechung der europäischen Wirren einen Kongreß der Mächte nach Paris zu berufen; es schmeichelte seinem Ehrgeiz, der Welt dieses glänzende Schauspiel zu geben, wenn auch die Zusammenkunft der Diplomaten zu keinem Ergebnisse führen konnte. Italien hätte durch diese Verhandlungen Zeit gewonnen, um sich der am 8. Juli endigenden Verpflichtung zu entziehen. Während der Kaiser mit Nigra die Lage beriet, eilte in seinem Auftrag Prinz Jérôme Napoleon nach Florenz, langte hier am 4. Mai an und legte dem König und seinen Ministern die Botschaft Oesterreichs dar.

Verlockend waren die Italien sich eröffnenden Aussichten. Oesterreich verlangte für die Abtretung der Provinz, in der sich das Festungsviereck befand, nur eine Summe Geldes, geeignet, um das Reich an der neuen Südgrenze mit Befestigungen zu versehen. Alle Gründe der Menschlichkeit, Scheu vor unnötigem Blutvergießen, die unheilvollen Möglichkeiten des Kampfes, die lockere Zusammensetzung des italienischen Heeres, die wirtschaftlichen Nachteile des Krieges — alles dies mußte den italienischen Ministerpräsidenten bestimmen, den Antrag in ernste Erwägung zu ziehen. Auf der anderen Seite stand der Vertrag, den er mit Preußen geschlossen hatte. Aufs glücklichste hatte Bismarck Italien einzuspinnen gewußt, und jetzt, da es die Hand nur nach der Frucht auszustrecken brauchte, war es durch sein Wort gebunden. Die Lage war um so doppelsinniger, da sich gerade damals zwischen Berlin und Florenz eine Kontroverse über die Auslegung des Vertrages entsponnen hatte. In letzterem war nur der Fall in Betracht gezogen, daß Preußen mit Oesterreich in Krieg gerate; dann mußte Italien mit allen Kräften losschlagen. Wie aber, so ergab es sich anläßlich eines zwischen Bismarck und Govone geführten Gespräches, wenn der Krieg in Italien ausbrach? Leichthin warf Bismarck darauf die Bemerkung ein, daß Preußen dann wohl nur moralisch, aber nicht durch den Vertrag selbst zur Hilfeleistung verpflichtet sei. La Marmoras bemächtigte sich ob dieser Auslegung große Aufregung und er drang auf beruhigende Zusicherungen Preußens. Mit Mühe besänftigte

Bismarck das Florentiner Kabinett; König Wilhelm selbst gab die Interpretation, daß er sich, wenn Italien angegriffen werde, über den Vertrag hinaus zur Hilfeleistung verpflichtet fühle.

Diese Verhandlungen trübten in jenen Tagen das Verhältnis Preußens zu Italien, und Bismarck machte Govone gegenüber kein Hehl daraus, daß ihm Gerüchte zu Ohren gekommen seien über Verhandlungen, die Abtretung Venetiens betreffend. So atmeten die leitenden Minister Preußens und Italiens in einer Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens. Oesterreichs Aussichten stiegen, denn Italien schien geneigt, die Abtretung Venetiens anzunehmen.

La Marmora erholte sich zuerst bei den Vertretern Italiens in Paris und in Berlin Rats. Nigra neigte mehr dem Kriege zu, Govone aber sprach sich ziemlich geringschätzig über den Vertrag aus. Der Vorwurf eines Vertragsbruches, so meinte er, würde Italien nicht schwer treffen, da auch Preußen Ausflüchte suche. Auch sei zu bedenken, daß es zweifelhaft sei, ob Oesterreich militärisch nicht den beiden verbündeten Mächten gewachsen sei; Oesterreichs Sieg sei nicht ausgeschlossen. Nur dann könne Italien das Anerbieten Oesterreichs mit voller Beruhigung zurückweisen, wenn Frankreichs Hilfe seinem Vaterlande unter allen Umständen sicher sei. Govones behutsam ausgesprochene Ansicht war also, daß, wenn Napoleon nicht bestimmte Zusagen mache, der Ausgleich mit Oesterreich ratsam wäre.

Indessen war die Entscheidung bereits den Händen der italienischen Diplomaten entschlüpft; sie standen unter dem gebieterischen Einflusse der nationalen Leidenschaft. Das italienische Volk glühte von dem Verlangen nach einer neuen Waffenprobe mit Oesterreich, die besser als die früheren ausfallen müsse. Mit dieser Stimmung mußte das Haus Savoyen rechnen, da in Italien eine starke republikanische Partei bestand. Im Jahre 1859 verdankte das Land alles der französischen Hilfe, jetzt wollte der junge Staat zeigen, was er aus eigener Kraft vermöge. La Marmora, eher eine Zaubernatur, fühlte sich doch von dem kriegerischen Volksodem angehaucht; er konnte sich nicht die Kraft zutrauen, den revolutionären Geist ein-

zudämmen, wenn dieser nicht gegen Oesterreich gelenkt wurde. In der Aussöhnung, die Napoleon mit Oesterreich vermitteln wollte, war besonders der Punkt bedenklich, daß Italien die Dogenstadt erst aus der Hand des französischen Kaisers erhalten solle. Zu stark drückte die Schutzherrlichkeit Napoleons bereits auf das Königreich und schwer waren die auferlegten Opfer. Für die Bundeshilfe von 1859 hatte der Kaiser Nizza und Savoyen gefordert, und noch blieben die Thore Roms König Viktor Emanuel verschlossen. Konnte man wissen, welchen Preis Napoleon jetzt im Auge habe? Dazu kam noch ein anderer Gedankengang. Wenn Italien vom preußischen Bündnisse zurücktrat, dann konnte, so fürchtete La Marmora, Oesterreich den preußischen Staat demütigen und dann stand es gewaltiger in Europa da als je[1]). So oft aber Oesterreich über die geeinten Kräfte Deutschlands verfügte, richteten sich die Augen der nordischen Barbaren auf das schöne Land Italia. Schlesiens Besitz wäre für den katholischen Hof von Oesterreich vielleicht ein Anreiz gewesen, um auch den Papst wieder in seine alten Besitzungen einzusetzen.

Die italienischen Minister hätten sich trotz alledem zum Ausgleiche bequemt, wenn Napoleon entschieden zu einem solchen gedrängt hätte; aber der Kaiser erkannte an, daß die Frage für Italien sehr delikat sei, und riet nur, man solle Zeit zu gewinnen trachten. So brachte es La Marmora über sich, am 14. Mai eine gewundene Absage zu senden. Er warf in seiner Instruktion an Nigra nicht alle Brücken hinter sich ab, Italien legte aber das Hauptgewicht darauf, daß Venetien unmittelbar an König Viktor Emanuel abgetreten werde. Das Kabinett von Florenz wollte die Provinz nicht aus der Hand Napoleons, sondern, wie seine selbständig gemachten Erwerbungen, durch

[1]) Nigra schrieb selbst etwas später: „Nach meiner Ansicht ist es keine gute Politik für den Kaiser, die Macht Oesterreichs auf Kosten Preußens zu vergrößern. Wenn wir selbst auf diese Weise (gegen den Gewinn Schlesiens durch Oesterreich) Venetien erhalten würden, so wäre es meines Erachtens eine große Gefahr für Italien, einem Oesterreich gegenüberzustehen, verstärkt durch seine neuen Besitzungen und den neuen Einfluß in Deutschland, ohne daß ihm Preußen wie früher das Gleichgewicht halten könnte."

eine Volksabstimmung erhalten. Kaiser Napoleon, so sollte Nigra vorstellen, würde denselben ehrenvollen Anteil an dem Werke haben, wenn er Oesterreich bestimme, den Grundsatz der Volkssouveränität anzuerkennen und Venetien unmittelbar an Italien abzutreten.

Möglich, daß Napoleon verstimmt war, weil Italien sein Mittler- und Schiedsrichteramt ablehnte. Aber dieses Gefühl kann nicht sehr stark gewesen sein; denn er hätte ohne Anstrengung einen Druck üben können, dem Italien wohl oder übel weichen mußte. Allein der Kaiser sprach die Beschwörungsformel absichtlich nicht, und die Italiener fühlten sich ihm zu neuem Danke verpflichtet, daß er sie nicht zu einem für sie zwar gewinnreichen, aber demütigenden Frieden zwang [1]).

Die Motive, welche Kaiser Napoleon zu seiner passiven Haltung bestimmten, liegen klar vor uns: im allgemeinen wirkte die Apathie mit, welche die Wirkung seiner Krankheit war; zu einem durchgreifenden Entschlusse war er in seinem damaligen Zustande nicht recht fähig; er tastete und intriguierte nach allen Seiten. Die Hauptsache aber war, daß er durch den Krieg in Deutschland eine Vergrößerung Frankreichs im Osten erreichen wollte, ohne selbst zu den Waffen greifen zu müssen [2]). Er betrachtete es als Erfolg seiner Diplomatie, auf

[1]) Nigra in dem Berichte an den Prinzen von Carignan vom 1. Juni 1866 (Rothan, S. 431): „Der Kaiser, immer wohlwollend gegen uns, acceptierte nicht den österreichischen Vorschlag betreffs Schlesiens. . . ." Nigra bezeugte später, daß Napoleon niemals entschieden verlangt habe, Italien solle von dem Vertrage mit Preußen zurücktreten (siehe das Gespräch Nigras mit dem Verfasser im Anhange zum II. Bande Nr. III).

[2]) Die bisherigen Darstellungen stimmen so ziemlich darin überein, daß Napoleon den Krieg in Deutschland und Italien wünschte und deshalb Italien absichtlich nicht zur Ruhe verwies. So urteilte auch Bismarck (vgl. Persigny, „Mémoires" S. 377). La Marmora fällte dieses Urteil sowohl vor als nach dem Kriege (vgl. sein Buch S. 275). Desgleichen Rothan, wie wohl er die sentimentale Vorliebe des Kaisers für Italien als Motiv überschätzt. Auch Gramont, S. 266, konstatiert, daß der Kaiser, um den Krieg herbeizuführen, nicht energisch auf Italien gewirkt habe. Anders Sybel (IV, S. 399). Er meint, daß La Marmoras Ablehnung vom 14. Mai „für französische Augen die offene Aufkündigung des Gehorsams, die pflichtwidrige Auflehnung des undankbaren Vasallen" bedeutete; er schreibt ihr

ſolche Weiſe zugleich dem Ehrgeize wie der wirtſchaftlichen Wohlfahrt der franzöſiſchen Nation zu dienen. So wie die Dinge lagen, waren nach ſeiner Anſicht die Gewichte gleich verteilt; er wollte Preußen nicht entmutigen, Oeſterreich nicht den ſicheren Sieg zuwenden. Deshalb hielt er, ohne den öſterreichiſch-italieniſchen Streitfall zu ſchlichten, das Wiener Kabinett durch Unterhandlungen hin. Die Gefahren, welche dieſe doppelzüngige Politik für Frankreich in ſich barg, wurden von einigen ſeiner Miniſter wohl gefühlt. Dieſe wünſchten ein beſtimmteres Heraustreten des Kaiſers, aber ſie waren nicht einig, für wen Frankreich Partei ergreifen ſolle. Rouher, den man den Vizekaiſer nannte, wirkte im Vereine mit dem Prinzen Napoleon für den Bund mit Preußen, Drouyn de Lhuys zog den Kaiſer nach der entgegengeſetzten Seite. Rouher war darin mit Napoleon einig, daß der Krieg der beiden deutſchen Mächte Frankreich förderlich ſei. Dieſer Miniſter aber war ein poſitiver, allen Unklarheiten abholder Kopf, deshalb drang er, als der Bund zwiſchen Preußen und Italien vermittelt war, auf die logiſche Fortſetzung der damit begonnenen Politik: Frankreich thäte am beſten, Preußen eine Allianz gegen Oeſterreich anzubieten und dafür gerade heraus ſeinen Preis zu fordern. Den Zuſammenſtoß Frankreichs mit Preußen wollte er, da er die Mängel der franzöſiſchen Militärverwaltung kannte, vermieden ſehen. Prinz Jérôme Napoleon beſaß noch mehr Gründe, dieſe Politik zu unterſtützen. Als Schwiegerſohn Viktor Emanuels erwärmte er ſich für einen Dreibund zwiſchen Frankreich, Preußen und Italien. Auch war der „rote Prinz" Freund der Selbſtbeſtimmung der Völker, er ſchwärmte für den Sieg des Nationalitätenprinzips und hielt die volle Einigung Deutſchlands und ebenſo Italiens lediglich für eine Frage der Zeit. Zu ſeinen Theoremen gehörte auch, daß Oeſterreich ein unmoderner Staat und deshalb innerlich morſch und zum Zerfalle reif ſei. Er mißbilligte es deshalb, daß Kaiſer Napoleon ſich jetzt mit Oeſterreich einließ.

die Folge zu, daß Napoleon von dieſem Augenblicke an bereit war, die Einheit Italiens deſſen Gegnern preiszugeben. Sybel führt für ſeine Behauptung keinen Beweis an. Auch Graf Nigra hält, wie er dem Verfaſſer ſagte, die Auffaſſung Sybels für irrig.

Mit dem Prinzen und mit Rouher arbeitete Nigra für die Tripelallianz gegen Oesterreich.

Gegenüber diesen Männern vertrat Drouyn de Lhuys das konservative Prinzip und deshalb fühlte er sich durch das kühne Emporstreben Preußens beunruhigt. Schon zur Zeit des Krimkrieges hätte er gerne einen Bund zwischen Frankreich und Oesterreich vermittelt. Er schätzte Oesterreich als Hüter des Vertragsrechtes, das er selbst als korrekter Diplomat respektierte. Er sah mit Besorgnis, daß Frankreich seit 1859 in Italien einen starken Nachbarstaat großziehe. Deshalb berief ihn Napoleon 1862 an Stelle Thouvenels ins Ministerium des Aeußern. Dieser letztere gehörte der liberalen Schule an und drang in Napoleon, Rom zu räumen und es den Italienern zu überlassen. Aber in dem Spiele Napoleons war der Papst ein wichtiger Stein; auch wollte er sich nicht den häuslichen Frieden stören lassen, da Kaiserin Eugenie mit ihren Thränen die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters verteidigte[1]). Drouyn de Lhuys war allen gefährlichen Experimenten abhold; Herr v. Bismarck mit seinen großen Plänen flößte ihm das tiefste Mißtrauen ein. Der Kaiser und sein Minister des Aeußeren teilten sich in die Rollen, um die Kräfte Oesterreichs und Preußens im Gleichgewichte zu halten. Napoleon brachte Italien und Preußen einander näher; Drouyn wieder gab den französischen Gesandten an den kleineren Höfen Deutschlands den Wink, für Oesterreich zu wirken. Die Vertragstreue des Ministers fand natürlich ihre Grenze, sobald es sich um die Vergrößerung Frankreichs handelte. Als Goltz ihm einmal vorstellte, Frankreich werde durch das Streben nach der Rheingrenze allgemeinen Argwohn erregen und seinen Einfluß in Europa vermindern, erwiderte er: „Einfluß haben wir genug, dergleichen zieht nicht mehr; wir werden nicht mehr für Ideen kämpfen; wenn andere sich vergrößern, müssen wir es in gleichem Maße, Zug um Zug, anders geht es nicht“[2]).

[1]) Darüber ausführlich Thouvenel: „Le secret de l'Empereur“.

[2]) Sybel, IV, S. 366. Drouyns Politik ist Gegenstand des Buches „Les quatre ministères de M. Drouyn de Lhuys“ par le comte Bernard d'Harcourt (Paris 1882).

Mitten in dieſem Zwieſpalte erhob der bedeutendſte Kopf der damaligen Kammeroppoſition, Thiers, am 3. Mai ſeine Stimme; in einer vierſtündigen, vielbewunderten Rede unterzog er die Politik des Kaiſers einer herben Kritik. Thiers war der überzeugte Vertreter der altfranzöſiſchen Politik, welche Deutſchland und Italien geſpalten und dadurch dem franzöſiſchen Einfluſſe zugänglich erhalten wollte. Er erkannte mit dem ſcharfen Blicke des patriotiſchen Egoismus die Gefahr, welche die Einheit Deutſchlands wie Italiens der Macht Frankreichs bringen mußte. In ſeiner Rede entwickelte er denn die Grundſätze, welche Richelieu, Ludwig XIV. und ihre Nachfolger befolgt hatten; er wandte ſie folgerichtig auf die damalige Lage an. Er prophezeite dem Kaiſer, daß Italien ſich bald emanzipieren und dann gegen Frankreich kehren werde. Er beſaß keinen Einblick in die offizielle Politik, aber er erriet mit vielem Scharfſinn, daß Napoleon durch ſeinen Rat das Einverſtändnis zwiſchen Preußen und Italien hervorgerufen habe. Auch das ſagte er voraus, daß Frankreich damit Preußen die Wege ebne und daß das geeinigte Deutſchland einſt die Geißel Frankreichs werden müſſe. Dieſe Rede gilt mit Recht für eine große politiſche Leiſtung. Der Kaiſer aber ſah in Thiers einen unverbeſſerlichen Reaktionär. Seiner Anſicht nach war es vergeblich, ſich dem Zuge der Zeit, der Bildung national geſchloſſener Staaten zu widerſetzen. Er hielt es für die Aufgabe des Staatsmannes, die lebendigen Kräfte der Weltgeſchichte zu erforſchen und mit ihnen zu rechnen. Den Einheitsdrang der Völker wollte er nicht eindämmen, ſondern als Faktor in ſeine politiſche Rechnung einſtellen. Darin lag ein richtiger Gedanke, aber er mußte mit Energie in die That umgeſetzt werden. Napoleon aber war ſelbſt in ſeinen beſten Tagen phantaſtiſch geweſen in ſeinen Entwürfen, jetzt lähmte Krankheit ſeine Energie. Ohnmachten befielen plötzlich den ſiechen Mann; einmal erlag er einer ſolchen Anwandlung im Hauſe ſeiner Geliebten und er mußte bewußtlos in die Tuilerien zurückgebracht werden. Daraus iſt das Unſichere, Taſtende ſeines Vorgehens erklärlich. Er griff zu dieſer Zeit nie mehr friſch zu, ſondern verlor ſich mehr in nebelhaften Kombinationen,

über deren künstlichen Aufbau man staunt. Folgendermaßen, das waren seine Ideen, sollte die Karte Europas umgeändert werden: Venedig solle an Italien fallen, Oesterreich wäre durch Schlesien zu entschädigen. Dadurch wäre Preußen für seine Zurückhaltung bestraft worden; es sollte so geschwächt werden, daß Frankreich gegen den Rhein vordringen konnte. Aber Preußen durfte nicht zu tief gedemütigt werden, denn die Erhaltung des deutschen Dualismus war ein Gebot der französischen Staatskunst. Preußen war notwendig, um Oesterreich in Schach zu halten, deshalb war ihm der Gewinn Schleswig-Holsteins und anderer norddeutschen Gebiete zugedacht. Bis an den Rhein sollte Frankreich herrschen, jedoch nicht direkt, denn Napoleon wollte den Schein der Uneigennützigkeit wahren. Um das Nationalgefühl der Deutschen nicht herauszufordern, konnte man am linken Rheinufer einige kleine deutsche Herzogtümer schaffen. Diese aber sollten unter dem Protektorate Frankreichs stehen [1]).

Aus diesem Entwurfe sieht man, daß sich der Kaiser Oesterreich zugewandt hatte. Preußen aber, dem Schlesien und die Rheinlande abgenommen werden sollten, stand in Ungnade, denn für solche Verluste gab es keine Entschädigung. Dies alles aber wollte der alternde, kränkliche Kaiser durchführen, ohne Blut und Leben französischer Soldaten einzusetzen. Er wollte also Unvereinbarliches vereinigen. Als Antwort auf die Rede Thiers' hielt er am 7. Mai zu Auxerre eine Ansprache, in welcher er den modernen Charakter, den revolutionären Ursprung seiner Politik hervorhob. Er bekannte sich zu denjenigen, welche „die Verträge von 1815 verabscheuten", durch die Frankreich in seine damaligen Grenzen zurückgewiesen worden war. Er kündete damit seine Absicht an, sie zu zerreißen. Er glaubte,

[1]) Bericht Nigras, des Vertrauensmannes Napoleons, vom 11. Mai. Er fügt hinzu: „Uebrigens widerstrebt die Vereinigung deutscher Gebiete mit Frankreich und die Schöpfung eines rheinischen Venetiens auch dem Kaiser. Aber dieser Widerwille wäre nicht unüberwindlich." Persigny behauptet in seinen Memoiren, S. 329 ff., das obige Programm rühre von ihm her, er tadelt aber mit Recht, daß der Kaiser sich treiben ließ, ohne selbst in die Dinge einzugreifen.

dies könne geschehen, indem die Nachbarn sich zerfleischten und Frankreich neutral bliebe. Er nahm an, daß die Streitkräfte Oesterreichs dem verbündeten Preußen und Italien ungefähr gewachsen seien. Wie der Kampf auch ausfalle, jedenfalls, so vermutete er, werde er längere Zeit währen. Wenn beide Teile durch den Krieg erschöpft seien, dann erst wollte er gewaltig zwischen die Kämpfenden treten.

VIII. Buch.

Innere Lage Oesterreichs und Deutschlands. Preußens Angebot auf Teilung Deutschlands.

Zu spät also entschloß sich Oesterreich zu dem freiwilligen Verzichte auf den Ueberrest seiner Herrschaft in Italien, die Künste der Diplomatie hielten gegen die nationale Erregung auf der Halbinsel nicht mehr Stich. Die Ablehnung der friedlichen Botschaft seitens Italiens bereitete dem Wiener Kabinett eine schwere Enttäuschung. Man hätte deshalb glauben sollen, es werde fortan behutsamer in seinen Maßnahmen gegen Preußen sein. Nur den einen Vorteil hatten die letzten Verhandlungen für Oesterreich, daß es an die Verteidigung Venetiens nicht mehr die volle Kraft setzte. Schon früher war bestimmt worden, daß das Heer im Norden aus sechs, das im Süden aus drei Armeecorps bestehen solle. Die Verwendung des außerdem zur Verfügung stehenden 3. Corps sollte von den Verhältnissen abhängen. Am 24. Mai erhielt auch dieser Truppenkörper Auftrag, nach Mähren aufzubrechen und die Nordarmee zu verstärken.

Der Monat Mai brachte Oesterreich manche Verbesserung seiner Lage. Sichtbar war vor allem, daß Napoleon sich von Preußen ab- und seinem alten Gegner Oesterreich zuwandte; die Gefahr war ausgeschlossen, daß Oesterreich auch die Waffen Frankreichs gegen sich haben werde. Im Inneren des Reiches

zeigte sich, wenn man von Ungarn absah, einmütige Kampfesbereitschaft, und auch jenseits der Leitha kam die Regierung durch Nachgiebigkeit dem Ausgleiche mit der ungarischen Nation einige Schritte näher. Vor allem aber eröffnete sich die Aussicht, daß 100000 Mann süddeutscher Truppen zu Bundesgenossen gewonnen werden könnten. Noch um den 20. Mai rechnete Bismarck auf die Neutralität einiger der größeren deutschen Staaten[1]), aber bald lief Oesterreich dem Nebenbuhler den Rang ab. Denn die Einheits- und Parlamentspläne Bismarcks trieben die Mittelstaaten in das Lager Oesterreichs, von dem sie Schutz ihrer Unabhängigkeit hofften. Aus all dem schöpfte das Wiener Kabinett gute Hoffnungen; immer zuversichtlicher sah es, trotz der düsteren Voraussetzungen der Generäle, der Zukunft entgegen. In demselben Maße aber fühlte sich König Wilhelm vereinsamt, und während ihm Roon und Moltke unermüdlich die Vorteile eines rücksichtslosen Angriffskrieges darlegten, hielt er an der Idee eines Ausgleiches mit Oesterreich fest.

Wohl hätte die Kriegslust des Kabinetts Belcredi nicht bloß durch militärische Gründe, sondern auch durch die traurige Lage der Finanzen Oesterreichs gedämpft sein sollen. Unter dem Ministerium Schmerling waren durch Finanzminister Plener alle Anstrengungen gemacht worden, das Defizit zu beseitigen und die Schuld an die Bank zurückzuzahlen, um das Disagio des Papiergeldes verschwinden zu lassen. Die Rückzahlungen an die Bank erfolgten so pünktlich, daß das Disagio, das nach dem Kriege von 1859 nicht weniger als 50 Prozent betrug, Ende März 1866 auf 2 Prozent gesunken war. Aber die notwendigen Rüstungsauslagen störten das opfervoll aufgebaute Werk. Die Mobilisierung heischte Geld und am 5. Mai 1866 erschien ein Dekret, durch welches die Regierung ermächtigt wurde, Staatsnoten zu einem und zu fünf Gulden in der Höhe von 150 Millionen Gulden auszugeben. Sowie diese Zettel in Umlauf kamen und den Geldmarkt überfluteten, hob sich das Disagio wieder; es notierte am 26. April mit 4 Prozent, stieg

[1]) La Marmora, S. 225, 228.

aber bis zum 12. Mai jählings auf mehr als 30 Prozent. Das war aber nur der erste Schritt; denn der Betrag von 150 Millionen reichte nur bis zur Schlacht bei Königgrätz, und durch das Gesetz vom 7. Juli 1866 wurde dem Finanzminister ein weiterer Kredit von 200 Millionen, gleichfalls in Form von Papiergeld, eröffnet. So war man wieder in die unheilvolle Zettelwirtschaft zurückgefallen, die bereits zweimal in diesem Jahrhundert zum Staatsbankerott geführt hatte.

Mit diesen düsteren Aussichten stand die Siegeszuversicht der österreichischen Bevölkerung in grellem Widerspruch. Nicht bloß unter den Offizieren, die nach Ehre und Beförderung dürsteten, wurde der Krieg als wünschenswert angesehen — der von Preußen geplante Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland erregte vielmehr erbitterte Kampfesstimmung. Gegen Bismarck richtete sich der allgemeine Haß: vor Ausbruch des Krieges wurden von einem heißblütigen steierischen Notar hundert Gulden als Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der den bösen Mann tot oder lebendig in seine Gewalt bekomme.

Diese Stimmung drängte auch den Mißmut zurück, der unter den Deutschen Oesterreichs wegen der Sistierung der Verfassung und der Bevorzugung der Slaven bestand. Wohl hörte man Warnungen, der Krieg solle nicht begonnen werden, bevor seitens der Regierung volkstümliche Einrichtungen in Aussicht gestellt würden. Als der Gemeinderat von Wien eine Ergebenheitsadresse an den Kaiser beriet, beabsichtigte ein Teil seiner Mitglieder, einen Antrag dieses Inhalts zu stellen, doch verschob man dessen Einbringung. Mitte Mai tauchten Gerüchte auf, der Kaiser gedenke den Fürsten Karl Auersperg mit der Bildung eines deutschgesinnten Ministeriums zu betrauen; die „Wiener Abendpost" beeilte sich aber, dieser Nachricht in aller Form entgegenzutreten.

Ein unbehagliches Gefühl bemächtigte sich der Einwohnerschaft Wiens, als am 23. Mai mit der Anlegung von Schanzen nördlich von der Hauptstadt begonnen wurde; die Regierung erklärte aber, eine Befestigung Wiens sei nicht beabsichtigt, sondern nur die Anlegung eines verschanzten Lagers als Stützpunkt für die Armee. Alle Bedenken traten jedoch weit zurück

gegenüber dem Wunsche, mit dem alten Nebenbuhler Oesterreichs gründlich abzurechnen.

Die österreichische Presse nährte die Zuversicht, die nicht selten in Ueberhebung umschlug. Selbst besonnene Zeitungen, wie die von Kuranda geleitete „Ostdeutsche Post", hielten es für unmöglich, daß Oesterreich ruhig zusehe, wie Bismarck die Demütigung des Reiches betrieb. Man sah in dem Umschlage der Waffengenossenschaft von 1864 in die Feindseligkeiten von 1866 nichts als Tücke und Hinterlist. Schon im April schrieb das genannte Blatt: „So ehrlich wir den Frieden wünschen, so nahe uns die ökonomische Lage des Reiches geht und so teuer das Gut und Blut unserer Mitbürger ist, so sagen wir doch: Wenn die österreichische Regierung sich diesmal einschüchtern und demütigen läßt, so möge sie ihr Testament in Deutschland machen oder sich darauf vorbereitet halten, daß dasjenige, was sie heute durch Mattherzigkeit etwa zu beseitigen glaubt, in sechs Monaten oder früher, ja vielleicht sogar unter noch ungünstigeren Verhältnissen für uns, wiederkehren wird." Allgemein war die Ueberschätzung der österreichischen Heeresmacht, die „Neue Freie Presse" schlug sie auf eine Million Krieger an, denen Preußen nur 450000 Mann entgegenstellen könne. Aber allen Zeitungen voran gefiel sich die von Zang geleitete „Presse" in wildem Kriegseifer [1]). Als die „Neue Freie Presse"

[1]) Als Stilprobe mag der Artikel der „Presse" vom 12. Juni dienen: „Das preußische Volk ist nichts anderes als ein Spielball in den Händen eines einzelnen bösen und verworfenen Mannes. Es besitzt kein Mittel, um seiner Faust zu entrinnen. Kein Negersklave Brasiliens, der sich unter der Peitsche des Aufsehers windet, ist hilfloser, erbarmungswerter als das gesamte Preußentum. Es kann knirschen, wüten, jammern, aber es muß Haus und Hof verlassen und geknebelt in die Schlacht laufen für eine Meinung, die es mißbilligt, und für eine Sache, die es haßt. ... Es ist selbst zu schwach, sich von den Staatsmännern zu befreien, die es knechten. Hier fühlen wir uns berufen, ihm unseren kräftigen Beistand angedeihen zu lassen." — Die „Kölnische Zeitung" schrieb am 16. Mai: „Die Wiener ‚Presse' war neulich in Preußen wegen ihrer heftigen Sprache verboten, ist aber bald von dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, wieder erlaubt worden, da die Sprache des Blattes jetzt so sehr alles Maß übersteigt, daß sie bei uns nur abschreckend wirken kann, wie in Sparta

vor Uebertreibungen warnte, fiel die „Presse" die jüngere, emporstrebende Nebenbuhlerin mit Denunziationen an, die ihren Patriotismus in Frage stellten. Bald wurde es gefährlich, in der Presse zur Mäßigung zu mahnen. Im Laufe des Mai erschien in dem die feudale Partei vertretenden „Vaterland" ein Artikel, in welchem vor Unterschätzung Preußens gewarnt, die Tüchtigkeit seines Heeres anerkannt und die Befürchtung kommenden Unheils ausgesprochen wurde. Unwillig traten daraufhin die aristokratischen Gönner des Blattes zusammen und nötigten den Chefredakteur Keip, seine Entlassung zu nehmen. Die Regierung, statt die kriegerische Hitze zu mäßigen, ließ in den offiziösen Blättern starke Töne anschlagen. Im auswärtigen Amte hatte Hofrat De Pont die Obliegenheit, die Beziehungen mit der Presse zu pflegen. Mensdorff waren die Zügel in seinem eigenen Ministerium längst entfallen; ihm ferne stehende Einflüsse trieben die Presse, besonders in den deutschen Landen, zu heftiger Bekämpfung Preußens an.

Ganz anders war die Stimmung, mit der jenseits der Leitha dem Kriege entgegengesehen wurde, denn die Magyaren erwarteten von einer Niederlage Oesterreichs die Wiedergewinnung ihrer Unabhängigkeit.

Wohl wünschte die der Führung Deaks folgende Mehrheit des Volks den Ausgleich mit der Krone, und er selbst hoffte mit Zuversicht auf die baldige Wiederherstellung der Landesverfassung. Aber es gab revolutionäre Elemente genug, die glaubten, dieses Ziel sei nur durch einen Aufstand zu erreichen, und andere, welche die vollständige Losreißung von Oesterreich

---

das Beispiel des betrunkenen Heloten. Dieses eine Blatt würde für den in Wien herrschenden Geist wenig beweisen. Denn sowohl der Eigentümer, Herr Zang, als der Redakteur, Herr Warrens, sind Kapitalisten und Spekulanten, und sie spekulieren, wie aus Wien gemeldet wird und jede Nummer des Blattes zeigt, auf das Sinken der Papiere." Die Witzblätter in Wien, denen übrigens der „Kladderadatsch" darin nicht nachstand, überboten sich in der Verhöhnung der feindlichen Armee, und während dieser letztere den Berlinern riet, ihr Silbergeschirr vor den Soldaten Benedeks zu behüten, prahlte ein Wiener Blatt damit, man werde die Preußen „mit nassen Fetzen" zurücktreiben.

anstrebten. Das Land wurde, wie oben erzählt, von den Altkonservativen regiert. Der ungarische Hofkanzler Majlath, Baron Sennyey und Graf Apponyi, ihre Führer, hatten nach dem Sturze Schmerlings den Kaiser bestimmt, die formelle Gültigkeit der Verfassung von 1848 anzuerkennen, aber es wurde zugleich erklärt, dieses Gesetz werde erst dann in Kraft treten, wenn es revidiert sei. Deak und die Mehrheit des Reichstages waren bereit, die Revision vorzunehmen, aber sie forderten zuvor die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes. In dem im Herbste 1865 gewählten Reichstage verfügte Deak über mehr als hundert Stimmen Majorität; ihm war es aber so unlieb nicht, daß zu seiner Linken die Beschlußpartei, sowie die Unabhängigkeitspartei zu stürmischem Vorgehen drängten; so hoffte er den Hof zu seiner mittleren Meinung zu bestimmen. Die Beschlußpartei unter Führung Tiszas und Ghiczys erkannte gleich ihm die Notwendigkeit einer Verbindung mit Oesterreich an, aber nur in der Form einer Personalunion ohne Feststellung einer Centralregierung. Wilder waren die Pläne der Unabhängigkeitspartei, denn sie gingen auf Losreißung von Oesterreich. Dem Verlangen der Regierung, der Reichstag solle sich aus Opportunitätsgründen auf den Boden der thatsächlichen Verhältnisse stellen, setzte Deak unbeugsam den Grundsatz entgegen, vor allem müsse die Rechtskontinuität gewahrt werden. „Manche gebrauchen," so sagte er in seiner Rede vom 22. Februar 1866, „das Wort ‚Opportunität' gerne, um die Gesetze nicht einhalten zu müssen, so oft das Gesetz nicht zu ihren Gunsten spricht. Man stellt die Opportunität in Gegensatz zu dem positiven Gesetze, ja, wie im vorliegenden Falle, zu der ganzen nach vollem Rechte bestehenden Verfassung. Man schlägt uns vor, einen solchen Opportunitätszustand, der nun siebzehn Jahre dauert, auf unbestimmte Zeit beizubehalten. Das ist aber keine Opportunität, das heißt mit dem wahren Namen Absolutismus." . . . „Wir verlangen," so heißt es in der von ihm entworfenen Adresse, „die Vollziehung der Gesetze, denn das nicht vollzogene Gesetz ist ein toter Buchstabe."

Die Verhandlungen rückten nicht vom Flecke; denn die Einsetzung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums wurde

im Erlasse vom 3. März von der Krone abgelehnt, wenn auch abermals beteuert wurde, daß sie zu Zugeständnissen bereit sei, sobald nur der königlichen Gewalt die durch die revolutionären Gesetze von 1848 abgesprochenen Rechte zuerkannt seien. Das aber verweigerte die nächste, gleichfalls von Deak entworfene Adresse: „Die gesetzgebende Gewalt," so heißt es darin, „ist das schönste Recht der Nation. Soll dieses aber Wirklichkeit werden, so ist es unumgänglich notwendig, daß die Gesetze auch gehalten werden, bis die konstitutionelle Legislative sie auf ordentlichem Wege aufhebt oder abändert. Hätte die ausübende Gewalt das Recht, die auf verfassungsmäßigem Wege geschaffenen Gesetze nicht zu vollziehen, ihre Kraft zu suspendieren, sie durch Erlässe zu ersetzen und die ganze Konstitution so lange in Schwebe zu erhalten, bis der Landtag sie abändert, dann würde in der That die vollziehende Gewalt auch das Recht der Gesetzgebung üben. Eure Majestät wollen, wie wir glauben, den Absolutismus nicht ferner erhalten; nun aber wäre eine solche Vereinigung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt, wenn sie nicht bloß provisorisch ist, wirklicher Absolutismus." Ueberhaupt wollte der ungarische Landtag mit der ungesetzlichen Regierung nicht einmal *verhandeln*. Aber er ging doch einen Schritt weiter: eine Kommission von 67 Mitgliedern wurde eingesetzt, von welcher ganz *unabhängig* von der Thätigkeit der Regierung die Vorschläge festgestellt werden sollten zur Revision der 1848er Gesetze und zur Abgrenzung zwischen dem Reichsrechte und dem ungarischen Staatsrecht. Dieser große Ausschuß wählte ein Komitee von 15 Mitgliedern, das sich denn auch an diese Aufgabe machte.

Nicht weiter war man in diesen schwierigen Erörterungen gelangt, als der Krieg gefahrdrohend heraufzog. Bisher, in den Zeiten des europäischen Friedens, war Deak unbedingt der Führer der Nation. Darin herrschte solche Einstimmigkeit, daß die Linke es ihm durch teilweise Entfernung aus dem Reichstagssaale ermöglichte, seine berühmte Adresse von 1861 durchzusetzen, die ihr eigentlich zu gemäßigt war. Das Volk glaubte an die Weisheit seiner Leitung; denn auch im Herbste 1848 war er im selbständigen ungarischen Ministerium als Justiz-

minister dem wilden Drängen Kossuths entgegengetreten, hatte ihn gewarnt, den gesetzlichen Weg zu verlassen, und war aus dem Kabinett geschieden, weil er den Aufruhr mißbilligte. Aber wiewohl frei von Schuld gegen die Dynastie und deshalb nach der Eroberung Ungarns in seinem Vaterlande verbleibend, fühlte er sich eins mit seinem Volke und trauerte mit ihm über die Niederlage des ungarischen Heeres, über die Niedertretung der gesetzlichen Verfassung. Jetzt nahten für ihn ebenso schwere Tage wie 1848. Denn er gewahrte, wie die Kossuthpartei wieder Einfluß auf die Gemüter gewann, da der Krieg Oesterreichs gegen Preußen und Italien ihre Hoffnungen weckte. Deak fürchtete die Wiederholung des blutigen Zusammenstoßes zwischen Oesterreich und Ungarn und damit eine weitere Entfremdung zwischen Herrscher und Volk. Die Verschwörer gaben ihm Kenntnis von ihren Plänen und er vermochte sie ebensowenig zurückzuhalten als die Krone zum Nachgeben zu bestimmen. Mit Bangen sah er eine Zeit kommen, in der ihm die Führung der Nation ebenso wie im Jahre 1848 entgleiten mußte. So sicher er sich auf gesetzlichem Boden fühlte, so wenig besaß er die Kühnheit, revolutionäre Elemente zu entfesseln; er traute sich nicht die Kraft zu, sie dann mit gewaltiger Hand zu meistern. Er war der unvergleichliche Führer einer gesetzlichen Opposition, ein umsichtiger Gesetzgeber, ein Mann der Mäßigung und Selbstbeherrschung, aber stürmischen Zeiten war er nicht gewachsen.

In dieser Lage traf ihn die Anfrage des ungarischen Kanzlers Majlath, ob er der Regierung empfehle, den Landtag in der Zeit des aufziehenden Krieges versammelt zu lassen oder aber zu vertagen. Deak pflog Rat mit seinen Freunden, er teilte ihnen mit, daß die Regierung nichts dagegen habe, wenn der Landtag beisammen bleibe und an dem Verfassungswerke weiter arbeite, aber sie verlange von ihm, dem Führer der Nation, die Bürgschaft, daß der Landtag die Gelegenheit nicht benützen werde, um dem Reiche in seinem äußeren Kampfe Verlegenheiten zu bereiten. Es war eine Ueberraschung für seine Freunde, als er ihnen darlegte, er vermöge solche Bürgschaften nicht zu geben, so daß er einverstanden sei mit der Vertagung

der Volksvertretung. Zur selben Zeit sagte er zu Majlath, die Vertagung sei deswegen angezeigt, weil der Landtag die neue Rekrutierung als ungesetzlich anfechten werde; er teile diese Anschauung und wolle und könne zur Verteidigung der Maßregel nicht sprechen; denn wenn der Kaiser als deutscher Bundesfürst Krieg führe, sei dies eben kein ungarischer Krieg. Unter den namhaften liberalen ungarischen Politikern war Freiherr v. Eötvös der einzige, der anläßlich des Krieges seine Sympathien für Oesterreich aussprach. In der Zeitschrift „Politikai Hirlap" setzte er auseinander, daß die Verbindung der deutschen Bundesländer Oesterreichs mit Deutschland nicht gelöst werden könne, da sie auf den festen Grundlagen der Geschichte, des Staatsrechtes und der Nationalität beruhe. Er schloß aus dieser Thatsache, daß der Dualismus die einzig mögliche Verfassung des Donaureiches sei. Nur so könnten die Bundesländer deutsch bleiben und Ungarn seine alte Unabhängigkeit wahren.

Der hervorragendste unter den Genossen Deaks aber, Graf Julius Andrassy, den er selbst zum Haupte des künftigen Ministeriums erkoren hatte, war durch seine Haltung aufs äußerste betroffen. Andrassy fürchtete nämlich, die Regierung werde nach der Vertagung des Landtages keine Rücksicht mehr auf Ungarn nehmen; zumal im Falle eines Sieges würde Oesterreich über Ungarn rücksichtslos hinwegschreiten. Wenn aber der Landtag beisammen bleibe, so sei er eine Macht und könne, helfend oder hemmend, unter allen Umständen seine Bedeutung zeigen. Andrassy ließ sich nicht durch das Bedenken irre machen, daß die revolutionäre Partei etwa Herrin der Lage werden könnte. Er meinte, man müsse ihr dann ebenso kraftvoll entgegentreten wie jetzt dem Hofe. Andrassy war mehr denn zwanzig Jahre jünger als Deak, feurig, ein Mann, der die Gefahr nicht scheute, vielmehr mit Selbstvertrauen aufsuchte. Er hielt die Zustimmung Deaks zur Vertagung des Landtags für den Selbstmord der Partei. Zum erstenmal verstanden sich die beiden Männer nicht. Da Andrassy seinen Freund nicht überzeugen konnte, enthielt er sich verstimmt und aufgeregt der Teilnahme an den weiteren Beratungen. Bei der

Besprechung vom 19. Juni, bei welcher sich die engsten Freunde Deaks ohne Andrassy versammelten, drang die Mehrzahl abermals in Deak, sich der Meinung Andrassys anzuschließen. Einen Augenblick lang schien Deak, wie es seine Art war, nachzugeben, er erklärte: wenn die Mehrheit der Partei so denke, so werde er dem Kanzler in ihrem Sinne schreiben. Da aber traten die übrigen von ihrer Meinung zurück und Gorove sagte in ihrem Namen: „Daß dies ohne dich geschehe, dafür können wir die Verantwortung nicht tragen. Wer könnte sie überhaupt auf sich nehmen, da doch der größte Teil der Nation sein Schicksal in die Hände Deaks gelegt hat?" So blieb es bei dem ursprünglichen Beschlusse des Führers, doch bestimmte er den ungarischen Kanzler dazu, die Vertagung noch durch einige Zeit hinauszuschieben. Diese Frist wollte Deak benützen, um die Arbeiten der Ausgleichskommission, deren Seele er war, fertigzustellen. Mit Czengery wurden die Grundzüge des künftigen Ausgleiches entworfen. Was in Deak während der vierzig Jahre politischer Thätigkeit an Ideen ausgereift war, wurde hier niedergelegt. Rasch sollte die Siebenundsechziger-Kommission seine Arbeit noch vor Vertagung des Landtages zum Beschlusse erheben. Er wollte damit, wenn auch alles mißglücken und der Absolutismus Sieger bleiben würde, eine „gewaltige Urkunde" schaffen, in der die Nation in späteren Jahren das Programm der Versöhnung sehen sollte. Und er irrte nicht, denn diese Arbeit enthält alles, was später Reichsverfassung in Oesterreich-Ungarn wurde — kein vollkommenes Werk allerdings, aber genügend, um die Unabhängigkeit Ungarns zu verbürgen und die Großmachtstellung der Monarchie zu wahren. Deak hatte die größte Eile; denn am 24. Juni wurde der Sieg von Custoza erfochten, und die Regierung, von stolzen Hoffnungen geschwellt, beschloß die sofortige Vertagung des Landtages. Schon am 27. Juni, früher als Deak erwartete, wurde diese Maßregel angeordnet, doch war der Ausgleichsentwurf bereits von der Fünfzehner-Kommission vollinhaltlich angenommen.

* * *

Größere Erfolge als in Ungarn errang das Wiener Kabinett bei den Fürsten Deutschlands. Nahezu alle scharten sie sich um Oesterreich. Wie immer dachten die deutschen Höfe dabei vorerst an den eigenen Vorteil und nicht an die Zukunft der Nation; so wäre es denn den meisten lieb gewesen, sich ganz von Preußen und Oesterreich loszulösen, einen engeren Bund zu gründen und darin ihre volle Souveränität zu bewahren. Diese Idee einer deutschen Trias beschäftigte die leitenden Minister Bayerns, Sachsens und anderer Staaten, aber die Kräfte der kleinen deutschen Fürsten-stranden in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Machtgefühle. Auf sie alle paßte das Wort Rankes: „Wer sich nicht selbst zu schützen vermag, erklärt sich insoferne unfähig, die volle Souveränität zu besitzen, und muß einen Teil davon demjenigen abtreten, der ihm Schutz und Schirm gewährt“ [1]).

Bayerns leitender Minister, von der Pfordten, hegte persönlich lebhafte Abneigung gegen Oesterreich. Er betrachtete sich als den Führer der Mittelstaaten und sah sich in seinen schönsten Anträgen vor dem Bundestage fast immer von Oesterreich im Stiche gelassen. Das erbitterte den pedantischen und zugleich cholerischen Mann. Dabei stand er unter einem seltsamen Verhängnisse. Er wirkte an der Spitze eines Staates, der, eifersüchtig auf seine Souveränität, der grundsätzliche Gegner der Absicht Preußens war, die deutschen Fürsten unter seine Kriegshoheit zu beugen; anderseits gehörte er zu den wenigen Politikern jener Tage, welche die Bedeutung Bismarcks erkannten, und er hatte auch eine ganz geringschätzige Meinung von Oesterreichs militärischer Kraft und von der Fähigkeit seiner leitenden Staatsmänner [2]). So schwankte er bis zum Kriege in seiner Politik. Bald wechselte er vertrauliche Briefe mit

---

[1]) Auf dem Standpunkte der 1866 überwundenen Kleinstaaten steht das Buch des Hessen Wilh. Hopf, „Die deutsche Krisis des Jahres 1866“ (Melsungen, 2. Aufl., 1899), das viele sonst zerstreute Materialien zusammenstellt.

[2]) Friesen, „Erinnerungen“ II, S. 121, 135 ff. Pfordten fürchtete immer, Oesterreich werde die Mittelstaaten zum Kriege gegen Preußen hetzen und sie dann „sitzen lassen“.

Bismarck, in denen er seiner Bewunderung für ihn Ausdruck gab; dann wieder mußte er, da Hof und Volk in Bayern den Anschluß an Oesterreich heischten, nach Berlin ablehnende Erklärungen senden. Damit zog er sich von beiden Seiten den Vorwurf der Unzuverlässigkeit zu, obwohl er eher ein offener und hitziger Charakter war. Anfangs April versicherte er dem sächsischen Kabinett, er persönlich glaube nicht an den Krieg; denn Oesterreich habe kein Geld, die österreichische Armee sei schwach und ungenügend ausgerüstet und könne gegen Preußen nichts ausrichten; aber wenn es zum Krieg käme, so würde Bayern an der Seite der anderen Mittelstaaten gegen Preußen kämpfen müssen. Aehnliche Ansichten sprach er auf der Versammlung der Minister der Mittelstaaten zu Augsburg am 22. April aus. Damals wiegten sich einige der Minister noch in der Hoffnung, man könne Oesterreich und Preußen ihre Kämpfe allein ausfechten lassen. Der badische Minister Edelsheim regte an, die Mittelstaaten sollten einen eigenen Bund mit gemeinsamer parlamentarischer Vertretung bilden. Für diese Idee erwärmten sich auch die süddeutschen Demokraten und in der Landesversammlung des Württembergischen Volksvereins vom 22. April wurde ein nahezu einstimmiger Beschluß in diesem Sinne gefaßt. Bismarck war lange der Meinung, Bayern werde, von Pfordten geleitet, neutral bleiben; der preußische Gesandte in München, Prinz Reuß, sagte aber schon im Frühjahre voraus, daß es im Falle eines Krieges an Oesterreichs Seite fechten werde. Denn während König Ludwig II. seinen künstlerischen Liebhabereien nachging, betrieb sein Großoheim, Prinz Karl, mit dem Hofe eifrig den Anschluß an Oesterreich. Dem mußte sich Pfordten, halb gegen seinen Willen, fügen. Am 14. Mai versammelten sich zu Bamberg die Minister der Mittelstaaten, einigten sich aber nur über unfruchtbare Vorschläge zur allgemeinen Abrüstung. Diesmal war die Haltung Pfordtens klarer, aber er ließ sich doch über die falsche und unzuverlässige Politik Oesterreichs aus und entmutigte manchen der Anwesenden [1]). So gewann Oesterreich

[1]) Pfordten selbst ließ sich nach dem Kriege folgendermaßen über seine

an Bayern einen störrischen und unlenksamen Bundesgenossen.

Die Stellung Hannovers wurde in erster Linie durch den Charakter und die Grundsätze des blinden Königs bestimmt. Keiner der deutschen Fürsten aber war von höherem Machtgefühle beseelt als Georg V. von Hannover. Graf Platen, sein Minister des Aeußern, war der typische Diplomat der alten Schule; geschmeidig und ein wenig zur Intrigue geneigt, die gewöhnliche Bildung eines Weltmannes mit einer gewissen Ritterlichkeit vereinigend; ohne feste Anschauung in den großen Fragen der Zeit und deshalb vollständig abhängig von dem Winke des blinden Monarchen, den er beraten sollte. Zu Beginn der Wirren zwischen Oesterreich und Preußen versicherte Hannover in Berlin seine Neutralität, trat aber am 5. Mai durch Einberufung von drei Jahrgängen der Beurlaubten aus seiner Friedensstellung heraus. Das konnte sich Preußen nicht bieten lassen, denn Hannovers Lage zwischen den preußischen Landesteilen bedrohte seine militärische Sicherheit. Deshalb verlangte das Berliner Kabinett den Abschluß eines bindenden Neutralitätsvertrages, dann sollte die Integrität des Landes unter allen Umständen verbürgt sein. Gleichzeitig liefen Anträge Oesterreichs ein: die österreichische Brigade in Holstein sollte sich nach der hannoverschen Festung Stade zurückziehen und sich hier mit der hannoverschen Armee vereinigen; man hoffte, daß 10000 Freiwillige aus Holstein zu ihnen stoßen würden. Ueber diese Armee von 40000 Mann hätte dann Gablenz den Oberbefehl übernehmen sollen. Der hannoversche Ministerrat vom 13. Mai gab seine Meinung dahin ab, das Land solle neutral bleiben, um der Rache Preußens zu entgehen. Dieser Beschluß wurde vom Könige anscheinend gebilligt und nach Berlin und Wien gingen Schreiben in diesem Sinne

---

Haltung aus: Er habe vorausgesehen und vorausgesagt, wie alles kommen müsse, habe namentlich dem Minister v. Beust schon in Bamberg nachgewiesen, daß Oesterreich nicht im stande sei, einen Krieg zu führen; man habe ihm aber nicht geglaubt, ihn sogar als Verräter verschrieen, so daß er endlich auch sich habe entschließen müssen, Anteil an dem Kriege zu nehmen. Friesen, II, S. 250.

ab. Aber innerlich widerstrebte es Georg V., sich still zu verhalten, während die Lose des Krieges über seine militärische Hoheit geworfen wurden; er wollte seine Truppen gesammelt haben, um über sein Schicksal mit zu entscheiden. Das Wiener Kabinett sandte nun, um ein Waffenbündnis zu erzielen, den Prinzen Karl von Solms, einen Stiefbruder des Königs, General in österreichischen Diensten, nach Hannover. Dieser brachte am 20. Mai ein Handschreiben Kaiser Franz Josephs, in welchem zum Entgelt eine Vergrößerung Hannovers in Holstein und in anderen Gebieten, sowie der Oberbefehl über das 10. deutsche Bundescorps angeboten war. „Ich weiß," sagte vor dem Kriege der Großherzog von Oldenburg zu König Georg, „was Oesterreich dir versprochen hat: die Suzeränität über die Staaten des 10. Bundescorps, und du hast zugesagt; das hätte ich von dir nicht erwartet." König Georg war sichtlich betroffen und schwieg. Er hielt aber ein offenes Bündnis mit Oesterreich doch für zu gefährlich und lehnte ab, so daß die Brigade Kalik aus Holstein nach Oesterreich zurückgezogen wurde. Prinz Solms erreichte aber so viel, daß die Unterhandlungen mit Preußen über den bereits zugesagten Neutralitätsvertrag abgebrochen wurden. Graf Platen erklärte nämlich, der König als deutscher Bundesfürst müsse die Entscheidung des Bundestages abwarten und sich ihr fügen. Oesterreich war nicht voll befriedigt und zog fast keinen Nutzen aus der von König Georg beschlossenen Haltung. Preußen aber mußte das Land schon um seiner Sicherheit willen besetzen, und Oesterreichs Hilfe lag in weitem Felde. Keinem deutschen Fürsten bot Preußen billigere Bedingungen als dem König von Hannover. Georg V. wollte aber lieber dem Schicksal trotzen, als sich mit Preußen vergleichen: das Welfenhaus durfte sich nach seiner Ueberzeugung nimmermehr den Hohenzollern unterordnen [1]).

[1]) Am vollständigsten handelt über diese Vorgänge Fr. v. d. Wengen, „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover" (Gotha 1866). Indessen ist es nicht, wie daselbst erzählt ist, zu einem Uebereinkommen zwischen Kaiser Franz Joseph und König Georg über die militärische Kooperation der beiden Staaten gekommen, wohl aber wurden über diese Frage Briefe zwischen den beiden Monarchen gewechselt. Infolge der

Anders standen die Dinge in Sachsen, wo die Regierung entschlossen war, ihre Souveränität gegen die norddeutsche Großmacht bis aufs äußerste zu verteidigen. So dachten König Johann, der gelehrteste unter den deutschen Fürsten, und Kronprinz Albert, der durch persönliche Freundschaft mit Kaiser Franz Joseph enge verbunden war. Diese Fürsten besaßen in Beust einen Minister, der in seiner Beweglichkeit ihre Absichten mitunter lauter wiedergab, als sie wünschten. Beusts rasche Auffassung, seine Gewandtheit in Wort und Schrift, sein praktischer Sinn und seine Entschlußfähigkeit stachen zu seinem Vorteil von der Ratlosigkeit ab, die in anderen deutschen Kanzleien herrschte. Kein deutscher Minister machte sich durch Noten und Reden so bemerklich wie er. Es war ein ewiges Gehen und Kommen, ein Gethue und Getriebe, in welchem sein hochgradiges Selbstbewußtsein sich wohl gefiel. Unglücklicherweise setzte er sich in den Kopf, sich mit Bismarck in eine Art Wettstreit einzulassen. Er selbst hatte nach der Revolution von 1849 ein strenges konservatives Regiment eingerichtet; später lenkte er in liberale Bahnen ein, strich selbstgefällig heraus, wie sich die sächsische Freiheit von dem preußischen Drucke abhebe, und erreichte es durch eifriges Bemühen, daß Bismarck sich über ihn mehr ärgerte als über seine bittersten Feinde[1]). Der preußische Minister beehrte den kleinen Mann, der ihm fortwährend zwischen die Beine lief, mit ehrlichem Hasse. Dabei war Beust kein ungefährlicher Gegner, er galt viel an den kleinen deutschen Höfen und wurde in ihrem Kreise als eine Art diplomatischen Genies angesehen. Er stand seit Jahren in vertraulicher Verbindung mit dem Wiener Kabinett, welches er in guten und

Gegenvorstellungen seiner Ratgeber stand der König von diesem Plane ab und es wurde im Kabinettsrate vom 14. Mai ein Brief des Königs an den Kaiser von Oesterreich festgestellt, in dem erklärt ward, der Plan sei zu gefährlich, da die hannoveranische Armee in kurzer Zeit zur Kapitulation gezwungen werden würde. Vgl. den Aufsatz von Fr. von der Wengen „Der letzte Feldzug der hannoveranischen Armee 1866" in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" Juni 1901.

[1]) Als Beust österreichischer Minister wurde, warnte ihn König Johann vor den kleinen Bosheiten seines Stils: „Vergessen Sie nicht, daß Nadelstiche oft mehr Weh und mehr Zorn verursachen als Prügel."

in schlimmen Zeiten beriet, unterrichtete und warnte. Fürst Schwarzenberg nannte ihn deshalb seinen besten Lieutenant in Deutschland. Das war so allgemein bekannt, daß man schon damals gelegentlich von seiner Berufung ins österreichische Ministerium sprach. In diesem Zeitpunkte waren das unbegründete Gerüchte, denn Beust trug sich vielmehr ebenso wie Pfordten mit dem Plane, das „dritte Deutschland", also alle Staaten außer Oesterreich und Preußen, zu einem engeren Bunde zu vereinigen. Er betrieb deshalb vor dem Kriege ein festes militärisches Zusammenwirken mit Bayern. Das bayerische Heer sollte gegen die sächsische Grenze, vielleicht selbst nach dem Voigtlande vorgeschoben werden, und die Sachsen hätten sich dann beim Einmarsche der Preußen auf ihre süddeutschen Bundesgenossen zurückgezogen. So wäre die dritte deutsche Gruppe militärisch achtunggebietend dagestanden. Aber Pfordten, schwankend und mißlaunig wie immer, war nie für ein klares Vorgehen zu gewinnen; Bayern, meinte er, brauche seine Soldaten selbst. So mußte sich Sachsen, um nicht isoliert zu bleiben, für den Anschluß an Oesterreich entscheiden. Das geschah denn, dem Charakter des Königs und des Kronprinzen entsprechend, ganz und ehrlich. Beust sah dem Kampfe hoffnungsvoll entgegen; bei einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Koburg (18. April) vertrat er gegen die Warnungen des Herzogs die Ansicht, Oesterreich sei seinem Nebenbuhler militärisch überlegen. Preußens Zorn wuchs, als Beust sich am 5. Mai infolge drohender Depeschen Bismarcks an den Deutschen Bund wandte und dessen Schutz gegen Preußen anrief. Sachsen bot denn dem ersten Stoße der preußischen Armee die Stirne.

* * *

So bereitete sich die österreichische Diplomatie, der Mittelstaaten sicherer werdend, auf den Krieg vor. Das Hauptquartier Benedeks aber sah den unabwendbaren Ereignissen mit trüben Ahnungen entgegen. Denn Benedek und Krismanić gewahrten mit Besorgnis, wie langsam und unvollständig sich die Abteilungen des Heeres in den mährischen Quartieren sammelten. Am 12. Mai übernahm Benedek das Kommando; in

einem herzhaften Armeebefehl forderte er zu Tapferkeit und Opfermut auf und fügte dann hinzu: „Soldaten! Dazu bringe ich euch mein ganzes warmes Soldatenherz, bringe euch meinen eisernen Willen, mein höchstes Vertrauen auf euch, mein demütigstes Vertrauen auf unseren allmächtigen Herrgott und das Vertrauen auf mein altes Soldatenglück." Die Aufstellung der Oesterreicher fand, wie wir wissen, in Mähren statt, weil Krismanič den Anmarsch der Preußen von Schlesien her erwartete. Unterdessen aber vollzog sich in der zweiten Hälfte des Mai die Aufstellung der preußischen Armee in dem großen Halbkreise rings um Sachsen und Böhmen. Jetzt wurde es dem österreichischen Hauptquartier klar, daß seine Voraussetzung irrig war: die Sammlung des österreichischen Heeres in Mähren fand offenbar zu weit rückwärts im eigenen Lande statt, Sachsen und Böhmen blieben dadurch den Preußen geöffnet. Aber alle Marschpläne wie die Befehle zur Aufhäufung von Munition und Proviant in Mähren waren bereits erlassen. Was war unter diesen Umständen zu thun? Sollte der Aufmarsch der Armee geändert werden? Krismanič war nicht der Mann, sich das Konzept so leicht verrücken zu lassen. Er verfocht den Gedanken, man dürfe nicht ängstlich nach dem Richtigen tappen, sondern müsse den gefaßten Vorsatz folgerichtig durchführen. In späteren Berichten über den Feldzug von 1866 ist viel darüber geklagt, daß Krismanič auch im Heerlager seinem Hange nach behaglichem Lebensgenuß nachgab; das hinderte aber nicht, daß die unter seiner Leitung getroffenen Maßregeln zum Truppentransport allen gerechten Anforderungen entsprachen. Der Aufmarsch der Nordarmee erfolgte so rasch, als es die langsam sich vollziehende Mobilisierung in den Ergänzungsbezirken nur zuließ; die Leistungen der Nordbahn, die auf ihrer zum Teil eingeleisigen Linie täglich durchschnittlich 21—22 Züge beförderte, waren für jene Zeit sehr ansehnlich und halten den Vergleich mit der Aktion der preußischen Bahnen, die nur 8—12 Truppenzüge laufen ließen, in jeder Beziehung aus. Benedek sah die vielumfassende Thätigkeit des Generals, anerkannte die Nettigkeit seiner Marsch- und Fahrentwürfe, seine Kenntnis des Terrains, und er ließ ihn gewähren, denn er war sachkundigen

Männern des Generalstabes ein dankbarer Vorgesetzter. Es wurde also beschlossen, an der Aufstellung um Olmütz festzuhalten, bis die Armee vollständig versammelt sei. Auf keinen Fall wollte man vorzeitig losbrechen. Erst bis alle Eisenbahntransporte beendet waren und das Heer vollständig gerüstet unter der Leitung des Armeekommandanten stand, sollte es nach Böhmen an die obere Elbe versetzt werden; Josephstadt wurde zum Mittelpunkte dieser zweiten Aufstellung erkoren.

Mit diesen Absichten wurden die beiden Heerführer bekannt gemacht, die gewissermaßen die Avantgarde der Nordarmee befehligten: Kronprinz Albert von Sachsen und der General der Kavallerie Graf Clam-Gallas, der an der Spitze der Truppen in Böhmen stand. Letzterer erhielt die Weisung, sich der überlegenen Macht des preußischen Heeres, sobald dieses vorbreche, durch den Rückzug auf Josephstadt zu entziehen. Gleichzeitig wurde General Ringelsheim nach Dresden geschickt. Die sächsische Regierung, militärisch von Bayern im Stiche gelassen, sagte zu, ihre Truppen im Falle eines feindlichen Angriffes über Teplitz und Theresienstadt gleichfalls, in ungefähr fünfzehn Tagemärschen, auf Josephstadt zurückzuführen. Das österreichische Heer, so erklärte Ringelsheim offenherzig, könne den Sachsen nicht zu Hilfe eilen, weil es noch nicht genügend gerüstet sei. Dies leuchtete der Regierung des befreundeten Landes ein, und Beust sagte zu dem General: „Laßt euch lieber drei Ohrfeigen geben, als daß ihr losschlagt, bevor ihr fertig seid."

Beunruhigt durch diese trüben Aussichten, wandte sich Kronprinz Albert von Sachsen am 20. Mai in einem Briefe an Benedek, in dem er ihn bat, ihm Näheres über seine Anordnungen mitzuteilen, denn es war für die Sachsen wichtig, zu wissen, wann die Oesterreicher von Olmütz aufbrechen würden [1]). Drei Tage darauf antwortete Benedek in einem Schreiben, das die Lage wenig rosig darstellte. Leidige diplomatische Rücksichten hätten die Mobilisierung der Armee hinausgeschoben, es sei somit möglich, daß die Preußen früher von Norden her vor

[1]) Der Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen von Sachsen und Benedek ist nach den Akten des Wiener Kriegsarchivs im Anhang des II. Bandes, Nr. V und VI, abgedruckt.

Josephstadt anlangen könnten, als das österreichische Heer von Osten. In diesem Falle müßten die Sachsen und das Corps Clam-Gallas südwärts bis hinter die Elbe zurückweichen, um erst hier ihre Vereinigung mit dem Hauptheere zu vollziehen. Als Zeitpunkt der vollständigen Sammlung des Heeres um Olmütz bezeichnete Benedek den 10. Juni. Im österreichischen Hauptquartier fürchtete man um so mehr den früheren Einbruch des preußischen Heeres in Böhmen, als das Kundschaftsbureau die sorgfältigsten Nachrichten aus Deutschland erhielt — sein Chef, Oberst Tegetthoff, erstattete am 31. Mai die Meldung, die preußischen Corps würden am 4. Juni vollzählig an der Grenze versammelt sein [1]). Somit hatten die Preußen eine bis zwei Wochen Vorsprung und sie konnten bis dahin Nordböhmen bis an die Elbe überschwemmt haben. Unter diesen lähmenden Eindrücken bereitete Krismanič bedächtig und methodisch den Vormarsch des Heeres nach Böhmen vor. Diese Nachrichten hätten die österreichische Diplomatie zur Behutsamkeit mahnen sollen. Aber je vorsichtiger die Generäle wurden, desto ungestümer eilte die Regierung vorwärts. Der Wirbelwind der siegesgewissen öffentlichen Meinung riß sie in seine Kreise.

---

[1]) Die Evidenzberichte Tegetthoffs, eines Bruders des Admirals (im Wiener Kriegsarchiv), halten die Probe auf ihre Richtigkeit nach allen späteren Publikationen fast vollständig aus. Aus Hannover, Kassel, Frankfurt, Leipzig liefen ununterbrochen Telegramme und Berichte über Märsche und Eisenbahnbeförderungen feindlicher Streitkräfte ein. Kundschafter waren auf preußischem Gebiete selbst thätig. Am 28. Mai teilte Tegetthoff dem Feldzeugmeister mit, daß, da die beiden rheinischen Armeecorps erst jetzt nach dem Osten dirigiert wurden, der Angriff der Preußen vor einer bis zwei Wochen nicht zu erwarten sei. Aehnlich, aber weniger bestimmt lautete die Meldung des österreichischen Botschafters in Berlin an den Grafen Mensdorff vom 26. Mai: „Auf der italienischen Gesandtschaft heißt es, daß Italien bis zum 4. Juni kampfbereit sein wird, und dasselbe Datum wird auch für die preußische Armee vielfach genannt." (Wiener Kriegsarchiv.)

Ganz anders das preußische Nachrichtenbureau, an dessen Spitze Oberst v. Döring stand. Dieses war so unsicher in seinen Erkundungen, daß Döring am 15. Mai, zu einer Zeit, da in Böhmen bloß ein österreichisches Corps stand, annahm, dort sei bereits ein namhafter Teil des österreichischen Heeres aufgestellt. (Lettow II, S. 27. Vgl. ferner Verdy „Im Hauptquartier der II. Armee 1866" S. 11 ff.)

Genau bis auf den Tag hatte Oberst Tegetthoff das Hauptquartier über die Rüstungen des Gegners unterrichtet. Wirklich schlug Moltke dem König am 14. Mai vor, die Truppen nach erfolgter Mobilisierung einwaggonieren und an den Endpunkten der Bahnen an der Grenze ausschiffen zu lassen: am 4. Juni könnten gegen 270000 Mann zum Einmarsche in Sachsen und Böhmen bereit stehen. Sie waren dann allerdings erst, dem Laufe der Eisenbahnen entsprechend, in einem weiten Gürtel aufgestellt. Es war der Rat Moltkes, an diesem Tage den Krieg zu erklären; alle militärischen Gründe, so schrieb er an Roon, sprächen dafür; dieser möge also mit Bismarck Abrede halten, ob die politische Lage den Angriff gestatte. Noch energischer drang er in einem Vortrage vom 25. Mai in den König auf Beschleunigung des Einbruches in Böhmen. Bei dieser Beratung waren Bismarck und die Armeebefehlshaber, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl, sowie General Herwarth, ferner die Chefs ihrer Stäbe und ihre Oberquartiermeister anwesend. Moltke legte dem Könige dar, daß die Oesterreicher Anfangs Juli nicht viel über 180000 Mann beisammen haben könnten. Er meinte dann: „Wie stark oder schwach sie auch sein mögen, so viel ist gewiß, daß sie mit jedem von uns versäumten Tag stärker werden, und daß nach einigen Wochen ein neuer Feind uns in Franken entgegentreten kann. Alles kommt darauf an, unserem völlig bereitstehenden Hauptgegner zuvor schon eine Niederlage zu bereiten. ... Es kann militärisch nur als dringend wünschenswert bezeichnet werden, daß die diplomatische Aktion bis zum 5. Juni zum Abschluß gelange."

Aber der Vorschlag zu dieser raschen Umklammerung und Niederwerfung der österreichischen Macht fand auch jetzt nicht die Zustimmung König Wilhelms. Er hatte die Rüstungen erst befohlen, als Oesterreich vorangegangen war, und auch jetzt wollte er nicht einen Vorwand vom Zaune brechen, um Sachsen und Oesterreich unversehens zu überfallen. Er wollte, wie bisher, den Gegnern den Vortritt in den militärischen Maßregeln lassen und hätte nichts dagegen gehabt, vorerst einen Verteidigungskrieg zu führen. Diesen allein hielt er für gerecht, und

deshalb wies er die Vorſchläge zurück, unmittelbar nach dem 4. Juni in Sachſen einzubrechen. Da er zudem die innere Kraft der öſterreichiſchen Armee hoch anſchlug, ging er nicht ohne Bedenken in den Kampf. Er rechnete ſelbſt mit der Möglichkeit einer Verteidigungsſchlacht vor den Thoren Berlins. Auch Moltke meinte, daß, wenn man Benedek Zeit laſſe, er, dem Ungeſtüm ſeines Temperaments entſprechend, mit ganzer Macht aus Böhmen vorbrechen werde — er ahnte nicht, wie ganz andere Empfindungen Benedek und ſeine Umgebung beherrſchten [1]). Wenn die Oeſterreicher, wie Bismarck und die Generäle dem Könige täglich verſicherten, Preußen wirklich überfallen wollten, dann konnte man ihnen, ſo meinte der König, dort ſtandhalten, wo die preußiſchen Feldherren im Jahre 1813 den Marſchällen Napoleons die Spitze geboten hatten. Dieſe Jugenderinnerungen waren in dem König ſo mächtig, daß er, als ſein Vorleſer Louis Schneider ihn um Aufnahme ins Hauptquartier bat, die Antwort gab: „Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Großbeeren hinüberreiten können?[2])“ Ebenſo meinte auch der Kronprinz, man dürfe nicht losbrechen, ſondern müſſe es den Oeſterreichern überlaſſen, den erſten offenſiven Schritt zu thun. Es blieb alſo vorerſt dabei, daß die preußiſchen Corps nach ihrer Auswaggonierung in einem weiten Verteidigungsgürtel von 30—40 Meilen an der Landesgrenze ſtehen bleiben ſollten. Ja, Moltke konnte nicht einmal durchſetzen, daß die Garde ſofort Berlin verlaſſe und ihre Aufſtellung an der Grenze vollziehe. Sie wurde erſt am 5. Juni in Bewegung geſetzt — vielleicht aus Befürchtung, daß die Hauptſtadt nicht von Truppen entblößt werden dürfe. Moltke mußte

[1]) Moltke an den Prinzen Friedrich Karl am 25. Mai: „Gerade der Name Benedek bürgt dafür, daß ſie uns nur in einer Richtung (nicht in zwei Armeen geteilt), da aber coude à coude kommen werden.“

[2]) „Ich war wie vom Donner gerührt,“ fügt Schneider („Aus dem Leben Kaiſer Wilhelms I.“ I, S. 221) dieſer Erzählung hinzu. „Bei Großbeeren? Das war alſo der Rückzug der ganzen Armee von der Grenze, um die Hauptſtadt zu decken? — Das waren teilweiſe Niederlagen bis faſt an die Thore Berlins? Das war von Beginn des Feldzuges an die Defenſive, eine Kampfesweiſe, die der preußiſchen Armee noch nie günſtig geweſen iſt.“

denn noch des Augenblicks harren, da ihm gestattet wurde, seine Grundidee auszuführen: Einmarsch in Böhmen und Vereinigung der preußischen Corps mitten im feindlichen Lande.

Der Chef des Generalstabes würdigte aber die Einwürfe des Königs und er vertrat, wiewohl seine Pläne durchkreuzt wurden, mehr als einmal dessen Anschauung anderen gegenüber ohne alle Empfindlichkeit, mit der leidenschaftslosen Ruhe, die sein Wesen auszeichnete. Am 29. Mai schrieb er an den Grafen Bethusy-Huc: „Sie haben ganz Recht, daß eine kräftige Initiative das beste wäre. Die Oesterreicher haben in ihren Rüstungen sechs Wochen vor uns voraus [1]). Dennoch werden wir sie anfangs nächster Woche darin überholt haben. Das Zuwarten vermehrt ihre Kräfte und läßt die sich erst bildenden Feinde in Süddeutschland zu Realitäten werden, es erschöpft unsere finanziellen Mittel und wirkt moralisch niederdrückend. Aber freilich fordert man von unserem siebzigjährigen König und Herrn den schweren Entschluß, den ersten Schritt zu einem europäischen Kriege zu thun, dessen Ausdehnung und Dauer niemand übersehen kann." Ebenso schrieb Moltke am 11. Juni beschwichtigend an Blumenthal: „Man darf nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern muß mit gegebenen Größen rechnen. Die Erlaubnis zu diesem Einrücken wäre aus nichtmilitärischen, aber übrigens sehr gewichtigen Gründen für die nächsten acht Tage nicht zu erwarten gewesen."

So kam es, daß jeder der beiden Gegner den anderen jenseits des Riesengebirges und der Sudeten für sprungbereit hielt und seinen Anfall erwartete. Dadurch aber verstrichen zwei Wochen, in denen Oesterreich den Aufmarsch seines Heeres in Mähren vollenden konnte. König Wilhelms Bedenken hatten wirklich gewichtige Ursachen. Die Meldungen, die aus Paris und aus den deutschen Mittelstaaten an den Berliner Hof gelangten, konnten auch einen starken Mut niederschlagen: Napoleon verharrte in rätselhaftem Schweigen und die deutschen Höfe rüsteten zum Kampfe. Unerfreulich war auch, daß bei der Einberufung der preußischen Mannschaften zu den Fahnen die

[1]) Das ist nicht wörtlich zu nehmen.

Unzufriedenheit des Volkes mit der Kriegspolitik greifbar zu Tage trat. Die strenge Zucht des preußischen Staates hielt zwar alles in Ordnung, konnte aber das laute Murren, zumal der Landwehren, nicht unterdrücken. Doch erhielt das Ausland, als die einberufenen Mannschaften von da trotzdem überall in die Heimat aufbrachen, einen starken Eindruck von der strammen preußischen Disziplin [1]). Aus Schlesien wurde gemeldet, daß katholische Priester den Krieg gegen Oesterreich als ungerechten Ueberfall bezeichneten. Schlimmer stand es in den Rheinlanden: in einigen Orten waren die Reservemänner, welche die Eisenbahnwaggons zu besteigen hatten, anfangs nicht zum Gehorsam zu bringen, es mußte mit dem Einschreiten von Kavallerie gedroht werden [2]). Erzbischof Melchers von Köln gab der Stimmung der Rheinprovinz, wo man zudem einen Ueberfall seitens Frankreichs befürchtete, einen fast drohenden Ausdruck, indem er dem Könige am 28. Mai die Gefahren eines Bruderkrieges auseinandersetzte und dann hinzufügte: „Das sind die Ursachen, weshalb unsere Soldaten und Landwehrmänner, welche sonst und zuletzt noch vor drei Jahren mit so großer Freudigkeit und Opferwilligkeit stets dem Rufe ihres Kriegsherrn unter die Fahnen gefolgt sind, jetzt mit Unmut und Abneigung, nur aus blindem Gehorsam ohne Begeisterung Folge leisten."

Aus allen Teilen Preußens liefen Adressen an den König ein, die nicht selten in bitteren, das Ministerium anklagenden Worten den Frieden heischten [3]). Selbst der Ausschuß des Nationalvereins wandte sich in einem Beschlusse vom 14. Mai gegen die preußische Politik. Nur Breslau, wo der Abgeordnete

---

[1]) Es fehlte da nicht an ergreifenden Zügen. Vgl. das Gespräch des Zaren Alexander II. mit aufbrechenden preußischen Ersatzmannschaften. Fontane, „Der deutsche Krieg von 1866", I, S. 66.

[2]) Eine interessante Schilderung der Stimmung in den Rheinlanden gibt J. Vilbort, der damals Deutschland bereiste, in dem Buche „L'œuvre de M. de Bismarck" (S. 137—140, 184—186).

[3]) Diese Adressen wurden von der „Nationalzeitung" strenge getadelt, weil sie die Aktion Preußens schwächten, während die „Kölnische Zeitung" sie für zeitgemäß hielt.

Ziegler die Bürgerschaft lenkte, und Halle, wo die Universität den Glauben an den großen Beruf Preußens in Deutschland aufrecht hielt, sandten Schreiben ein, in denen dem Könige das Schicksal des Landes vertrauensvoll anheimgestellt wurde. Unter den Ministern sagte sich wohl nur Finanzminister Bodelschwingh von der Bismarckschen Politik offen los und mußte daher sein Amt Herrn von der Heydt überlassen, aber auch Schleinitz, der dem Könige besonders nahe stand, gehörte noch zur Friedenspartei. Unmittelbar nach der Mobilisierung schien einen Augenblick lang der treffliche finanzielle Kredit Preußens erschüttert und viele Kaufleute weigerten sich, die Kassenscheine des Staates als Zahlung anzunehmen.

Es gehörte die unbeugsame Entschlossenheit Bismarcks dazu, um sich durch diese Widerwärtigkeiten nicht einschüchtern zu lassen. Denn ihn traf die Verantwortung für einen Mißerfolg seiner kriegerischen Politik. Aber als der Kronprinz ihm in diesen Tagen von der Möglichkeit einer Katastrophe sprach, erwiderte er ihm mit Worten, wie sie der grimme Hagen nicht anders hätte brauchen können: „Was liegt daran, ob ich gehenkt werde, wenn nur der Henkerstrick später Ihren Thron fest mit dem neuen Deutschland zusammenknüpft! [1])“

Widerstreitende Empfindungen bewegten die Brust König Wilhelms. Der Rat der besten Männer in seiner Umgebung stand im Widerspruche mit der Stimme der Menge, mit der Anschauung der befreundeten Höfe. Der Zar entsprach dem Wunsche der Königin Olga von Württemberg und mahnte ihn in einem Briefe zum Frieden, ebenso Königin Viktoria von England — weibliche Einflüsse waren auf der ganzen Linie gegen Bismarck thätig. Aber wenn der König auch nur schwer zu rascherem Vorgehen bestimmt werden konnte, so ließ er sich doch in den einmal gefaßten Vorsätzen nicht erschüttern: die militärische Unterwerfung Norddeutschlands war das Ziel, das er unverrückt im Auge behielt. Wozu er sich nach schwerem inneren Kampfe entschlossen hatte, daran hielt er fest — diese Zuverlässigkeit seines Wesens war der feste Grund, auf den

[1]) Nach Bismarcks eigener Erzählung zu Bilbort, S. 245.

seine Ratgeber bauten. Er antwortete denn der Königin von England ganz im Sinne und Geiste Bismarcks [1]: er wünsche den Frieden und habe alles gethan, um ihn zu erhalten, aber Schleswig-Holstein müsse Preußen überlassen werden. Denn, so fügte er hinzu, er höre von allen Seiten, sein Volk sei nur deshalb unzufrieden mit der Regierung, weil so viel Geld und Blut für die Befreiung der Elbherzogtümer aufgewendet wurde, ohne daß Preußen den geringsten Vorteil davon habe. Dieser Gedankengang setzte das englische Kabinett in Staunen, und der Minister des Aeußern, Lord Clarendon, sagte zum sächsischen Gesandten Vitzthum, es sei kein wahres Wort in dem Briefe [2]. Der König hatte sich eben ganz in die Vorstellungen eingesponnen, mit denen ihn Bismarck, Moltke und Roon umgaben; sie waren ihm die würdigen Vertreter des Volkes, das er von den Demokraten mißleitet erachtete. Auch war Bismarck bemüht, andere Einflüsse vom Könige fernzuhalten; als es hieß, Napoleon plane die Berufung eines Friedenskongresses nach Paris, war er entschlossen, den Grafen Goltz mit der Vertretung Preußens zu betrauen; er selbst, so äußerte er sich, müsse in Berlin bleiben, um nicht den Furchtsamen und seinen Widersachern den Platz beim Könige zu räumen. Indessen wußte der König selbst, wie viel für ihn und die preußische Monarchie auf dem Spiele stehe, wenn er sich jetzt, wie dereinst sein Bruder in Olmütz, vor Oesterreich beuge, oder wenn ihm der Sieg versagt bliebe. Die königliche Gewalt mußte dann ebenso wie in England der Herrschaft des Parlaments weichen. Bismarck sprach es selbst aus, daß der König entschlossen sei, im Falle einer Niederlage die Krone niederzulegen und den Ausgleich mit der Volksvertretung seinem Sohne zu überlassen [3]. Denn demütigen wollte er sich nicht lassen. Als Schneider von Han-

[1] Bismarck sagte zu dem englischen Botschafter Lord Loftus, der eine Vermittlung versuchte: „Zu spät, Mylord, ich möchte betreffs des Bundes zwischen Oesterreich und Preußen die Worte gebrauchen, die Richelieu zu seiner Geliebten beim Abschiede sagte: ‚Wir sind keine Feinde, aber wir lieben uns nicht mehr.‘“

[2] Vitzthum, S. 189.

[3] Bismarck zu Unruh in dessen „Erinnerungen“.

nover heimkehrte und ihm meldete, König Georg verweigere die Abrüstung und ebenso die Unterwerfung unter die Militärhoheit Preußens, brach er, wie wenn das eine Feindseligkeit gegen seine Person gewesen wäre, in die Worte aus: „Ich weiß, es sind alle gegen mich, alle bis auf Hessen und Mecklenburg! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt!"

Indessen war es Bismarck und den Generälen klar, daß der König es ablehnen werde, der öffentlichen Meinung in Deutschland und im übrigen Europa zum Trotze ohne weiteres die Feindseligkeiten zu beginnen. Da bot sich Bismarck ein geeignetes Mittel, um den Streitfall mit Oesterreich in der einen oder anderen Weise zum Austrag zu bringen. Er konnte dem König den Beweis liefern, daß Oesterreich jedem Ausgleiche abhold sei, und so hoffte er ihn endlich zum Kriege mit fortzureißen. Von außen her kam gerade jetzt der Anstoß zu Verhandlungen mit dem Wiener Kabinett auf Teilung Deutschlands unter die Häuser Hohenzollern und Habsburg; die Unterwerfung des Nordens Deutschlands unter Preußen, des Südens unter Oesterreich sollte den drohenden Krieg abwenden. Indem Bismarck die Gelegenheit benützte, um auf den zögernden Sinn des Königs einzuwirken, wurde diese Unterhandlung ein wichtiges Zwischenglied in der Politik des preußischen Ministerpräsidenten [1]).

Der Vorschlag, Oesterreich und Preußen durch die Teilung Deutschlands zu versöhnen, ging nicht von Bismarck aus, er aber gab dem Plane das Gepräge seines Geistes. Die beiden Brüder Gablenz, Sachsen von Geburt, waren es, die sich zuerst um diese Lösung bemühten. Sie mußten den bevorstehenden Kampf als einen Bruderkrieg betrachten, denn der eine stand als General in österreichischen Diensten, der andere hatte sich Preußen zur neuen Heimat erkoren und war in dessen Landtag einige Zeit hindurch thätig. Gablenz gehörte zu denjenigen

[1]) So äußerte sich Bismarck selbst zu Friesen („Erinnerungen" II, S. 161).

öſterreichiſchen Generälen, welche ihre Stimme beim Kaiſer warnend gegen den Doppelkrieg erhoben, denn beſſer als die anderen kannte er das Uebergewicht, welches die Preußen in ihrer beſſeren Waffe, dem Zündnadelgewehr, beſaßen. Zu dieſer Zeit ſprach er Manteuffel gegenüber mit ſoldatiſchem Freimute ſeine Meinung aus[1]). Seine Anſicht ſei, daß ſich der Kaiſer und der König über die künftige Geſtaltung Deutſchlands einigen ſollten. „Darauf riefen ſie ſämtliche deutſche Fürſten zuſammen und ſagten ihnen: das haben wir beſchloſſen und fordern euch auf zuzuſtimmen. In den Staat, deſſen Fürſt es nicht wollte, rückte ein Corps ein, im Norden ein preußiſches, im Süden ein öſterreichiſches. Die Fürſten würden dann alle zuſtimmen. Darauf riefe man, wenn es ſein müßte, ein Parlament zuſammen und bei einer Million Soldaten würde dieſes auch zuſtimmen. . . . Dem Auslande ſagte man dann: ſo iſt Deutſchland jetzt geordnet, und da Preußen und Oeſterreich jetzt eine Million Soldaten auf dem Feldetat hätten, ſo würde es ſich hüten, einen Kampf aufzunehmen, zu dem es ſich erſt rüſten müßte." Dieſen Gedanken ſetzte Anton v. Gablenz, der Bruder des Generals, zuerſt Mensdorff auseinander, und mit den Empfehlungen dieſes Miniſters, der ſtets auf den Frieden bedacht war, reiſte er nach Berlin und fand bei Bismarck aufmerkſames Gehör. Eine zweite Reiſe nach Wien fand Mensdorff und Eſterhazy noch immer willig zum friedlichen Austrage, und ſo arbeitete Bismarck zwiſchen dem 13. und 20. Mai mit Gablenz die Grundbeſtimmungen einer deutſchen Verfaſſung aus. Ueber Schleswig-Holſtein wurde ein Ausgleich vorgeſchlagen; es ſolle nach dem Wunſche Oeſterreichs ein ſelbſtändiges Herzogtum bleiben, aber ein Hohenzoller ſei als Souverän einzuſetzen; dabei fielen der Hafen von Kiel und die Feſtung Rendsburg an Preußen. Der Kern des Planes beſtand in der Verfügung über die Streitkräfte Deutſchlands. „Der Kaiſer von Oeſterreich iſt," ſo ſchlug das Berliner Kabinett vor, „für Krieg und Frieden Bundesfeldherr des Südens, der König von

[1]) Sybel (IV, S. 381 ff.) konnte zuerſt aktenmäßige Mitteilungen über dieſe Unterhandlungen machen.

Preußen des Nordens.“ Die beiden Reiche im Norden und Süden schlossen sich, wie Preußen anbot, aufs engste aneinander und verbürgten sich gegenseitig den Besitzstand; Venedig war Oesterreich dann durch die Streitmacht von ganz Mitteleuropa gesichert. Ueber die leitenden Gesichtspunkte des neu zu errichtenden Bundes zwischen den deutschen Großmächten sprach sich Bismarck später folgendermaßen aus[1]: „Niemand hätte uns damals widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung und konnten Europa, das auf diese Wendung nicht vorbereitet war, das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands dem Kaiser von Oesterreich ein Stück seiner Souveränität abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu welcher er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es denn, der bewirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir, noch auch Oesterreich, das im Monat darauf Bayern zum Bundesgenossen gewann, mochten Erwähnung davon thun, daß wir im Mai über die Teilung Deutschlands verhandelten. Ich weiß freilich nicht, ob diese Ordnung eine endgültige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen notwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen.“ Und zur Krönung des Planes ließ Bismarck, nach seiner eigenen Erzählung, dem Wiener Hofe das Weitere entbieten: „Ich schlug vor, daß wir, schlagfertig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, in der Absicht, es zur Herausgabe des Elsaß zu zwingen. Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten. ... Napoleon hatte damals eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können[2].“

---

[1]) Gespräch des Fürsten Bismarck mit dem Verfasser am 13. Juni 1890. (Siehe Anhang zum II. Bande Nr. I.)

[2]) Vgl. Busch, „Unser Reichskanzler“, S. 422. Auch König Wilhelm hegte damals die Ueberzeugung, es sei der Tag nicht ferne, da sich Deutschland gegen Frankreich wenden werde. Der französische Militärattaché Graf Clermont-Tonnerre berichtet als vollkommen authentisch, daß der König zu

Staunend ſteht man vor der Größe dieſer Entwürfe, doch auch vor der Erbarmungsloſigkeit, mit der Bismarck nach- und nebeneinander die verſchiedenſten Werkzeuge benützte, fortwarf und ſie wieder nach den Bedürfniſſen des Tages ergriff. Denn noch galt der Vertrag mit Italien, und wenn Oeſterreich ſich auf die Teilung Deutſchlands eingelaſſen hätte, ſo wäre Italien ausgeſpielt geweſen. Formell ſtand es Preußen frei, auch jetzt noch umzukehren und ſich mit Oeſterreich zu vergleichen, denn es hatte ſich, wie wir erinnern, im Aprilvertrage mit Italien ausdrücklich das Recht vorbehalten, die Waffen zu ergreifen oder ſie ruhen zu laſſen. Darauf machte Bismarck die italieniſchen Diplomaten des öfteren und auch vor der geheimen Sendung Gablenz' nach Wien aufmerkſam. Dennoch hätte Italien Recht gehabt, ſich über Täuſchung zu beklagen, wenn es zum Bunde mit Preußen gewaltig gerüſtet und dann vor den Thoren Venedigs die Spitzen preußiſcher Bajonette gefunden hätte. Man hat ſpäter La Marmora und ſeine Kollegen getadelt, weil ſie überängſtlich und mit halbem Herzen auf das Bündnis eingegangen waren: ſie hätten den Genius Bismarcks nicht gewürdigt und die europäiſche Lage nicht verſtanden. Kann dieſer Tadel wirklich in dieſem Umfange aufrechterhalten werden?

Schlimmer als Italien wäre es Napoleon III. ergangen, er aber hätte ſich nur in den eigenen Schlingen gefangen. Denn er erhoffte ſich von dem Kriege der beiden deutſchen Mächte die Gewinnung der Rheinlande, ihre Verſöhnung aber hätte ihn das Elſaß gekoſtet. Gerade jetzt gab ſich die vielgeſtaltige Staatskunſt Bismarcks alle Mühe, den Kaiſer in Sicherheit zu wiegen: während er mit Oeſterreich über einen Bund gegen Frankreich verhandelte, machte er Napoleon durch Govone glitzernde Anerbietungen. Am 21. Mai, am Tage vor der Ankunft des Freiherrn v. Gablenz in Wien, ließ er den Kaiſer der Franzoſen wiſſen, daß Preußen ihn nicht durch Bevölke-

---

einem deutſchen Diplomaten geſagt habe: „Wenn wir jetzt einen Krieg gegeneinander führen, ſo werden wir uns ſpäter verſöhnen und einen anderen gemeinſamen Krieg führen." (Rothan, S. 452.)

rungen deutschen Blutes abfinden könne, da die öffentliche Meinung Deutschlands dies nur in Fällen höchster Not entschuldigen würde; aber er wies den Kaiser zur Entschädigung auf Belgien hin.

Am mißlichsten aber stand es, falls Oesterreich einschlug, um das Verhältnis Preußens zu den übrigen deutschen Stämmen, denn die den Deutschen in Aussicht gestellte Einheitsverfassung und das deutsche Parlament waren dann aufgegeben. Wie ein Kapitän in Sturmesnöten, so warf Bismarck einen Teil der Schiffsladung über Bord, um sein Preußen in den sicheren Hafen zu steuern. Er gedachte die Nation aber dadurch zu entschädigen, daß er ihre vereinigte Kraft gegen Frankreich lenkte. Alle diese Betrachtungen mögen indessen müßig sein, da nicht festzustellen ist, ob Bismarck die Annahme seiner Vorschläge durch das Wiener Kabinett überhaupt für möglich erachtete. Gewiß hielt er von vornherein, wie er die leitenden Personen in Wien kannte, den Ausgleich auf dieser Grundlage für unwahrscheinlich. Gerade zu dieser Zeit kam Herzog Ernst von Koburg nach Berlin, um seine Mannschaft König Wilhelm zur Verfügung zu stellen. Er fand den König, vermutlich unter dem Eindrucke der Bemühungen Gablenz' in Wien, in guter Hoffnung auf den Frieden, den Kronprinzen in ernster, fast düsterer Stimmung. Bismarck aber sagte zum Herzog am 24. Mai unumwunden, der Krieg sei unausweichlich, und mit stolzer Zuversicht sprach er von seinem Ausgange [1]).

Wenn das Wiener Kabinett, um die zurückgebliebenen Rüstungen vollenden zu können, Zeit gewinnen wollte, so mußte ihm die Sendung Antons v. Gablenz gerade recht kommen. Dieselbe Hilfe bot auch der Kongreßplan Napoleons, der zu dieser Zeit festere Form gewann. Gerne hätte der Kaiser den Franzosen noch einmal das Schauspiel eines zu Paris versammelten Kongresses gegeben. Zwei Wochen lang wurde Europa durch die Nachrichten über die bevorstehende Zusammenkunft der Diplomaten in Atem gehalten. Auch die neutralen Mächte wußten, daß die Geschäftigkeit der französischen Diplomatie zu

[1]) Ernst II. von Koburg, „Aus meinem Leben" III, S. 514—518.

keinem ernsten Ergebnisse führen könne; aber sie mochten sich dem von Kaiser Napoleon vorgeschlagenen Friedensversuche nicht versagen. Rußland war Preußen im allgemeinen günstig gestimmt; der Kanzler Gortschakoff fand indessen innerlich seine Freude daran, seinem Kollegen Bismarck ein Seil quer über den Weg zu spannen. Die neutralen Mächte berieten über die angemessenste Form der Einladung. Kaiser Napoleon entwarf die Tagesordnung, für welche er vorerst als Gegenstände vorschlug: die Abtretung Venedigs und die Garantie für die weltliche Herrschaft des Papstes. England und Rußland wendeten ein, daß Oesterreich nicht kommen würde, wenn man von ihm von vornherein die Abtretung einer Provinz verlange. Man wählte also den wohllautenderen Ausdruck „Oesterreichisch-italienische Differenz" und setzte außerdem das Schicksal der Elbherzogtümer und die deutsche Bundesreform auf die Tagesordnung. In dieser Form wurde die Einladung am 28. Mai den drei im Streite befindlichen Mächten wie dem Deutschen Bunde übermittelt. Auch von diesem Friedensvorschlage hielt Bismarck nicht viel und er sagte zum italienischen Gesandten: der Kongreß sei nur ein eitles Trugbild und er sehe keine menschliche Macht, die im stande wäre, den Krieg zu verhindern. Doch gleichviel, weder Preußen noch Italien wollten als Friedensstörer gelten und die Einladung mußte angenommen werden, um so mehr, da König Wilhelm es für unziemlich hielt, sich der Vermittlung der neutralen Mächte zu entziehen. Preußen war der erste Staat, der verbindlich zustimmte, Italien und der Deutsche Bund folgten unmittelbar nach.

Aus den früheren Schilderungen ist die Atmosphäre bekannt, in welche Freiherr Anton v. Gablenz geriet, als er am 22. Mai in Wien eintraf, um die Vorschläge des Berliner Kabinetts zu überbringen, und in diese Stimmung fiel die fast gleichzeitig, am 24. Mai, eintreffende Einladung zum Friedenskongreß. Gablenz wurde am 25. Mai von Kaiser Franz Joseph empfangen in einer Audienz, welche fünf Viertelstunden währte. Der Kaiser forderte ihn auf, seine Vorschläge einzeln zu entwickeln. „Gablenz las vor; der Kaiser stellte Fragen, Gablenz gab nähere Erläuterung. Der Kaiser sagte dann, es sei wahr-

haft zu bedauern, daß diese Vorschläge nicht vor sechs oder acht Wochen gemacht worden, wo man dieselben sicher angenommen hätte; mutmaßlich liege dabei eine tiefere Absicht zu Grunde, daß Graf Bismarck diese annehmbaren Propositionen erst zu einer Zeit mache, wo die Annahme nicht mehr möglich sei. . . . Indessen wurde Gablenz nicht ungnädig entlassen: ‚Ich werde,' sagte der Kaiser, ‚die wichtige Sache erwägen und Ihnen Antwort zukommen lassen; so viel ist klar, daß bei diesem Abkommen Preußen den Löwenanteil erhält und Oesterreich weniger geboten wird'" [1]).

Das Wort des Kaisers, daß diese Vorschläge vor sechs oder acht Wochen gewiß angenommen worden wären, erweckte in Gablenz eine Vorahnung des Mißlingens. Der Kaiser sah in dem späten Vorschlage des Teilungsprojektes eine tiefe Absicht Bismarcks; die Bemerkung, die Gablenz einwarf, daß der Plan von ihm und nicht von Bismarck herrühre, war loyal gemeint, aber sie traf nicht den Kern der Sache. Es verhielt sich vielmehr so, wie der Kaiser annahm: einige Wochen früher trug sich Bismarck mit ganz anderen Gedanken, betrieb den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland und bot den Oberbefehl über den Süden dem Könige von Bayern an. Damals war die Hälfte Deutschlands für Oesterreich noch nicht feil, da Bismarck noch auf die Neutralität der Südstaaten und auf die Einigung Gesamtdeutschlands ohne Oesterreich hoffte. Indessen war der jetzige Vorschlag, besonders seitens König Wilhelms, ernst gemeint. Denn der König hätte durch Unterordnung Norddeutschlands unter Preußen seinen Staat ohne Krieg nicht weniger erhöht als Friedrich II. in blutigen Feldzügen. Oesterreich verzichtete dann auf das Präsidium im Deutschen Bunde; aber es erhielt für dieses Ehrenrecht einen wirklichen Kräftezuwachs durch die militärische Unterwerfung Süddeutschlands. Von hier aus eröffneten sich weite Ausblicke auf die innere Entwicklung der Habsburgischen Monarchie in deutschem Sinne, denn das deutsche Element in Oesterreich hätte dadurch namhafte Verstärkung gewonnen.

---

[1]) Sybel, IV, S. 384, nach dem Berichte des Freiherrn v. Gablenz.

Der Miniſter, deſſen Stimme in Wien maßgebend ſein ſollte, Graf Mensdorff, führte den Kampf gegen die kriegeriſche Stimmung nur mehr ehrenhalber weiter. Er erklärte reſigniert, er halte ſich in den neu aufgetauchten Fragen ganz neutral, er werde alles thun und ausführen, was der Kaiſer empfehle [1]). Zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſtand das Mißtrauen, ob das jetzt vorgeſchlagene Bündnis beſſere Bürgſchaften biete als das gegen Dänemark abgeſchloſſene. Der Flügelſchlag des Argwohns trübte den Blick der öſterreichiſchen Miniſter und verhinderte die Entſcheidung, die durch die Wohlfahrt des Staates gefordert wurde; der raſtloſe Wechſel in der Wahl der Mittel verſchaffte Bismarck den Ruf eines unzuverläſſigen Politikers. Man wollte nicht glauben, daß er, der den Krieg geſchürt hatte, ihn jetzt ernſtlich verhindern wolle. Für den Kaiſer aber war wohl maßgebend, daß er gerade in den letzten Wochen den deutſchen Fürſten bündige Angebote gegen Preußen gemacht hatte. Freiherr v. Kübeck in Frankfurt, Graf Blome in München, Prinz Solms in Hannover, General Ringelsheim in Dresden, Oberſt Wimpffen in Kaſſel warben Kriegsgefährten unter dem Banner des von Preußen gebrochenen Bundesrechts. Sollte Oeſterreich jetzt, da die Mittelſtaaten ſeiner Hilfe harrten, ihr Vertrauen täuſchen? Mit Sachſen ſtand der Wiener Hof bereits in innigem Einverſtändniſſe; Kronprinz Albert verabredete ſoeben mit den Generälen des Kaiſers die Einzelheiten des Feldzuges. Ihn jetzt preiszugeben widerſtrebte dem ritterlichen Sinne des Kaiſers. Als Treuloſigkeit wäre es gedeutet worden, wenn die Fürſten Deutſchlands, während Oeſterreich um ihre Bundeshilfe anſuchte, zur Hälfte Preußen überantwortet, zur Hälfte unter Oeſterreichs Botmäßigkeit gezwungen worden wären.

In den Beratungen der öſterreichiſchen Miniſter ſchlugen dieſe Gründe durch. Freilich lag darin offenbar eine Inkonſequenz. Denn zu Anfang Mai war die Regierung, erſchreckt

---

[1]) Frieſen, II, S. 161, iſt zuverläſſiger als der von Rogge und Sybel citierte Bericht des „Neuen Wiener Tagblatt". (Enthalten in dem Blatte vom 11. Auguſt 1872.)

durch die Gefahren eines Doppelkrieges, zu dem Schlusse gekommen, man müsse Italien durch Venedig begütigen, um freie Hand zu bekommen gegen den gleichwertigen Gegner im Norden. Hatte sich die militärische Lage seit drei Wochen geändert? War der Doppelkrieg jetzt minder gefährlich und sah das Hauptquartier der Nordarmee seinem Ausbruche mit größerer Zuversicht entgegen? Das Unheil lag darin, daß das Kabinett Belcredi-Esterhazy die auswärtige Politik mit demselben Dilettantismus betrieb, mit dem es die inneren Schwierigkeiten auffaßte. Und noch mehr — die wachsenden inneren Verlegenheiten waren für den Grafen Belcredi und seine Kollegen nicht etwa ein Grund mehr, um vor dem Kriege zurückzuscheuen; leichtsinnigerweise erblickte man darin den einzigen Ausweg [1]). Der Herzog von Koburg, der den Wiener Hof genau kannte, fällt deshalb über die Minister jener Tage das Urteil, daß sie auf ihn mehr den Eindruck von Spielern als von Staatsmännern machten [2]). Die Desperation ist eine schlimme Ratgeberin. Das aristokratische und klerikale Regiment stürmte, um sich zu behaupten, in den Krieg, durch den seine ausschließliche Herrschaft gebrochen werden sollte.

Wenigstens so weit hätten die Warnungen des Hauptquartiers beherzigt werden sollen, daß man Zeit zu gewinnen suchte. Denn Benedek wollte erst nach dem 10. Juni aus den

---

[1]) Sybel teilt (IV, S. 390) mit, die Minister Belcredi und Larisch hätten dies Herrn v. Gablenz offen eingestanden, und die Erzählung Sybels wurde, da Graf Belcredi sie während einer Reihe von Jahren nicht in Abrede gestellt hatte, in der 1. Auflage dieses Werkes wiedergegeben, jedoch mit dem Beisatze, daß man hier dem Berichte Sybels nur mit Widerstreben folge. Uebrigens hatte sich der Verfasser zuvor an den Grafen Belcredi um Aufklärungen gewendet; dieser aber erwiderte ablehnend, er halte es noch nicht an der Zeit, Mitteilungen über die Ereignisse während seiner Amtsführung zu machen. Nach dem Erscheinen der 1. Auflage dieses Werkes ließ Graf Belcredi indessen erklären, die von Sybel gebrachte Erzählung sei erfunden, er habe den Freiherrn v. Gablenz gar nicht kennen gelernt und ihn nicht gesprochen, auch niemals die ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan. Ebenso versicherte er, daß seines Wissens auch Graf Larisch mit Gablenz nicht in Verkehr getreten sei.

[2]) Koburg, III, S. 484.

mährischen Standlagern aufbrechen und zur Verteidigung Böhmens an die obere Elbe marschieren. Auch darauf wurde nicht Rücksicht genommen, und am 28. Mai erging die Antwort nach Berlin, daß das Wiener Kabinett die Verhandlung über die Gablenzschen Anträge ablehne. Das hatte selbst Bismarck nicht so schnell erwartet.

Jetzt war der preußische Generalstab noch von der Sorge bedrückt, der Kongreß werde zusammentreten und den Vormarsch der preußischen Truppen aufhalten. Es nahte der 5. Juni, an welchem Preußens Macht, 270000 Mann stark, an der Grenze vereinigt war, während, wie Moltke wußte, die Oesterreicher kaum 200000 Mann zählten [1]). Am 29. Mai sagte Bismarck dem Grafen Benedetti, daß die Generäle dem Könige vorgestellt hätten, man liefere durch Hinausschiebung des Angriffes die Monarchie der Gnade ihrer Feinde aus; die Generäle lehnten die Verantwortlichkeit für die Folgen dieses saumseligen Vorgehens von sich und von der Armee ab. Möglicherweise werde, so eröffnete Bismarck dem Botschafter, der Krieg noch während der Tagung des Kongresses beginnen können. Aber der König war nicht zum Angriff zu bestimmen. Es war für ihn, wie Bismarck am 2. Juni zu Govone sagte, „eine Sache der Religion oder vielmehr des Aberglaubens, daß er nicht die Verantwortung übernehmen dürfe für einen europäischen Krieg". In den Gesprächen mit seinen Vertrauten kamen ihm die Thränen in die Augen, wenn er von dieser grausamen Notwendigkeit sprach. Graf Bismarck, seine Ungeduld mit Mühe bemeisternd, stellte an die Italiener das Ansinnen, durch ihre ohnedies ungeduldigen Freiwilligen einen Streit vom Zaune zu brechen; oder man könnte vielleicht durch Geld ein kampflustiges kroatisches Regiment am Mincio zum Friedensbruche gegen Italien bewegen; er werde schon dafür sorgen, daß Preußen sofort Italien beispringe. Kein Wunder, daß La Marmora, schon aus Rücksicht für Napoleon, gegen diese Zumutung stumpf blieb; er wieder hegte den Wunsch, Preußen möge Feuer an die Lunte legen.

[1]) Moltke am 3. Juni zu Govone (La Marmora, S. 259).

Oeſterreich ſelbſt nahm dieſe Laſt ſeinem Gegner von der Seele. Zum letztenmal erhob Mensdorff ſeine warnende Stimme und riet zur Beſchickung des Kongreſſes, mehrere Miniſter traten ihm bei. Der Herzog von Gramont, der franzöſiſche Botſchafter in Wien, der damals nach Paris reiſte, brachte die Ueberzeugung mit, Oeſterreich werde erſcheinen. Die Entſcheidung ſchwankte; Baron Werther meldete nach Berlin, Mensdorff werde ſich als Vertreter Oeſterreichs nach Paris begeben [1]). Aber auch diesmal drang die herriſche Auffaſſung durch; eine Großmacht, ſo entſchied das Wiener Kabinett, könne nicht mit darüber verhandeln, ob ihr eine Provinz abzunehmen ſei. So erfolgte am 1. Juni die Ablehnung an die einladenden Mächte. Oeſterreich erklärte, es werde nur dann auf dem Kongreß erſcheinen, wenn alle Mächte ſich verpflichteten, von der Beratung über Landgewinn abzuſehen. Das aber war, wie jedermann wußte, eine unerfüllbare Vorausſetzung. Uebrigens ſtellte die Note Oeſterreichs ſelbſt die Bedingungen feſt, unter denen Venedig abgetreten werden könne: es begehrte eine ausreichende Entſchädigung. „Man hat uns andeutungsweiſe zu verſtehen gegeben, daß Schleſien eine hinreichende Entſchädigung für die Abtretung Venetiens ſein dürfte. . . . Wenn der Krieg wirklich ausbräche und wenn glänzende militäriſche Erfolge unſere Macht erhöhten, dann freilich wäre die Annahme nicht auszuſchließen, daß wir, mit weiſer Mäßigung unſeren Vorteil benützend, auf eine Provinz Verzicht leiſteten, um uns dafür den Beſitz einer anderen zu ſichern.“ Man begriff das Gefühl des Stolzes, von dem Oeſterreich getragen war; aber das Urteil nahezu der geſamten Diplomatie ging dahin, das Wiener Kabinett hätte beſſer gethan, die Einladung anzunehmen und dieſe ſeine Erklärung vor dem Kongreß ſelbſt abzugeben.

[1]) Beuſts Annahme (S. 430), die Einladung zum Kongreſſe ſei nicht angenommen worden, weil Graf Mensdorff in unzeitiger Beſcheidenheit ſich nicht für fähig gehalten habe, Oeſterreich zu vertreten, hat wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich. Vgl. La Marmora, S. 254. An einer anderen Stelle (II. Bd. S. 16) ſchreibt Beuſt die Schuld an der Ablehnung Eſterhazy zu, deſſen „kritiſche Einwürfe zur Ablehnung der bereits von Oeſterreich angenommenen Pariſer Konferenz führten“. Das klingt glaublicher.

Niemand war über dieſe Ablehnung befriedigter als Bismarck; er hegte ein Gefühl der Erleichterung und des Triumphes, als Oeſterreich es ihm erſparte, ſelbſt die eiſernen Würfel auf den Tiſch zu werfen. Gerade war der franzöſiſche Botſchafter am 4. Juni bei ihm, als die Nachricht eintraf. Ohne ſich Zwang anzuthun, brach Bismarck erfreut in den Ruf aus: „Es lebe der König!“ [1])

[1]) Am Abend dieſes Tages empfing Bismarck den Mitarbeiter des Pariſer Blattes „Siècle“, Vilbort, mit dem er eine lange, anziehende Unterredung hatte (Vilbort, S. 211 ff.). Bismarck ſchilderte die Schwierigkeiten, welche ſeinen Plänen entgegenſtanden, die Familienbeziehungen des Königs, die Gevatterſchaft (cousinage) und ſagte: „Alles dies ebenſowenig wie die Oppoſition, mit welcher ich in Preußen zu kämpfen hatte, konnte mich verhindern, mich mit Leib und Seele der Idee zu widmen, Norddeutſchland in ſeiner logiſchen und natürlichen Form unter der Aegide Preußens zu konſtituieren, und dieſen Zweck zu erreichen werde ich allem trotzen, dem Exil und ſelbſt dem Schaffot!“ Als Vilbort ſich um Mitternacht von Bismarck trennte, lud dieſer ihn für den nächſten Tag zum Speiſen ein: „Das iſt die einzige Stunde des Tages und der Nacht, wo ich mir ein wenig angehöre; jetzt muß ich arbeiten, bis die Sonne meine Lampe verlöſcht.“ Vilbort teilte dieſe Unterredungen unmittelbar darauf im „Siècle“ mit und der Bericht ging noch vor dem Kriege durch die Wiener und Berliner Blätter.

IX. Buch.

Vertrag zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Ausbruch des Krieges in Deutſchland.

Als der Ausbruch des Krieges unzweifelhaft war, erneuerten die Kabinette von Wien und Berlin ihre Bemühungen, ſich Kaiſer Napoleons zu verſichern. Es war der entſcheidende Wettlauf vor Schluß des Rennens; Napoleon wiegte ſich in der Hoffnung, zum Schluſſe von beiden Seiten als Schiedsrichter aufgerufen zu werden.

Von Woche zu Woche neigte Napoleon ſich Oeſterreich freundlicher zu. Das war es auch, was die öſterreichiſchen Miniſter, zumal den Grafen Eſterhazy, zu erhöhtem Selbſtgefühl ermutigte. Daraus ſchöpften ſie den Antrieb, die Unterhandlungen mit Preußen abzubrechen. Sie bemühten ſich unaufhörlich, zu erwirken, daß Frankreich einen Druck auf Italien übe, damit dieſes ſich zur Neutralität im bevorſtehenden Kriege bequeme. Fürſt Metternich arbeitete nach Kräften auf dieſes Ziel hin. Das Gerücht verbreitete ſich, in Toulon werde eine Flotte ausgerüſtet, um Italien zum Ausgleich zu zwingen. Aber ſo weit wollte der Kaiſer nicht gehen. Er hielt es für klüger, Italien an Preußens Seite zu laſſen, weil ſeiner Anſicht nach das militäriſche Uebergewicht Oeſterreichs ſonſt unzweifelhaft war. Er aber wollte Preußen nur ſo weit demütigen laſſen, um dann als Preis ſeiner Rettung die Rheinlande zu heiſchen. Bismarck verglich damals ſeine eigene Lage mit der

eines Löwenbändigers und Napoleon mit dem Engländer, der sich jeden Abend vor dem Käfig einstellt, um mit unbeweglichem Antlitz den Augenblick abzuwarten, in welchem jener von den Bestien aufgefressen wird. So wuchs die Gefahr, die Preußen von der geheimnisvollen Politik Napoleons drohte. Bismarcks preußischer und deutscher Stolz bäumte sich bei dem Gedanken auf, Napoleons Freundschaft mit deutschem Gebiete zu erkaufen. Aber er mußte ihm der Sicherheit wegen die goldenen Früchte an langem Stiele zeigen. Die Italiener, denen alles an dem Beistande des Kaisers und nichts an Deutschlands Integrität gelegen war, redeten auf Bismarck ein, sein Angebot zu machen; König Viktor Emanuel ließ ihm sagen: „Napoleon will essen, gebt ihm etwas, aber nicht viel; erklärt ihm dann sehr bestimmt, mehr bekäme er nicht, und er wird zufrieden sein.“ Der Kaiser aber hegte die Zuversicht, daß er für seine Neutralität hart vor dem Friedensschlusse alles eintauschen werde, wonach ihm das Herz stand.

Prinz Jérôme Napoleon und Rouher sahen nicht ohne Besorgnis, daß der Kaiser, sei es aus Unentschlossenheit, sei es aus Hochmut, einem Abkommen mit Preußen auswich. Der Prinz machte um diese Zeit einen ernsten Versuch, einen Bund zwischen Frankreich, Preußen und Italien zu stande zu bringen. Er und Nigra entwarfen die Bedingungen eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen den drei Staaten; diesen Entwurf legten sie dem Grafen Bismarck vor. Sie boten die Allianz Frankreichs an und verlangten dafür stattliche Landabtretungen: das Land zwischen Mosel und Rhein, also etwa die schönen Gefilde der Pfalz und Rheinhessens, dazu die südwestliche Ecke der Rheinprovinz. Dies alles sollte den Franzosen zufallen, nur die Festungen Mainz und Koblenz hätten bei Deutschland zu bleiben. Es war sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser um diese diplomatische Aktion wußte, denn sein Vetter hätte schwerlich auf eigene Faust so Großes unternommen. Vergebens also hatte Bismarck früher Napoleons Blicke auf Belgien ablenken wollen; er durfte auch jetzt, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte, nicht klipp und klar ablehnen. Auch jetzt trat Bismarck mit Napoleon nicht in direkte Verhandlung; wie zwei

Ringer, die in einem dunklen Raume aufeinander los gehen, ſtanden ſich die beiden gegenüber. Wieder wählte Bismarck Govone zum Mittelsmann. Als dieſer ihn am 2. Juni fragte, ob denn am Rhein kein Landesteil ſei, wo eine Abſtimmung zu Gunſten der Annexion an Frankreich zu erzielen wäre, meinte Bismarck zuerſt: „Keiner — die franzöſiſchen Agenten, welche das Land bereiſten, um die Stimmung kennen zu lernen, berichten alle, daß eine Abſtimmung, wenn ſie nicht durchaus erkünſtelt wäre, nicht gelingen könne. Niemand liebt die Regierung oder die auf dem eigenen Boden herrſchende Dynaſtie; aber alle ſind Deutſche und wollen Deutſche bleiben.“ Und als Govone den Hinweis auf Belgien abermals ungenügend fand und von der Moſellinie ſprach, da ſagte der Miniſter die vieldeutigen Worte: „Ich bin viel weniger Deutſcher als Preuße und würde kein Bedenken tragen, die Abtretung des ganzen Landes zwiſchen dem Rhein und der Moſel an Frankreich zu unterſchreiben. Der König jedoch würde die ſchwerſten Skrupel empfinden und würde ſich nur in einem alleräußerſten Augenblicke dazu entſchließen: wenn man nämlich auf dem Punkte ſtünde, alles zu verlieren oder alles zu gewinnen.“

Waren dieſe Worte Bismarcks ernſt gemeint? Nigra glaubte es, und Benedetti ließ ſich gleichfalls überreden, daß Bismarck der einzige Mann in Berlin ſei, der ſich „vorurteilslos“ mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, eine Gebietsabtretung könne für Preußen notwendig und nützlich ſein. Als die Gegner Bismarcks ihm dies ſpäter vorhielten, wies er ſolche Zumutungen ſarkaſtiſch von ſich: er habe, um Napoleon bei guter Laune zu erhalten, Govone geſagt, daß, wenn es von ihm abhinge, er vielleicht um des guten Zweckes willen etwas Landesverrat treiben würde, aber es gehe nicht, da der König es nicht erlaube. Thatſache iſt, daß niemals eine direkte Verhandlung zwiſchen dem Berliner und dem Pariſer Kabinett über dieſe Dinge ſtattfand [1]). Immer waren es nur die ita-

[1]) Dieſe geheimen Beſprechungen wurden von La Marmora allem diplomatiſchen Brauch zuwider 1873 veröffentlicht. Als nun Bismarck von dem Führer des Centrums, Mallinckrodt, im preußiſchen Landtage indirekt der Preisgebung deutſchen Bodens geziehen wurde, ſagte er am 16. Januar

lienischen Mittelsmänner, durch die Bismarck sich äußerte. Das Spiegelbild des Landgewinnes hielt Bismarck Napoleon lockend hin, aber gewiß war er damals schon entschlossen, auf die Hand hinzuhauen, die sich nach deutschem Gebiete ausstreckte. Was im höchsten Drange, was etwa nach dem Einrücken eines französischen Heeres in das von Truppen entblößte Rheinland gewährt werden mußte, konnte niemand, auch Bismarck nicht, absehen. Das war in seinem hohen Spiele der Einsatz. Doch auch jetzt, da er durch Govone und Benedetti auf Napoleon wirken wollte, ließ er nach Paris sagen, der Kaiser möchte seine Mindestforderung nennen; denn noch im letzten Augenblick zöge er eine Verständigung mit Oesterreich vor, wenn der Kaiser der Franzosen etwa das linke Rheinufer begehre.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges machte das Berliner Kabinett einen letzten Versuch, Klarheit zu gewinnen. König Wilhelm schrieb an den Kaiser, um von ihm die Zusage der Neutralität zu erhalten. Napoleon wich auch diesmal aus: es sei schwer, die Wechselfälle des beginnenden Krieges vorauszusehen; die beiden Souveräne könnten wechselseitig auf ihre Loyalität rechnen [1]).

Mit derselben Beflissenheit wie Preußen bemühte sich Oesterreich um die freundliche Gesinnung Kaiser Napoleons. Fürstin Metternich entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, um den

1874: „Ich habe gehört, daß in der heutigen Sitzung von dem Abgeordneten v. Mallinckrodt behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preußischen Bezirkes — ich weiß nicht genau wo, an der Mosel oder an der Saar — in Aussicht gestellt. Ich bin genötigt (mit erhobener Stimme), dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste, lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die anderswo gemacht worden ist! ... Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder auch nur eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt. ... Ist denn irgend etwas abgetreten? Existiert denn irgendwo eine Verhandlung darüber? Hätten wir nicht, wenn wir etwas hätten abtreten wollen, mit großer Leichtigkeit, mit sehr wenig, mit wenig Dörfern, nur daß der Schandfleck an unserer Politik gehaftet hätte, alles erreichen können?"

[1]) Nach der Broschüre, welche Napoleon III. nach seiner Vertreibung unter dem Titel eines Marquis v. Gricourt veröffentlichte.

franzöſiſchen Hof für ihr Vaterland einzunehmen. Anſcheinend erreichte das Wiener Kabinett mehr als ſein Nebenbuhler, und Graf Eſterhazy glaubte ſich im beſten Zuge. Frankreich trat in eine engere Unterhandlung mit Oeſterreich. Die Zielpunkte von Napoleons Politik waren ſeit Anfang Mai unverändert geblieben. Er wünſchte die volle Unabhängigkeit Italiens von fremder, d. h. öſterreichiſcher Herrſchaft, ohne aber die Vollendung ſeiner ſtaatlichen Einheit zu begünſtigen, denn er legte daneben den größten Wert auf die Erhaltung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, zum mindeſten in ihrem damaligen beſchränkten Umfange. Deutſchland durfte nicht einer einzigen Macht als Beute zufallen; wenn ſich Oeſterreich oder Preußen vergrößere, ſo ſollte auch Frankreich Landgewinn einheimſen. Am 24. Mai brachte der Herzog von Gramont freundliche Zuſicherungen des Wiener Kabinetts nach Paris; am 4. Juni kehrte er mit wichtigen Aufträgen zurück, und bald, am 12. Juni, kam es auf dieſen Grundlagen zum Abſchluſſe eines Vertrages zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Graf Eſterhazy ſah durch ihn ſeine Hoffnungen erfüllt, gerne ſchlug er in die hingehaltene Hand ein [1]).

Die wichtigſte Abmachung war, daß Oeſterreich in bindender Form zuſagte, Venedig unter allen Umſtänden an Italien abzutreten, ob ſein Heer in Deutſchland ſiegreich bleibe oder nicht. Napoleon verſprach, dafür zu ſorgen, daß die Südgrenzen Oeſterreichs ſonſt nicht angetaſtet würden; Italien ſolle ferner zu einer Geldzahlung verhalten ſein, welche Oeſterreich die Anlage neuer Befeſtigungen geſtatte, und es habe weiter einen der Bevölkerung Venetiens entſprechenden Teil der öſterreichiſchen Staatsſchuld zu übernehmen. Eine zweite Verpflichtung, die Oeſterreich übernahm, betraf Deutſchland. Oeſterreich ſagte zu, hier keine politiſchen oder Gebietsveränderungen vorzunehmen,

[1]) Der Inhalt des Vertrages iſt — nicht ganz übereinſtimmend — mitgeteilt bei Hanſen, „Les coulisses de la diplomatie“ (Paris 1880) und (vier Jahre ſpäter) bei Rothan, S. 170. Hanſen war däniſcher Agent in Paris, der die Rückgabe Nordſchleswigs betrieb; er hatte Zutritt bei den Diplomaten. Die Analyſe des Vertrags in Redings „Memoiren“, II, S. 47 (erſchienen 1881), iſt dem Buche Hanſens entnommen.

ohne die Zustimmung Frankreichs einzuholen. Damit war ausgesprochen, daß, wenn Oesterreich Eroberungen, etwa die Schlesiens, mache, Frankreich sich gleichfalls einen Anteil an der Beute aussuchen dürfe. Napoleon gedachte gemeinsam mit Oesterreich in die Schüssel zu greifen.

So verlor Oesterreich unter allen Umständen Venetien, und im Falle des Sieges erfocht es, wenn es dafür eine Entschädigung in Deutschland begehrte, auch für Napoleon einen Gebietszuwachs. Was wurde dem Wiener Kabinett dafür geboten? Die Neutralität Italiens wurde ihm nicht gesichert, wie die Ereignisse beweisen. Dafür setzte das Wiener Kabinett eine Klausel durch, deren Wert Esterhazy vermutlich hoch anschlug. Es wurde nämlich dem Heiligen Stuhl nicht nur sein damaliger Besitz verbürgt, Frankreich willigte auch ein, daß der Papst unter Umständen die ihm entrissenen Landschaften, die Marken und die Legationen, zurückerhalten solle. Wenn nämlich, so lautete die Zusage Frankreichs, die Bevölkerungen Italiens sich eines Tages gegen die staatliche Einheit der Halbinsel erheben sollten, so werde Napoleon ihnen freie Hand lassen. Unter keinen Umständen aber solle das Haus Habsburg daraus Gewinn ziehen. Die Prinzen dieses Hauses, Toskana und Modena, dürften niemals in ihre alten Besitzungen eingesetzt, höchstens in Deutschland entschädigt werden. Nicht für Oesterreich, nicht einmal für die Dynastie war also etwas in dem italienischen Kriege zu gewinnen. Wenn aber Oesterreichs Heer siegreich über den Po drang, dann durfte es dem Papste das Patrimonium des heiligen Petrus zu Füßen legen.

Der Wortlaut dieses Vertrages ist bisher nicht bekannt geworden; Beust, der ihn als österreichischer Staatskanzler später vor sich liegen hatte, nannte ihn das unglaublichste Aktenstück, das ihm je vorgekommen [1]). Er ist, wenn man will, das diplomatische Testament des damaligen österreichischen Regierungssystems. Es ist nicht ganz leicht, sich in den Gedankenkreis Esterhazys zu versetzen. Schlesiens Besitz war gewiß einen Krieg wert; aber wie konnte Oesterreich sich diesen Vorsatz nur da-

[1]) Bitzthum, S. 208.

durch erſchweren, daß es, nicht etwa um Venetiens, ſondern um des Papſtes willen den Krieg mit Italien auf ſich lud? Das alte Oeſterreich betrachtete ſich als Schutzmacht der Kirche; aber weder Kaunitz, noch Thugut, noch Metternich hätten, um den weltlichen Beſitz des Papſtes zu ſichern, den Staatsvorteil hintangeſetzt. Ihre Epigonen aber nahmen die Sache gewichtiger, die Intereſſen der Kirche ſtanden ihnen höher als die des Staates. Der Krieg in Italien war nur dann gerechtfertigt, wenn er ein ernſter und ehrlicher Verſuch war, die Grenzen des Reiches zu verteidigen. Daran dachte die Regierung jetzt nicht mehr, aber ihre Vorurteile geſtatteten ihr nicht, ſich betreffs Venetiens unmittelbar mit Italien auseinanderzuſetzen. Denn Italien war ein illegitimes Staatsgebilde; da mußte man ſich der Vermittlung Kaiſer Napoleons bedienen, dieſes legitimſten aller Monarchen. Einer Etikettefrage zuliebe wurde das Schickſal der Monarchie auf beiden unzureichend beſetzten Schlachtfeldern aufs Spiel geſetzt.

Napoleons Gewiſſen war nach der Unterzeichnung des Vertrages gegenüber Italien nicht ganz rein: er ſorgte darin wohl für den Gewinn von Venetien, aber Mittelitalien ließ er bedroht. Dies freilich nur durch vieldeutige und krauſe Vorbehalte, denn die ehemaligen Unterthanen des Papſtes ſehnten ſich nicht nach der verrotteten Verwaltung des Kirchenſtaats zurück. Napoleon III. verhehlte Nigra, der ſonſt ſtets ins Vertrauen gezogen wurde, den Inhalt der Abmachungen mit Oeſterreich. Dieſes Schweigen beunruhigte König Viktor Emanuel; auf ſeinen Wunſch wandte ſich ſein Schwiegerſohn, Prinz Napoleon, an den Kaiſer mit der Bitte um genauere Eröffnungen. Ohne darauf einzugehen, beſchwichtigte Napoleon das italieniſche Kabinett mit der Verſicherung, daß Oeſterreich ſich verpflichtet habe, Venedig jedenfalls herauszugeben. Das war ein wahrer Seelentroſt, und Nigra konnte in einer Denkſchrift über die Lage befriedigt ausrufen: „Der Krieg beginnt unter günſtigen Auſpizien und die Lage könnte nicht beſſer ſein“ [1]). Aber es

[1]) Die Denkſchrift, im Juni 1866 abgefaßt, iſt für den Vetter König Viktor Emanuels, den Prinzen von Carignan, beſtimmt und enthält eine

gab auch einen dunklen Punkt am Horizont. Nigra, dem die Stellung Napoleons zur römischen Frage kein Geheimnis war, witterte von hier aus Unheil. Er kannte den Inhalt des Vertrages mit Oesterreich nicht, aber er wußte, daß Napoleon nichts dagegen einwenden werde, wenn das Heer des Erzherzogs Albrecht dem Papste dessen alten Besitz zurückerobere. „In diesem Falle," so fügte er hinzu, „wäre es für Frankreich sehr schwer, Truppen nach Italien zu senden, um dem Papste die ihm von Oesterreich zurückgestellten Provinzen wieder abzunehmen" [1]). Italien erhielt überhaupt von jetzt ab den bestimmteren Eindruck, daß Napoleon in das Fahrwasser Oesterreichs eingelenkt habe. Noch einmal ließ der Kaiser La Marmora einschärfen, Italien solle auf keinen Fall früher losschlagen als Preußen. Wichtiger war noch, daß er dem König Viktor Emanuel den Rat gab, den Krieg gegen Oesterreich nicht mit voller Kraft zu führen. Durch diese Einflüsterungen fand sich Napoleon mit seiner Treue zum österreichischen Bündnisse ab; aber sie waren für Oesterreich von geringem Werte, denn Italien mußte trotz dieser Ratschläge für seine Ehre und seine Einheit mit voller Wucht kämpfen.

Nach dem Abschlusse des Vertrages mit Oesterreich gab Drouyn de Lhuys seinem Herrn den Rat, er möge jetzt mit Preußen ein Abkommen treffen, welches ihn auch für den Fall eines Sieges König Wilhelms sicherstelle. Aber Napoleon hatte am Rhein zu große Dinge vor, um sich Preußen eröffnen zu können. Er gab sich übrigens dem Glauben hin, auch von seiten dieses Staates genügende Bürgschaften in der Hand zu haben.

In seinem Selbstgefühle richtete Napoleon III. am 11. Juni

Zusammenfassung der von Nigra geführten Unterhandlungen. Abgedruckt bei Rothan, S. 422 ff. Sie ist ein wichtiges historisches Aktenstück.

[1]) Rothan, S. 436. Ueber die abweichende Ansicht Sybels, der Napoleon gewissermaßen ein Attentat auf die Einheit Italiens zuschreibt, siehe oben S. 270, Anmerkung. Auch seine Annahme, Oesterreich habe durch den Vertrag mit Napoleon den Rhein an Frankreich preisgegeben, bedarf doch sehr der Bestätigung. Die spätere Behauptung des Baron André, des Kabinetts-Chefs Drouyn de Lhuys', verfolgt eine durchsichtige Absicht. Vgl. die späteren Aeußerungen Nigras im Anhange zum II. Bande Nr. III.

eine Art Manifeſt an das ſeiner Entſchlüſſe harrende Europa, welches im geſetzgebenden Körper zur Verleſung gelangte. In geheimnisvollen Wendungen, in dem orakelhaften Stile, deſſen ſich Napoleon gern bediente, deutete er ſeine Ziele an: „Wir hätten, was uns betrifft, für die kleineren Staaten des Deutſchen Bundes einen engeren Bund, eine ſtärkere Organiſation, eine wichtigere Rolle gewünſcht; für Preußen mehr Zuſammenhang und Kraft im Norden; für Oeſterreich die Erhaltung ſeiner großen Stellung in Deutſchland. Wir hätten außerdem angeſtrebt, daß Oeſterreich auf Grund einer gleichwertigen Entſchädigung Venetien an Italien abtrete.“ Wie liebenswürdig gegen alle Teile! Manche Stellen des Schreibens müſſen anders verſtanden werden, als ſie geſagt ſind, ſo beſonders der ſpätere Kernſatz, in welchem die Uneigennützigkeit Frankreichs und weiter verſichert wird, der Kaiſer ſtrebe keinen Ländererwerb an, ſo lange das europäiſche Gleichgewicht nicht geſtört ſei. Natürlich war das letzte Nebenſätzchen das Wichtigſte an der ſchönen uneigennützigen Phraſe; Napoleon hielt ſich dadurch alle Wege offen. Weiter hieß es: das europäiſche Gleichgewicht und die Erhaltung des Werkes Frankreichs in Italien ſeien die eigentlichen Ziele der Politik des Kaiſers. Daran knüpft der Brief Napoleons eine Frage, die er ſelbſt beantwortet: „Aber genügt, um dieſe beiden Intereſſen zu wahren, nicht die moraliſche Kraft Frankreichs? Wird es, auf daß ſeine Worte gehört werden, genötigt ſein, das Schwert zu ziehen? Ich glaube es nicht.“ In dieſer Antwort und in den Schlußſätzen kommt denn die Selbſttäuſchung, welche zu Napoleons Verderben ausſchlug, zum Ausdrucke. Er behauptete nämlich, daß Frankreich, wie auch der Krieg endige, „durch die Erklärungen der beteiligten Mächte geſichert ſei“, ſo daß „keine der Fragen, welche uns berühren, ohne Zuſtimmung Frankreichs gelöſt werden“ könne.

Aber es gab thatſächlich keine Zuſicherungen Preußens, denn die hingeworfenen Lockrufe Bismarcks konnten ſo nicht bezeichnet werden. Dennoch ſtellte Napoleon in dem Manifeſt ſeine Neutralität in Ausſicht, und man nahm deshalb in Europa vielfach an, er ſei mit König Wilhelm einig geworden — zumal da er ſich auf Erklärungen aller beteiligten Mächte berief.

Der Kaiſer nahm ſich vor, lediglich durch diplomatiſche Künſte die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein hinauszuſchieben. Preußen ſollte dann in Norddeutſchland ſchadlos gehalten werden; aber für Preußen hätte es nie eine genügende Entſchädigung für den Verluſt des Rheins und Schleſiens gegeben. Nur wenn die Heere Frankreichs und Oeſterreichs das Land überfluteten, wenn Preußen zu Boden lag, konnte es ſich dafür durch Landſtriche in Norddeutſchland abfinden laſſen. Nur eine in Waffen einherſchreitende Schiedsmacht konnte den Deutſchen die Preisgebung des Rheinſtromes auferlegen; nur einem Kriegsfürſten konnte es gelingen, Preußen zu demütigen und Oeſterreich im Zaume zu halten. Napoleon aber ſah damals ſeine Zeughäuſer durch den mexikaniſchen Feldzug geleert, und aus Beſorgnis vor der Kammeropposition getraute er ſich nicht einmal, eine Anleihe aufzunehmen, um dieſe Lücken zu ergänzen, und noch weniger, die unzureichende jährliche Aushebung zu erhöhen. Durch Gewalt war Napoleon zum Throne aufgeſtiegen; es gab kein anderes Mittel als dieſes, um Europa einzuſchüchtern und ſeine Herrſchaft zu befeſtigen. Aber ungerüſtet, mit einer in ihren Stämmen zerrütteten Armee ließ er ſich von dem Kriege von 1866 überraſchen.

* * *

Nun, da Kaiſer Napoleon ſich durch den Wiener Vertrag auf Oeſterreichs Seite ſtellte, da die deutſchen Mittelſtaaten ſich nahezu einmütig gegen Preußen erhoben und Ungarn durch die Ausſicht auf Anerkennung ſeiner Verfaſſung beſchwichtigt ſchien, hielt das Wiener Kabinett den diplomatiſchen Feldzug für beendet. Es ſah ſich beſtärkt durch die öffentliche Meinung Europas, zumal Deutſchlands, welches auf die Seite des Verteidigers des hiſtoriſchen Rechtes trat. Mißlich war nur, daß jeder Mittelſtaat auf eigene Fauſt rüſtete und daß nur Sachſen die Notwendigkeit einſah, die volle militäriſche Einigung mit Oeſterreich zu vollziehen. Jeder der Könige wollte ſeine eigene Kriegspolitik treiben, ſie ſahen nicht ein, daß ſie ſich dadurch dem einen ſchlagfertigen Feinde auslieferten. Durch die ſchwankende Politik Bayerns oder eigentlich Pfordtens wurde Preußen der unſchätz-

bare Dienſt erwieſen, daß ſich die anſehnlichen Kräfte des „dritten Deutſchlands“ zerſplitterten. Als der Kongreß zuſammentreten ſollte, beſtimmte der Deutſche Bund den bayeriſchen Miniſter zu ſeinem Vertreter; es erbitterte den ehrgeizigen Mann, daß er durch die Ablehnung des Kongreſſes ſeitens Oeſterreichs um dieſe Ehre gebracht wurde; er erging ſich gegenüber ſeinen Kollegen aus den deutſchen Staaten in herben Redensarten über die „Unzuverläſſigkeit und Duplicität der öſterreichiſchen Regierung“. Gerade er hatte keine Berechtigung, ſo zu ſprechen, denn er vereitelte den Plan Beuſts, die ſüddeutſchen und ſächſiſchen Truppen zu einem anſehnlichen Heere im Südweſten Sachſens zu vereinigen. Er beſchäftigte ſich jetzt noch mit unfruchtbaren Epiſteln an Bismarck, in welchen er ihn bat, „mit ſeiner ſtarken Seele zu Rate zu gehen“ und auf die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen zu verzichten; er ſchlug ihm die volle Auflöſung des Deutſchen Bundes vor, ſo zwar, daß Bismarck auch jetzt noch immer die Neutralität Bayerns zu erzielen hoffte. Noch am 1. Juni ließ Pfordten die bayeriſche Kammer eine Reſolution annehmen, in welcher ein Zwergparlament aus den Mittel- und Kleinſtaaten als „Ausgangspunkt eines allgemeinen deutſchen Parlaments“ gefordert wurde. Die deutſche Trias war das Traumbild, dem er bis zum letzten Augenblicke nachhing. Dazwiſchen aber rüſtete Bayern, von der Volksſtimme getrieben, zur Abwehr der Hegemonie Preußens. Pfordten war zu allem bereit, nur dazu nicht, das Haus Wittelsbach in einen engeren Bund unter Führung der Hohenzollern eintreten zu laſſen.

Es lag Oeſterreich alles daran, die Mittelſtaaten endlich mit ſich fortzureißen. Dazu war eine Vorausſetzung zu erfüllen: das Wiener Kabinett mußte ihrem alten Wunſche nachgeben und dem Deutſchen Bunde die Entſcheidung über Schleswig-Holſtein anheimſtellen. Die deutſchen Höfe waren tief verletzt worden, weil Oeſterreich gemeinſam mit Preußen die Herzogtümer der Verfügung des Bundestages entzog; ſie konnten jedoch durch Anerkennung ihres ſtaatsrechtlichen Standpunktes verſöhnt werden. Dazu war Oeſterreich jetzt bereit und es wollte, um ſich der öffentlichen Meinung Deutſchlands zu verſichern, noch einen Schritt weiter gehen. Es beſchloß, die Volksvertretung Hol-

steins, des von Oesterreich verwalteten Herzogtums, zu Worte kommen zu lassen, auf daß sie sich ausspreche über das Schicksal des Landes. Es war keine Frage, daß sich die Holsteiner für den Herzog von Augustenburg und gegen Preußen erklären würden.

Diese Maßregeln waren eine offenbare Feindseligkeit gegen Preußen. Denn noch stand der Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen vom 16. Januar 1864 aufrecht, der bestimmte, daß beide Staaten gemeinsam über die Herzogtümer zu verfügen hätten. Auch waren die Lande von Dänemark den beiden Herrschern zu gemeinsamer Hand abgetreten worden. Von Anfang an hatte es König Wilhelm, wenn auch dem Kriege abgeneigt, als Vertragsbruch bezeichnet, falls Oesterreich den Bund zum Richter aufriefe über das von ihm erworbene Machtgebiet. Höchstens auf Holstein erstreckte sich der Rechtskreis des Bundestages, Schleswig stand überhaupt nicht unter seiner Gewalt. Schon die Anrufung des Bundestages war dem König von Preußen unhold; noch mehr fühlte er sich verletzt durch die Heranziehung der ihm feindlich gesinnten Stände Holsteins. Dieser Akt staatlicher Hoheit stehe — das war die Auffassung Preußens, das übrigens in Schleswig ganz nach Belieben schaltete — nur beiden Mitbesitzern zu gesamter Hand zu[1]). Dennoch führte Oesterreich seinen Vorsatz aus und rief am 1. Juni die Entscheidung des Bundes über das Schicksal der Herzogtümer an, mit der Begründung, daß alle Versuche, sich mit Preußen zu verständigen, gescheitert seien. Ebenso wurde die Berufung der Stände Holsteins verfügt. Nichts konnte dem Grafen Bismarck und den Generälen, welche den König zum Einmarsche in Böhmen drängten, willkommener sein als Oesterreichs diplomatische Offensive. Sie stellten dem König vor, das

[1]) Charakteristisch für beide Mächte war, daß sie im Frühjahr 1865 so ziemlich den entgegengesetzten Standpunkt vertreten hatten. Als sie damals über die Berufung der Stände verhandelten, verlangte Oesterreich, daß der Versammlung nichts vorgelegt werden dürfe, was nicht von beiden Mächten gemeinschaftlich ausging; Preußen dagegen behauptete, jeder einzelne Miteigentümer könne den Ständen vorlegen, was er wolle. Friesen, II. S. 120.

Recht Preußens werde mißachtet, ſeine monarchiſche Autorität durch die Berufung der holſteiniſchen Stände verletzt. Ein dem König einleuchtendes Schlagwort wurde gegen Oeſterreich gebraucht: es verbinde ſich mit der Revolution gegen das preußiſche Königtum.

Jetzt war Oeſterreich dem Grafen Bismarck auf dem richtigen Wege, und unbeugſam verfolgte er ſeinen Vorteil. Wenige Tage darauf erließ er ein Rundſchreiben, das den Zorn Oeſterreichs aufs heftigſte reizen mußte. „Es iſt nicht mehr zu zweifeln," ſo heißt es in der preußiſchen Note, „daß die kaiſerlichen Miniſter den Krieg um jeden Preis wünſchen, zum Teile in der Hoffnung, Erfolge auf den Schlachtfeldern zu erringen, zum Teile, um über die inneren Schwierigkeiten hinwegzukommen, und ſelbſt in der ausgeſprochenen Abſicht, den öſterreichiſchen Finanzen durch preußiſche Kontributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott zuvorzukommen."

Es war unmöglich, die empfindlichen Stellen des öſterreichiſchen Staatsweſens grauſamer zu berühren[1]). Gleichzeitig wandte ſich Preußen an die öffentliche Meinung; am 5. Juni veröffentlichte der „Staatsanzeiger" den entſcheidenden Abſchnitt des Vertrages vom 16. Januar 1864, in welchem geſagt war, daß über die Herzogtümer nur entſchieden werden dürfe in gemeinſamem Einvernehmen beider Mächte. So führte Graf Bismarck ſeine Klinge: der Krieg war von ihm in der Vorausſicht, daß Oeſterreich auf ſeine Ausgleichsvorſchläge nicht eingehen würde, ſorgſam eingeleitet, aber ſowie Oeſterreich den

[1]) Die Erbitterung des Wiener Kabinetts zeigte ſich in folgender Note der halbamtlichen „Wiener Abendpoſt": „Faſt wären wir verſucht, die ganze Depeſche für eine Fälſchung zu halten. Nur der erbittertſte Feind des Grafen Bismarck konnte ihm Worte in den Mund gelegt haben, die eine durch und durch niedere und gemeine Geſinnung verraten würden (!). Motive, wie ſie dort der öſterreichiſchen Regierung für ihre Haltung angedichtet werden, konnte ſelbſt bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge der Chef des preußiſchen Kabinetts unmöglich aufzählen, wenn ihm nicht jeder Sinn für die Ehre des eigenen Vaterlandes abhanden gekommen wäre. Denn bis zu einem gewiſſen Grade würde die Frechheit der Verleumdung auf Preußen ſelbſt zurückfallen (!). Wir bleiben dabei: die Depeſche iſt eine Fälſchung."

ersten Ausfall machte, wurde ihm vor Europa Vertragsverletzung vorgehalten. Der Bruch zwischen den beiden Mächten war jetzt unheilbar, aber nicht Preußen, sondern Oesterreich sollte womöglich mit den Feindseligkeiten beginnen.

Nur zu gut rechnete der preußische Ministerpräsident mit dem auflodernden Zorn Oesterreichs. In Wien wurde man ungeduldig über das Zögern Benedeks, der noch immer in Olmütz lag; sein Vormarsch gegen Berlin sollte die unmittelbare Antwort auf die erlittene Beleidigung sein. Zudem drang Sachsen in das Wiener Kabinett, der versprochenen Bundeshilfe nicht zu vergessen und für den Schutz der bedrohten sächsischen Armee womöglich doch zu sorgen. Deshalb schickte Kaiser Franz Joseph seinen Adjutanten Oberstlieutenant v. Beck nach Olmütz mit dem Auftrage, Benedek zum Aufbruche zu mahnen [1]). Der Kaiser hatte Benedek zugesagt, ihm in seinen Operationen vollkommen freie Hand zu lassen. Ausdrücklich erklärte deshalb Beck im Namen des Kaisers, es solle ihm nichts vorgeschrieben werden. Aber Beck legte dar, daß sich Preußen zur Besetzung Holsteins bereit halte und daß dies den Kriegsfall abgeben werde. Es sei wünschenswert, daß das österreichische Heer dem Einbruche der Preußen in Sachsen oder wenigstens in Böhmen zuvorkomme. Ganz besonders lag dem Kaiser daran, die sächsische Armee nicht durch einen plötzlichen Ueberfall von den Oesterreichern abschneiden zu lassen. Der Kaiser drang deshalb darauf, daß für die Aufnahme der Sachsen gesorgt werde. Aber Oberstlieutenant Beck, der am 6. Juni in Olmütz ankam, begegnete ernsten Bedenken. Benedek und Krismanić waren überzeugt, daß es nachteilig sei, jetzt schon aufzubrechen, weil dadurch die Marschpläne der nach Mähren dirigierten Truppenteile und ihrer Reserven gestört würden und weil zudem der Armee noch vielfach die Vorräte mangelten. Die Verpflegung bereitete große Schwierigkeiten; von der Intendanz wurden alle Anstrengungen gemacht, Vorräte in Mähren aufzuhäufen; von da sollten sie erst nach Böhmen befördert werden.

---

[1]) Akten des Wiener Kriegsarchivs. Siehe Anhang zum II. Bande Nr. VII.

Die Auskunft des Hauptquartiers klang unwillkommen, aber jetzt konnten die in Holſtein verfügten Maßregeln, welche den Ausbruch des Krieges nach ſich zogen, nicht mehr rückgängig gemacht werden. Es lag ein ſchwerer Fehler in dieſer Ueberſtürzung; die Ungeduld des Auswärtigen Amtes ſtand in argem Mißverhältniſſe zu den militäriſchen Vorbereitungen. Die Diplomatie holte zu dem Schlage aus, aber der Arm, der ihn führen ſollte, war noch nicht gewaffnet. An demſelben Tage, an welchem Beck die Wünſche des Kaiſers nach Olmütz brachte, befolgte der Statthalter von Holſtein die ihm überſandten Befehle und berief die holſteiniſchen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe ein.

Jetzt erſt, nachdem in die Souveränitätsrechte der Krone Preußens eingegriffen war, fühlte ſich König Wilhelm zum Bruche mit Oeſterreich entſchloſſen. Im Schoße ſeiner Familie wurde um dieſe Zeit der letzte Verſuch gemacht, ihn von dem Kriege mit Oeſterreich abzuhalten. Er ging von der Witwe ſeines Bruders Friedrich Wilhelm IV. aus, die ſich als Schweſter der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiſer Franz Joſephs, zur Friedensvermittlung berufen fühlte. Abmahnend ſtellte ſie an den König die Anfrage, ob er denn wirklich mit Italien einen Bund gegen Oeſterreich geſchloſſen habe. Da nun König Wilhelm der hohen Dame und damit auch der Mutter Kaiſer Franz Joſephs das Staatsgeheimnis nicht preisgeben wollte, ſo ſah er ſich genötigt, die Thatſache in Abrede zu ſtellen [1]). Schwere innere Kämpfe, nicht bloß widrige Auseinanderſetzungen in ſeinem

[1]) La Marmora, S. 291. Es iſt möglich, daß die Königin-Witwe dem König eine ungenaue Frage vorlegte, die er mit Grund verneinen konnte; aber auch ſonſt war er im Recht, ſich der ungelegenen Fragerin zu entziehen. So urteilt ſelbſt ein Feind Preußens, der Herzog von Gramont (S. 280). Die Antwort des Königs machte die Runde durch die Kabinette von Wien, Paris, Florenz; ein Beweis, daß der König ſich zu hüten hatte, die Königin-Witwe in das Geheimnis einzuweihen. Zu bemerken iſt, daß nach dem Berichte Clermont-Tonnèrres, des franzöſiſchen Militärattachés in Berlin, vom 7. Mai, der König angeblich ſchon früher eine ähnliche Anfrage des Zars verneinend beantwortet hatte (Rothan, S. 447). Uebrigens verſchweigt noch das 1867 erſchienene preußiſche Generalſtabswerk den Beſtand des Vertrages.

Hause hatte der König damals durchzumachen. Fünf Jahre später sagte er zu Beust: nur mit blutendem Herzen, nach langem Kampfe mit seinen Ministern, nach acht schlaflosen Nächten habe er den Befehl zum Angriffe gegeben, weil die Rüstungen Oesterreichs ihn dazu zwangen. Er hegte jetzt die größte Erbitterung gegen das „bundbrüchige" Oesterreich, wobei er der Feindseligkeiten vergaß, mit welchen seine Regierung Oesterreich seit dem Abschlusse der Offensiv- und Defensivallianz mit Italien verfolgte. Zu dieser Zeit beantwortete er den Brief, in welchem Erzbischof Melchers von Köln ihn zum Frieden mahnte, mit einem Schreiben, das die heftigsten Vorwürfe gegen Oesterreich enthielt. „Am Bundestage," so schrieb er, „hat Oesterreich den Gasteiner Vertrag einseitig, ohne Vorwissen Preußens, zerrissen und die Herzogtümerfrage, die zwischen uns und nicht am Bundestage geschlichtet werden sollte, gegen den Vertrag jenem vorgelegt. So folgte sich Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam seitens Oesterreichs..... Ich habe mit meinem Gotte im Gebet gerungen, um Seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich Schritt vor Schritt, Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt." Der König empfing am 8. Juni den italienischen Gesandten. Dieser fand ihn tief bewegt. „Glücklicherweise," so sagte er, „habe ich ein reines Gewissen. Lange hat man mich angeklagt, den Krieg aus Ehrgeiz zu wünschen; aber jetzt, nach der Weigerung Oesterreichs, den Kongreß zu beschicken, nach der unwürdigen Verletzung des Gasteiner Vertrages und nach der heftigen Sprache seiner Presse weiß die ganze Welt, wer der Angreifer ist." In dieser Annahme irrte der König: die öffentliche Meinung konnte nur in dem aufstrebenden Preußen den Friedensstörer sehen. Damals wie später war König Wilhelm von seinem Rechte überzeugt; die Menschen vergessen nur zu leicht das dem Nächsten zugefügte Ungemach, wenn sie von ihm Unrecht zu leiden glauben. In dieser Stimmung sandte der König den Befehl nach Holstein, gegen die Oesterreicher mit Waffengewalt vorzugehen.

Sowie Gablenz die Einberufung der Stände verfügte, ließ ihn Manteuffel von Schleswig her wissen, daß er ohne Zögern

Holſtein beſetzen werde, um das Herrenrecht des Königs von Preußen zu wahren. Schon am 7. Juni marſchierten preußiſche Bataillone ins Land und nahmen vorerſt Beſitz von den Gebietsteilen, die nicht von öſterreichiſchen Truppen beſetzt waren. Das war der Anfang. Als ſich die Stände am 11. Juni zu Itzehoe verſammeln wollten, erſchienen auch hier preußiſche Truppen und verhafteten den öſterreichiſchen Kommiſſär Leſſer. Manteuffel kündigte an, daß er tags darauf auch in Altona einrücken werde. Hier hatte Gablenz, vor den Preußen unter Proteſt zurückweichend, ſeine Brigade zuſammengezogen; er ſah ſich jetzt genötigt, das letzte Stück holſteiniſchen Bodens zu räumen und ſich nach dem benachbarten Königreiche Hannover zurückzuziehen.

Noch immer entwickelten ſich die Dinge nicht ſchnell genug für die Ungeduld Bismarcks, Moltkes und Roons; ſie wünſchten, es möge in Holſtein zum erſten Schwertſtreiche kommen, bevor noch das lockere Gefüge des öſterreichiſchen Heeres in Mähren gefeſtigt war. Bismarck gab Manteuffel die Schuld, er ſei in Holſtein zu rückſichtsvoll vorgegangen. „Wäre es doch wenigſtens zu einem Kugelwechſel gekommen!“ ſagte er in übler Laune zum italieniſchen Geſandten. La Marmora meinte mit Recht: „Ich ſehe nicht ein, wie Manteuffel auf die Oeſterreicher ſchießen konnte, wenn dieſe ſich ohne Schwertſtreich zurückzogen!“

Gewalt war nun angewendet worden gegen Beamte und Truppen Oeſterreichs, und dieſe Macht berief deshalb ihren Botſchafter Grafen Karolyi von Berlin ab. Gleichzeitig wandte ſich Oeſterreich klagend an den Bundestag. Preußen, ſo ſtellte es der Verſammlung vor, habe den Gaſteiner Vertrag verletzt; der Artikel 19 der deutſchen Bundesakte aber biete dem angegriffenen Teile Schutz gegen Gewalt. Deshalb beantragte Oeſterreich, der Bund ſolle die ſieben Armeecorps, über welche Deutſchland damals außer den drei preußiſchen Corps verfügte, mobiliſieren und die Befehlshaber ernennen. Damit ſollte die geſamte Bundesmacht zur Beſtrafung Preußens aufgeboten werden. Auch diejenigen Staaten, die bisher aus Rückſicht für Preußen nicht gerüſtet hatten, ſollten durch einen Beſchluß des Bundes einen Rechtstitel zur Mobiliſierung ihrer Truppen erhalten.

Während sich Oesterreich bemühte, dem Deutschen Bunde vor dessen Verschwinden Leben einzuhauchen, schritt Bismarck zu wirkungsvoller That. Der Entwurf der künftigen Verfassung Deutschlands, den er hatte ausarbeiten lassen, wurde am 10. Juni an die deutschen Regierungen gesendet. Das war eine bedeutungsvolle geschichtliche Arbeit. Die Vorschläge enthielten den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, ein Parlament, beruhend auf dem allgemeinen Stimmrecht, Gemeinschaft in den großen volkswirtschaftlichen Fragen, Schaffung einer deutschen Seemacht und noch einmal, um Bayern zu gewinnen und Frankreich zu beschwichtigen, die Teilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen und Bayern. „Es ist unbillig," so schrieb er in dem Begleitbriefe zu den Vorschlägen an den Herzog von Koburg, „zu verlangen, daß Eine Generation oder sogar Ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an Einem Tage gut machen soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben." Vorurteilslos spricht Bismarck in dem Briefe über Oesterreich; auch am Vorabende des Kampfes erkannte er an, daß dieser Staat kraft seiner Geschichte um seine Stellung in Deutschland kämpfen müsse. Sein Blick sah über die Ereignisse hinweg; kein Wort der Leidenschaft durchbricht in dem merkwürdigen Schreiben die Darlegung seiner Lebensarbeit. Er gesteht zu, daß Preußen-Deutschland alle Aehnlichkeit mit Rom besitze, welches „auch schon in den ersten Anfängen durch den Raub der Sabinerinnen ein erhebliches Odium auf sich lud. Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird, und möchte sie auf ein Minimum reduzieren, der Zeit das weitere überlassend". Bismarck wenigstens täuschte sich nicht darüber, von wem die Gewaltthat ausging, und er scheute nicht vor ihr zurück. In diesen Tagen berief er General Klapka zu sich, einen der Führer des ungarischen Revolutionskrieges von 1849, und ebenso General Türr, einen Ungar, der als Generaladjutant Garibaldis den Zug der Tausend nach Sizilien mitgemacht hatte; er beriet mit ihnen die Aufstellung eines ungarischen Insurgentencorps. Türr wurde nach Rumänien und Serbien gesendet, um

dort gleichzeitig eine Erhebung gegen Oesterreich vorzubereiten. Zugleich wirkte Bismarck auf die öffentliche Meinung Deutschlands, von der seine Bedeutung allmählich erkannt wurde. Arnold Ruge, der alte Demokrat, erließ ein Schreiben, in dem er die Deutschen zum Anschlusse an Preußen mahnte; der Brief wurde von der preußischen Regierung eifrig verbreitet. In Süddeutschland freilich überwog die Abneigung gegen Preußen; trotz verschiedener schwächlicher Vermittlungsversuche Pfordtens, den Bismarck dafür mit dem Namen „eines der ehrlichsten und vorurteilsfreiesten Förderers deutscher Interessen" beehrte, lehnte Bayern am 11. Juni den letzten Antrag Preußens ab und gesellte sich zu seinen Gegnern.

Die Kampfstellung der deutschen Streitkräfte trat damit in deutlichen Umrissen hervor. Die öffentliche Meinung Norddeutschlands empfing von dem Appell Preußens an das deutsche Parlament endlich einen stärkeren Eindruck; man begann auch in liberalen Kreisen einzusehen, daß Bismarck, wenn auch nicht Erwecker, so doch Werkzeug des nationalen Gedankens sei. Der Zufall wollte, daß Preußens Reformplan fast an demselben Tage veröffentlicht wurde, an dem die Botschaft Napoleons III. an Frankreich erging: dort die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, hier das Programm, welches die Dreiteilung Deutschlands verewigen wollte. Man begann an den Ernst der Absichten Bismarcks zu glauben; Roggenbach und Mathy, die beiden badischen Minister, welche die Führung der deutschen Stämme durch Preußen für naturgemäß hielten, bildeten den Kern einer nationalen und liberalen Partei im Süden. Wohl konnten sie das Großherzogtum nicht vom Kriege gegen Preußen zurückhalten, da der Minister des Aeußern, Edelsheim, die übermächtige preußenfeindliche Strömung für sich hatte. Auf manchen namhaften Parlamentarier Norddeutschlands wirkte Bismarck in ernsten Unterredungen, in denen er Einblick in seine Pläne eröffnete. Der Kurhesse Oetker, den Bismarck durch die dem Kurfürsten aufgezwungene Wiederherstellung der hessischen Verfassung gewonnen hatte, trat schon damals im Ausschusse des Nationalvereins für die Aussöhnung mit dem preußischen Minister ein. Er vermittelte ein Gespräch Bismarcks mit dem Präsidenten des

Vereins, Bennigsen, welches mit Vorwissen des Ausschusses am 19. Mai stattfand; auch dessen Freund Miquel wurde zwei Wochen später von Bismarck zu einer Unterredung geladen. Die beiden Hannoveraner hörten mit Interesse zu, konnten aber, um ihrem Heimatsstaate nicht untreu zu sein, die Eröffnungen nicht mit einer Zusage beantworten. Doch setzte Bennigsen in der zweiten hannoverschen Kammer durch, daß der König dringend zur Einhaltung der Neutralität gemahnt wurde. Die Volksvertretungen von Darmstadt und Nassau verweigerten sogar die Geldmittel zur Mobilisierung gegen Preußen. Bedeutungsvoller aber war, daß Bismarck schon vor dem Kriege mit den Führern des gemäßigteren Flügels der preußischen Landtagsopposition in ernste Verhandlungen über eine Aussöhnung sich einließ. Er zog in erster Linie Twesten[1]), dann Unruh, den früheren Präsidenten der preußischen Nationalversammlung[2]), in sein Vertrauen. Twesten, vielleicht der politisch weitestblickende Mann der damaligen liberalen Opposition in Preußen, ging auf seine Absichten ein. Er billigte schon damals Bismarcks äußere Politik; er wünschte den Sieg seines Vaterlandes von ganzem Herzen, obwohl er die Befürchtung aussprach, daß der Soldat nach der Rückkehr vom Siege Leute seiner politischen Stellung „auf der Straße vom Bürgersteige herunterstoßen werde". Er erklärte Bismarck, seine Partei stelle nur die eine Bedingung, daß das Budgetrecht der Volksvertretung von der Krone anerkannt werde. Darin stand Twesten auf festem Grunde; die Rechtsverletzung mußte gesühnt werden, bevor das Abgeordnetenhaus die Regierung unterstützen konnte; sonst sprach sich die liberale Partei selbst das Todesurteil. Twesten arbeitete auf Wunsch Bismarcks den Entwurf einer Thronrede aus, in welcher der König in freier Entschließung diesen Grundsatz anerkannt hätte, und übergab ihm dieses Schriftstück am 3. Juni. Kurze Zeit darauf eröffnete Bismarck Herrn v. Unruh, daß das Ministerium mit

[1]) Siehe den Aufsatz Lipkes in der „Deutschen Revue" 1840, 4. Heft, „Bismarck und Twesten". Der Briefwechsel mit Treitschke aus jenen Tagen wurde von Bailleu in der „Deutschen Rundschau" 1896, Oktoberheft, mitgeteilt.

[2]) Unruh, „Erinnerungen", S. 341, Gespräch vom 20. Juni.

diesem Vorschlage einverstanden sei. König Wilhelm aber, fügte er hinzu, weigere sich, so weit entgegenzukommen, denn er meinte: wenn er einwillige, so könnte ihm der Landtag am Ende nach dem Kriege wieder einen Teil seiner Regimenter fortnehmen. Es war also die Absicht Bismarcks, jetzt schon auf derselben Grundlage mit der Volksvertretung Frieden zu schließen, wie dies nach dem Siege von Königgrätz geschah. In diesen Unterredungen, so berichtete Bamberger später, beschwor Bismarck die Männer der Opposition, nur für eine kurze Zeit ihre feindselige Haltung aufzugeben. Er bestritt nicht das Gewicht ihrer Anklagen, aber er wies darauf hin, daß seine Stellung neben seinem den modernen Ideen abholden König unendlich schwierig sei; dieser sei bei seinem vorgerückten Alter wenig zu Meinungsänderungen bereit. Sie aber sollten jetzt vor allem an den Staat und an das große deutsche Vaterland denken. So bereitete Bismarck die Einigung Deutschlands vor [1]).

Unterdessen nahm der Prozeß, den Oesterreich am Bundestage gegen Preußen anstrengte, seinen Fortgang. Oesterreich begründete seinen Antrag auf Mobilmachung der Streitkräfte Deutschlands damit, daß das Bundesrecht gegen den Einbruch Preußens zu schirmen sei. Der Antrag enthielt einen Formfehler, den Biegeleben als kundiger Referent für deutsche Angelegenheiten wohl nicht übersah. Biegeleben erblickte in der Bundesakte etwas Lebensfähiges, mehr als ein hinfälliges Auskunftsmittel; aber als Oesterreich sie zum erstenmal wirken lassen wollte, mußte es sich über ihre schwerfälligen Formen hinwegsetzen. Denn vorerst gehörte Oesterreichs Klage gegen Preußen wegen Verletzung des Gasteiner Vertrages gar nicht vor das Forum des Bundestages, weil dieser dem Vertrage nie beigetreten war. Dann war der Bundesakte auch die schlagfertige Exekution fremd, welche Oesterreich ihr zumutete. Die Akte schrieb vielmehr, wenn ein Bundesmitglied störrisch war, ein langwieriges Prozeßverfahren vor, in dem erst nach zahlreichen Vermittlungs-

[1]) Zusammenhängend sind Bismarcks damalige Verhandlungen erzählt bei Poschinger, „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" (Berlin 1895), S. 26—36.

versuchen zum Schlusse die militärische Exekution gestattet war. Beust, der zu Rate gezogen wurde, sah mit tiefem Mißbehagen, daß die Genossen Oesterreichs in eine Verletzung des Bundesvertrages hineingezogen werden sollten; er warnte Oesterreich vor Einbringung seines Antrages. Als er nichts ausrichtete, überließ er es Pfordten, den Antrag in eine Form zu gießen, welche den zur Abwehr Preußens bereiten Mittelstaaten annehmbar war.

Der preußische Gesandte in Frankfurt legte der schleunigen Abstimmung über den Antrag der Präsidialmacht nichts in den Weg. Je heftigere Beschlüsse der Bundestag faßte, desto bessere Gründe lieferte er zur Kriegserklärung. Preußen warnte nochmals alle Mittelstaaten, es bezeichnete telegraphisch die Stimmenabgabe für die Mobilmachung als Kriegsfall. Aber die Entscheidung war nicht mehr aufzuhalten.

Unter tiefem Schweigen wurde am denkwürdigen 14. Juni die letzte Abstimmung am Bundestage vorgenommen. Gegenstand war nicht der österreichische, sondern der von Bayern umgeänderte Antrag, der mit dem Bundesrechte in Einklang stand und in seinem Wortlaute nicht gegen Preußen gerichtet war. Bayern schlug vor, es seien lediglich die vier Armeecorps der Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Oesterreichs und Preußens Kontingente blieben durch den Beschluß unberührt — und auch jene Rüstung war nicht etwa durch Preußens Bundesbruch begründet, vielmehr nur als Zweck angegeben, der Bund müsse Vorkehrungen treffen, um etwaigen Störungen des Friedens entgegentreten zu können. Eine ausgesprochene Mehrheit fand sich für diesen Antrag, den Oesterreich zu dem seinigen machte. Freiherr v. Kübeck verkündete, indem er sich über einige Unklarheiten der Abstimmung hinwegsetzte, als Ergebnis, daß der Antrag Bayerns mit neun gegen sechs Kurien angenommen sei [1]).

---

[1]) Für den Antrag Bayerns stimmten: Oesterreich, Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Meiningen, Frankfurt; gegen den Antrag: Preußen, Luxemburg, beide Mecklenburg, Weimar, Koburg, Altenburg, Braunschweig, Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt, Hamburg, Lübeck, Bremen; aus der Stimme der 16. Kurie (Liechtenstein, beide Reuß, Lippe, Waldeck und Schaumburg) wurde man nicht klug; Baden enthielt sich der Abstimmung.

Darauf erhob sich der preußische Gesandte Savigny zu einer feierlichen Erklärung. Er war ein Mann mit konservativen, katholischen Ueberzeugungen und nicht ohne Bedenken folgte er Bismarck auf seiner Feuerbahn; man will bemerkt haben, daß er sich stockend seines Auftrages entledigte. Er erklärte die Bundesakte für gebrochen, da der Antrag Oesterreichs zur Behandlung zugelassen worden sei. Preußen kündigte deshalb in aller Form seinen Austritt aus dem Deutschen Bunde an. Die formalen Gründe für diesen Schritt waren nicht stärker als die für den österreichischen Antrag. Mit vollem Recht entgegnete der bayerische Gesandte: nicht der viel angefochtene Antrag Oesterreichs, sondern der Antrag Bayerns sei angenommen worden, so daß der Vorwurf des Bundesbruches unhaltbar sei. Savigny beging den Fehler, daß er nicht sofort nach seiner Erklärung den Saal verließ. So mußte er noch den gewichtigen Einspruch des Präsidenten mit anhören: Preußens Austrittserklärung sei nichtig, denn der Deutsche Bund sei grundgesetzlich unauflöslich und für den unheilvollen Vorgang sei Preußen allein verantwortlich.

Aber nicht die staatsrechtlichen Formen entscheiden über das Geschick der Völker. Wenn der Inhalt aus ihnen gewichen ist, baut sich ein neues Recht auf, mitunter durch friedlichen Vergleich, zumeist nach der Entscheidung des Schwertes. An dieses appellierte jetzt König Wilhelm, indem er seinen Truppen den Einmarsch in Sachsen, Hannover und Hessen befahl.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni hatte Bismarck eine Unterredung mit dem englischen Botschafter Lord Loftus. Um Mitternacht, während sie eben im Garten des Ministeriums umhergingen, sagte Bismarck: „In dieser Stunde sind unsere Truppen schon in Hannover, Sachsen und Kurhessen eingerückt.“ Dann fuhr er fort: „Es wird ein blutiger Kampf sein. Vielleicht unterliegt Preußen, aber in jedem Falle wird es tapfer und ehrenvoll kämpfen. Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht hierher zurück. Ich werde beim letzten Angriffe fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser, zu sterben, als geschlagen zu sein.“

Als der feindselige Antrag und der Beschluß des Bundes-

tages in Berlin verlautete, wirkte das wie ein Peitschenhieb. Der preußische Patriotismus reckte sich in die Höhe; als ein Stadtverordneter von Berlin an diesem Tage im Vorsaale des Sitzungssaales im Hasse gegen Bismarck äußerte, er hoffe auf die Niederlage Preußens, erhob sich ein Sturm des Unwillens und Rufe wurden laut: „Hinaus mit ihm!“ Am Abend des 14. Juni kam die tiefe Bewegung über die Vorgänge in Frankfurt in den Straßen Berlins zum lebhaften Ausdrucke; zum erstenmal hörte man unter den Linden, während Truppenabteilungen vorbeizogen, freudige Zurufe des Volkes.

X. Buch.

Organisation und Taktik des österreichischen Heeres.

In den großen Nationalkriegen wird der Schluß gezogen aus den Kräfteverhältnissen der Gegner. Einzelne Feldzüge und Friedensschlüsse sind oft das Ergebnis dessen, was man den Zufall nennt: es können hervorragende Männer oder das Spiel der diplomatischen Beziehungen der Weltmächte eine Verschiebung hervorrufen in dem Walten der elementaren und organisierten Kräfte der Nationen. Wenn dies geschieht, so wird der Prozeß in der Regel so oft aufgenommen, bis am Schlusse einer längeren Periode die wahre Natur der kämpfenden Teile sich geltend macht. Der Krieg, diese höchste Anspannung der moralischen und physischen Kräfte der Staaten, bringt ihr verborgenes inneres Leben zum Vorschein.

So geschah es in dem Ringen Preußens und Oesterreichs um die Vormacht in Deutschland: der Krieg von 1866 war nicht durch sich selbst entscheidend, sondern weil Oesterreich selbst ihn als das Endurteil einer dreihundertjährigen Geschichte hinnahm und auf die Revision des Prozesses verzichtete. Preußen, das aus protestantischem deutschem Geiste durch zwei Jahrhunderte alle Elemente der Bildung in sich aufgenommen hatte, konnte in Deutschland nicht mehr entwurzelt werden. An Oesterreich rächte sich die Niederhaltung und Ausrottung aller geistigen Bestrebungen in dem Jahrhundert nach Niederwerfung und Vertreibung der Protestanten: Verbannte wie Johann Kepler

und Amos Comenius konnten nicht durch Jesuitenschüler ersetzt werden. Die Provinzen südlich von der Donau waren die einzigen deutschen Landschaften, die von der Geißel des Dreißigjährigen Krieges nicht berührt wurden, aber gerade sie sanken, während Deutschland sich langsam erholte, in immer tiefere geistige und wirtschaftliche Verödung. Allerorten fühlten Maria Theresia und Joseph II., als sie den Staat aus der Zerrüttung emporriefen, Mangel an Mitarbeitern in den oberen wie in den unteren Stufen der Verwaltung. Aber ihr segensreiches Walten flößte der Monarchie solche Kraft ein, daß sie wie verjüngt dem wiederholten Ansturme der französischen Revolution widerstand, während der Staat Friedrichs des Großen unter dem Schlage von Jena zusammenbrach. Unheilvoll war es dann, daß das Reich mit Kaiser Franz II. in die Abkehr von freieren Lebensformen zurückfiel.

In allen diesen Wechselfällen blieb die Armee das Rückgrat des Reiches. Nie ermattete ihre Ausdauer; mit Interesse liest man Schilderungen wie die Varnhagens nach den Niederlagen von 1809, aus denen hervorgeht, wie wenig das innere Gefüge des in Ungarn lagernden Heeres durch die vorhergehenden Schlachten gelitten hatte. Man vergleiche dies mit der Auflösung des preußischen Heeres nach Jena, mit der Zersetzung, die in der Armee Napoleons nach den Kämpfen bei Großbeeren und an der Katzbach, noch vor der Schlacht bei Leipzig, eingetreten war, und man erkennt, welche Bedeutung dieser zähe Organismus für die Habsburgische Monarchie besaß.

Der Schöpfer des österreichischen Heeres ist Wallenstein. Seine politischen Entwürfe sanken unter der Hellebarde dahin, die ihn zu Eger niederstieß; mit ihnen beschäftigt sich unaufhörlich die Geschichtsschreibung, aber merkwürdigerweise hat das Hauptwerk dieses organisatorischen Geistes, die Armee, noch keine entsprechende Würdigung gefunden, die auch nur leise heranreichte an Schillers poetische Vorführung des Lagers. Es scheint, daß man sich im militärischen Oesterreich einzugestehen scheut, daß ein Rebell es war — und im Sinne gewissenhafter Soldatenmoral war Wallenstein es gewiß — der das Hauptwerkzeug der Großmachtstellung Oesterreichs schmiedete. Ein

guter Geist waltete auch nach seinem Tode über dem Heere, denn nicht Nationalität, nicht Konfession, sondern Verdienst entschied über Beförderung. Zu einer Zeit, da kein Protestant in den Erblanden geduldet wurde, also vor dem Toleranzpatent Josephs II., und auch später, noch bis 1868, als jedem Nichtkatholiken die Stelle eines Richters oder auch nur eines Schulmeisters verschlossen war, gelangten protestantische Offiziere zu den höchsten Stellen. Wie anders war dies möglich, da doch Söhne aus allen fürstlichen Familien Deutschlands in der Armee dienten; schenkten doch auch protestantische Häuser der Armee Generäle, die sich den Marschallsstab auf dem Schlachtfelde errangen. Und das galt auch, obgleich nicht in demselben Maße, für Männer einfacher Geburt [1]). Die großen Feldherren, welche Wallensteins Werk fortsetzten: Montecucculi, Johann von Werth, Herzog Karl von Lothringen, Rüdiger und Guido von Starhemberg, Prinz Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen, die Sieger über Türken und Franzosen, standen zum guten Teile in Opposition gegen den pfäffischen Geist der unseligen inneren Verwaltung. Indessen, wenn die Armee im 17. Jahrhundert auch Offiziere aus allen Nationen enthielt, so hatte sie doch vorwiegend deutsches Gepräge, wie natürlich zu einer Zeit, da Ungarn nur zum kleinen Teile, Galizien, Belgien und die Lombardei noch nicht zu Oesterreich gehörten, während seine Vorlande sich bis an den Rhein erstreckten. Dazu hatten zahlreiche Regimenter ihren Werbebezirk im Deutschen Reiche, und daher ein fortwährendes Einströmen kampfeslustiger deutscher Jugend in ihre Reihen. So unterwarf die Armee, mitten unter Finanznöten und bei vollkommener Hilflosigkeit der Verwaltung, Ungarn, Italien und Belgien und rettete den Staat Maria Theresias.

Diese große Herrscherin leistete auch in der Weiterbildung der militärischen Einrichtungen nicht Geringes, aber als Frau konnte sie hier doch nur mittelbar eingreifen. Gewandtes und

[1]) Laudon war Protestant, da er 1741 als Hauptmann in die Armee trat; erst zehn Jahre später ging er auf Antrieb seiner Frau zum Katholizismus über. Janko, „Laudons Leben", S. 20. Memoiren des Prinzen de Ligne.

weltmännisches Auftreten eines Offiziers führte denn ihr sonst so scharfsinniges Urteil über Menschen mitunter irre; ihren Schwager Herzog Karl von Lothringen hielt sie trotz seiner Niederlagen aus diesem Grunde für einen guten General, was sie mit den Niederlagen von Prag und Leuthen büßte; und Lacy stellte sie höher als Laudon. Zwei Dinge fallen in ihrer Korrespondenz mit ihren Generälen in die Augen. Vorerst die Energie, mit der sie diese zu kühnen Thaten antreibt; oft versicherte sie Daun der Fortdauer ihrer Gnade, wenn auch ein Angriff auf Friedrich mißlingen sollte; sie tröstet Laudon in herzlicher Weise bei einem Mißerfolg. Sodann ist ihre Nachsicht mit der Nachlässigkeit, mit der sich ihre Generäle und Oberste im Frühjahr zu spät zu ihren Truppen begaben, überhaupt mit der Saumseligkeit und Pflichtverfäumnis von Offizieren grenzenlos; sie belohnt reichlich, sie straft fast nie; es ist, wie wenn sie als Frau Mitleid hätte mit den Getreuen, die in ihrem Dienste ein unbequemes Handwerk treiben müssen. Straff, selbst unerbittlich hart, forderte Friedrich II. dagegen zu jeder Stunde den Einsatz vollster Kraft: so stählte er den Geist seines Volkes. Lacy übte als Kriegsminister auf Joseph II. denselben Einfluß wie auf Maria Theresia; dieser gebildete, im Verkehr überaus einnehmende General gab der Armee als Kriegsminister ihr einheitliches Gepräge, doch war er zugleich der Vertreter der militärischen Routine und des bureaukratischen Formelwesens, der kunstvollen Defensivstellungen, überhaupt der Methode, die im bayerischen Erbfolgekriege von 1778 dem alternden Friedrich standhielt und deshalb über ihre Haltlosigkeit hinwegtäuschte. Lacy scheiterte damit im Türkenkriege von 1788, den erst Laudon zu glorreichem Ende führte, und das ganze System brach dann in den Revolutionskriegen zusammen. Aber die gekünstelte militärische Gelehrsamkeit verschwand nicht mit ihm aus dem Generalquartiermeisterstabe; sie fand in strategischen Künstlern wie Lauer und Weyrother, die bei Hohenlinden und Austerlitz unterlagen, ihre Vertreter. Seitdem die Armee immer ausschließlicher von der österreichischen Aristokratie befehligt wurde, zeigte sich in den Führern ein Hauptmangel: es fehlt an Entschlossenheit und Wagemut; das

Gefühl, die Verantwortlichkeit für die Mannesthat tritt zurück hinter die Berufung auf höhere Befehle, auf das Reglement; es wird System, den besiegten General, der stets mächtige Verbindungen besitzt, zu entlasten und milde zu beurteilen. Das ist in aristokratisch regierten Staaten Regel: nicht der Mann trägt die Verantwortung, sondern das Geschlecht, das ihn vorwärts schiebt und bei Unfällen deckt. Dabei forderten die großen Herren die höchsten Würden wie ein ihnen zustehendes Recht; Joseph II., der das abstellen wollte, mußte sehen, wie seine liebenswürdige Freundin, Fürstin Eleonore von Liechtenstein, ihm zürnte, weil er ihren Gatten nicht zum Feldmarschall ernannte; der Prinz de Ligne erzählt selbst in seinen Memoiren, wie unwirsch er von Kaiser Leopold den Marschallsstab heischte. Das alles wurde von Kaiser Franz wie etwas Unabwendbares hingenommen, wie er denn zu Radetzky, als er ihn nach der Schlacht bei Wagram zum Generalstabschef der geschlagenen Armee ernannte, mit aller Ruhe sagte: „Daß Sie nicht mit Absicht Dummheiten leisten werden, bürgt mir Ihr Charakter, und machen Sie gewöhnliche Dummheiten, so bin ich sie schon gewöhnt“ [1]). In demselben Sinne äußerte sich der Kaiser zu Beginn der Schlacht bei Wagram über den Fürsten Rosenberg mit nur zu guter Vorahnung: „Auf dem linken Flügel wird es schlecht gehen, das weiß ich; denn dort steht Rosenberg“ [2]). In diesem Fatalismus des Herrschers liegt die herbste Anklage gegen sein System.

Gegen diese Uebelstände kämpfte Erzherzog Karl und scheiterte an ihnen, aber was die Armee an besserer Organisation,

---

[1]) Memoiren Radetzkys in den „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs“ 1887, I. Band S. 69.

[2]) Gentz, „Tagebücher“ I, S. 92. Die verzweifelte Stimmung Radetzkys und der Armee nach dem Kriege von 1809 kam in einem Gespräche des Generals mit Gentz zu drastischem Ausdrucke: „Il m'a parlé aussi,“ schreibt Gentz am 5. Oktober 1809 in sein Tagebuch („Tagebücher“ I, S. 183, „— et d'une manière qui m'a étonné de la part d'un homme aussi calme et aussi réglé — des idées qui commencent à circuler dans l'armée sur l'incapacité de l'empereur et sur l'avantage qui pourrait résulter d'un changement total de la dynastie.“

an Kraft und Bildung zumal im Jahre 1809 zeigte, verdankte ſie ihm. Er vermochte jedoch nichts gegen die armſelige militäriſche Umgebung des Kaiſers auszurichten; Generäle wie Rollin hemmten ſeine Wirkſamkeit, und ſpäter, als der Erzherzog bereits von der Oberleitung der Armee ferne gehalten wurde, übten Duka und Kutſchera den ſchädlichſten Einfluß [1]). Es war der tragiſche Konflikt ſeines Lebens, daß der Kaiſer ſeinen Bruder ob ſeiner höheren Begabung mit Mißtrauen betrachtete. Der Sieger von Aſpern teilte damit das Schickſal ſeiner beiden jüngeren Brüder, Erzherzog Johanns und Erzherzog Joſephs, des Palatins von Ungarn, gleichfalls Männer von nicht gewöhnlichen Anlagen. Kaiſer Franz hegte, weil Erzherzog Johann die Fäden des Tiroler Aufſtandes von 1809 knüpfte und dann auch 1813 eine Erhebung des treuen Landes ohne ſein Wiſſen vorbereitete, die Befürchtung, er wolle ſich zum König von Rhätien ausrufen laſſen; dem Erzherzog war durch eine Reihe von Jahren die Rückkehr in das geliebte Tirol verboten. Der Palatin von Ungarn war bei dem ungariſchen Volke beliebt, erweckte dadurch den Verdacht der Verbindung mit der Oppoſition und wurde deshalb in wichtigen, auch Ungarn betreffenden Entſcheidungen nicht zu Rate gezogen. In ſeinem Teſtamente ſetzte Kaiſer Franz ſeinem ſchwachgeiſtigen Sohne Ferdinand die Staatskonferenz zur Seite, überging dabei jene hochgeſinnten Männer und ſtellte den unbedeutendſten ſeiner Brüder, Ludwig, an die Spitze dieſer gewiſſermaßen vormundſchaftlichen Regierung. Das widerfuhr Angehörigen des Kaiſerhauſes, und es iſt nicht zu ſagen, wie viel Schaden überhaupt ſolche ſyſtematiſche Zurückſetzung von Talenten im Zeitalter von

---

[1]) Ueber Rollin (vgl. Vivenots Ausgabe der Briefe Thuguts I, S. 380, Anmerkung 24) ſprach Erzherzog Karl ſtets mit tiefſter Geringſchätzung. Duka, der militäriſche Ratgeber des Kaiſers 1813 und 1814, verhinderte, entgegen der Meinung Radetzkys und Gneiſenaus, lange den Uebergang über den Rhein. (Vgl. Prokeſch-Oſten, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Schwarzenberg", S. 225, Anmerkung, ſowie Radetzkys Memoiren.) Ueber die erbärmliche Perſönlichkeit Kutſcheras vgl. Springer, „Geſchichte Oeſterreichs" I, S. 114. Ihm oblag die Ueberwachung der Brüder des Kaiſers.

1792—1848 anrichtete. Erzherzog Karl stand auf diese Weise fast durch sein ganzes Leben unter der traurigen Notwendigkeit, gegen seine Ueberzeugung handeln zu müssen. Er reorganisierte die Armee zwischen 1801 und 1809, widerriet aber aufs entschiedenste dem Kriege von 1805 und 1809, weil er mit seinen Vorbereitungen nicht zu Ende war; so sah er seine Kassandrarufe stets zur Wahrheit werden. Nach dem Jahre 1809 wurde er überhaupt nicht mehr in der Armee verwendet; und doch war er der geborene Feldherr für den Krieg von 1813; es hätte dem Hause Habsburg hohen Ruhm gebracht, wenn ein Heerführer gleich ihm und nicht Schwarzenberg, der mehr Diplomat als General war, die europäischen Heere im Befreiungskampfe geführt hätte. Auch Radetzky, Generalstabschef Schwarzenbergs in den Jahren 1813 und 1814, wurde nach dem Frieden kaltgestellt und in untergeordneten Dienstleistungen, zuletzt gar als Festungskommandant von Olmütz verwendet, erst 1831 aus halber Vergessenheit auf Wunsch Frimonts, seines alten Kriegsgefährten, hervorgeholt und diesem in der Führung der Armee in Italien zur Seite gestellt. Dem baldigen Tode dieses Generals war es zu danken, daß er dann an die Spitze des Heeres in Italien gestellt wurde.

Aber selbst diese Fehlgriffe und Mißhandlungen vermochten den gesunden Geist der Armee nicht zu erschüttern: Manneszucht, Treue und Hingebung beseelten sie in guter und schlimmer Zeit. Die höchsten Stellen waren zwar fast ausschließlich den Söhnen der sechshundert in Oesterreich herrschenden Familien vorbehalten, aber die Masse der Offiziere entstammte teils den alten Soldatenfamilien, deren Söhne vom Staate in dem einzigen Gedanken auf ihre militärische Laufbahn erzogen wurden, oder sie gingen aus kleinen bürgerlichen Familien hervor. Sie alle erblickten in der Armee ihre Heimat, daher das schlichte Wesen und der Geist der Kameradschaft, der bis heute alle Offiziere der Armee umschlingt. Der österreichische Offizier, der wenig Rückhalt außer dem Heere besitzt, geht ganz in seinem Berufe auf. Der feurige Stolz auf die Armee, wie er in jener Zeit lebte, kommt in anziehender Weise in einem Büchlein zum Ausdrucke, das 1847 unter dem Titel: „Von einem

deutschen Soldaten“ [1]) erschien, dessen mannhafter Ton so recht den Geist der österreichischen Armee widerspiegelt. Es ist eine der wichtigsten Thatsachen der neueren Geschichte, daß dieses Offizierscorps im stande war, die vielsprachigen Bewohner der Monarchie zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen, in dem kein Unterschied bestand zwischen den verschiedenen Nationalitäten. Diese Kraft der Assimilierung des österreichischen Heeres ist eine der Grundlagen des Gleichgewichts zwischen den geeinigten großen Nationen Europas. Solches Zusammenfassen mannigfacher Elemente in einem Geiste stellt sich würdig allem zur Seite, was die Geschichte von organisatorischen Thatsachen zu erzählen weiß.

Dieser Armee, wie allen europäischen Heeren außer dem Preußens, fehlte vor 1866 noch die allgemeine Wehrpflicht. Gewisse Berufsarten, alle, die das Gymnasium oder eine höhere Schule hinter sich hatten oder sich durch den Erlag von 1200 Gulden loskauften, waren frei von der Dienstpflicht. Erst Preußen lehrte Europa die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes; es ist kaum abzusehen, was dadurch für die physische und damit auch für die moralische Wiedergeburt der Völker geleistet wurde. Während nun Preußen in seiner Landwehr und in den höheren Jahrgängen seiner Reserve einen Rückhalt an tüchtiger Mannschaft besaß, stand Oesterreich nach etwaigen großen Niederlagen kein Ersatzheer zur Verfügung. Wenn ein großer Schlag fiel, so war er mit den vorhandenen Kräften nicht mehr wett zu machen. Dieser Mangel war eingetreten, weil man die von Erzherzog Karl geschaffene Organisation der Landwehr hatte verkümmern lassen; denn Oesterreich zuerst faßte in den Kriegen gegen Napoleon den Gedanken der Schaffung einer Volkswehr. Als Oesterreich im Jahre 1809 den Kampf mit Napoleon aufnahm und allein zu Felde stand gegen Frankreichs, Italiens und des Deutschen Rheinbundes vereinigte Waffen, als es dazu noch ein Heer in Galizien gegen Rußland aufstellen mußte — dies alles bei dem argen Notstand der

[1]) Es erschien in Leipzig, F. A. Brockhaus 1847. Der Verfasser dieses lesenswerten Buches ist Graf St. Quentin.

Finanzen und bei vermindertem Staatsgebiete — da wurde der Gedanke einer allgemeinen Volksbewaffnung zuerst ausgeführt [1]).

So war Oesterreich im Kampfe gegen Preußen und Italien bloß auf sein stehendes Heer angewiesen. Jährlich erreichten 310000 bis 320000 junge Männer das 20. Lebensjahr, davon wurden 85000 Mann ausgehoben, von denen 2000 für die Marine bestimmt waren. Wer zur Fahne geschworen hatte, blieb 8 Jahre lang in der Linie und 2 Jahre in der Reserve. Gesetzlich bestand also die achtjährige Dienstpflicht gegenüber der dreijährigen in Preußen; aber die Schwäche der Finanzen gestattete nicht, den Infanteristen länger im Dienste zu behalten als im Nachbarlande. Die aktive Dienstzeit dauerte bei der Infanterie 1½ bis 3 Jahre, bei Genie und Artillerie 4 bis 6 Jahre, länger bei der Kavallerie. Im Jahre 1859 hob man mehr Truppen aus, dafür wurde die Rekrutierung im Jahre 1860 ganz erlassen; der Absolutismus mußte nach seiner Niederlage in den Anforderungen an die Volkskraft vorsichtig sein, um nicht Unzufriedenheit zu erregen. Auf dem Papier standen als Kriegsmacht zehn Jahrgänge von je 83000 Mann und dazu gegen 50000 Soldaten aus der Militärgrenze. Diplomaten und Zeitungen liebten es, von dieser jedem Gegner gewachsenen Armee, 800000 bis 900000 Mann, zu sprechen. Indessen sind nach den gewöhnlichen Erfahrungen von den ursprünglich ausgehobenen Truppen bei einer allgemeinen Mobilmachung immer 20 bis 25 Prozent in Abzug zu bringen: Leute, die gestorben und verdorben, ausgewandert oder sonst unauffindbar sind. Auch hatten die Kriege von 1859 und 1864 empfindliche Lücken in die Armee gerissen. Aber außerdem waren die Mängel der Organisation so groß, daß nach offiziellen Quellen zu Beginn des Krieges von 1866 im ganzen nur 528000 Mann mobil gemacht werden konnten. Davon sind noch die Kranken,

[1]) Kaiser Franz willigte in die Volksbewaffnung und damals that er einem seiner Vertrauten gegenüber den Ausspruch: „Jetzt heißt's stad (ruhig) sein, jetzt wollen die Völker auch was bedeuten." Später hob man das Institut der Landwehr wieder auf und formierte, um sie zu ersetzen, ein viertes Bataillon zu den drei Feldbataillonen eines jeden Regiments. Die Landwehr hatte sich im Jahre 1809 vortrefflich bewährt.

die zur Verwaltung notwendigen Leute, die Handwerker, die Offiziersdiener, die Militärmusiker abzuziehen, so daß lediglich gegen 460000 Mann streitbarer Truppen übrig blieben. Hievon waren rund 400000 Mann Infanterie, 29000 Kavallerie, 24000 Artillerie, 10000 Pioniere und Genietruppen.

Das war die Streitmacht, mit welcher die Aufgaben des Krieges zu bewältigen waren. Darin waren aber auch die Besatzungstruppen der Festungen und des Landesinnern inbegriffen. Jedes Regiment zerfiel in drei Feldbataillone und in ein viertes, das in erster Linie zum Festungsdienst bestimmt war. Man bedurfte nun für die festen Plätze in Nord und Süd 94000 Mann; Wien und das unzuverlässige Ungarn konnten nicht ganz entblößt werden. Es blieben also 30 Bataillone, etwa 25000 Mann, zum Dienste im Innern in Verwendung (22 Bataillone in Ungarn, 6 in Wien)[1]; 15- bis 20000 Mann lagen in den Friedensstationen der Truppen, bestimmt zu Cadres, welche die neu zu rekrutierende Mannschaft auszubilden hatten. So zählte denn die Feldarmee, über die der Staat in dem Doppelkriege verfügte, nicht mehr als 310- bis 320000 Mann. Die Armee zerfiel in 10 Armeecorps und 5 Reiterdivisionen. Von dieser Macht erhielt Benedek 7 Armeecorps und 5 Divisionen Kavallerie, dem Erzherzog Albrecht wurden 3 Armeecorps mit geringer Reiterei anvertraut. Als es dann zum Entscheidungskampfe kam, zählte die Nordarmee — ohne die 23000 Sachsen — 238000 Mann, die Südarmee umfaßte 74000 Streiter. Es war dies das höchste Aufgebot an Kraft seit 1809. Der Feldzug des Jahres 1859 war leichtsinnigerweise mit bloß 110000 Mann eröffnet worden, die den Tessin überschritten, und selbst auf dem Höhepunkte des Krieges waren nie mehr als 220000 Mann in Italien, Dalmatien und Istrien vereinigt[2]. Oesterreich hatte also seit 1859 seine

[1] Zur Bewachung Ungarns ließ man außer diesen 22 Bataillonen noch 21—22000 Mann älterer Grenzmannschaft, die von der Militärgrenze leicht in das Innere geworfen werden konnten.

[2] Napoleon III., der durch den Krieg von 1866 hätte gewarnt sein sollen, zog im Jahre 1870 mit einer noch geringeren Macht zu Felde als Oesterreich vier Jahre vorher — eine Thatsache, welche für die großen

Organisation wesentlich verbessert. Eine verständige Reform war auch seit jenem Feldzuge in der Zusammensetzung der von 62 auf 80 vermehrten Linieninfanterie-Regimenter eingeführt worden. In der Zeit des Absolutismus mißtraute man den Nationalitäten und führte nach 1849 das System ein, daß jedes Regiment aus Soldaten verschiedener Nationalitäten zu bestehen habe. Das führte im italienischen Kriege zu den ärgsten Mißständen. Es wurde dann abgestellt; doch lagen die Regimenter grundsätzlich nicht in der Heimat in Garnison, um den politischen Bewegungen entzogen zu bleiben.

Der Mangel einer Reserve wurde in Wien wohl gefühlt und der Chef des Generalstabs, Henikstein, machte vor allem darauf aufmerksam. Man beschloß also, um eine Reservearmee aufzustellen, im Jahre 1866 noch eine zweite Rekrutierung von 85000 Mann vorzunehmen. Sie wurde befohlen, aber schon unter den Wirrnissen des Krieges, in Böhmen geradezu mitten im Anmarsche der Preußen ausgeführt. Diese kriegsungeübten Scharen sollten zu fünften Bataillonen für jedes Regiment formiert werden. Dann konnte man wenigstens die 90000 Mann, die in den Festungen lagen, meist vierte Bataillone, zur Feldarmee heranziehen und durch die neuen Bataillone ersetzen. Diese konnten hinter den Wällen weiter eingeübt werden. Mit einer Art fatalistischer Entsagung, mit dem dumpfen Gefühle unzureichender Kraft zog man in den Krieg.

Die von König Wilhelm geschaffene preußische Armeeorganisation war es, die zuerst die Entfaltung der ganzen Volkskraft ermöglichte. Seitdem wurden in Preußen jährlich 63000 Mann ausgehoben, die verpflichtet waren, 7 Jahre in der Linie zu dienen, davon 3 Jahre im stehenden Heere und

---

Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1866 spricht. Der französische Kriegsminister Leboeuf, welcher in der Kammer Frankreich zum Kriege „erzbereit“ erklärte, reichte dem Kaiser damals eine Denkschrift mit folgenden Ziffern ein: Mobile Mannschaft 662000 Mann; davon 75000 Nichtkombattanten, 50000 Mann in Algier, 161500 Mann für Festungen und Besatzungen, 6500 Mann in Rom. Es blieb also nach Leboeufs Angaben eine Feldarmee von 370000 Mann. Thatsächlich aber war die ganze französische Armee vor der Schlacht bei Wörth nicht stärker als 250000 Mann.

4 Jahre in der Reſerve. So waren in Preußen im ganzen 441000 junge, zwiſchen dem 20. und 27. Lebensjahre ſtehende Männer ausgebildet, die zum Dienſte im Felde beſtimmt waren. Davon waren im Falle der Mobiliſierung 20 Prozent für Verſtorbene, Untauglichgewordene und Verſchwundene abzurechnen. Es blieb alſo eine ſchlagfertige Armee von etwa 355000 Mann. Für den Feſtungs- und Beſatzungsdienſt waren nur wenige Bataillone abzuziehen, da dies die Aufgabe der Landwehr war. — Uebrigens wurde dieſer Abgang vor dem Kriege von 1866 durch eine beſondere Anſpannung ausgeglichen. Es wurden gediente Soldaten auch des achten Jahrganges, die ſchon der Landwehr angehörten, nicht ganz 20000 Mann, in die Linie einbezogen. So kam es, daß der Kampf um die Herrſchaft über Deutſchland mit annähernd gleichen Kräften ausgefochten wurde. Von den 370000 preußiſchen Soldaten iſt etwa ein Siebentel für die Verwaltung und für die nicht ſtreitenden Truppenkörper (Genie, Pioniere, Fuhrweſen) abzuziehen. Sonach berechnete der preußiſche Generalſtab die Summe der Feldtruppen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) auf 311000 Mann; da von dieſem Heere 48000 Mann gegen die deutſchen Bundesſtaaten entſendet und 9000 für die Deckung Oberſchleſiens verwendet wurden, ſo blieben zum Kampfe gegen Oeſterreich 254000 an ſtreitbarer Mannſchaft.

Dieſer Vergleich zeigt, daß Oeſterreich und Preußen, wenn ſie ohne Bundesgenoſſen dageſtanden wären, ungefähr die gleiche Feldarmee, 310—320000 Mann, hätten aufbieten können; Oeſterreich ſtellte zwar um etwa 40000 Mann mehr auf, aber es bedurfte ſie zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern und zu neuen Formationen, für die in Preußen ohnedies geſorgt war. Dabei iſt aber zu beachten, daß Oeſterreich damals 35 Millionen Einwohner, Preußen nur 18 Millionen zählte [1]). Preußen beſaß

[1]) Moltke ſchlug, wie ſeine Berichte („Militäriſche Korreſpondenz" S. 55) beweiſen, die öſterreichiſche Armee etwas ſtärker an; er hielt ſie der preußiſchen nicht um 40000, ſondern „um 66000 Mann Infanterie (d. h. wenig ausgebildete, ſchlecht bewaffnete Leute) und 96 Geſchütze überlegen". Die Differenz zwiſchen ſeiner Annahme und der des Berichtes des öſterreichiſchen Generalſtabs (20—30000 Mann) iſt alſo nicht bedeutend.

übrigens ein reiches Reservoir ausgebildeter Mannschaft in den Jahrgängen seiner Landwehr — mit denen in Oesterreich etwa die vierten Bataillone jedes Regiments in Vergleich gezogen werden konnten. Vor der großen Armeeorganisation waren alle Soldaten verpflichtet (nach den 5 Dienstjahren im stehenden Heere), 7 Jahre im ersten und ebensolange im zweiten Aufgebot der Landwehr zu dienen. Jedermann war also vom 20. bis zum 39. Lebensjahr wehrpflichtig. Allerdings hatte die Reorganisation diese schwere Last etwas gemildert, sie entließ das erste Aufgebot schon mit dem 31. Lebensjahr, das zweite schon mit dem 36.[1]). Aber während der Uebergangszeit bestand für alle früher ausgehobenen Jahrgänge noch die ältere, schärfere Verpflichtung aufrecht. Man hatte also im Jahre 1866 nicht bloß die Reform der Feldarmee vollständig durchgeführt, man konnte diesmal auch noch die ältere Mannschaft, sogar bis zum 39. Lebensjahre, einberufen, was nach wenigen Jahren nicht mehr möglich gewesen wäre. Das war vielleicht einer der Gründe, welche die preußischen Heerführer bestimmten, gerade das Frühjahr 1866 zum Losschlagen zu wählen. Einige Jahre später hätte man nicht mehr über eine gleich zahlreiche Landwehr zu verfügen gehabt. Drei Jahrgänge Landwehr, die man später nicht mehr aufbieten durfte, waren, wenn es zum äußersten kam, jetzt noch nach dem Gesetze zum Kriegsdienste verpflichtet.

Diese zwischen dem 27. und 39. Lebensjahr stehenden eingeübten Mannschaften, ungefähr 300000 Mann, waren zum Festungs- und Besatzungsdienste bestimmt, aber sie wurden im Verlaufe des Krieges vielfach sofort gegen den Feind gesendet. Sie teilten sich in die Landwehr (163000 Mann) und die Ersatzreserve (126000). Doch konnten diese Massen, zumal die der älteren Jahrgänge, nur mit Vorsicht in den Krieg geführt werden. Nur das erste Aufgebot der Landwehr, vom 27. bis zum 31. Lebensjahre, war von vornherein in Bataillone formiert; der Rest konnte nur zur Ergänzung der Lücken ver-

Auch die Annahmen des österreichischen Generalstabs über die Stärke des Gegners waren im ganzen richtig.

[1]) Dafür war, wie im II. Buche erzählt ist, die jährliche Aushebung vermehrt worden.

wendet werden. Ueber dieses erste Aufgebot hätte sofort verfügt werden können. Man besaß in ihm genügendes Material zur Besatzung für die Festungen und die größeren Städte, man konnte aus ihm auch ein Reservecorps, dem bald ein zweites folgte, bilden.

Den jüngsten Jahrgang des ersten Aufgebots der Landwehr verwendete man, wie gesagt, zur Einreihung in die Feldarmee. Wichtige Gründe sprachen aber dafür, nicht allsogleich die gesamte Landwehr einzuberufen. Für einen Angriffskrieg konnte sie überhaupt nicht verwendet werden. Auch war die Stimmung im Lande, zumal in den Provinzen des Westens, ganz und gar gegen den Krieg, und man wollte diese Abneigung nicht erhöhen, indem man zu viele Familienväter gleich zu Beginn des Krieges in die Landwehr einstellte. Die 116 Bataillone der Landwehr konnten bis auf je 1002 Mann gebracht werden. Aber man formierte nur die Landwehr von Schlesien und Posen und die Hälfte der Landwehr von Pommern und Westfalen in stärkere Bataillone, nämlich 806 Mann, ebenso auch die gesamte Landwehr der Garde; alle übrigen Bataillone wurden nur auf 500 Mann verstärkt. So blieben vorderhand die höheren Jahrgänge, zumal in den unzufriedenen Rheinprovinzen, in den Marken und in der Provinz Sachsen, noch zu Hause. Dennoch hatte man, während Oesterreich keine Reserven besaß, an einberufener Landwehr sofort 70000 geschulte Leute, in Bataillonen formiert, zur Verfügung. Davon wurden 24000 Mann als Reservecorps zur Deckung von Berlin verwendet, die später der Feldarmee nachrückten und die wichtigen Positionen hinter den fechtenden Truppen, wie Prag, besetzten. Als Ergänzung für die entstandenen Lücken besaß Preußen in der Ersatzreserve 129000 Mann, während Oesterreich dazu die Soldaten der während des Krieges anbefohlenen neuen Rekrutierung bestimmte — aber diese Mannschaften waren nicht eingeübt und konnten keine Dienste mehr leisten. Jene 24000 Preußen sind demnach zur Feldarmee hinzuzuzählen. Rechnet man sie zu den 254000 Mann Feldtruppen und fügt man die Offiziere und die technischen Truppen hinzu, so betrug das gesamte Aufgebot Preußens gegen Oesterreich 291000 Mann. Dem gegenüber

stand Benedek mit 238000 Mann, zu denen die Sachsen mit 23000 Mann hinzutraten. Als aber nach der Schlacht von Königgrätz ein Angriff der Franzosen von Westen drohte und Kriegslust und Vaterlandsliebe in Preußen erstarkten, konnte zum Kampfe gegen den Erbfeind die gesamte Reserve aufgeboten werden. Moltke sagte denn auch in einer Reichstagsrede nach dem Kriege, Preußen hätte zuletzt gegen Oesterreich und Frankreich über 600000 Mann zur Verfügung gehabt — Preußen hätte also eine *streitbare* Mannschaft von etwa 400000 Köpfen gegen Oesterreich und Frankreich ins Feld stellen können.

Doch nicht bloß in den nackten Ziffern bestand die Stärke Preußens. Es hatte vor allem den Vorteil einer Generalität und eines Offizierscorps, die sich in der langen Friedenszeit mit der ganzen militärischen Bildung ihrer Zeit erfüllt hatten, und eine Armee, in der jeder Soldat durch die allgemeine Schulpflicht erzogen war. Dazu kam, daß, während die österreichische Armee noch mit dem Vorderlader bewaffnet war, bei dem mittels des Ladstockes Schuß für Schuß vorbereitet werden mußte, Preußen bereits über das dreimal so rasch feuernde Zündnadelgewehr verfügte. Endlich aber — und dies brachte die Entscheidung — die Manövrierkunst der preußischen Abteilungen schlug die verhängnisvolle Kampfesweise der Oesterreicher, deren stürmende Bataillone sich rettungslos an ihrer *Stoßtaktik* verbluteten.

In zahlreichen Büchern und Zeitungsartikeln kann man lesen, daß das österreichische Heer am längsten — bis zum Jahre 1866 — an der veralteten Stoßtaktik festhielt und daß erst dieser Krieg solche Kampfesweise als unbrauchbar erwies. Dann erst habe auch Oesterreich mit seiner überlieferten Taktik gebrochen. Daran ist nur so viel wahr, was offen in die Augen springt, daß der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich das Ende der Stoß- und Bajonett- und den vollen Sieg der Feuertaktik herbeiführte; unrichtig aber ist, daß die Kampfesweise der österreichischen Heere seit altersher in stürmischen Offensivstößen gipfelte. Es verhält sich nahezu umgekehrt: die österreichischen Kriegsmänner haben in älteren Zeiten den Kampf

im großen sowie in den kleineren Verbänden auf dem Schlachtfelde mit Vorliebe defensiv geführt, und nur ein seltsames Mißverständnis, die geistlose Nachahmung eines fremden Beispieles verleitete sie nach 1859 zur Annahme eines unglückseligen, in seinem Grundgedanken fehlerhaften Systems. Das ist so bezeichnend für den Geist der obersten Kriegsverwaltung von 1866, daß ein näheres Eingehen notwendig ist [1]).

Bis zur französischen Revolution beherrschte die Lineartaktik alle Heere der europäischen Staaten. In den Kriegen Friedrichs des Großen bildete das gesamte Fußvolk beider Teile je eine Schlachtlinie, gewöhnlich von drei Gliedern Tiefe, und diese Reihen gingen in fest geübtem Sturmschritt feuernd aufeinander los. Eng geschlossen, Ellbogen an Ellbogen marschierte diese Linie zum Sturm vorwärts, in festem eisernen Takte, in vorgeschriebenen Zwischenräumen Halt machend, um zu schießen, der Offizier mit einem Stocke bewaffnet hinter der Front, die Säumigen mit anfeuerndem Wort, nicht selten mit Schlägen vor sich her treibend, das ganze von eiserner, unerbittlicher Disziplin zusammengehalten. Nicht selten trabten Reiterschwadronen hinterdrein, um Ausreißer oder selbst weichende Kolonnen durch Einhauen zu neuem Angriff zu zwingen. Es war die Kampfesweise von Heeren, bei denen der Einzelne nicht zählte, keine Denkthätigkeit entwickeln durfte, in denen ein guter Teil gewaltsam zum Dienste gepreßt war, die von den Fürsten mit Vorliebe im Auslande angeworben wurden, um die Arbeitskräfte des eigenen Staates zu schonen. Friedrich der Große schrieb seinen Offizieren vor, sie sollten trachten, daß zwei

[1]) Für die folgende Darstellung wurden unter anderem benützt: die beiden Werke von A. v. Boguslawski: „Die Entwicklung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart" und „Taktische Darlegungen aus den Jahren 1859—90", sowie des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen „Strategische Briefe" und „Militärische Briefe", die verschiedenen Aufsätze kriegsgeschichtlichen Inhalts in Hans v. Delbrück, „Historische und politische Aufsätze", besonders die Abhandlung über die Strategie Friedrichs und Napoleons. Ferner Kühne, „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armee in Böhmen 1866". Außerdem die lehrreichen Mitteilungen von Offizieren, welche die Kriege von 1859 und 1866 mitgemacht haben.

Dritteile der Truppen „Ausländer" seien. Deutschland war das unerschöpfliche Reservoir, aus dem alle Heere die beste Mannschaft holten. Vor allem Preußen und Oesterreich, aber ebenso England und Holland, welche reich genug waren, ihre Kolonialkriege zum Teil mit angeworbenem deutschen Blute zu führen; Frankreich, Rußland und Schweden blieben nicht ganz zurück. Die Deutschen, seit jeher das kriegstüchtigste Volk Europas, deckten mit ihren Leibern die Schlachtfelder in allen Kriegen der Weltmächte. Im 18. Jahrhundert ward der Mann fast ausnahmslos für das ganze Leben angeworben; ohne Hoffnung auf Lösung war er mit Sklavenfesseln an die Fahne gebunden. Nichts wurde von ihm gefordert als Gehorsam — jene starre Lineartaktik entsprach ganz dem Geiste, in dem die Kabinettskriege geführt wurden.

Die französische Revolution sprengte diese Form der Kriegführung. Man hatte in Frankreich bei der Auflösung des alten Heeres keine geschulten Soldaten, wohl aber die Masse des allgemeinen Aufgebots; Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit ersetzten die strenge, in den feindlichen Armeen bestehende Drillung. Man ließ einen Teil der Truppe sich in Plänklerschwärme auflösen, welche die starren Linien des Feindes umflatterten, und schuf so die zerstreute Fechtart; in die dünnen Linien des Feindes hinein sandte man massige Kolonnen, mindestens sechs Mann tief, welche schon durch ihren mechanischen Stoß die Reihen des Gegners zerrissen. Nun änderte sich die ganze Kriegführung. Die alten unlenkbaren Formen hatten es mit sich gebracht, daß nur in der Ebene Schlachten geliefert werden konnten; hielt der Feldherr sein Heer in einer festen Gebirgsstellung, so war ein Angriff des Feindes unmöglich und dieser Positionenkrieg konnte monate- und jahrelang dauern. Aber von jetzt an gab es keine unangreifbare Position mehr, denn die Plänklerketten näherten sich über Abhänge und durch Bäche geschickt dem Feinde, umgingen, umfaßten ihn und die nachdrängende Kolonne machte dann mit dem Bajonette reinen Tisch. Dazu das französische Requisitions- und Raubsystem an Stelle der alten schwerfälligen Magazinsverpflegung, welch letztere nicht gestattete, daß sich das Heer zu weit von seinen Massen-

vorräten trennte — kurz, der Krieg gewann an Beweglichkeit und Schnelligkeit. Diese revolutionäre Taktik blieb den festländischen Heeren so lange überlegen, bis sie auch von den Deutschen und den Russen angenommen wurde; Napoleon, der keineswegs ihr Schöpfer war, gebrauchte mit genialer Feldherrnkunst das Werkzeug, welches er vorfand und zu den glänzendsten Erfolgen schärfte. Er schuf einen ausgezeichnet eingerichteten Generalstab und teilte die gesamte Armee in festgegliederte Corps und Divisionen, jede eine kleine Armee für sich, aus allen Waffengattungen zusammengesetzt. So entstanden die modernen Heere. Unter dem Einflusse der vervollkommneten Feuerwaffen hat sich dann vieles, zumal in der Taktik, geändert; die Napoleonische Organisation aber ist im wesentlichen aufrecht geblieben.

Nach den Niederlagen von Marengo 1800, Austerlitz 1805 und Jena 1806 nahmen die Heere Oesterreichs und Preußens die taktischen Formen der französischen Armee zum großen Teile an; in beiden Staaten aber wurde zugleich der Entschluß gefaßt, durch eine allgemeine Volksbewaffnung die ganze Nation zum Kampfe wider Napoleons Gewaltherrschaft aufzubieten. Daß Preußen die militärischen Grundgedanken der Revolution, zumal die allgemeine Volksbewaffnung, in vollendeter Weise durchführte, bleibt Scharnhorsts und Gneisenaus Ruhm. Gleichzeitig, vielleicht selbst früher als sie, war Erzherzog Karl bemüht, den schwerfälligen Formen des österreichischen Kriegswesens neues Leben einzuhauchen. In dem Jahre der Schlacht bei Jena gab er die Schrift heraus: „Grundzüge der höheren Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee", in welcher er zeigte, was die Feinde Frankreichs von diesem lernen müßten. „Die französische Armee", so schreibt er, „wurde in der Eile von ausgehobenen Bauern zusammengestellt. Das Schwerste bei Bildung der Soldaten, das Geschlossenbleiben, konnte man ihnen in der kurzen Zeit nicht beibringen, man benützte daher den Vorteil ihres von Natur aus kühnen, leicht empfänglichen, leichtsinnigen Charakters und ließ sie zerstreut fechten. Diese Veränderungen in der Kriegskunst waren anfänglich ein Bedürfnis gewesen, man organisierte sie in den folgenden Feldzügen und

bildete ein System daraus, welches, da es den französischen Armeen durch die dadurch erzielte Schnelligkeit aller Bewegungen eine entscheidende Ueberlegenheit über alle anderen verschaffte, auch durch diese angenommen werden mußte." Vierzig Jahre lang hatte das von Lacy eingeführte Exerzierreglement in der österreichischen Armee gegolten; Erzherzog Karl gab ein neues und außerdem jenes mit Recht hochgehaltene Dienstreglement heraus, welches im Wesen bis heute das Gesetzbuch der österreichischen Armee geblieben ist. Der Erzherzog hat sowohl in seinen Werken über Strategie wie in seinen taktischen Vorschriften für die Armee den Geist der neuen Kriegführung mit hellem Sinne als der Ersten einer theoretisch erfaßt, dabei aber vorsichtig und tastend eine Vermittlung versucht, um ohne Ueberstürzung, aber freilich auch ohne die kühne Entschlossenheit des Genies, seinem Lande und seinem Heere das Wesentliche und Notwendigste des modernen Kriegshandwerks einzuprägen [1]).

Das „Dienstreglement", das seinen Namen trägt, zeigt diesen Geist der Vermittlung: neben dem kräftigen Fortschritte zum Besseren und Besten merkt man auch den Wunsch, mit der alten defensiven Richtung der österreichischen Armee nicht ganz zu brechen. Im Kriege ist nichts so wichtig als Kühnheit und Entschlossenheit, der Geist mutigen Wagens, geleitet von richtiger Einsicht in der Wahl der Wege und Mittel. Das verkennt das Dienstreglement keineswegs. „Ein jeder Kriegsmann soll die Wahrheit stets vor Augen haben", so ist daselbst zu lesen, „und die Ueberzeugung behalten, daß man den Angriff nicht abwarten, sondern demselben lebhaft entgegengehen müsse, und daß der eigene Angriff sicher und mit dem wenigsten Verluste gelingen werde, wenn die Truppe jenem des Feindes mit Entschlossenheit zuvorkommt oder selbst noch bei Annäherung des attackierenden

[1]) Beachtenswert ist die Würdigung der militärischen Grundsätze des Erzherzogs in dem Werke, das Erzherzog Johann (Johann Orth) über die Geschichte des 12. Infanterieregiments Erzherzog Wilhelm (2 Bände, 1876—80) herausgab. Dieses Buch enthält überhaupt wertvolle Beiträge zur Geschichte des österreichischen Kriegswesens. Nach dem Tode des Erzherzogs wurde es aus dem Buchhandel gezogen wegen des darin wehenden wohlthuenden Freimutes.

Feindes nach einigen angebrachten Dechargen mit ganzer Front und mit Ungestüm mit dem Bajonett in dessen Front eindringt." Aber man findet daneben zahlreiche Bestimmungen, welche ein Zögern, ein Rückgehen, eine Sammlung nach dem selbst siegreichen Kampfe vorschreiben, oft mehr Vorsicht als Entschlossenheit. Schon die Bestimmung, daß jeder Kommandant sich stets eine Reserve zurückhalten müsse, auf die er sich im Falle des mißlungenen Angriffs zurückziehen und in deren Schutz er seine Truppen neu formieren könne, hat 1849 und 1859 oft schädlich gewirkt, die volle Entfaltung des Angriffs mit der Gesamtkraft gehindert. Ueberhaupt empfiehlt das Dienstreglement den Befehlshabern, Plänklerketten nur mäßig, vorsichtig, etwa zu einem Viertel der Mannschaft, und auch diese nicht zu stürmisch vorausſenden, sie nicht allzu kühn sich im Feuergefecht auf die Feinde werfen zu lassen. Die zerstreute Fechtart wurde also angenommen, aber die Plänkler durften sich von der Hauptkolonne nicht zu weit entfernen; nicht in ihnen sollte der Schwerpunkt des Kampfes ruhen, sondern in der geschlossenen, fest nachrückenden Truppe. Und im Jahre 1859 sollte es sich zeigen, daß die Oesterreicher zumeist dem Elan der zuerst als Feuerscharen heranbrechenden und dann zum Bajonettangriff übergehenden französischen Tirailleure erlagen. Den Hauptunterschied zwischen der Taktik der Franzosen und der des österreichischen Heeres nach Erzherzog Karl hebt ein kundiger Schriftsteller kurz hervor: das französische System blieb eine Verbindung von Tirailleurs und tieferen Kolonnen, das österreichische dagegen verband jene Plänkler mit der Linienaufstellung, die letztere in der Tiefe von drei Gliedern.

Die Kriege von 1813 und 1814 wurden von Oesterreich in Ehren mitgefochten, aber der strahlende Siegesruhm, welcher die preußischen Fahnen bei Dennewitz und an der Katzbach, in den Kämpfen an der Maas und der Marne und zuletzt bei Waterloo umgab, war der methodischeren Kriegführung Schwarzenbergs versagt. Es fehlt vielfach das Feuer der Offensive, und die späteren Friedensjahre waren nicht danach angethan, es anzufachen. Radetzky, der damals durch seine berühmten Feldmanöver, welche eine Schule der Offiziere auch fremder Staaten

wurden, durch seine Feldinstruktion und insbesondere durch seine kerngesunde Natur die italienische Armee Oesterreichs zu dem späteren Hort des Staates umschuf, vermochte nur auf seine eigenen Truppen belebenden Einfluß zu üben. Er kannte die Mängel der österreichischen Heereseinrichtungen, fand die Vorliebe des Dienstreglements für die Defensive bedenklich, meinte aber, man könne nichts ändern, so lange der Erzherzog lebe. Der Erzherzog starb im Jahre 1847, und im Jahre darauf brach die Revolution mit den Kriegen aus, welche Oesterreich bis ins Innerste erschütterten.

Ein großer Teil der österreichischen Armee stand damals gegen die Ungarn zu Felde und sie wurde der Reihe nach von Windischgrätz, Welden und Haynau geführt, von denen die beiden ersten nicht eben Meister des Krieges waren. Es kämpften vielfach österreichische gegen österreichische Regimenter; denn die Armee war gespalten durch die doppeldeutige Politik des Hofes, welcher den Banus von Kroatien öffentlich ächtete, im geheimen aber ermutigte. So konnte Kossuth die Regimenter, welche dem Könige von Ungarn Treue geschworen hatten und sie ihm auch zu halten bereit waren, mit Berufung auf den Befehl des Königs zuerst auf gesetzlichem Wege gegen die Kroaten und die Serben für Ungarns Sache verwenden; als dann schon ihr Blut für die ungarische Verfassung geflossen war, kehrten sie nicht mehr so rasch zu der Fahne zurück, der sie durch die Schuld der Wiener Regierung entfremdet waren. So bildeten 21 Infanteriebataillone und 10 Husarenregimenter der kaiserlichen Armee den Kern des ungarischen Heeres; die freiwilligen Landwehrbataillone standen dagegen anfänglich in zweiter Linie, bis sie durch förmliche Rekrutierung ergänzt waren. Man schlug sich auf beiden Seiten nicht schlecht, aber ein Krieg im großen Stil war es nicht. Der größte Teil der Reiterei, die Husarenregimenter mit wenigen Ausnahmen, ging zu den Ungarn über, so daß diese gleich anfangs taktisch im Vorteil waren. Als Russen und Oesterreicher dann mit Uebermacht in Ungarn einrückten, kam es überhaupt nicht mehr zu eigentlichen Schlachten; die Kämpfe bestanden zumeist aus Kanonaden, nach denen sich die ungarische Armee zurückzog; es sollen damals mehr Gra-

naten als Büchsenpatronen verschossen worden sein. Das ist der wahre Charakter des ungarischen Revolutionskrieges von 1848 und 1849. Es kämpfte hier eigentlich ein Teil der österreichischen Armee gegen den anderen; nur daß der ungarische Teil von Görgey und einigen jüngeren Führern frischer und thatkräftiger kommandiert wurde als der kaiserliche durch Windischgrätz und Welden. Nach der Unterwerfung Ungarns wurden die abtrünnigen Generäle und Offiziere hart bestraft, die Soldaten aber ohne weiteres wieder in die österreichische Armee eingereiht, wo sie wieder ihre Schuldigkeit thaten. — Der Krieg mit Italien war eine ernstere Schule. Schöne Erfolge wurden hier erfochten, aber gegen einen Feind, der an militärischer Tüchtigkeit weit zurückstand. Die überlegene strategische Führung durch Radetzky und Heß, sowie der kältere Mut der nordischen Soldaten trugen den Sieg davon. Die Kämpfe waren zumeist Feuergefechte, welche von den Oesterreichern ruhiger und standhafter ausgehalten wurden; Bajonettangriffe, starke Offensivstöße gegen einen zähen Widerstand waren nicht allzu häufig. Waren die Italiener mürbe geschossen, so warteten sie nicht, bis sie mit den Spitzen der Bajonette in Berührung gekommen waren, sondern wichen vor dem Angriff zurück.

Der Krieg des Jahres 1859 bewies, daß die Taktik der Oesterreicher dem Kampfe mit einer der Militärmächte nicht gewachsen war; zumal im Einzelgefecht erwies sich ihre Kampfesweise als veraltet. Es zeigte sich nämlich, daß die Oesterreicher ausschließlich die defensiven Gedanken des Dienstreglements Erzherzog Karls ausgebildet und dasjenige vernachlässigt hatten, was er über den Wert des Angriffs lehrte. Die Taktik der Oesterreicher ging von dem Gedanken der äußersten Vorsicht aus[1]). Nicht bloß in den allgemeinen strategischen Entwürfen: diese gingen nicht selten dahin, die Lombardei in ihrer ganzen Breite durch detachierte Corps zu sperren und alle Straßen besetzt zu halten — Maßregeln, durch die man es zuwege brachte,

[1]) Ueber die Taktik der beiden Heere handelt besonders ausführlich das von dem preußischen Major Otto anonym herausgegebene Werk über den Krieg. Vgl. die Litteratur über den Krieg im ersten Kapitel dieses Bandes, S. 15.

daß an den Schlachttagen niemals das ganze Heer zum Schlagen kam. Ganz so erging es in den einzelnen Gefechten; es herrschte der Brauch, daß fast jeder Befehlshaber, ob er nun ein Corps oder eine Brigade oder ein Regiment führte, nicht bloß seitwärts zur Deckung der Flanke, sondern auch auf seiner Rückzugslinie Abteilungen zur Aufnahme weichender Bataillone aufstellte. Es ist wahr, auf diese Weise war eine vernichtende Niederlage nicht leicht möglich, da man stets einen Rückhalt hatte; aber noch unmöglicher war ein entscheidender Sieg, da der behendere Gegner nicht selten mit ganzer Kraft, mit überwältigender Uebermacht auftrat und das schwache österreichische Hauptcorps über den Haufen warf. Man legte außerdem großen Wert darauf, das Gefecht hinzuhalten, es aus der Reserve heraus zu „nähren", statt kräftig durchzugreifen. Indem man einzelne Bataillone aus dem Brigadekörper herausriß, aus den Bataillonen einzelne Compagnien nach allen Richtungen hin verwendete, war der taktische Verband auseinandergerissen, und die einzelnen Bataillonskommandanten sahen sich, selbst wenn sie einen Erfolg errungen hatten, ferne von ihrem Brigadier, konnten keine Befehle erhalten, keinen weiteren gemeinsamen Schlag führen.

Man beachte wohl, daß diese Art der Kampfesführung sehr verlockend ist für Naturen, die sich zu nichts Entscheidendem, Wagekühnem entschließen können und sich mit Fug und Recht selbst nicht die Eignung zutrauen, zu entscheiden, wann der Augenblick vollen Einsatzes eingetreten ist. Man entlastet sich scheinbar der Verantwortung, wenn man die Truppen eines Corps bataillons- oder regimentsweise in die Schlacht schickt; denn man glaubt dadurch die Möglichkeit gewahrt, den Kampf bei übler Wendung abbrechen, einen Teil der Truppen für bessere Tage retten zu können. Es lag eben im Geiste der österreichischen Regierung jener Tage und in diesem Sinne wurden die jüngeren und älteren Militärs erzogen und angehalten: nicht alles zu wagen, nicht das Aeußerste aufs Spiel zu setzen. Jene Schneidigkeit, die sich ganz einsetzt, um alles zu gewinnen, war nicht die Eigenschaft, welche im österreichischen Heere gepflegt wurde. Es war nicht die Absicht der österreichischen Haus- und Staatspolitik, solchen Geist zu wecken und zu

nähren. Grünne, der allgewaltige Generaladjutant des Kaisers, verlangte Gehorsam und nichts mehr.

Diese defensive Richtung in der Ausbildung der Truppen wurde noch bestärkt durch die allerdings wohlbegründete Ueberzeugung der Oesterreicher, daß sie 1859 bessere Feuergewehre besaßen als die Franzosen. Die letzteren hatten wohl ihre Artillerie verbessert und zuerst die gezogenen Kanonen nach dem System La Hitte eingeführt, die durch ihre größere Tragfähigkeit und Treffsicherheit gute Dienste leisteten. Dagegen besaßen die Oesterreicher in dem Lorenzgewehr eine gute Feuerwaffe; die Franzosen hatten zumeist noch glatte Büchsen (Miniégewehr), nur die Turkos, Zuaven, die Jäger und die Garde waren mit gezogenen Gewehren ausgerüstet. Napoleon III., dies erwägend, hatte in einer Proklamation an seine Soldaten diese zwar vor allzu großer Hitze im Angriffe gewarnt, ihnen aber gesagt: „Die neuen Waffen sind nur gefährlich, wenn ihr ihnen ferne bleibt." Die französischen Offiziere ließen sich das gesagt sein und führten ihre Abteilungen in Plänklerketten aufgelöst im Sturm- oder Laufschritt durch den ihnen gefährlichen Zwischenraum hindurch, innerhalb dessen ihnen das österreichische Gewehr furchtbar werden konnte, und eröffneten erst dann das Feuergefecht. Zu Hilfe kam ihnen der Umstand, daß das österreichische Projektil eine stark gekrümmte Flugbahn hatte und demnach nur einen Teil des vorliegenden Schußfeldes bestrich. Die Franzosen unterliefen förmlich das gefährliche Geschoß und bekämpften dann die Oesterreicher glücklich durch ihre vielfach verschiedene Taktik.

Vor allem wandten die Franzosen die zerstreute Fechtart weit umfassender und kühner an als die Oesterreicher. Diesen schrieb das Dienstreglement vor, bloß ein Viertel des ersten Treffens in Schützenschwärme aufzulösen. Die Franzosen aber warfen die halben, selbst die ganzen Bataillone des ersten Treffens in die Feuerlinie, und diese rasch vorrückenden Scharen überschütteten den Feind aus ihren, wenn auch schlechteren Gewehren oft mit überlegenem Feuer. Schon dadurch sahen sich die gewöhnlich brav und aufopfernd plänkelnden Oesterreicher unbegreiflicherweise unausgesetzt einer Mehrzahl gegenüber: die Plänkler wichen auf die Hauptkolonnen und diese auf das zweite

Treffen zurück. Die Oesterreicher, geblendet von den Erfolgen ihrer Gegner, wurden infolge dessen ganz irre an dem, was sie bisher geübt hatten, und hierin liegt der Grund zu den unsinnigen Stoß- und Sturmkämpfen, zu denen sie sich jetzt bekehrten und durch welche im Kriege mit Preußen das Verderben in die österreichischen Reihen getragen wurde.

Die Bataillone der Oesterreicher waren im Jahre 1859 etwa um ein Drittel stärker als die der Franzosen. Diese taktische Einheit wurde nun von den beiden Gegnern verschieden verwendet. Die Franzosen fochten noch nach dem System Napoleons I.: das Bataillon bildete im Wesen eine Masse von 100 Mann in der Front und 6 Mann in der Tiefe; so stürmten sie mit gefälltem Bajonett den vorausgesandten Plänklerscharen nach.

Die Oesterreicher dagegen hatten die Gliederung des Bataillons in drei in der Regel getrennt kämpfende Gruppen eingeführt. Das Bataillon bestand damals aus sechs Compagnien; zwei Compagnien, hinter einander aufgestellt, bildeten eine Division und diese Division war die selbständig auftretende Gefechtseinheit, welche reglementmäßig durch einen Zwischenraum von 54 Schritten von der nächsten getrennt war. Hatte das Feuergefecht keine Entscheidung gebracht, so warf sich das geschlossene Bataillon der Franzosen den drei Divisionen der Oesterreicher entgegen. Auch der Laie kann sich vorstellen, worin die Vor- und Nachteile der beiden Kampfesweisen beruhen. Auf der einen Seite der stärkere, massige Stoß, auf der anderen die größere Manövrierfähigkeit, die Möglichkeit, sich mit Abteilungen in Flanken und Rücken des Feindes zu werfen. Die Erfahrungen der Kriege seit 1866 haben gelehrt, daß die Gliederung der Bataillone um so weiter vorschreiten muß, je verheerender die Wirkung der Feuerwaffe wird. Kleinere Abteilungen werden gebildet, um dem feindlichen Feuer kein massiges Ziel zu bieten. Damit erhöhen sich auch die Anforderungen an die Tüchtigkeit der Befehlshaber der kleinsten Abteilungen, an die Findigkeit jedes Offiziers. Denn jetzt gilt es für ihn, seine Abteilung selbständig mit Benützung guter Terraindeckungen vorwärts zu bringen; sie zu Schwärmen aufgelöst feuernd gegen den Feind

zu führen; endlich mit scharfem Blick den Moment zu erfassen, in welchem ein Stoß gegen die Flanke des Gegners die Entscheidung herbeiführen kann. Aber solch eine Schulung, solch ein Geist der Selbständigkeit fehlte der Mehrzahl der österreichischen Offiziere, welche, wiewohl unerschrocken, in den geistlosen Formen des militärischen und bureaukratischen Absolutismus erzogen waren. Es entsprach der defensiven Methode des österreichischen Heeres, daß jede der drei Divisionen des Bataillons ruhig in dem Heiligtum ihrer Position verblieb, höchstens dem heranstürmenden Feinde ein Stück mit dem Bajonett entgegenging. So traf die Kolonne der Franzosen, 100 Mann breit, stets nur auf eine Division der Oesterreicher oder höchstens auf die Ecken zweier derselben — und was Wunder, daß die überlegene Masse, mit Elan und unter lautem Geschrei vorwärts stürmend, die kleineren Abteilungen zum Weichen brachte? Die österreichischen Soldaten, wenn auch noch so wehrhaft und raufluftig, warfen mit Recht ihren Führern und eigentlich dem von ihnen gehandhabten System vor, daß sie jedesmal einer erdrückenden Uebermacht entgegengeführt wurden. Dies kam wesentlich daher, weil dasjenige, was das Reglement des Erzherzogs Karl über den Wert der Offensive gelehrt hatte, später verkümmerte, weil die drei Divisionen nicht gesammelt und gleichzeitig feuernd und stürmend vorrückten, kurz weil die Friedensübungen sich wesentlich mit der Schablone begnügten.

Nach dem Kriege erwog man natürlich, welche Veränderungen im Kriegswesen durch die neu aufgenommenen Erfahrungen notwendig geworden seien. Die Franzosen, ihres Sieges froh, blieben bis zum Kriege von 1866 bei ihrer Kampfesweise. Die Oesterreicher sahen die Notwendigkeit ein, wesentliches zu ändern, und deshalb wurde 1860 eine Umarbeitung des Dienstreglements vorgenommen und als revidiertes militärisches Gesetzbuch herausgegeben. Im Jahre 1862 folgte ein geändertes Abrichtungs- und Exerzierreglement. Offenbar bestand die Ueberlegenheit der Franzosen in zwei verschiedenen Dingen: in dem wohlausgebildeten, massenhaften Tirailleurfeuer und sodann in dem Geiste des kühnen Drauflosgehens, das den Gegner in Verwirrung setzt. Bevor noch jene neuen Vorschriften erschienen

waren, übten demnach viele einsichtige österreichische Befehlshaber von Bataillonen und Regimentern ihre Truppen fleißig im zerstreuten Feuergefecht, weil sie überzeugt waren, daß es hierin noch vielfach fehle. Sobald aber jene Reglements erschienen waren, hörte das nahezu ganz auf: denn diese gingen von einer unglaublich einseitigen Verwertung der letzten Kriegserfahrungen aus. Die Leiter der österreichischen Armee ließen sich nämlich zu der Annahme verleiten, daß die Franzosen einzig und ausschließlich durch kühne Bajonettangriffe ihre Siege erfochten hätten, und sie entschlossen sich daher, ihren Offizieren gebieterisch die Handhabung rücksichtsloser Stoßtaktik vorzuschreiben. Und so kam es, daß die geistlose Nachahmung eines mißverstandenen Vorbildes eine vollständige Aenderung der bis dahin geltenden Grundsätze zur Folge hatte. Die ihrer Geschichte und ihren Ueberlieferungen nach ausschließlich defensive österreichische Macht führte in ihrem Heere eine wilde Angriffstaktik ein.

Von da ab wurde das Feuergefecht nur wenig geübt, man begnügte sich auch jetzt mit der Voraussendung einer Plänklerlinie von einem Viertel des ersten Treffens. Das Bataillon wurde nun mit Vorliebe, ja ausschließlich zum Bajonettangriff abgerichtet. Man hatte ja im Kriege von 1859 das bessere Gewehr gehabt und dieses gab anscheinend nicht den Ausschlag; so hielt man sich denn wie an einen Wegweiser an den Bericht eines französischen Generals an Kaiser Napoleon, in welchem er sagte: „Das Bajonett brachte alles wieder ein, was das Feuergefecht hatte verloren gehen lassen.“ Der Stoß der französischen Bataillone hatte die vereinzelten österreichischen Compagnie-Divisionen über den Haufen geworfen: nun wohl, man änderte auch das und kehrte zu den Bataillonsmassen zurück. Es blieb zwar die Gliederung in Divisionen bestehen; aber zum Angriffe sollten diese nicht mehr durch einen Zwischenraum von 50—60 Schritten getrennt werden, sondern sich bis auf 3 Schritte nähern. Diese Divisionsmassen-Kolonnen sollten, so wurde vorgeschrieben, in der Regel zum Bajonettangriff vorschreiten mit einer dünnen Kette voran; den Truppen mußte eingeprägt werden, daß im Bajonett, und nur in diesem, das Heil liege; daß

nicht bloß beim Sturme, sondern auch bei der Verteidigung einer festen Stellung ein kühner Vorstoß die geeignetste Maßregel sei. Und in der That, im Jahre 1866 stürzten sich die Oesterreicher, stets stürmend, auch aus Wäldern heraus und von Hügeln herab auf den feuernd vorrückenden Feind. Denn es hieß im Reglement: „Der Zugskommandant hat die Mannschaft zu belehren, daß der Bajonettangriff nicht nur in Anwendung kommt, um den Feind aus seiner Aufstellung zu verjagen, sondern daß diese Maßregel auch dem Ehrgefühle einer tapferen Truppe entspricht, wenn es sich darum handelt, einen besetzten Punkt gegen den Angriff des Feindes siegreich zu behaupten." Und weiter im Punkte 168: „Der Compagniekommandant hat sonach der Ausbildung seiner Truppen im Bajonettangriff eine unermüdliche Sorgfalt zuzuwenden und jede Gelegenheit zu benützen, um den seiner Führung anvertrauten Abteilungen die Ueberzeugung beizubringen, daß ihrem Andrange nichts zu widerstehen vermag, wenn sie in gewohnter Weise dem Feinde mit blanker Waffe an den Leib rücken." Diese Vorschriften haben im Jahre 1866 Tausenden von braven Soldaten das Leben gekostet, welche, ihren Offizieren folgend, in das Feuer des Feindes stürzten. Wenn die Preußen auch nicht als die Ersten den Hinterlader eingeführt hätten, so mußte die Ueberlegenheit schon deshalb auf ihrer Seite sein, weil die einförmige, überall und immer angewendete Stoßtaktik der Oesterreicher auch dem geschickt angewendeten Vorderlader gegenüber durchaus nicht zum Siege führen konnte. Dazu aber kam freilich noch das Zündnadelgewehr, welches die Reihen der stürmenden Oesterreicher unbarmherzig niedermähte; ihre todesmutigen Kolonnen wurden, wenn sie auf 100 bis 200 Schritte an den Feind herangekommen waren, von dessen Schnellfeuer niedergeworfen; es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu weichen, und nun erst wütete während des Rückzuges oder der eiligen Flucht das mörderische Blei in den aufgelösten Gliedern, eine vernichtende Nachlese haltend.

* * *

Man darf sich nicht vorstellen, daß die Einführung des Hinterladers, die Ausbildung der jetzt in allen europäischen Heeren angenommenen Manövrier- und Feuertaktik in der preußischen Armee förmlich wie Minerva fertig aus dem Haupte eines Mannes sprang; es war vielmehr eine jahrzehntelange Entwicklung, eine sieghafte Denkarbeit gegenüber mannigfachen gewichtigen Einwendungen der Routine notwendig, um diese Umwälzung herbeizuführen. Das Zündnadelgewehr, die Erfindung Dreyses, wurde von 1848 an in größerem Maßstabe in der preußischen Armee eingeführt, aber noch 1856 waren erst die Füsilierbataillone und die Garde, also etwa die Hälfte der Armee, mit Hinterladern bewaffnet. Aber auch damals war man noch nicht allgemein von deren überwiegendem Werte überzeugt und versuchte gleichzeitig noch andere Gewehrsysteme; da die Bestände an Zündnadelgewehren nicht ausreichten, so wurde damals für die andere Hälfte der Armee das Miniégewehr beibehalten, und in den Kreisen der Offiziere gab es sogar manche, welche dem Vorderlader den Vorzug gaben. Vielfach wurde befürchtet, daß das raschere Feuer des Zündnadelgewehrs eine große Munitionsverschwendung, ein leichtsinniges Lospuffen auf die weitesten Entfernungen, ein „Verschießen" der gesamten Compagnien zur Folge haben werde. Man war auch darin nicht einig, ob man auf das richtige Zielen, das Einschießen auf *große* Entfernungen größeren Wert legen solle, um den Feind fernzuhalten, oder aber auf die massige Wirkung bei kürzeren Distanzen. Es ist bekannt, daß in den übrigen Heeren Europas erst die Kriegserfahrung von 1870 die Entscheidung für die letztere Kampfesart brachte. Obwohl das weitaus verbesserte kleinkaliberige Gewehr auf erstaunlich weite Entfernungen trägt, befehlen doch die Vorschriften in allen Heeren, daß das Feuergefecht frühestens mit etwa 600 Schritten seinen eigentlichen Anfang nehmen soll; weiter hinaus ist die Anzahl der Fehlschüsse zu groß.

Es ist das große Verdienst der militärischen Ratgeber König Wilhelms, daß sie, ohne jede größere Kriegserfahrung, rein auf dem deduktiven Wege scharfer Ueberlegung, schon in den Jahren des Friedens die grundlegenden Ideen der jetzt herrschenden Taktik formulierten und mit eisernem Ernste der Armee ein-

prägten. Durch die vermeintlichen Erfahrungen des Jahres 1859 hätten sie genau so irregeführt werden können wie die Lenker der österreichischen Armee. Während diese, von einseitigen Beobachtungen ausgehend, eine Reihe von Fehlschlüssen machten, schritt man in Preußen auf dem Wege zur Feuertaktik unbeirrt vorwärts und bereitete so den Sieg vor. Wie eifrig man in Preußen den Krieg von 1859 studierte, beweist das grundlegende Werk des preußischen Generalstabes über dieses Jahr. Die der preußischen Armee 1861 gegebenen taktischen Vorschriften fußten denn auf der Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des Hinterladers über jedes andere Gewehr; der Bajonettangriff tritt danach gegen das Feuergefecht wesentlich zurück[1]). Nicht die größere Tragweite des Zündnadelgewehrs, so wurde gelehrt, sei das Entscheidende, sondern seine jeden Vorderlader dreifach übertreffende Schußschnelligkeit. Jetzt freilich klingt das selbstverständlich, damals aber wurde die Richtigkeit dieser Annahme bestritten. Die Vorschriften folgerten aus diesen Grundlagen mit voller Sicherheit, daß jeder in freier Ebene unternommene Angriff gegenüber dem Zündnadelgewehr scheitern müsse. Der Feind werde daher, um sich halten zu können, klug daran thun, gedecktes Terrain aufzusuchen. Aber weiter. Um den Feind in die dem Hinterlader günstige Ebene zu manövrieren und um sich selbst stets in guter Deckung zu erhalten, wurde die größte Sorgfalt auf die Ausbildung des Offiziers zu selbständiger Befehlsgebung angewendet. Schon seit längerem war in Preußen nicht wie bei den Franzosen das Bataillon, nicht wie bei den Oesterreichern die aus zwei Compagnien bestehende Division, sondern die noch kleinere Compagnie die Gefechtseinheit. Diesen kleinen Heereskörper geschickt zu bewegen, ihn dem feindlichen Feuer zu entziehen, ihn insbesondere zu umfassenden Flankenangriffen zu verwenden, durch welche das Blei in die Seiten und in den Rücken des anstürmenden Feindes zu tragen sei — darauf wurde der höchste Wert gelegt, und wie das Jahr

[1]) Diese von General v. Schlichting („Moltke und Benedek", S. 138) zum Teil angefochtene Darlegung wird von Generallieutenant A. v. Boguslawski in seinen „Strategischen Erörterungen", S. 122, als zutreffend bezeichnet.

1866 zeigte, wurden damit die glänzendsten Ergebnisse erzielt. So wurden, ohne daß eine Kriegserfahrung vorlag, lediglich durch richtige Schlüsse Grundsätze aufgestellt, welche sich im Kriege fast durchwegs bewährten — ein Beispiel für den Sieg des Gedankens über die militärische Routine.

Man glaube nicht, daß dies alles für natürlich und unumstößlich sicher galt. Es bestand in der preußischen Armee eine ziemlich verbreitete Opposition gegen diese Art militärischer Schulung. Manche Offiziere stimmten den Oesterreichern zu, welche meinten, die Wirkung des Bajonetts werde in den preußischen Vorschriften unterschätzt. Einen immerhin bemerkenswerten Ausdruck fand diese Ueberzeugung in dem Buche des preußischen Majors Otto über den Krieg von 1859. Durch dieses umfangreiche, fleißige Werk zieht sich eine ununterbrochene Polemik gegen die schwachen „Compagniekolonnchen", gegen das unbegründete Vorurteil, als ob man durch die Feuerwaffe eine brave stürmende Truppe in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten vermöge — kurz gegen die gesamte Auffassung des Krieges, wie sie der preußischen Armee vor 1866 von ihrer obersten Leitung eingeprägt wurde. Zuverlässige Zeugnisse sagen uns, daß die Grundsätze der Feuertaktik von den untergeordneten Führern nicht immer angenommen wurden und daß es bei taktischen Uebungen des preußischen Heeres bis 1866 manches Schwanken gab [1]). So kam es, daß in dem deutsch-dänischen Kriege vielfach, wie das preußische Generalstabswerk über diesen Feldzug berichtet, von den Truppen noch die ältere Gefechtsweise angewendet wurde. Die Heeresleitung aber ging auf dem betretenen Wege unbeirrt vorwärts: in den Jahren 1859 bis 1866 wurde auch die zweite Hälfte der Linientruppen mit dem Zündnadelgewehr ausgerüstet, und nur die Landwehr behielt noch die alten Miniégewehre, welche erst nach 1866 gänzlich aus der Armee verschwanden. Es ist aber für die damalige österreichische Kriegsverwaltung entlastend, daß keiner der übrigen Staaten dem von Preußen gegebenen

[1]) Siehe die lehrreiche Schrift „Taktische Rückblicke auf 1866" (Berlin 1869, von Hauptmann May, gefallen bei Amiens am 26. November 1870). Vgl. das Urteil des Zaren Nikolaus über das Zündnadelgewehr bei Bernhardi in den „Tagebüchern" zum 30. März 1862.

Beispiele folgte; kein einziger führte den Hinterlader ein. Dieses Vorurteil wurde auch dadurch genährt, daß die preußische Taktik im Kriege gegen Dänemark keine in die Augen springenden Vorteile gebracht hatte. Nur in einem kleinen, damals wenig beachteten Gefechte war eine einleuchtende Probe der Ueberlegenheit des Hinterladers geliefert worden [1]). Es ist dies der Beweis dafür, daß das Beginnen Preußens ein mutvolles war. Man ging auch in den übrigen Heeren von der Ansicht aus, die Schußfertigkeit des Zündnadelgewehrs werde nur zum baldigen Verschießen der Munition führen. Dieser Gefahr wußte man aber in Preußen durch eine sorgfältige Feuerdisziplin der Truppen zu begegnen.

Für die Wandlung und Klärung der Ansichten in der preußischen Armee ist ganz besonders die Entwicklung bezeichnend, welche die Ansichten des Prinzen Friedrich Karl in diesen Jahren nahmen. Unter dem ersten Eindrucke des Krieges von 1859 kommt er zu Schlüssen, welche mit denen der österreichischen Generäle vielfach übereinstimmen. In den Vorträgen, die er 1860 hielt, sprach er sich zwar für den Gebrauch der Compagniekolonnen aus, weil diese Form des Gefechts die individuelle Kraft am meisten entfesselt, und betonte den Wert des Hinterladers für die Abwehr des feindlichen Angriffes; aber im ganzen und großen verkennt er noch seine Bedeutung für die Schlachten in künftigen Kriegen. Der Prinz verlegt ebenso wie das österreichische Reglement die Entscheidung in den Bajonettangriff der hinter den Schützen geschlossen einherstürmenden Kolonnen. Dann aber bekehrte er sich in den nächsten Jahren zu den Grundsätzen, welche der Generalstab des Heeres in seinen Vor-

[1]) Es ist dies das Gefecht von Lundby, hart vor Ende des Krieges, am 3. Juli 1864. Damals hielt Hauptmann Schlutterbach mit 124 Mann gegen 180—200 Dänen stand, welche, einen Sturm versuchend, an die ruhig zielenden Preußen bis auf 250 Schritte herankamen und dann mit Salven- und Schnellfeuer überschüttet wurden. Die Preußen verloren 3 Verwundete (die Dänen schossen fast gar nicht im Sturmlaufe), die Dänen dagegen 22 Tote, 66 Verwundete. Vgl. den Aufsatz Moltkes im „Militär-Wochenblatt" 1865, Nr. 27, Beilage, der auch in seine „Taktisch-strategischen Aufsätze" (Berlin 1900), S. 49, aufgenommen ist.

schriften einprägte. Kerniger und einleuchtender läßt sich die neue Taktik nicht schildern, als mit den Worten der Instruktion, die er am 24. Mai 1866 für seine Offiziere herausgab: „Es ist sehr wohl denkbar, daß unsere Armee offensive Zwecke verfolgt und dennoch ein größeres Gefecht und eine Entscheidungsschlacht zunächst in defensiver Form annimmt, um unsere Ueberlegenheit in der Feuerwirkung auszubeuten, und daß sie erst, nachdem diese zur vollen Geltung gekommen, zur Offensive übergeht. Die Schlacht wie Wellington beginnen, wie Blücher vollenden. Haben die Oesterreicher die Absicht, uns zu überrennen, so ist diese Kampfesweise die beste.“ [1])

Zwei Bücher, welche damals in Oesterreich von sachkundigen Offizieren herausgegeben wurden, beweisen, wie man die Vorzüge der preußischen Taktik ganz übersah. Das eine ist die Arbeit des Generals A. v. Mollinary: „Studien über die Operationen und die Tactique der Franzosen im Feldzug 1859“ (Wien 1864). In dieser Schrift wird die Taktik der Franzosen eingehend geprüft und der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß man der Stoßkraft ihrer Bataillone am besten dadurch begegnen könne, wenn man die österreichischen Bataillonsdrittel, die Divisionen, recht nahe zusammenrücken lasse und dem Feinde mit gesammelter Kraft entgegengehe. In dieser Darstellung wird der entgegengesetzte Gedankengang der preußischen Verordnungen nicht einmal im Vorbeigehen gestreift. Ganz absprechend äußert sich über das Zündnadelgewehr die erste Auflage der „Taktik“ des damaligen Hauptmanns, jetzigen Feldzeugmeisters Freiherrn v. Waldstätten aus dem Jahre 1865. Dieses Buch, dessen zahlreiche Auflagen in der österreichischen Armee als anerkanntes Lehrbuch gelten, enthält in seiner Urform eine empfehlende Darstellung des Gefechts nach den Grundsätzen der Stoßtaktik und drückt sich dann über die preußische Auffassung ganz absprechend aus. Es heißt dort (S. 46): „Die auf den Schießplätzen gewonnenen

[1]) Diese Antithese ist schon in der Arbeit des Prinzen „Eine militärische Denkschrift“ von P. F. C. (Frankfurt a. M. 1860), S. 46, aufgestellt und sie wurde der Kernsatz der Instruktion des Prinzen für den Krieg von 1866. (Lettow II, S. 90—92.)

Resultate haben für den Krieg keine praktische Bedeutung, und es klingt beinahe komisch, wenn man zum Beispiel hört, daß 66 Rotten, mit Zündnadelgewehren bewaffnet, auf 600 Schritte gegen Infanterie in Linie durch Salven in drei Minuten 550 Mann gefechtsunfähig machen. Wenn nun diese 550 Mann, bevor sie vernichtet wurden, auch in gleicher Weise gefeuert hätten, blieb vielleicht auch von den 66 Rotten niemand übrig? Die Sache erinnert stark an das Gedicht von der beiden Löwen Wedel."

Die beiden Heere, welche Oesterreich 1866 aufstellte, hatten es mit Gegnern zu thun, die eine ganz verschiedene Stufe der militärischen Entwicklung darstellten. Die Italiener waren wesentlich die Schüler der Franzosen, aber ohne deren Feuer im Kampfe zu besitzen; sie waren ebenso mit dem Vorderlader bewaffnet wie die Oesterreicher; in der Schlacht bei Custoza entschieden also ganz andere Umstände als die Taktik der kämpfenden Teile, wenn auch hier die Kampfesweise der Oesterreicher viele überflüssige Verluste herbeiführte. Man war in Oesterreich gefaßt darauf, daß man dagegen in den Preußen einen schon durch sein Gewehr gefährlichen Gegner zu bekämpfen habe. Solange Frankreich als der Erbfeind betrachtet und der nächste Krieg wesentlich als ein Kampf um Venetien aufgefaßt wurde, konnte man mit gewissem Rechte diese Dinge seitwärts liegen lassen. Jetzt aber lag die Sache anders. Ganz ohne Besorgnis war kein einziger wirklich einsichtiger Offizier der Armee, wenn man sich auch im letzten Augenblick mit der Wucht des österreichischen Bajonettangriffs trösten mußte.

Thatsache ist, daß die Generäle und Offiziere, welche den Feldzug gegen Dänemark an der Seite der Preußen mitgemacht hatten, insbesondere Gablenz, wiederholt die Notwendigkeit hervorhoben, an der Taktik Wesentliches zu ändern, wolle man überhaupt gegen das Zündnadelgewehr aufkommen.

Man trug sich auch 1865 in Oesterreich mit der Absicht, den Hinterlader einzuführen, wie aus der Mitteilung des damaligen Generalsekretärs der österreichischen Nationalbank, Wilhelm v. Lucam, hervorgeht. Dieser hervorragende Finanzpolitiker wurde zur Zeit der Bildung des Kabinetts Belcredi (Februar 1865)

zu einer Besprechung eingeladen, in der ihm — anwesend waren die Grafen Belcredi, Mensdorff und Esterhazy — das Amt des Finanzministers angeboten wurde, das Lucam jedoch ablehnte. Im Laufe der Unterredung sagte Mensdorff, er müsse gleich jetzt darauf aufmerksam machen, daß der künftige Finanzminister auch die Aufgabe übernehmen müsse, Geld für die Neubewaffnung der Infanterie herbeizuschaffen, da die Erfahrungen des Feldzugs in Schleswig dies notwendig machten. Aber die Angelegenheit wurde nicht energisch betrieben und dann fallen gelassen. Dies wurde von vielen sachkundigen Offizieren, so von dem Herzog von Württemberg, als schweres Versäumnis angesehen. Er hatte im schleswigschen Feldzuge das 27. Regiment, König der Belgier, befehligt und erhielt im Jahre 1866 das Kommando einer Brigade; er besuchte am 23. Juni im Feldlager in Böhmen zufällig die Lagerstätte seines alten Regiments und sagte damals, bevor ein Schuß gefallen war, zu seinen Waffengefährten: „Meine Herren, vergessen Sie alles, was ich Sie gelehrt habe; mit dem Bajonett ist gegen das Zündnadelgewehr nichts auszurichten."

In den militärischen Zeitschriften wurde die Frage zum Teil ernst behandelt; der „Kamerad" war seit Jahren für die Einführung eines Hinterladers in der österreichischen Armee eingetreten. In den Wochen vor Ausbruch des Krieges wurde in dieser Zeitschrift eine Reihe lesenswerter Artikel veröffentlicht, in welchen die Kräfte der beiden Heere verständig abgewogen wurden. Die Aufsätze, die sich sehr wohlthuend von vielem kindisch Anmaßenden unterschieden, was im „Kamerad" sonst über Preußen bramarbasiert wurde, geben eine sachkundige Darstellung der Kampfesweise des preußischen Heeres; sie gestehen unumwunden ein, daß das Feuergefecht des Gegners von überwältigender Ueberlegenheit sein werde. „Vorausgesetzt," das ist der Schlußsatz der ganzen Gedankenreihe, „daß zwei in dieser Art und Weise aufgestellte Brigaden aufeinander losschlagen, so würde die preußische Brigade, solange das Feuergefecht dauert und die österreichische Front in entwickelter Linie formiert bleibt, wegen der Intensität ihres Feuers und der Unbeweglichkeit des Gegners alle taktischen und technischen

Vorteile auf ihrer Seite vereinigen." Der Offizier, der diese Aufsätze schrieb, konnte kurz vor Ausbruch des Krieges nicht mit diesem trostlosen Ausspruche abschließen; er fügt also hinzu, daß angesichts eines Offensivstoßes der Oesterreicher jene Vorteile größtenteils verloren gehen; er empfiehlt den österreichischen Generälen, von ihrer zweifellos überlegenen Artillerie, von ihren trefflichen gezogenen Kanonen vor Beginn des Stoßes fleißig Gebrauch zu machen, um den Gegner zu erschüttern. „Nur hiedurch läßt sich der Bajonettkampf mit Aussicht auf Erfolg vorbereiten und die größtmögliche Feuerwirkung erzielen." Dabei tröstet er sich damit, daß bei dem raschen Feuer der Preußen am ersten Tage alle Patronen verschossen sein würden; am nächsten Morgen werde die Entscheidung doch in die Bajonette verlegt werden müssen. Aber noch damals, am 15. Mai 1866, bleibt er bei dem Ratschlage, doch wenigstens die Jägerbataillone und mindestens ein weiteres Bataillon in jeder Brigade mit dem Zündnadelgewehr auszurüsten. Das wären also 2 Hinterlader- und 5 Vorderladerbataillone in jeder Brigade gewesen — aber dazu war es am 15. Mai 1866 doch zu spät.

In den ausführlichen Instruktionen, welche der Generalstab der Nordarmee ausarbeitete und in denen nach dem Brauche der österreichischen Armee vor dem Kriege die Kampfesweise der Gegner und die Mittel des Sieges eingehend besprochen wurden, handelt ein umfangreiches Rundschreiben, am 19. Mai herausgegeben, über denselben wichtigen Gegenstand [1]). Es führt den Titel: „Gefechtsweise der Preußen und Normen für das eigene Verhalten." Zwei Dinge gehen aus diesem bedeutsamen Heerbefehle hervor: vorerst, daß man die Taktik der Preußen im Generalstab der Nordarmee ganz genau kannte, und dann, daß man sie gründlich gering- und unterschätzte. Man findet in dem Cirkular eine genaue, den preußischen Armeevorschriften entnommene Darstellung der Kampfesweise des Gegners — und

[1]) „Sammlung der Armeebefehle und speziellen Anordnungen des k. k. Feldzeugmeisters Benedek, Kommandanten der k. k. Nordarmee vom Jahre 1866" (Erstes und einziges Heft), Wien, k. k. Staatsdruckerei 1866.

man findet den Rat, unbedingt und ohne Rücksicht darauf an der erlernten Stoßtaktik festzuhalten. Es ist begreiflich, daß man in diesem letzten Augenblicke kein Schwanken zeigte und Befürchtungen nicht aussprach, selbst wenn man sie hegte. Aber man ging noch weiter. Blind wird über alles hinweggeschritten, was erwogen werden sollte. „Dichte Tirailleurketten sind stets zu vermeiden," lautet der jeden Widerspruch aufhebende Befehl, und daran schließt sich der weitere: „Nie soll man sich in ein längeres Infanteriefeuergefecht einlassen; jede etwa nötige Einleitung der Vorbereitung zum Gefechte muß mit wenigen guten Schützen, einiger leichter Kavallerie und der ganzen Artillerie, die man bei sich hat, rasch und kräftig bewirkt werden und der Einleitung im rechten Augenblicke ein kräftiger Stoß mit geschlossenen Abteilungen von Infanterie und Kavallerie folgen."

Dichte Plänklerketten ausgeschlossen — ebenso ein längeres Feuergefecht — ein kräftiger Stoß, mit geschlossenen Abteilungen unternommen: man konnte der preußischen Waffe keinen besseren Dienst leisten als mit diesem Vorrücken in dichten Kolonnen, diesem Ziele für den unersättlichen Hinterlader. Gut ist nur der Rat, allsogleich alle Artillerie aufzuwenden. „Die Preußen," so heißt es weiter, „lieben Flankenunternehmungen; jeder Befehlshaber muß daher eine Reserve zurückbehalten, mit der man im Notfalle der feindlichen Umgehung in die Flanke fällt oder, wofern dies unnötig ist, den eigenen Frontalstoß verstärkt." Dann kommt wieder ein Kernsatz, dessen Befolgung die Ursache werden sollte des Todes zahlreicher Krieger; er lautet: „Der Frontalstoß dürfte den Preußen gegenüber in den meisten Fällen von Erfolg sein, weil er von ihnen bei der heutigen Bewaffnung für nahezu unausführbar gilt, sie daher jedenfalls überraschen muß, wenn er mit Kraft ausgeführt wird." Die Feuertaktik der Preußen wird als ein „Mißbrauch in der Anwendung des Gewehrfeuers" bezeichnet; man dürfe daher nicht in der besten Schußweite als unbewegliches Ziel stehen bleiben und den Feind dadurch „in dem ihm angelernten Vertrauen zu seiner Waffe" bestärken. Am besten sei es, auf 2—300 Schritte mit fester Haltung schnell an den Feind zu kommen und ihn „in seiner

eigenen Stellung über den Haufen zu werfen". Fügt man noch hinzu, daß in diesen Instruktionen mit großer Geringschätzung von der preußischen Reiterei und von der übermäßig vorsichtigen Kampfesweise der feindlichen Artillerie gesprochen wird — dieser letztere Vorwurf erwies sich allerdings später als begründeter — so gewinnt man ein Bild der Auffassung des österreichischen Hauptquartiers von dem beginnenden Kriege.

Es ist lehrreich, damit die Vorschriften zu vergleichen, welche Erzherzog Albrecht der Armee im Süden gab. Sie gehen von dem damals in der österreichischen Armee herrschenden Grundsatz aus, ohne aber in Uebertreibungen zu verfallen. Es heißt dort: „Die k. k. Armee, namentlich die Infanterie und Kavallerie, hat in der jüngsten Zeit große Fortschritte in der Initiative gemacht. Erstere hat in der Unwiderstehlichkeit ihres Bajonettangriffes, letztere in der Einfachheit ihrer Manöver jenen Impuls zum raschen Entschluß wiedergefunden, welchem einst beide ihren Ruhm verdankten." In der Offensive wird rasches Losschlagen empfohlen und dann hinzugefügt: „Hat man sich zu einem hinhaltenden Gefechte entschlossen (zur Defensive), so darf dabei niemals das offensive Element fehlen; dem Reglement gemäß müssen die etwa auf Anhöhen aufmarschierten Bataillone nach Abgabe ihres Feuers dem Feinde entgegenstürmen, einem in ein Dorf oder in einen sonst mit Schwärmen besetzten Terrainabschnitt eindringenden Feind muß die herbeieilende Reserve in die Flanke fallen." Dabei ist festzuhalten, daß der Erzherzog einen nicht besser als die Oesterreicher bewaffneten Feind vor sich hatte.

Für Benedek war es freilich schwer, in diesem letzten Augenblick vorzuschreiben, wie das bestehende Mißverhältnis auszugleichen sei; es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Doch gibt hier eine geschichtliche Analogie einige Winke. Im Kriege von 1870 waren die Franzosen den Deutschen bekanntlich durch ihre bessere Waffe, das Chassepotgewehr, überlegen. Der Unterschied war lange nicht so grell wie 1866, aber er bestand. Schon in den ersten Gefechten fühlten ihn die Deutschen und sie suchten ihm durch ein Mittel zu begegnen, das freilich demjenigen gerade entgegengesetzt war, welches vom österreichischen Armee-

kommando 1866 empfohlen wurde. Sie sahen nämlich, daß ihre angreifenden, wenn auch noch so geschickt manövrierenden Compagniekolonnen von dem Chassepot niedergemäht wurden. Deshalb lösten sie, die Sachlage erfassend, die Compagniekolonnen noch mehr auf, zerstreuten sie in fliegende Schwärme, welche keine festgeschlossenen Fronten boten; in dieser Formation feuernd vorrückend, brachten sie den Feind zum Weichen. Es mögen deshalb die Gedanken hier Platz finden, welche einer der trefflichsten Geschichtsschreiber des Krieges von 1866, Major Kühne, bei Erwähnung der Frage aussprach, wie die Oesterreicher immerhin noch am besten den Hinterlader hätten bekämpfen sollen. Er sagt: „Hiernach mußten die Oesterreicher im Gegenteil versuchen, auf nicht zu nahe Entfernungen durch ein wohlgezieltes Schützenfeuer ihren Angriff vorzubereiten und den Gegner zu erschüttern. In den letzten Momenten konnten sie nur durch sehr starke Tirailleurlinien die Ueberlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs zu paralysieren suchen und mußten diese Wirkung unterstützen durch gute Ausnützung der Terrainbedeckungen und durch ein umfassendes konzentrisches Feuer, also durch gewandtes Manövrieren." Es ist dies das gerade Gegenteil von dem, was von der österreichischen Heeresleitung befohlen wurde. Doch es ist nicht zu vergessen, daß das ein Ratschlag nach den verlorenen Schlachten ist, daß der Krieg kürzer dauerte als der von 1870, und daß nach den ersten zweitägigen Gefechten, in denen das Unheil erkannt wurde, Benedek wirklich so viel that, als er vermochte; im letzten Augenblicke, als die unseligen Folgen der Stoßtaktik schon fühlbar wurden, erließ er neue, sachgemäße Weisungen an seine Offiziere, und dann versuchte er in der Schlacht bei Königgrätz durch die großartige und, wie bekannt, überaus erfolgreiche Verwendung seiner überlegenen Artillerie die Wirkung des preußischen Gewehres wettzumachen. Die österreichische Artillerie war der preußischen schon durch ihre Bewaffnung überlegen, da sie durchwegs gezogene Geschütze besaß, während die Preußen im ganzen 98 gezogene und 67 glatte Batterien hatten. Auch manövrierte sie mit viel größerer Unerschrockenheit; selbst preußische Offiziere beklagten es, daß man auf ihrer Seite vor allem bei

Trautenau, doch auch bei Sadowa die Geschütze lieber nicht auffahren ließ, bevor man sie einem Mißerfolge aussetzte: „Man verlor lieber das Gefecht als einige Geschütze“ [1]). Aber dies, sowie die dem Gegner ebenbürtige österreichische Reiterei konnte die Minderwertigkeit des Fußvolkes nicht ersetzen, und durch die Schlagkraft der Infanterie werden die Kriege der Neuzeit entschieden.

Unter diesen ungünstigen Verhältnissen zog die österreichische Armee in den Kampf. Dennoch maß sie sich in den einzelnen Gefechten ehrenvoll, in dem Treffen von Trautenau selbst siegreich mit dem Gegner. In Italien, wo Licht und Schatten gleich verteilt waren, warf sie den Feind im ersten Ansturm über den Haufen. Die Schlacht von Custoza, welche die Aktionen der Oesterreicher einleitete, schien ein glückverheißendes Zeichen für den Ausgang des ganzen Feldzugs. Diese Schlacht erweckt auch deswegen hohes Interesse, weil sich durch sie die Frage aufdrängt, was die österreichische Armee im Norden unter einer tüchtigen Führung hätte leisten können.

---

[1]) May, „Taktische Rückblicke auf 1866“, S. 35. Vgl. Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, „Militärische Briefe“ (Berlin 1887), III, S. 71: „Im ersteren Kriege (1866) galt es noch für eine Schande für die Artillerie, wenn sie ihre Geschütze verlor; im letzteren Kriege war der Grundsatz ausgesprochen, daß die Aufopferung der Geschütze ihr unter Umständen zur Ehre gereichen könne.“

XI. Buch.

Custozza[1]).

Als das französische Volk in der großen Revolution und in den Umwälzungen unseres Jahrhunderts die herrschenden Gewalten überwand und sich neue Gesetze gab, entstand in Europa die Vorstellung, nichts vermöge einem mit Ernst nach Freiheit ringenden Volke zu widerstehen. Aber es zeigte sich, daß das europäische Vorvolk, wie Rahel Varnhagen die Franzosen nannte, in der Fähigkeit der Selbstbestimmung allein blieb. Denn wo sonst in unserem Jahrhundert beherrschte Nationen nach Unabhängigkeit strebten, erlangten sie dieses Gut nur mit fremder Hilfe. Griechenland, Belgien und Rumänien sind ein Werk der Diplomatie; keines der Balkanvölker hätte sich ohne russische Hilfe von der Türkei losreißen können; Polen und Irland hofften vergebens auf das Eingreifen einer europäischen Macht; Italien und Ungarn verdankten das ersehnte Ziel europäischen Verwicklungen. In diesen Erscheinungen drückt sich der universelle Charakter der neueren Geschichte aus. Zumal Italiens Emporkommen beruht darauf, daß seine Staatsmänner, Cavour voran, mit der in ihrem Lande seit altersher heimischen politischen Feinheit den Gang der Ereignisse zu benützen verstanden. Ueber die Niederlagen hinweg, welche Radetzky, Erzherzog Albrecht und Tegetthoff seinen Heeren und Flotten bei-

[1]) In Oesterreich ist die irrtümliche Schreibweise Custozza fast allgemein üblich. Die militärischen Bücher auf österreichischer wie auf italienischer Seite schreiben den Namen richtig mit einem z.

brachten, bahnte sich das italienische Volk den Weg zur nationalen Einheit. —

Am 9. Mai übernahm Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über das Heer in Italien. Mit schwerem Herzen verließ Benedek die Stätte seines bisherigen Wirkens, um sein Schicksal auf den böhmischen Schlachtfeldern zu erproben. Zu den Generälen, die ihn beim Abschiede auf dem Bahnhofe zu Vicenza erwarteten, sprach er wie ein Mann, der von trüben Ahnungen erfüllt ist; er glaubte, er werde Unglück erleben. „Hier unten," sagte er zu Erzherzog Heinrich, „kenne ich jeden Stein, alle Truppen und Kommandanten, oben bin ich ein Fremder" [1]). Dem scheidenden General sandte der Erzherzog warme Worte der Anerkennung nach.

Der Erzherzog-Feldmarschall, 1817 geboren, hatte durch seinen Vater Erzherzog Karl eine sorgfältige Erziehung erhalten, seine militärischen Kenntnisse überragten die der meisten österreichischen Generäle seiner Zeit [2]). Zweimal wohnte er den großen Manövern bei, in denen Radetzky in Oberitalien seine Truppen schulte und die in Europa als Muster galten für die Erziehung der Soldaten im Frieden.

Im Jahre 1844 wurde der Erzherzog kommandierender General in Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg. Als solcher hielt er am Vormittag des 13. März 1848 inmitten seiner Truppen auf der Freyung, dem Platze, wo die Revolution losbrach. Mit Gewalt wollte er die Volksbewegung niederschlagen; aber sie erschütterte den Hof, Metternich dankte ab und die Männer der Gesinnung des Erzherzogs traten vor der Revolution zurück. Der Erzherzog wählte nun seinen Platz dort, wo ein äußerer Feind abzuwehren war. Im April 1848 begab er sich in das Hauptquartier Radetzkys nach Verona und machte an der Seite des Feldmarschalls die nächsten Gefechte

---

[1]) So ein Zeuge der Unterredung, Generalmajor v. Kählig, „Vor und nach Custoza" (Graz 1892).

[2]) Vgl. die Biographie des Erzherzogs von Malcher in den von A. Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Blättern", Jahrgang 1895, S. 279—297, vor allem aber das Werk des österreichischen Obersten Karl v. Duncker, „Feldmarschall Erzherzog Albrecht" (Wien und Prag 1897).

mit. Im Dezember übertrug ihm Radetzky den Befehl über eine Division im Corps d'Aspres. Im März 1849 bildete die Division des Erzherzogs in dem Gefechte von Mortara und in der Schlacht bei Novara die Vorhut des Heeres. Unter ihm befehligte Benedek und die schöne Waffenthat von Mortara vereinigte sie beide zu einem rühmlichen Erfolge. Bei Novara wurde am 23. März der Sieg der österreichischen Waffen in Italien entschieden. D'Aspre, allzu hitzig vordringend, wußte nicht, daß er auf das gesamte Heer des Königs Karl Albert gestoßen war, und befahl der Division des Erzherzogs den Angriff. Mutig vorgehend begegnete der Erzherzog überlegenen Kräften: sechs Stunden lang mußte er nahezu das ganze Heer des Feindes in Schach halten. Schon ermüdeten seine Truppen, aber sein kaltblütiges Ausharren gab Radetzky Zeit, mit dem gesamten Heere nachzurücken und rechtzeitig auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Seitdem galt der Erzherzog für einen der besten Generäle der Armee. Zwischen den Jahren 1851 und 1860 war er Militär- und Civilgouverneur von Ungarn, das nach der Niederwerfung der Revolution absolutistisch regiert wurde. Sein Regiment war strenge, oft unerbittlich, aber dem Ehrgefühle des ungarischen Volkes trat er niemals nahe. Im Jahre 1863 wurde er zum Feldmarschall ernannt und nach Wien berufen, um als Vorsitzender der Kommission für Heeresorganisation zu wirken. Mit Ausbruch des Krieges ward ihm endlich die Aufgabe beschieden, welche er stets angestrebt hatte, Nachfolger Radetzkys zu sein, unter dem er den Krieg gelernt hatte.

Dem Oberbefehle des Erzherzogs waren alle Truppen in Venetien, Tirol, Kärnten, Krain und dem Küstenlande untergeordnet. Es konnte zu einer Landung der Italiener an einem Punkte der österreichischen Küste oder zu einem Einbruche ihrer Freiwilligen in das italienische Sprachgebiet der Monarchie kommen, und deshalb wurde die ganze Verteidigung mit Recht in eine Hand gelegt. So waren seine Streitkräfte zum guten Teile zur Besetzung der Festungen und Küsten bestimmt. Zum Kampfe in offener Feldschlacht hatte er vorerst nur drei Armeecorps zur Verfügung. Diese Corps wurden am Tage von

Custoza von Generalmajor Rodich (5. Corps), von Feldmarschallleutenant Maroičić (7. Corps) und Feldmarschallleutenant Hartung (9. Corps) befehligt. Die Truppen waren vom besten Geiste beseelt, seit Jahrzehnten waren sie in Siegen und Niederlagen für ihre Aufgabe in Italien geschult. Und was das beste war, als Generalstabschef stand dem Erzherzog Generalmajor Freiherr v. John zur Seite, welcher seit Dezember 1859 sein Amt bekleidete und seiner Aufgabe im vollsten Sinne des Wortes gewachsen war. Indessen zählten die drei Corps, die dem Erzherzog für den entscheidenden Kampf zur Verfügung standen, lediglich 63000 Mann Infanterie, dazu 3500 Reiter, und das war wenig gegenüber der mehr als doppelten Uebermacht der Italiener. Um die Feldarmee zu stärken, zog der Erzherzog mehrere Bataillone aus den Festungen, vereinigte mit ihnen einige Truppen aus den inneren Provinzen und bildete damit eine Division, welche 11300 Mann und 16 Geschütze zählte; ihre Leitung war am Tage von Custoza dem Generalmajor Rupprecht übertragen. So zählte das Heer im ganzen 71800 Mann Infanterie, 3500 Reiter und 168 Geschütze. Wie groß aber auch jetzt noch die Ueberzahl der Italiener war, so vertrauten die Oesterreicher doch fest auf ihre größere Feldtüchtigkeit, welche sich den Italienern gegenüber in den Kämpfen 1848, 1849 und 1859 erprobt hatte [1]).

Auch Erzherzog Albrecht befolgte den Brauch, den Generälen und Offizieren der Armee bei Beginn des Feldzuges eine umfassende Unterweisung in die Hand zu geben. Diese Anleitung ist klar, mit ruhigem Selbstbewußtsein, jedoch ohne

[1]) Festzuhalten ist, daß die österreichische Armee 1866 den Divisionsverband in der Regel nicht kannte, sondern daß das Corps unmittelbar in Brigaden zerfiel. Die drei Corps in Italien zählten je drei Brigaden, die Division Rupprecht zwei Brigaden. Die österreichische Brigade umfaßte ungefähr 6000 bis 7000 Mann und bestand aus zwei Regimentern von etwa 3000 Mann und einem Jägerbataillon. Das Regiment zählte drei Feldbataillone mit der Sollstärke von 1020 Mann, thatsächlich aber in der Regel nur mit 940 Mann. Rodich befehligte die Brigaden Bauer, Möring und Piret, Maroičić die Brigaden Töply, Welsersheimb und Scudier; Hartung die Brigaden Kirchsberg, Weckbecker und Böck; Rupprecht die Brigaden Weimar und Benko.

Ueberhebung abgefaßt. Sie gibt eine Charakteriſtik der oberitalieniſchen Bodenverhältniſſe und der Kampfesweiſe, welche ſich auf dieſem vielfach durchſchnittenen Terrain empfiehlt. Sie beſchäftigt ſich auch mit der Natur des jungen, noch nicht feſt zuſammengewachſenen italieniſchen Heeres, ſchildert die Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile und faßt die dieſer Armee gegenüber empfehlenswerte Taktik in dem Rate zuſammen, man müſſe vermeiden, in kleinen Gefechten die Zuverſicht der feindlichen Truppen zu erhöhen und ihnen dadurch Feldtüchtigkeit beizubringen. Bei kleineren Zuſammenſtößen müßten ſchwächere öſterreichiſche Abteilungen ſich ſtets dem Gefechte entziehen. Umgekehrt wäre es Pflicht der Generäle, dort, wo ſie über ausreichende Truppen verfügen, entſchloſſen und kräftig anzugreifen. Durch raſche, energiſche Stöße könne man die Zerſchlagung der ohnehin nicht feſtgefügten italieniſchen Armee herbeiführen [1]).

Den größten Wert legte das Hauptquartier in Verona auf die Erkundung der Stellung und Stärke des Gegners und der Abſichten ſeiner Generäle. Viel Abenteuerliches wurde ſpäter erzählt über große Summen, die Erzherzog Albrecht aus ſeinen eigenen reichen Mitteln zur Beſoldung von Spionen verwendet habe, welche ganz Italien durchſtreiften. Thatſache iſt, daß der öſterreichiſche Generalſtab ſich über das Weſentliche der Aufſtellung der Italiener im entſcheidenden Augenblicke vortrefflich unterrichtet zeigte [2]).

* * *

[1]) Dieſe Inſtruktionen wurden zum großen Teile von Erzherzog Albrecht ſelbſt verfaßt und ſind abgedruckt in der „Oeſterr. Militäriſchen Zeitſchrift", Jahrgang 1866, 3. Bd., S. 33—60.

[2]) Doch iſt zu bemerken, daß der Erzherzog in ſeinem Berichte an den Kaiſer vom 8. Juni (Oeſterreichiſches Generalſtabswerk II, S. 13) feſtſtellt, daß er bei der Schätzung der Größe der italieniſchen Corps von Kombinationen ausgehe. Erſt ſpäter kamen ihm beſſere Nachrichten zu. — Ein gewiſſer Griscelli erzählt in ſeinen Memoiren, er ſei von dem Erzherzog als Spion verwendet worden und habe ihm von Florenz aus den italieniſchen Feldzugsplan geſendet. Wie weit dem Manne, der auch Napoleon III., Cavour und dem Papſte als geheimer Agent gedient haben will, zu glauben iſt, ſei dahingeſtellt. Doch wird dem Verfaſſer von Perſonen, welche ſich 1866 in der Umgebung des Erzherzogs befanden, verſichert, die Dienſte dieſer Spione ſeien nicht ſo erheblich geweſen, wie ſpäter vielfach erzählt wurde.

Die italieniſche Armee, welche gegen Oeſterreich aufgeboten wurde, zählte 20 Diviſionen; wenn die Organiſation klappte, ſo war die Diviſion auf 12000 Mann, das ganze Heer aber — mit dem regelmäßigen Abfall an Kranken u. ſ. w. — auf 230000 Köpfe feldbereite Mannſchaft anzuſchlagen. Aber ſo große Maſſen konnten trotz aller Anſtrengungen nicht aufgeboten werden. Bei Ausbruch des Krieges mußte der Erzherzog zwar mit dieſer dreifachen Ueberlegenheit des Feindes rechnen; indeſſen zählten die Diviſionen durchſchnittlich nur 8400 Gewehre, das ganze Heer aber immerhin noch 165000 Soldaten an ſtreitbarer Mannſchaft. König Viktor Emanuel übernahm ſelbſt den nominellen Oberbefehl, von größter Wichtigkeit war daher die Wahl des Generalſtabschefs. La Marmora trug den ehrenvollen und gefährlichen Poſten dem General Cialdini wohl in der Erwartung an, daß dieſer ablehnen werde. Cialdini, der den Krieg in den italieniſchen und in den ſpaniſchen Kämpfen gelernt hatte, war ſtolz, etwas phantaſtiſch, thatenluſtig und wollte den Oberbefehl nur übernehmen bei voller Uebertragung aller Vollmachten; er ſtellte nicht bloß die Bedingung vollſter Selbſtändigkeit, ſondern noch die zweite, daß in ſeinem Heere keiner der Söhne des Königs ein Kommando führen dürfe. In den Kriegen von 1848 und 1849 hatte ſich nämlich gezeigt, daß der Chef des Generalſtabs nicht Autorität genug beſaß, um Truppenführern aus dem Königshauſe zu imponieren. So übergab denn La Marmora das Amt eines Miniſterpräſidenten an Baron Ricaſoli und übernahm ſelbſt die Leitung des Generalſtabs des Königs [1]). Von vornherein zeigte ſich in den Auffaſſungen der beiden Generäle eine tiefgehende Meinungsverſchiedenheit. Man konnte in Venetien entweder von Weſten

[1]) Chiala, „Cenni storici sui preliminari della guerra del 1866“, I. Bd. S. 265. Chiala war Hauptmann im Generalſtabe La Marmoras; ſein Buch iſt vielfach eine Verteidigung dieſes Generals, ebenſo das wenig Neues bietende Buch von Giuſ. Maſſari „Il Generale Alfonso La Marmora“ (Firenze 1880). Auch Jacini, der Miniſterkollege La Marmoras, verfolgt in ſeinen „Due anni di politica italiana“ (Milano 1868) denſelben Zweck. Ueber die Verhältniſſe in Italien zu dieſer Zeit vgl. auch Reuchlins „Geſchichte Italiens“, 3 Bd.

her über den Mincio oder von Süden über den Po einbrechen. Cialdini war nun der Meinung, daß es verfehlt wäre, die Maſſe des Heeres am Mincio zu ſammeln und die Oeſterreicher hier aufzuſuchen. Denn dieſe konnten in dem berühmten Feſtungsviereck Stellung nehmen und waren zwiſchen Verona, Peschiera, Mantua und Legnano ſchwer zu beſiegen. Das hatten die Italiener 1848 erfahren; auch Napoleon III. machte am Mincio Halt und ſchloß mit Oeſterreich Frieden. Cialdini meinte deshalb, man ſolle den Po an einer geeigneten Stelle überſchreiten und das Feſtungsviereck umgehen. So könnte man die Oeſterreicher zwingen, ihre treffliche Poſition zu verlaſſen; in der venetianiſchen Ebene habe das italieniſche Heer dann mit ſeinen weitaus überlegenen Kräften den Entſcheidungskampf zu verſuchen. Es ſchien auch, daß dieſe Anſicht im Rate des Königs Anklang finde; denn thatſächlich wurden die italieniſchen Truppen urſprünglich ſüdlich vom Po maſſiert. Auch Garibaldi war dieſer Anſicht, aber La Marmora war anderer Meinung. Er riet, die Entſcheidung dort zu ſuchen, wo in den Kriegen des letzten Jahrhunderts faſt immer um das Schickſal Italiens gefochten wurde. Wenn man, ſo wendete er ein, über den Po vordringen wollte, ſo befand man ſich noch vor der mit ihm parallel fließenden Etſch, und es war ſchwer, beide Ströme im Angeſichte des Feindes zu überſchreiten; wurde man mitten zwiſchen beiden Flüſſen angegriffen, ſo befand ſich das italieniſche Heer in der ſchwierigſten Lage. Es war, da das Brückenmaterial nicht in ſo gewaltiger Maſſe vorhanden ſein konnte, notwendig, die Po-Brücken abzubrechen, um ſie dann an die Etſch zu bringen und hier zu verwenden. Im öſterreichiſchen Hauptquartier ſah man dem Angriffe von Süden mit Ruhe entgegen. Wenn die Italiener über den Po gingen und die zwiſchen dieſem Strome und der Etſch liegende Landſchaft, die Poleſine, betraten, ſo wollte man einige Dämme durchſtechen und ſo ihren Vormarſch erſchweren. Das war ſehr leicht möglich, da das Strombett der Etſch höher liegt als ihr Ufergelände. War aber auch die Etſch vom Feinde überſchritten, ſo mußten die Italiener die Enge zwiſchen den euganeiſchen Hügeln und dem Schloßberg

von Monselice durchschreiten, um Padua zu erreichen. Dieses schon in den früheren Kriegen wichtige Schlachtfeld war zu einem Verteidigungskampfe vorzüglich geeignet.

Somit drang La Marmora darauf, das Heer westlich vom Mincio zu versammeln und die Oesterreicher im Festungsviereck aufzusuchen, um so den Stier bei den Hörnern zu fassen. Nach langen Diskussionen griff man endlich zu einem Mittelweg, der im Kriege gewöhnlich das schlechteste Auskunftsmittel ist. Es wurde beschlossen, das Heer zu teilen und La Marmora am Mincio, Cialdini am Po operieren zu lassen. Jeder der beiden Generäle legte Wert darauf, eine möglichst große Truppenmacht zu befehligen. La Marmora wollte Cialdini anfangs höchstens ein Viertel des Heeres, fünf Divisionen, überlassen. Dieser aber erklärte diese Truppenzahl nicht für ausreichend. Im ganzen war damit der Grundsatz angenommen, daß man die österreichische Macht zu umfassen und zwischen zwei Feuer zu nehmen habe. Solche Operationen — sie wurden von Moltke mit Vorliebe und mit dem gewaltigsten Erfolge angewendet — erfordern jedoch höchste Klarheit seitens der obersten Leitung und volle Entschlossenheit bei den Feldherren der Einzelheere; es besteht sonst die Gefahr, daß der Feind jede der beiden Armeen in ihrer Vereinzelung überfällt und schlägt. Bei der großen numerischen Ueberlegenheit der Italiener glaubte man aber diese Methode nicht wagen zu können.

Erzherzog Albrecht und John verfolgten genau den Aufmarsch der italienischen Truppen. Sie waren anfangs der Ansicht, der Feind werde sich am Po aufstellen und mit gesammelter Macht über den Fluß bringen; später aber erhielt das Hauptquartier Kunde von der sich vollziehenden Zweiteilung des italienischen Heeres. In dem dem Kaiser am 3. Juni erstatteten Berichte zeigte der österreichische Generalstab eine im ganzen richtige Kenntnis der Bewegungen der Italiener, und der Keim des späteren österreichischen Kriegsplanes ist schon hier erkennbar. Schon damals war der Erzherzog entschlossen, seine Armee vorerst bei Verona zusammenzuhalten und dann über den nächsten Gegner, ob er sich nun über den Po oder den

Mincio wagte, herzufallen. „Es war," so urteilt das österreichische Generalstabswerk später mit berechtigtem Selbstbewußtsein, „ein schwächerer, matterer Kriegsplan in dieser Lage möglich, aber kein stärkerer, besserer."

* * *

Preußen besaß das größte Interesse daran, daß Italien schnell und thatkräftig handle. Aber je mehr der preußische Gesandte in Florenz, Herr v. Usedom, drängte, desto unmutiger entzog sich La Marmora seinen Wünschen. Die Ursache lag ebenso in dem Charakter des Generals wie in den Verhältnissen. La Marmora besaß nichts von der Schneidigkeit, welche die preußische Politik jener Tage auszeichnete. Usedom, der jetzt und später scharf mit ihm zusammenstieß, ließ eine Charakteristik von seiner Persönlichkeit entwerfen, die nicht sehr schmeichelhaft ist, wohl auch die Schatten etwas zu sehr vertieft, aber im Kern das Richtige trifft [1]). Danach war La Marmora „als Militär und Diplomat ohne jede Initiative, ohne schöpferischen Gedanken, groß im Kleinen und klein im Großen; hölzern und tugendhaft, fest und peinlich in seinen Geleisen, aber unfähig, über die nächste Mauer hinwegzusehen; von außerordentlich reizbarem Selbstgefühl, aber unwillig zur That und mißtrauisch gegen sich und andere; schwerfällig im Kombinieren, aber bis zum Starrsinn hartnäckig in der einmal gewonnenen Meinung". La Marmora entwickelte während des Krieges auch deshalb nicht immer die notwendige Energie, weil er nach dem zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Vertrage sicher war, daß Venetien in jedem Falle in den Besitz Italiens gelangen werde. Daß er einen Sieg auf dem Schlachtfelde heiß ersehnte, war selbstverständlich; aber für Italien war der Zusammenstoß,

---

[1]) S. 7 der Schrift „General La Marmora und die preußisch-italienische Allianz". (Leipzig, Otto Wiegand 1868.) Der Verfasser ist Rudolf Schöll, später Professor der Philologie an der Universität München, der damals Privatsekretär Usedoms war und nach dessen Angaben schrieb. Vgl. den Artikel über Rudolf Schöll in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 20. September 1893, Beilage.

da der Preis auf jeden Fall vergeben war, nur mehr eine Frage der militärischen Ehre; er trug, wie der Ministerkollege La Marmoras, Jacini, später schrieb, den Charakter eines Duells, aber nicht den eines gründlichen Krieges. Dies wurde auch Usedom bald klar und erregte sein tiefes Unbehagen. Ueberhaupt gab es selten eine Allianz, bei der sich die Verbündeten so wenig trauten wie bei dieser. Und war La Marmora nicht auch wohl berechtigt, auf der Hut zu sein? Wir wissen heute, daß das Berliner Kabinett Oesterreich noch im letzten Augenblicke einen Ausgleich durch Herrn v. Gablenz anbot. Wenn die Versöhnung zwischen den beiden deutschen Mächten damals zu stande gekommen wäre, so hätte sich Italien trotz seiner schweren, die Finanzen belastenden Rüstungen ohne den Gewinn Venedigs zur Ruhe weisen lassen müssen. Die Mißstimmung La Marmoras zeigte sich deutlich, als die preußische Regierung Ende Mai in der Person des hervorragenden Kriegsgeschichtsschreibers Theodor v. Bernhardi, in Begleitung des Majors im Generalstabe Lucadou, einen sachkundigen Vertreter nach Florenz sandte, um sich mit La Marmora über den Kriegsplan zu verständigen. Im Frühjahre war davon die Rede gewesen, daß Moltke selbst nach Florenz kommen werde, erst später hieß es, er solle durch einen Mann seines Vertrauens vertreten werden. Es hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, Usedom eine zuverlässigere Persönlichkeit an die Seite zu stellen; denn der preußische Gesandte war gar zu beweglichen Geistes und nicht mit der Gabe ausgerüstet, die Wirklichkeit von seinen phantasievollen Annahmen zu trennen. Bismarck beklagte sich immer, daß er nicht positiv genug über die Zustände Italiens berichte; Usedom sei liebenswürdig als Mensch wie als Feuilletonist, aber erzähle nie, wie die Dinge stünden, sondern spreche nur seine Ansicht über ihren wahrscheinlichen Verlauf aus; aus seinen weitläufigen Betrachtungen über das, was erfolgen müsse, wenn dies oder jenes geschehe, könne man sich nie ein eigenes Urteil bilden. Bernhardi erfüllte denn auch die in ihn gesetzten Erwartungen, und seine Berichte orientierten Bismarck vollständig über den Charakter La Marmoras und über dessen Pläne, wie seine Tagebücher auch eine Hauptquelle für die Ereignisse ge-

worden ſind, an denen er in einer verantwortungsvollen Stellung teilnahm.

Bei den Verhandlungen nun, welche Bernhardi mit La Marmora über den Kriegsplan der beiden Bundesgenoſſen führte, empfing er einen ungünſtigen Eindruck: La Marmora erſchien ihm als ein enger Kopf, der in den kleinen Verhältniſſen des Königreichs Sardinien aufgewachſen war, dagegen ſich fremd und unheimlich in dem weiten Horizonte europäiſcher Verwicklungen fühlte. Wohl waren ihm die Mitteilungen, die ihm der preußiſche Bevollmächtigte über die Organiſation und Aufſtellung ſeiner Armee machte, recht willkommen, aber er ſelbſt ließ ſich nur zögernd dazu herbei, über ſeine Entwürfe Auskunft zu geben. Bernhardi fand, daß er für fremde Ideen vollkommen unzugänglich ſei, ſogar für jeden neuen Gedanken, den er nicht ſchon als Lieutenant ganz fertig aus der Militärſchule zu Turin mitgebracht hatte. Er ſah zudem, als Bernhardi auf die Führung des bevorſtehenden Krieges zu ſprechen kam, auf ihn als Nichtmilitär hochmütig herab; La Marmora glaubte jetzt einen Grund mehr zu beſitzen, ſich dem Drängen des Bundesgenoſſen entziehen zu ſollen. Es ergaben ſich ſomit, als Bernhardi, gemäß der Weiſung Moltkes, eine Einigung über den Kriegsplan erzielen wollte, die größten Schwierigkeiten. Moltke wußte damals nicht, daß Cialdini die Anſicht vertrat, das italieniſche Heer ſolle von Süden her in Venetien eindringen; auch er hielt dieſes Vorgehen für ſtrategiſch richtig. Dies hatte er dem General La Marmora in einer Denkſchrift auseinanderſetzen laſſen. Ihr Hauptgewicht lag indeſſen nicht in dem Hinweiſe auf den Weg, den die italieniſche Armee einzuſchlagen habe; auf jeden Fall aber, ſo legte Moltke eindringlich dar, müſſe die Armee die öſterreichiſchen Feſtungen beiſeite laſſen und Padua zu ihrem Stützpunkte machen („auf welchem Wege ſie dahin gelangt — ob den Po überſetzend, über die Poleſine oder quer durch das Feſtungsviereck — iſt gleichgültig"); dadurch würden die Oeſterreicher genötigt werden, aus dem Feſtungsviereck *herauszutreten* und eine Schlacht anzunehmen. Moltkes Hauptabſicht war, die Italiener zu entſcheidenden Schlägen anzutreiben und zu verhindern, daß die öſterreichiſche Armee unverfolgt nach

Norden abziehe und sich mit dem Heere Benedeks vereinige. Nur keinen unrühmlichen Festungskrieg also, der sich durch Monate hinzöge, nur nicht lässiges Stehenbleiben an der Grenze Venetiens, sondern rüstiges Vordringen gegen Wien[1]). Moltke dachte sich die italienische Kriegführung so entschlossen wie die seine. Aber das entsprach nicht der Denkungsart La Marmoras, auch war, was der General am besten wußte, die innere Kraft der italienischen Armee nicht groß genug, um ein Vordringen bis an die Donau zu ermöglichen. Diese Idee behandelte La Marmora im Gespräche mit Bernhardi nur ironisch, aber auch sonst verschloß er sich dem Rate Moltkes und sprach Bernhardi gegenüber die Absicht aus, den Mincio zu überschreiten und „in das Festungsviereck hineinzuspringen". Dann hätte er sich gar, seinem eigenen Geständnisse nach, vorerst an das nichtige Unternehmen der Belagerung der kleinen Festung Peschiera gemacht. Er war kleinlich genug, sich beleidigt zu fühlen, weil man ihn von preußischer Seite über seine Aufgabe als Stratege belehren wolle. Bernhardi meldete also mit Recht nach Berlin, daß von La Marmora keine Kriegführung zu erwarten sei, welche über die Grenzen Venetiens hinausziele. Moltke war damit sehr unzufrieden. Er schrieb an Bernhardi: „Es ist auffallend, daß man sich in Florenz darüber täuschen sollte, wie das Festungsviereck gewiß leichter zu gewinnen ist, indem man die Oesterreicher im freien Felde schlägt, als indem man die Festungen belagert. . . . Das Vorrücken auf Padua schneidet dem Gegner die Lebensader durch. Er ist genötigt herauszutreten, schon weil er nichts zu leben hat."

* * *

Der Plan der Insurrektion Ungarns.

Noch in einem anderen Punkte war Preußen mit seinem Bundesgenossen sehr unzufrieden: es war auffallend, daß die

[1]) Die Denkschrift wurde später von Cialdini veröffentlicht; auch im Anhange zu dem Buche Scudiers „Betrachtungen über den Feldzug von 1866 in Italien", Beilage 2.

italieniſche Regierung zuerſt ſelbſt die Heranziehung der ungariſchen Emigranten empfahl und mit ihrer Hilfe in Ungarn den Brand entzünden wollte, und daß ſie ſpäter dieſen Entwürfen auswich. Govone hatte nämlich in Berlin die Sache angeregt, aber damals wollte Bismarck noch nicht zu dieſem revolutionären Mittel greifen, da dies einen friedlichen Austrag mit Oeſterreich unmöglich gemacht hätte. Anders jetzt: das preußiſche Kabinett war entſchloſſen, im Notfalle an den Grundfeſten der öſterreichiſchen Monarchie zu rütteln. Der eifrigſte Fürſprecher des Planes war Uſedom; bei ihm fanden die Führer der ungariſchen Emigranten, die mit den geheimen Komitees in der Heimat in Verbindung ſtanden, offene Thüren, und er war nur zu geneigt, den Verſicherungen des Grafen Cſaky und des Generals Türr zu glauben, daß es in ihrer Hand läge, mit Hilfe preußiſchen und italieniſchen Geldes im Rücken des öſterreichiſchen Heeres einen gefährlichen Aufſtand zu erregen. Freilich waren die Emigranten unter ſich uneinig und Cſaky ſprach von Ludwig Koſſuth mit äußerſter Geringſchätzung: er gelte in Ungarn als perſönlich feige, ſei eitel und herrſchſüchtig und zudem wolle er die Bewegung in eine extrem demokratiſche Richtung lenken. Gleichzeitig aber meldete ſich Koſſuth ſelbſt bei La Marmora und bot Italien die Bundesgenoſſenſchaft Ungarns an. Nun hatte der Exdiktator über Ungarn nicht zu verfügen und es zeigte ſich bald, daß die Anerbietungen der Emigranten leere Prahlereien waren, da Ungarn ſelbſt nach der Schlacht bei Königgrätz und trotzdem die Klapkaſche Legion im Lande erſchien, ruhig blieb. Uſedoms Phantaſie aber entzündete ſich an dieſen Ausſichten; und mit ihm ſtimmte der italieniſche Staatsſekretär Cerrutti überein, dem es ſeit Jahren oblag, die Verbindungen mit den Emigranten zu pflegen; er verſtieg ſich im Geſpräche mit Bernhardi Ende Mai zu der Verſicherung: vor einem Monat habe man ganz Ungarn haben können, halb Ungarn könne man jetzt noch haben, er bürge dafür! Cſaky, dem es ſich natürlich darum handelte, für ſeine Unternehmung Geld und Waffen zu erhalten, malte ſeine Ausſichten ins Himmelblaue und verſicherte Uſedom und Bernhardi, ſogar Deak kenne und billige die Pläne und die Thätigkeit des Peſter Revolutionskomitees, und dieſes

thue nichts Wichtiges, ohne den Führer der Nation unter der Hand zu verständigen.

Es ist nicht gerade zu verwundern, daß die genannten Diplomaten, welche die ungarischen Verhältnisse nicht kannten, diesen Erzählungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade Vertrauen schenkten. Erstaunlich aber ist, daß sie sich von General Türr sogar den Glauben beibringen ließen, auch die Kroaten, Serben und Rumänen seien bereit, sich unter seine und die Führung seiner Freunde zu stellen; diese Völkerschaften hatten sich aber doch 1848 und 1849 mit den Waffen in der Hand gegen die Magyaren erhoben und das Ihrige dazu gethan, deren Aufstand in einem greuelvollen Bürgerkriege niederzuschlagen, und thatsächlich hegten sie 1866 nicht viel andere Gesinnungen als achtzehn Jahre vorher. Bernhardi war vorsichtiger und kenntnisreicher als Usedom, er wurde stutzig, als ihm Türr versicherte, man werde den „General" Eber an die Spitze der Rumänen stellen, denselben Eber, den ihm verläßliche Leute als Trunkenbold schilderten; aber er mußte Usedom doch für unterrichtet halten, als dieser behauptete, daß der tapfere Führer der ungarischen Serben in den Volkskämpfen von 1849, Stratimirovitsch, der zum Lohne für seine Thaten zum österreichischen General erhoben worden war, sich erst vor zwei Jahren der italienischen Regierung gegen Zahlung einer Geldsumme zur Insurgierung der Militärgrenze erboten hatte. Genug, Bernhardi kam zu der Ueberzeugung, daß es für die gemeinsame Sache Preußens und Italiens von höchster Wichtigkeit sei, ein Corps an die dalmatinische Küste zu werfen, von hier aus in das Innere des Landes zu bringen und Ungarn wie Kroatien zum Aufstande zu bewegen. Dazu schien ihm das Aufgebot von Freiwilligen geeignet, die Garibaldis Rufe folgten, und dieser General, der sich stets mit himmelstürmenden Ideen zur allgemeinen Völkerbefreiung trug, ging mit Feuereifer auf diesen Gedanken ein; seine rege Einbildungskraft malte ihm aus, wie er nicht bloß die Völkerschaften Ungarns, sondern auch die der Türkei zur Erhebung gegen ihre Dränger aufrief. Man war in Berlin ganz damit einverstanden, zumal man mit Bernhardi hoffte, die voraussichtlich zögernde Kriegführung La Mar-

moras werde dadurch einen Schwung bekommen, daß Garibaldi ihm voran in das Herz der Monarchie dringe.

Ueberhaupt spann Bismarck, um kein Mittel gegen Oesterreich unversucht zu lassen, nach allen Richtungen Fäden. In dieses Gewebe gehörte ohne Frage die Begünstigung der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien; denn der Fürst verdankte seine Erhebung (Mai 1866) der radikalen Partei und ihrem Führer Bratianu, die damals noch den Träumen der Errichtung eines dako-rumänischen Reiches nachhingen, dem auch Siebenbürgen und Teile Ungarns zugehören sollten. Rumänien war damals jedoch erst ein schwacher Bundesgenosse, denn es war so bar aller Kriegsmittel, daß Fürst Karl sich im Juni 1866 Pulver und Munition von Serbien ausborgen mußte, als er einige Truppen — wie es hieß, zur Abwehr türkischer Drohungen — zusammenziehen ließ. Immerhin war Rumänien wie Serbien ein Oesterreich mißgünstiger Nachbar; in letzterem Lande trug sich Garaschanin, der damalige Minister des Fürsten Michael Obrenowitsch, mit ähnlichen Plänen wie Bratianu. Er ließ die Wühlarbeit unter den österreichischen Serben durch den früheren österreichischen Hauptmann Oreschkowitsch leiten, der 1862 mit einigen anderen panslavistischen Offizieren den Heeresdienst verlassen hatte. Oreschkowitsch stand mit den Konsuln Preußens und Italiens in Belgrad, Laubernau und Scovasso, in Verbindung, die den Auftrag hatten, auch in Oesterreich die großserbische Bewegung zu schüren. Angesichts der treuen dynastischen Gesinnung der österreichischen Südslaven war das belanglos; Oreschkowitsch schmiedete deshalb einen abenteuerlichen Plan: er wolle einen Aufstand zur Befreiung Bosniens von der Türkenherrschaft anzetteln, die österreichischen Südslaven für einen Kreuzzug gegen den Halbmond mit fortreißen und so die österreichische Regierung verhindern, die Regimenter der Militärgrenze aus dem Lande zu ziehen und sie gegen Preußen aufzubieten. Der Gedanke war insoferne genial, als Oreschkowitsch seinen Zweck erreichte, preußisches und italienisches Geld in seine und seiner Genossen Taschen zu locken. Denn General Türr, der, wie bereits erzählt wurde (S. 329), von Bismarck nach Bukarest und Belgrad gesendet wurde, brachte ein gutes Stück Geld mit

— es heißt 400 000 Francs — und so konnten Leute angeworben werden. Die Zahl von 2000 jedoch, die Türr in Berlin angab, ist sicherlich um ein vielfaches übertrieben und figurierte bloß in den Rechnungen, die Türr und Oreschkowitsch dem ungarischen Revolutionskomitee zu legen hatten; denn man hat von dieser „Legion" nichts zu hören bekommen, außer in der Ankündigung Türrs, der, als schon Waffenruhe zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen war, nach Berlin und Florenz telegraphierte: „Wenn der Krieg neuerdings beginnt, sind wir bereit, sogleich einzufallen." Den Gipfel der Prahlereien erstieg der brave General dann, als er im September bei Bernhardi in Berlin erschien und sagte, das Unglück sei gewesen, daß man ihn nicht 14 Tage früher nach Belgrad geschickt hatte, denn dann wären die Serben am 10. Juli mit 50 000 Mann über die ungarische Grenze gegangen und ein zweites ebenso starkes Corps konnte später folgen. So einfach aber lagen die Dinge nicht, denn Fürst Michael hütete sich wohl, sich zu kompromittieren, da Rußland ihn nicht ermutigte und da er ohne dessen Beistand fürchten mußte, zwischen Oesterreich und der Türkei zerrieben zu werden.

Es ist für die Kenntnis der Verhältnisse sehr dankenswert, daß Bernhardi alle seine Unterredungen in sein Tagebuch verzeichnete; indessen sind die Mitteilungen, die ihm zumal von den ungarischen Emigranten zugingen, mit dem größten Mißtrauen hinzunehmen. Der Anschlag, Magyaren mit Rumänen und Südslaven, also mit ihren ärgsten Feinden, gegen die österreichische Monarchie, zu verbinden, war hoffnungslos; eine praktische Folge hätten die Verschwörungen nur gehabt, wenn es wahr gewesen wäre, daß ein Mann wie General Stratimirovitsch die Militärgrenze insurgieren wollte. Dieser erlebte noch die Veröffentlichung der Bernhardischen Tagebücher und erklärte in einem Briefe an ein Wiener Blatt mit Entrüstung die ganze Erzählung für eine Fabel; er habe mit der italienischen Regierung nie direkt noch indirekt verhandelt.

Indessen war die Sachlage für Oesterreich, das an allen seinen Grenzen die feindselige Hand des Grafen Bismarck spürte, doch höchst unbequem und die Gefahr durfte nicht unterschätzt

werden. Gleichzeitig mit General Türr wirkte im Auftrage des preußischen Ministers Legationsrat Pfuel an der unteren Donau gegen Oesterreich; irgendwo konnten die umsichtig und unbarmherzig gelegten Minen immerhin auffliegen [1]).

Das wäre aber nur der Fall gewesen, wenn diese Anschläge durch eine organisierte Streitmacht unterstützt worden wären. Deshalb drang Bernhardi in La Marmora, die Landung Garibaldis in Dalmatien ehebaldigst zu veranlassen. La Marmora aber wurde, je näher der Krieg kam, um so verschlossener und übellauniger. Er war seiner Erziehung und Entwicklung nach ein Konservativer, und deshalb mißtraute er den ungarischen Revolutionsplänen; und ganz so wie er dachten alle bedächtigen italienischen Staats- und Kriegsmänner, so Cialdini, so auch Visconti-Venosta, der, zum Gesandten in Konstantinopel bestimmt, den Weg durch Ungarn nahm und nach Florenz ganz verständig berichtete, das Land sei weit mehr zur Aussöhnung als zur Revolution geneigt; die Emigranten hätten keinen Einfluß. Das wichtigste aber war, daß La Marmora stets nach den Ratschlägen Kaiser Napoleons handelte; dieser jedoch hatte sich soeben mit Oesterreich verständigt und mißbilligte das Mittel der Insurgierung Ungarns. Der Wunsch des französischen Kaisers war für La Marmora maßgebend und er gehorchte ihm so pünktlich, daß er sogar die ungarisch-italienische Legion (etwa 500 Leute, die aus ungarischen Regimentern desertiert waren), die seit 1859 von der italienischen Regierung unterhalten worden, in Mittelitalien beließ, statt sie auf den Kriegsschauplatz an den Po zu ziehen; erst am 10. Juli wurden

[1]) Außer dem 7. Bande des Werkes „Aus dem Leben Theodor von Bernhardis" vgl. noch den 1. Band des Werkes „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", sodann Garibaldis „Memorie autobiografiche", S. 408 ff., insbesondere aber A. Kienast „Die Legion Klapka" (Wien 1900). Dies Buch Kienasts trägt mit großem Fleiße, leider aber kritiklos und mit starker gegen Preußen und die Magyaren gerichteter Tendenz, alles Material über den Gegenstand zusammen. So hält Kienast z. B. auf S. 87 die Versicherung Oreschkowitsch' für glaubhaft, daß der preußische und der italienische Konsul mit ihm „urkundliche Verpflichtungen" eingegangen seien, wonach er die Militärgrenze zu insurgieren habe, dafür aber solle Bosnien an Serbien fallen.

sie nach Bologna gebracht, aber auch hier nur zu Garnisons- und Spitaldiensten verwendet. In Bezug auf den Hauptpunkt kam La Marmora zu dem Entschlusse, die Freiwilligen Garibaldis statt nach Dalmatien nach Tirol zu werfen, um die Flanke der Armee Erzherzog Albrechts zu beunruhigen. Damit war aber Preußen nicht gedient, welches wünschte, daß Oesterreich an einem Punkte bedroht werde, wo es sich nur dadurch schützen konnte, daß es seine Hauptmacht in Böhmen schwächte. Vergebens war der lebhafte Einspruch Bernhardis, vergebens erklärte sich Preußen am 12. Juni bereit, zu den auf drei Millionen Francs geschätzten Kosten einer Erhebung in Ungarn die Hälfte beizutragen. La Marmora ging auf dieses Anerbieten nicht ein und überließ Preußen allein die Ausgaben für eine ungarische Legion. Es ist auffallend, daß Bernhardi auch nach dem Kriege in der unterlassenen dalmatinischen Expedition eine der Haupturſachen der Niederlage der Italiener erblickte. Es war ihm eben nicht klar, daß die Südslaven nicht im entferntesten an den Abfall von Oesterreich dachten; Dalmatien war zudem durch Truppen gegen eine feindliche Landung wohlverwahrt und es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob die nicht gerade seetüchtige italienische Flotte auch nur dazu gekommen wäre, ein Corps an der Ostküste der Adria auszuschiffen. Die Italiener vermochten nicht einmal Lissa zu erobern und Tegetthoff war kühn und wachsam genug, um auch einem anderen Unternehmen des Gegners ein entscheidendes Hemmnis zu bereiten. Wohl hätte es dem Interesse Preußens entsprochen, Oesterreich in Ungarn zu beschäftigen; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die Freiwilligen Garibaldis an der kroatischen Küste nutzlos dahingeopfert worden wären.

So stieg die Spannung zwischen La Marmora und den Vertretern Preußens in Italien; selbstbewußt wie der General war, fühlte er sich nun mit Recht, wie selbst Bernhardi später zugab, schwer verletzt, als ihm Usedom am 17. Juni eine hochfahrende Note übersandte, aus welcher der Vorwurf über seine lässige Auffassung des Krieges mit Oesterreich deutlich herauszulesen war. Nochmals forderte der preußische Gesandte einen durchgreifenden Krieg, Umgehung des Festungsvierecks, Insur-

gierung Ungarns und den Marsch an die Donau; denn „um Italien den dauernden Besitz Venetiens zu sichern, müsse man zuvor die österreichische Macht ins Herz getroffen haben". La Marmora beantwortete diesen ungebetenen Ratschlag nicht; als er aber besiegt wurde und der preußische Generalstab sich in dem den Krieg behandelnden Werke über die zögernde Kriegführung Italiens beklagte, veröffentlichte er 1868 diese Note, um sich an der preußischen Regierung zu rächen. Er hatte die Wirkung dieser Indiskretion richtig geschätzt; man war in Oesterreich aufs tiefste beleidigt über den den Italienern gegebenen Rat, gegen Oesterreich einen Stoß ins Herz zu führen [1]).

* * *

Bevor La Marmora die Leitung der Armee übernahm, suchte er Cialdini in Bologna auf, um sich mit ihm über den noch immer strittigen Kriegsplan zu verständigen, aber diese Unterredung hatte kein klares Ergebnis. Man ist über sie auf den Bericht der beiden Männer angewiesen, welche bei der Unterredung allein anwesend waren, und ihre Mitteilungen widersprechen sich in wesentlichen Punkten. Nur darin setzte Cialdini seinen Wunsch voll und ganz durch, daß ihm von den zwanzig Divisionen der Armee acht anvertraut wurden: es ward also beinahe eine Halbierung der Armee beschlossen, was ursprünglich weder in der Absicht des einen noch des anderen Generals lag. La Marmora scheint übrigens eingewilligt zu haben, daß er am Mincio nur eine Demonstration vornehmen solle, um dadurch die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf sich zu lenken; dies solle Cialdini benützen, um den Po zu überschreiten. Gelang dies, so sollte La Marmora alles daran setzen, um die Vereinigung mit ihm zu vollziehen. Nur für den Fall,

[1]) Usedom geriet dadurch in eine schwierige Lage; denn da er die Note vom 17. Juni aus eigener Initiative entworfen und abgeschickt hatte, wurde er für die von ihm gebrauchten Ausdrücke allein zur Verantwortung gezogen, wenn auch der preußische „Staatsanzeiger" am 11. August 1868 offiziell erklärte, daß der in der Note empfohlene Kriegsplan von der Regierung gebilligt war. Ueber die eigentlichen Ursachen seines Rücktrittes vom Dienste vgl. Horst Kohl, „Bismarck-Jahrbuch", Jahrgang 1896.

daß der Po nicht überschritten werden konnte, sollte Cialdini auf dem Südufer des Flusses bleiben und hier westwärts marschieren, um auf diesem Wege die Vereinigung mit der Armee La Marmoras zu erzielen. Dieser scheint sich aber vorbehalten zu haben, nötigenfalls auch ohne Cialdini selbständig vorzugehen, und so trennten sich die beiden Generäle, ohne sich innerlich überzeugt zu haben. La Marmora traute sich zu, den Oesterreichern auch allein die Stirne zu bieten. Denn das Heer, welches der König und er befehligten, zählte bei Kriegsbeginn über 90 000 Mann, Cialdini verfügte über beinahe 70 000; auch die kleinere Armee konnte sich demnach mit den 75 000 Oesterreichern zur Not messen [1]).

Feldzugsplan des Erzherzogs und Johns.

Unbeweglich lag der Erzherzog mit seinem Heere hinter dem Festungsviereck. Mit Hunderten von Augen bewachte der österreichische Generalstab die Bewegungen des Feindes; der Kundschafterdienst war so gut organisiert, daß zuletzt mit Recht geschlossen wurde, das Heer des Königs werde die Hauptrolle im Kriege spielen. Um den Feind vollständig im unklaren über seine Absichten zu lassen, zog Erzherzog Albrecht seine Truppen von der Minciogrenze zurück und konzentrierte um den 14. Juni

[1]) Ueber diese Unterredung entspann sich nach dem Kriege zwischen den beiden Generälen eine peinliche Diskussion. Sie wurde eingeleitet durch Broschüren ihrer Freunde, insbesondere durch die Schrift „Il generale La Marmora e la campagna del 1866". Als der Federkampf hitziger wurde, traten die beiden Hauptpersonen selbst auf den Plan, zuerst La Marmora mit der Schrift „Schiaramenti e rettifiche" (Firenze 1868), auf die Cialdini mit der „Risposta del generale Cialdini" (Firenze 1868) antwortete. Bei sorgfältiger Prüfung der veröffentlichten Dokumente gelangt man zu dem Urteile, daß La Marmora auch in dieser Frage unklar und ausbeugend gesprochen und gehandelt hat. Man muß Cialdini darin Recht geben, daß er annehmen mußte, La Marmora habe am Mincio nur eine Demonstration vor. Man vergleiche unter anderem das Telegramm, welches Petitti, der Souschef La Marmoras, am 22. Juni, zwei Tage vor der Schlacht bei Custoza, an Cialdini sandte: „Ich glaube Sie versichern zu können, daß am Tage des Vierundzwanzigsten die Demonstration über den Mincio hinüber gemacht werden wird."

sein ganzes Heer etwa gleich weit von der östlichen und der südlichen Grenze des österreichischen Gebietes, in der Centralstellung bei Cologna und Lonigo. Er wollte in den Italienern den Glauben erwecken, daß er sie hier, hinter der Etsch und hinter dem Festungsviereck, in einer festen Stellung erwarten wolle, um es auf eine Verteidigungsschlacht ankommen zu lassen. Um sie zu täuschen, ließ er den Tagesbefehl verbreiten, sein Hauptquartier werde von Verona tiefer hinein nach Cologna verlegt werden. Unterdessen aber legte General John dem Erzherzog den Plan zu einem kühnen Offensivstoß vor. Die Oesterreicher waren verloren, wenn sie den beiden italienischen Heeren gleichzeitig standzuhalten hatten, deren Ueberzahl sie erdrücken mußte. Es wurde also beschlossen, sich auf eines der beiden Heere zu werfen, und zwar auf jenes, das leichter zu erreichen war. Das aber war die Armee des Königs. John rechnete auf ein gleichzeitiges Ueberschreiten des Po und des Mincio durch die beiden feindlichen Heere. Nun konnte Cialdini auch bei raschem Vordringen, da er zuvor den Po überbrücken mußte, die Etsch erst am fünften Operationstage erreichen: so lange hatte also der Erzherzog Zeit, um über die Armee des Königs herzufallen, welche zwei Tagemärsche entfernt am Mincio stand, sie zu besiegen und an die Etsch zurückzukehren, um dann mit Cialdini abzurechnen. Innerhalb weniger Tage mußten sich die Siege über beide Armeen zusammendrängen. Standen die feindlichen Heere vereinzelt, so konnte der Erzherzog hoffen, zu siegen: eines nach dem anderen sollte die Schärfe seines Schwertes zu fühlen bekommen. Uebrigens, wenn eines geschlagen war, so wagte wohl das andere nicht, vorzubrechen. Da der Entschluß, den König anzugreifen, feststand, so wurden schon jetzt alle Marschpläne vorbereitet, um das Heer gegen Westen in Bewegung zu setzen. Nur durch dieses rasche Vorgehen war es möglich, zu verhindern, daß sich La Marmora und Cialdini hinter den deckenden Grenzflüssen vereinigten. Kraft und Schnelligkeit des Angriffs mußten die Mißgunst der Zahl ausgleichen. Napoleon I. sagte einmal: „Im Kriege ist alles einfach, aber das Einfache ist eben schwer.“ Die österreichischen Heerführer sahen hier ein bestimmtes strategisches

Exempel vor sich — und sie hätten es nicht eleganter lösen können [1]).

Am 20. Juni kündigte Italien den bestehenden Waffenstillstand auf — nach dem Kriege von 1859 war kein endgültiger Friede zwischen den beiden Gegnern geschlossen worden — und La Marmora dirigierte seine Truppen zum Uebergange über den Mincio. Der österreichische Generalstab war von dieser Bewegung unterrichtet und so brach das österreichische Heer aus seiner Centralstellung bei Cologna sofort auf.

Da die Befehle zum Marsche nach Westen vom Erzherzog bereits ausgefertigt waren, so war es bloß notwendig, noch das Datum einzusetzen. Somit wurde die Stellung hinter dem Festungsviereck verlassen und in zwei Märschen, am 22. und 23. Juni, das Heer bei Verona innerhalb des Vierecks vereinigt; zu Mittag des letzteren Tages war die Armee in ihrem neuen Sammelplatz angelangt. Um am Tage der Schlacht sein ganzes Heer verfügbar zu haben, entblößte der Erzherzog die Grenze am Po beinahe vollständig von den überwachenden Truppen. Die Brigade Scudier, welche daselbst stand, wurde auf der Eisenbahn zum Heere gezogen und lediglich ein Jägerbataillon und ein Husarenregiment zurückgelassen, um die Hut gegen die 70000 Mann Cialdinis zu bilden; sie genügten, um das österreichische Hauptquartier rechtzeitig von den Bewegungen dieses Gegners zu unterrichten. Alles kam darauf an, daß das österreichische Heer am Tage der Schlacht vollzählig bis auf den letzten Mann vereinigt war. Diese straffe Zusammenfassung aller Kräfte, die Furchtlosigkeit gegenüber der Gefahr, welche vom Po her drohte, brachte die Entscheidung. In dieser Weise wurde von dem Erzherzog-Feldmarschall und seinem Generalstabschef der Vorteil der inneren Linien benützt; strategisch standen die Oesterreicher in der Verteidigung; diese aber konnte

[1]) Vgl. die Arbeit des Feldzeugmeisters Johann Freiherr v. Waldstätten: „Strategische Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Feldzug in Italien 1866" (Wien 1895). Waldstätten erzählt S. 82, der Erzherzog habe schon, als er mit John die Versammlung der Armee in der Centralstellung plante, den späteren Marsch gegen den König erwogen und eigentlich schon beschlossen.

nicht besser geführt werden als durch eine Offensivschlacht, für die alle Kräfte eingesetzt wurden[1]).

Aber nicht genug daran: es war immerhin möglich, daß der König nicht den Mincio überschritt und daß er das österreichische Heer nur hinhalten wollte, um Cialdini Luft zu machen. In diesem Falle war man im österreichischen Hauptquartier entschlossen, einen Schritt weiter zu gehen, selbst den Mincio zu übersetzen und das Heer des Königs auf lombardischem Boden anzufallen. Vor keinem Wagnis also, das John vorschlug, schreckte der Erzherzog zurück. Das ist sein großes Verdienst; er verwarf andere sich ihm aufdrängende Kriegspläne und bewährte sich so als Feldherr, dem kein Zaubergedanke die entscheidende That hemmt.

Vormarsch der Italiener über den Mincio ins Festungsviereck.

Unmittelbar nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes, dessen Ende die Italiener um einen Tag früher berechneten als das österreichische Hauptquartier, also nach Mitternacht zum 23. Juni, überschritten die Vortruppen des Königs den Mincio und rückten gegen die Etsch vor. Seine Kavallerie dehnte sich im Raume zwischen den zwei Flüssen aus. Der Erzherzog ließ sie gewähren, seine Reiter zogen sich vor dem Feinde auf Verona zurück. Bis zu diesem Tage hatte die österreichische Reiterei die Uebergänge über den Mincio sorgfältig gehütet und jeder Verkehr zwischen dem österreichischen und dem italienischen Ufer war strenge verboten. La Marmora wußte denn auch nicht, daß der Gegner

[1]) Während diese Anordnungen in der kriegsgeschichtlichen Litteratur allgemeine bedingungslose Anerkennung fanden, übte Erzherzog Albrecht noch strenge Selbstkritik. Wie Waldstätten S. 89, Anmerkung, mitteilt, sprach der Erzherzog ihm gegenüber später die Ansicht aus: er glaube einen Fehler begangen zu haben, daß er nicht auch von den in Südtirol lagernden Truppen, welche zur Verteidigung des Landes bestimmt waren, eine schwache Brigade mittels Eisenbahn herangezogen habe. Die venetianische Küste wieder war durch eine Streifbrigade gegen eine Landung der italienischen Flotte behütet; aber der Erzherzog meinte, es wäre möglich gewesen, auch von ihr einige Bataillone mit der Eisenbahn auf das Schlachtfeld zu bringen.

die Centralstellung zwischen Po und Mincio bereits am 22. verlassen hatte und gegen ihn heranmarschierte; er vermutete die Oesterreicher einen bis zwei Tagmärsche tiefer im Lande. Er und die Seinigen betrachteten es als gutes Zeichen, daß die gefürchtete österreichische Reiterei vor ihnen zurückwich.

Dem italienischen General Sirtori wurde gemeldet, daß starke Truppenkörper der Oesterreicher bei Verona stünden, aber er hielt diese Nachricht für unglaubwürdig, da auch er das feindliche Heer im Innern Venetiens vermutete, und er erachtete es nicht der Mühe wert, diese Nachricht ins Hauptquartier zu schicken.

So glaubte La Marmora getreu seiner Verabredung mit Cialdini handeln zu können, ohne einen Angriff seitens des Erzherzogs befürchten zu müssen. Er hatte versprochen, die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf sich zu lenken und jenem dadurch die Ueberschreitung des Po zu ermöglichen. La Marmora wollte also mit 60—80 000 Mann den Mincio überschreiten und gegen die Etsch zu marschieren, um hier, gestützt auf die Hügel von Custoza und Somma Campagna, eine drohende Aufstellung zu nehmen. Durch diese Demonstration wollte er den Erzherzog von seiner Centralstellung gegen Verona locken; er ahnte nicht, daß er ihm dadurch so recht eigentlich ins Messer lief. Cialdini freilich hatte angenommen, La Marmora werde lediglich mit zwei Divisionen Fußvolk und mit der Kavallerie einen Vorstoß gegen Verona unternehmen, um sich nicht vor der Vereinigung mit der anderen italienischen Armee in eine Hauptschlacht mit dem Erzherzog einzulassen. La Marmora aber blieb mit gewohnter Hartnäckigkeit bei dem seit lange liebkosten Plane, in das Festungsviereck einzubringen, und förderte so die Pläne der Oesterreicher. Sein Vorgehen hätte nur dann zum Ziele geführt, wenn seine Gegner den Krieg so schläfrig führten, wie er es wünschte — dann luden sie sich die mehr als zweifache Uebermacht der vereinigten Italiener auf den Hals. Der italienische General unterschätzte die Energie des Gegners, wie er sich am Tage von Custoza überzeugen mußte[1]).

[1]) Cialdini war deshalb außer sich, als er am Vormittag des 24. Juni durch ein Telegramm des Königs erfuhr, daß es soeben zu einem ernsten

So erließ denn La Marmora am 23. Juni für den nächsten Tag die Befehle zum Vormarsche der Masse seines Heeres über den Mincio in das Viereck hinein. Mantua und Peschiera, am Mincio gelegen, flankieren wie zwei Türme das breite Thor, durch welches die Italiener in das „unerlöste Venetien" eintraten. La Marmora dachte nicht an eine Konzentration zur Schlacht, wie seine gemächlichen Anordnungen beweisen. Von seinen zwölf Divisionen ließ er drei jenseits des Mincio zurück, zwei zur Beobachtung Mantuas, eine vor Peschiera; ebenso blieb seine Artilleriereserve hinter dem Flusse und fehlte ihm denn auch am Tage von Custoza. Die übrigen neun Divisionen wurden zum Vormarsche auf ziemlich weit von einander abstehenden Straßen dirigiert; so kam es, daß auch von ihnen die zwei südlichsten nicht in die Schlacht eingriffen. Es gelang vollständig, ihn zu täuschen; er wurde förmlich ins Netz hineingelockt — die Oesterreicher brachen nicht einmal die Mincio-brücken ab, um ihm das Ueberschreiten der Grenze so bequem zu machen wie möglich. Indessen gab La Marmora, wie er später zu seiner Rechtfertigung mitteilte, seinen Generälen den Befehl, mit allen Vorsichtsmaßregeln zu marschieren und das Land bis zur Etsch sorgsam zu erkunden [1]). Aber da die Generäle gleich ihm die Oesterreicher ziemlich weit im Osten, hinter der Etsch vermuteten, befolgten die meisten von ihnen nur oberflächlich oder gar nicht diesen Auftrag [2]).

Zusammenstoße mit dem Feinde gekommen sei. Er antwortete dem König sofort: „Ich bin trostlos über die von Eurer Majestät mir gemachte Mitteilung. General La Marmora hatte mir versprochen, sich auf eine einfache Demonstration zu beschränken. Ich will hoffen, daß der Ausgang des Tages kein unglücklicher sein wird." Dieses Telegramm wurde später von Cialdini als Beweis angeführt, daß La Marmora wider die getroffene Abrede gehandelt habe. Das ist unwiderleglich, so heftig La Marmora dem auch später widersprach.

[1]) „La campagna del 1866 in Italia" (Italienisches Generalstabswerk), I, S. 178. Der erste Band dieses Werkes erschien 1875, der zweite, die Periode nach der Schlacht von Custoza umfassend, 1895.

[2]) Das italienische Heer überschritt den Mincio auf den Brücken von Monzambano, Valeggio und Goito in weiten Abständen, so daß dessen nördlichste und südlichste Spitze am Schlachttage vier Meilen weit von

Auch das Kleinste wurde vom österreichischen Generalstab bedacht, um die Bewegungen des Heeres zu verschleiern. Man hatte nämlich Grund, Verrat zu befürchten. Als der Erzherzog seine Truppen um den 14. Juni von Verona in die Centralstellung zurückmarschieren ließ, gewahrte man des Nachts ein geheimnisvolles Spiel von Lichtern; auf dem Monte Baldo über der Festung flammte es auf und die Signale setzten sich auf italienisches Gebiet fort. Was sollte das bedeuten? Man vermutete in Verona, daß die Freunde und Spione Italiens das verabredete Zeichen gemacht hatten, die Oesterreicher seien im Abmarsch begriffen und sonach am Mincio nichts zu befürchten. Es galt, diese Nachrichtenkette zu zerstören. Deshalb wurden in den Nächten vom 22. bis zum 24. Juni Soldaten auf den Monte Baldo geschickt, welche die ganze Zeit hindurch Lichter schwangen; vielleicht ließ man sich im italienischen Lager dadurch irreführen.

Marsch der Oesterreicher in die linke nördliche Flanke der ahnungslos sich ausbreitenden Italiener.

Alles ging nach dem Wunsche des Erzherzogs von statten. Am Vormittag des 23. Juni brachten ihm seine langsam vor dem Feinde zurückweichenden Reiter die Meldung, daß die Vortruppen der Italiener den Mincio überschritten hatten und daß allem Anscheine nach größere Massen folgten. Sonach wurde es ihm erspart, selbst über den Fluß zu gehen und den König aufzusuchen. Er war jetzt des Schlachtfeldes sicher: im Raume zwischen Mincio und Etsch gedachte er über das italienische

einander entfernt waren. Es bestand aus je drei Corps zu vier Divisionen. Das nördlichste war das 1. Corps unter General Durando mit vier Divisionen (Cerale, Pianell, Sirtori, Brignone), von denen Pianell eigentlich zur Beobachtung Peschieras bestimmt war, aber noch mit einem Teile seiner Truppen ins Gefecht eingriff. Daran schloß sich das 3. Corps unter Della Rocca mit den Divisionen Cugia, Govone, Prinz Humbert, Bixio. Das 2. Corps unter Cucchiari überschritt mit zwei Divisionen (Longoni und Angioletti) vormittags den Mincio bei Goito; zwei Divisionen (Mignano und Cosenz) blieben hinter dem Mincio zurück. Außerdem stand beim Heere noch die Kavalleriedivision Sonnaz.

Heer herzufallen. Noch ein Umstand beflügelte seinen Entschluß. Italienische Truppen zeigten sich nicht bloß im Anmarsch auf Verona, sondern auch auf das entferntere Mantua [1]) — sonach stand der Feind zersplittert und bot erwünschte Blößen. Am 23. Juni um 11 Uhr berief dann der Erzherzog seine Generäle zu sich nach Verona, unterrichtete sie von seiner Absicht und entwickelte ihnen seinen Schlachtplan. Die Italiener waren in breiter Front im Anzuge von Südwest nach Nordost begriffen; auf dem Marsche wollte er sie angreifen und schlagen. Nicht aber so, daß er sie an der Stirnseite faßte, wodurch ihre überlegene Zahl zur Geltung kommen konnte. Er gab vielmehr die Weisungen zu einem ebenso einfachen als wirkungsvollen Manöver: das österreichische Heer sollte nämlich noch an demselben Abende und in der Frühe des nächsten Tages unversehens in die linke Flanke des Feindes versetzt werden und diesen von Norden aus mit aller Macht angreifen. Wenn dies gelang, so wurden die Italiener genötigt, während der Schlacht die Front zu wechseln, und schwerlich kamen dann alle ihre Streitkräfte noch ins Gefecht. Die Täuschung sollte noch in der Frühe des Schlachttages erhöht werden. Zu diesem Zwecke vereinigte der Erzherzog die ganze ihm zur Verfügung stehende Kavallerie, vier Regimenter, zu einer größeren Masse, stellte sie unter den Befehl des Obersten Pulz und trug diesem auf, am nächsten Morgen von Verona her in der Front der marschierenden Italiener zu erscheinen und sie von da zu bedrohen. Der Feind hatte dann Grund, das Gros der Oesterreicher in derselben Richtung zu vermuten; wenn der Anschlag gelang, war die Schlacht unter den schönsten Aussichten eröffnet. Dies legte der Erzherzog den Generälen in großen Zügen dar, zugleich schärfte er ihnen ein, sich die Initiative zu bewahren und, wo immer es anging, der Schlacht den Charakter eines Offensivkampfes zu geben.

Sofort wurde an die Ausführung dieser Bewegungen geschritten. Schon zu Mittag marschierten die Spitzen des Heeres

[1]) Es waren dies vermutlich die zur Beobachtung Mantuas bestimmten zwei italienischen Divisionen Mignano und Cosenz.

aus Verona heraus und begannen die Umgehung. Voran die Reserve-Infanteriedivision Rupprecht, ihr zunächst das 5. Corps unter Rodich — sie erreichten am Abend das Hügelland im Norden des Schlachtfeldes und besetzten hier Castelnuovo und Sona. Das ganze Heer machte sich zum Angriffe bereit.

Am Abend wurde im Lager zum zweitenmal abgekocht und die Suppe verzehrt, das Fleisch sollte zur Zehrung am Schlachttage aufbewahrt werden. Vorsorglich wurde befohlen, daß den Soldaten um 3 Uhr früh schwarzer Kaffee verabreicht werde; Vater Radetzky hatte gesagt: „Es ist gut, wenn der Soldat am Tage der Schlacht etwas Warmes im Magen hat.“ Die große Bagage blieb jenseits der Etsch zurück und die Truppen übernachteten im Freien; die Soldaten erkannten aus diesen Zeichen, daß am nächsten Tage die Kanonen donnern würden. Des Nachts ging über dem Feldlager ein Regen nieder, der die Schlummernden belästigte, aber den Staub niederschlug und Erfrischung brachte. Strahlend ging die Sonne des Morgens über dem Schlachtfelde auf.

Um 3 Uhr morgens brachen die Oesterreicher auf und rückten in ihre Gefechtsstellung ein. Die Hügel von Somma Campagna bildeten ihren festen Stützpunkt, hier blieb ihre Reserve, zwei Brigaden des 7. Corps unter Maroičić, deren Verwendung in der Schlacht sich der Erzherzog für den letzten und entscheidenden Augenblick vorbehielt. Das übrige Heer entwickelte sich zum Angriffe. Am linken Flügel war, wie wir wissen, die Kavallerie unter Pulz vereinigt, um gleich zu Anfang die Aufmerksamkeit der Italiener auf sich zu ziehen und ihre Blicke ostwärts zu lenken. Daran schloß sich das 9. Corps unter Hartung, dem feindlichen Centrum gegenüber. Den rechten Flügel bildeten das 5. Corps unter Rodich und die Division Rupprecht; mit gutem Grunde war hier die stärkste Truppenmacht massiert. Denn diese Abteilungen standen dank der vollzogenen Umgehung hart an der Rückzugslinie der Italiener und auf ihnen beruhte die Hoffnung auf den Sieg. Durch einen überraschenden Angriff mußten sie den Feind in Verwirrung setzen und ihre überlegene Zahl hatte jeden Widerstand zu brechen.

Nichts ahnend lagerten die Vortruppen der Italiener am Abend in dem hügeligen Gelände östlich vom Mincio. Die österreichischen Vorposten wußten den Feind in der Nähe und verhielten sich ruhig, sie aber hörten durch den schönen Sommerabend die Gesänge der Italiener schallen. Da dies ein Anzeichen war, daß der Feind sich hatte täuschen lassen, so wurde dies dem Generalstabschef sofort gemeldet, und dieser sagte erfreut: „Unsere Kriegslist ist gelungen.“ Ganz unbemerkt freilich konnte der Marsch der Brigaden Rupprechts und Rodichs im Norden der Italiener von diesen nicht bleiben. Einzelne Meldungen hievon kamen an General Cerale, dieser aber legte auf die Berichte keinen Wert[1]). Nichts ist eben im Kriege verhängnisvoller als die vorgefaßte Meinung über die zu erwartende Richtung des feindlichen Angriffes. Aller Augen sind dahin gerichtet, man vernachlässigt dann leicht die gegenteiligen Meldungen über des Feindes thatsächliche Bewegungen.

Am nächsten Morgen führten die italienischen Generäle ihre Truppen in langen Kolonnen die Straße gegen Verona vorwärts. Vor ihnen lag das den Gardasee amphitheatralisch umgebende Hügelland, welches sich bis gegen Verona ausdehnt. Ein Halbkreis von Anhöhen zieht sich vom Mincio bis zum Flachland und springt in dieses mit ziemlich steilen Hängen vor; die Italiener hatten den Vorteil, diese günstigen Positionen zu besetzen[2]).

Nahe dem Mincio erhebt sich der Monte Vento, vor ihm der Monte Cricol, östlich die Höhe von Santa Lucia; endlich am weitesten nach Südosten die die Ebene beherrschenden Berg-

---

[1]) Italienisches Generalstabswerk I, S. 175.

[2]) „Der Entstehung des Hügellandes entsprechend sind die Höhen am Umfange (Randmoränen, Gletscherwälle) die höchsten. . . . Die Randhügel erreichen die Höhe von durchschnittlich 150—300 Meter, wogegen die Hügel im Innern 100—120 Meter nicht übersteigen. Es beherrschen somit die gedachten Randhöhen nicht nur die lombardisch-venetianische Ebene, in welche sie hineinragen, sondern auch das Innere des Hügellandes. Die mit dem Besitz dieser Randhöhen verbundenen Vorteile sind daher einleuchtend.“ So Scudier.

kuppen des Belvedere und Monte della Croce — die letzteren waren nebſt dem hinter ihnen liegenden Dorfe Cuſtoza der Schlüſſel der hartnäckig verteidigten und zuletzt ruhmvoll gewonnenen Poſition. Die Oeſterreicher mußten, um den Feind vollſtändig ſchlagen zu können, ihm den Höhenkranz zuerſt überlaſſen und dann mit ſtürmender Hand abnehmen. Das aber mußte gewagt werden. Hier hatte Radetzky ſchon am 25. Juli 1848 die Italiener beſiegt, John vollbrachte damals ſeine erſte Waffenthat; dieſe Erinnerung erfüllte ihn und die kaiſerlichen Truppen mit frohen Hoffnungen[1]).

So breitete ſich denn das 1. Corps der Italiener (Durando) in dieſem Hügellande aus. Südlich davon, ſchon in der Ebene, bewegte ſich das 2. Corps unter General Della Rocca und beſetzte das Städtchen Villafranca, das hart unter dem Monte della Croce, dem letzten der vorſpringenden Hügel, liegt. So ſicher fühlte man ſich, daß der König Viktor Emanuel früh morgens ſeinen gewöhnlichen Spazierritt unternahm. Das Hauptquartier blieb zu Valeggio am Mincio, alſo weit hinter der Linie des bald entbrennenden Kampfes. Von der Anhöhe bei Valeggio gewahrten einige Offiziere Pulverrauch in der Richtung von Villafranca; aber La Marmora hielt das für einen Irrtum, die Oeſterreicher nicht für ſo nahe. Er ſelbſt, lediglich von einem Adjutanten und zwei Kavalleriſten begleitet, verließ das Hauptquartier, um die Vorrückung des Corps Della Rocca zu überwachen, deſſen zwei Diviſionen, Kronprinz Humbert und Bixio, den rechten Flügel der Armee bildeten, der ſich in der Ebene vorwärts bewegte. Der Kronprinz ſtand

[1]) Die öſterreichiſchen Darſtellungen der Schlacht ſind: „Taktiſche Studien über die Schlacht von Cuſtoza", von Oberſt Karl Mathes Ritter v. Bilabruck (Wien 1891), die „Betrachtungen über den Feldzug in Italien" (Wien 1894, 2. Auflage 1896), von dem Feldzeugmeiſter a. D. Anton Freiherr v. Scudier, und „Cuſtoza", von Oberſt Adolf Strobl (Wien 1897). Scudier gibt eine eindringende und unbefangene Kritik aller Operationen. Vgl. S. 37 f. Vgl. ferner Verdy du Vernois, „Taktiſche Details aus der Schlacht von Cuſtoza" (Berlin 1876), und R. v. Arnim in ſeinem Werke „Die Taktik der Situation", I. Abteilung. Auch dieſe beiden hervorragenden preußiſchen Militärſchriftſteller ſind voll Anerkennung für die Anordnungen des Erzherzogs.

mit seinen Truppen vor Villafranca und fragte den Generalstabschef, ob er abkochen oder das vorliegende Gelände rekognoszieren lassen solle. Das letztere sei ganz unnötig, lautete die Antwort, es stehe kein Oesterreicher diesseits der Etsch. Die Erlaubnis zum Abkochen wurde also gegeben. La Marmora aber ritt sofort auf die Höhe über Villafranca, den Monte della Croce, um den allmählich heranmarschierenden Truppen jene Stellung anzuweisen, in welcher er ruhig zu verharren und die Oesterreicher zu beobachten gedachte. So hatte er ja mit Cialdini verabredet.

Eröffnung der Schlacht durch den Angriff der Reiterbrigade Pulz auf den rechten Flügel der Italiener.

Plötzlich rissen Kanonenschüsse La Marmora aus seinem Wahn. Sie ertönten auf seinem rechten Flügel; es war 7¼ Uhr, als sich dichte Staubwolken gegen die Divisionen des Kronprinzen und Bixios heranwälzten. Kaum konnten sich diese schußbereit machen: wie ein Sturmwind brausten die Eskadronen des Obersten Pulz gegen ihre Linien heran. Dieser tapfere Reiterführer hatte, wie erzählt, den Auftrag, den rechten Flügel der Italiener zu beschäftigen und so die Umgehung des feindlichen Heeres an dessen linker Flanke zu maskieren. Der Erzherzog dachte sich dies so, daß Oberst Pulz den Feind bloß necke und beunruhige; denn was konnten vier Kavallerieregimenter, also kaum dritthalbtausend Reiter, gegen mehr als 20000 Feuergewehre ausrichten? Aber Pulz, von kühnem Reitergeiste fortgerissen, stürmte auf die Linien des Feindes los. Zwei Regimenter, Kaiser-Husaren und Trani-Ulanen, befehligte er selbst, die zwei anderen Oberst Bujanovics. Ursprünglich glaubte Pulz, er werde es nur mit der feindlichen Reiterei zu thun haben, aber bald stieß er auf die Linien der Infanterie. Er stürmte trotzdem mit den Seinigen vorwärts; die Ulanen ritten etwas voran, so daß ihnen der Befehl gesandt wurde, die Kameraden abzuwarten. Aber sie fühlten schon das feindliche Feuer und nichts vermochte sie aufzuhalten. Ihr Kommandant, Oberst v. Rodakowski, hatte von Pulz die

kurze Weisung erhalten, „auf den Feind loszugehen, wo man ihn sieht“. Er und seine Ulanen befolgten den Befehl pünktlich. Zuerst trafen sie auf eine Kette Bersaglieri, stürmten über sie hinweg und fanden in zweiter Linie das Gros der Division Humbert. Kaum fand das Fußvolk Zeit, Vierecke zu bilden, in deren einem der Kronprinz selbst Aufstellung nahm. Die Ecken eines Bataillons wurden niedergeritten, ein anderes in Unordnung gebracht; mitten zwischen feuerspeienden Vierecken hindurch rasten die tapferen Schwadronen, um von Nordosten nach Süden hin durchzubrechen. Aber ein breiter Graben hemmte ihren Ritt, die Ulanen mußten Kehrt machen. Ueberschüttet von einem Hagel von Geschossen, der viele vom Pferde riß, schlugen sie sich wieder durch, die Italiener in heller Verwirrung zurücklassend. Die Standarte der Ulanen fiel im Kampfe in die Hände eines italienischen Offiziers, sie wurde ihm aber wieder entrissen — am Schlusse des heldenmütigen Angriffes sammelten sich um sie bloß 200 von 550 Reitern. Nicht so durchgreifend, aber doch in rühmlichem Vorprall hatten Hufe und Säbel des Husarenregiments Kaiser Franz Joseph unter dem Feinde gewirtschaftet, und wenn auch die anderen Regimenter unter Führung des Obersten Bujanovics lediglich die italienische Kavallerie zurücktrieben und nur hart bis an das Fußvolk vorbrachen, so war doch durch die ganze Attake der rechte Flügel der Italiener erschüttert; er blieb von diesem Augenblicke an während der ganzen Schlacht, neuer Angriffe gewärtig, wie festgebannt auf seinem Platze. Der Kavallerieangriff hatte also genügt, um einer ungefähr zehnfachen Zahl von Gegnern heilsamen Schrecken einzujagen. Die Italiener hatten nicht viel Verluste erlitten, aber General Della Rocca vermutete hinter der österreichischen Kavallerie Infanteriemassen und wartete auf ihren Angriff. Es sollte für den Ausgang der Schlacht entscheidend werden, daß die Divisionen Prinz Humbert und Bixio, im ganzen dreißig Bataillone, in der Ebene stehen blieben und besorgt nach Osten blickten, in Erwartung eines neuen Losbruches.

Stärker als die Stoßwirkung eines Ueberfalles ist aber oft sein psychologischer Eindruck. La Marmora gewann vom

Monte Croce herab die Vorstellung, sein Heer werde von Osten her angegriffen; von dem Hügel von Villafranca zum General Della Rocca hinabsteigend, bestärkte er diesen in der Annahme, daß die Divisionen Humbert und Bixio die Last und die Ehren des Tages zu tragen haben würden. In diesem Sinne gab er Della Rocca mündlich und dann gegen 11 Uhr auch schriftlich den Befehl, vor allem Villafranca gegen etwaige feindliche Angriffe zu halten und seinen Posten nicht zu verlassen, bevor er die Weisung hiezu erhalten habe. König Viktor Emanuel wiederholte dann, bei Della Rocca anlangend, jenen Befehl. Es wird sich zeigen, welch große Bedeutung diese Auffassung und die aus ihr hervorgehende Anordnung für den Verlauf der Schlacht hatte.

Indessen erkannte La Marmora, daß für die Behauptung der Ebene und Villafrancas die Besetzung der links liegenden Höhen, besonders des Monte della Croce, von größter Wichtigkeit sei. Er trieb deshalb die Division Brignone auf ihrem Marsche an und führte sie selbst auf die das Flachland beherrschende Kuppe; ihr vertraute er auch die Hut des Dorfes Custoza an. Der Division Cugia gab er den Befehl, so rasch wie möglich nachzurücken. Das war ganz gut, nur unterlief der Irrtum, daß La Marmora den Angriff von Osten erwartete, während sich das Ungewitter von Norden her vorbereitete.

Unerwarteter Angriff der Generäle Rodich und Rupprecht auf den linken Flügel der Italiener.

Nicht hier, sondern auf der entgegengesetzten Seite des Schlachtfeldes, am rechten Flügel, war es dem Erzherzog und John eigentlich Ernst mit der Aufbietung ihrer Streitkräfte. Fünf Brigaden von elf, welche die Armee im ganzen zählte, wurden an dieser Stelle von den Generälen Rodich und Rupprecht in die Flanke der Italiener geführt und um 7 Uhr der Angriff eröffnet. Die trefflichen Anordnungen der Heeresleitung sicherten von Anfang an den Erfolg; auch an Zahl waren die Oesterreicher an diesem entscheidenden Punkte dem Feinde überlegen. Ohne die Nähe des Gegners zu ahnen, marschierten

die Italiener ruhig auf den vom Mincio zur Etsch führenden Straßen. So konnte die Avantgarde Rupprechts vorerst rasch den Monte Tricol nehmen. Aber der General zersplitterte seine Kräfte zu Flankendeckungen und verstand es nicht, seine Truppen zu einem einheitlichen Stoße zu entwickeln. Ihm gegenüber entfaltete der Feind stärkere Kräfte und entriß den Oesterreichern wieder den Hügel. General Rodich überblickte die Sachlage und sandte sofort eine Brigade seines Corps nach rechts, um das Gefecht wieder herzustellen. Den Oesterreichern kam es zu statten, daß die Italiener nicht den Ernst der Situation erkannten und zum Teile mit ihrer Bagage in aller Gemütsruhe vormarschierten; ihr General Cerale glaubte nämlich, die vorderen Truppen hätten es nur mit Streifabteilungen des noch entfernter stehenden Feindes zu thun gehabt, und trabte gemächlich mit seinem Gefolge auf der Straße hinter ihnen her. Der Umschwung des Gefechts wurde wieder durch einen kühnen Reiterangriff eingeleitet: Rittmeister Freiherr von Bechtolsheim sprengte mit drei Zügen einer Eskadron, etwa 130 Reitern, von der Flanke her in die gemächliche Marschlinie des Feindes. General Cerale ließ sich von diesem Angriff überraschen, wurde ebenso wie der neben ihm reitende General Dho verwundet und sah seine Leute bald in einer Verwirrung, welche bewies, daß manche Abteilungen des italienischen Heeres nicht für einen Schlachttag geschult waren. Rodich befahl hierauf der Brigade Piret den Angriff auf das Dorf Oliosi, welches auch alsbald (9½ Uhr) nach einem heftigen Straßenkampfe mit stürmender Hand genommen wurde. Die Division Cerale wurde zersprengt und flüchtete eilends gegen den Mincio. An mehreren Stellen versuchten die italienischen Offiziere die in Verwirrung geratenen Abteilungen wieder zum Stehen zu bringen. Einige Bataillone setzten sich auch im Monte Vento fest, welcher die letzte Schutzwehr bildete zwischen den Oesterreichern und dem rückwärts fließenden Mincio. Zum Glück für die Italiener hatte die Division Pianell, dieselbe, die zur Beobachtung von Peschiera bestimmt war, den Kanonendonner gehört und der General sandte eine Brigade vor, um die Kämpfenden zu unterstützen. So blieb der Monte Vento

als Stützpunkt der Verteidigung in den Händen der Italiener. Pianell aber wagte es nicht, mit seiner ganzen Division den Mincio zu verlassen, weil er fürchtete, den Uebergang den Oesterreichern preiszugeben; er fühlte sich durch den ihm gewordenen Befehl an den Fluß gebunden. Das war immerhin begreiflich; sein Eingreifen verzögerte aber doch den Sieg der Oesterreicher. Es bedurfte noch einer erhöhten Anstrengung von ihrer Seite, um, den Weisungen ihres Feldherrn entsprechend, die Italiener am Mincioflügel über den Haufen zu rennen.

Schlachtplan des Erzherzogs. Ursachen seiner unvollständigen Ausführung.

So gewann die Schlacht schon in den Morgenstunden den ihr eigenen Charakter: Festbannung der Italiener an ihrem rechten Flügel durch einen stürmischen Reiterangriff, während sie an ihrer Linken mit Uebermacht angefallen wurden. Der Erzherzog war schon um 4 Uhr morgens von Verona aufgebrochen und überblickte je nach dem Gange des Gefechts von verschiedenen Anhöhen die sich entfaltende Schlacht. Er hielt sich in der Nähe seines rechten Flügels, weil von hier aus die Entscheidung kommen mußte. Von seinem und seines Hauptquartiers Verhalten während der wogenden Feldschlacht besitzen wir eine anziehende Schilderung durch den gelehrten Benediktiner Dudik in seinen „Erinnerungen aus dem Feldzuge 1866 in Italien". Es heißt dort: „Ich kam gerade in dem Augenblicke auf dem Schlachtfelde an, als in Peschiera aus dem Fort Croce ein Kanonenschuß erdröhnte. Aller Augen waren dorthin gerichtet, und ich konnte in diesem Momente einen Blick auf die große Karte werfen, auf welcher der Schlachtplan markiert war und die der Hauptmann des Generalstabes Aresin auf seinen Knieen ausgebreitet hielt. Der durchlauchtigste Erzherzog stand dieser Karte zunächst, neben ihm der Chef des Generalstabes, Baron John. . . . Adjutanten kamen und sprengten davon, Befehle wurden gegeben und Berichte entgegengenommen, und das alles mit einer Ruhe, als ob es sich um Abnahme einer Parade handeln würde. Ich hörte kaum ein lautes Wort, wußte also

auch nicht, ob wir zu hoffen oder zu fürchten hatten. Ich gestehe, daß ich eine gewisse Besorgnis nicht unterdrücken konnte, und diese, an mir ausgeprägt, mochte einen der umstehenden Herren bewogen haben, mir zuzuflüstern: ‚Wir haben die Italiener vollständig überrascht, wir stehen gut.'"

Der Erzherzog sah auf dem rechten Flügel den keimenden Erfolg seines Schlachtplans, während er nicht gewahren konnte, was Pulz unterdessen — über seine Weisungen hinausgehend — auf der anderen Seite unternahm und errang. Zwischen 7 und 8 Uhr wurden die weiteren Befehle an die Generäle erlassen: es galt, die Konsequenzen zu ziehen aus dem Flankenmarsche, der Rodich und Rupprecht bis nahe an den Mincio — also bis an die Rückzugslinie der Italiener — geführt hatte. Die Hauptaufgabe fiel diesem bereits siegreich vordringenden Flügel zu; ihm wurde energisches Vorgehen gegen Santa Lucia und den Monte Vento vorgeschrieben, da man von hier aus gegen den Rücken des Feindes wirken konnte. Der Grundgedanke der Schlacht wurde also mit strenger Logik fortgeführt. In demselben Sinne erhielt Rupprecht, da er am äußersten rechten Flügel stand, die Weisung, die Minciobrücke bei Monzambano ins Auge zu fassen; wenn er sie erreichte und zerstörte, konnten die jenseits stehenden Italiener nicht auf dem Kampfplatze erscheinen, vielleicht wurde den Kämpfenden an dieser Stelle sogar der Rückzug abgeschnitten. Alles war auf die Umgehung des linken italienischen Flügels angelegt. — Um dieses Manöver wirksam zu machen, sollten die Oesterreicher am anderen Flügel vorerst nicht mit aller Wucht vorgehen und sich damit begnügen, den Feind in den Stellungen von Custoza und Villafranca festzuhalten. Das 9. Corps unter Hartung, welches dem italienischen Centrum gegenüber stand, sollte Kraft und Atem sparen. Denn ein Frontalangriff auf Custoza und den Monte Croce versprach erst dann Erfolg, wenn Rodich den Feind am Flügel geworfen hatte und dann dessen Centrum in die Flanke fiel. — Es wäre dem Erzherzog willkommen gewesen, wenn die Italiener sich recht weit vom Mincio entfernt hätten, denn dann war ihnen die geplante Umgehung um so verderblicher. Das wollte er durch den Obersten Pulz erreichen. Der Erzherzog wußte, als er

dieſe ſeine Befehle niederſchreiben ließ, noch nicht, daß Pulz angegriffen und auf dem rechten Flügel des Feindes bereits lähmenden Schrecken verbreitet hatte. Nach der (bereits früher) an ihn ergangenen Weiſung ſollte er ſich mit den Italienern nicht in einen ernſten Kampf einlaſſen, ſie vielmehr landeinwärts gegen Somma Campagna locken.

So griff eines in das andere ein: wenn alles zuſammen ſtimmte, konnten das Corps Rodich und die Diviſion Rupprecht die italieniſche Armee von ihrer linken Flanke her aufrollen, eine ihrer Diviſionen auf die nächſte werfen und ſo ihre Niederlage vollenden. Es kam ſomit alles auf die Umſicht und Thatkraft der Generäle und Truppen des Umgehungsflügels an; waren ſie von dem kühnen Geiſte erfüllt, in welchem der Schlachtplan entworfen worden war, ſo drohte dem Heere des Königs Vernichtung.

Bis zum Zeitpunkte des Aufmarſches hatte ſich alles nach den Anordnungen des Hauptquartiers entwickelt. Von da an nahm die Schlacht zum Teil eine andere Wendung, als ihr der Erzherzog und John geben wollten; ſie gehorchte ihrem eigenen Geſetze. Vor allem: La Marmora wollte nicht, wie der Erzherzog während der Schlacht und auch noch in ſeinem erſten Berichte an den Kaiſer annahm, an dem öſterreichiſchen Heere vorbeimarſchieren, um an die Etſch vorzudringen; er hegte vielmehr, wie erzählt wurde, die Abſicht, die Hügel zu beſetzen und hier eine feſte Stellung zu nehmen. So blieb ihm das größte Unheil erſpart, nur einige ſeiner Abteilungen wurden noch auf dem Marſche angefallen. Außerdem hatte, wie wir wiſſen, Pulz auf eigene Fauſt gehandelt und der Befehl des Erzherzogs konnte ſeinen Ungeſtüm nicht mehr dämpfen. Mißlicher war, daß die Ordre, die den Generälen Rupprecht und Rodich erteilt wurde, erſt nach mehreren Stunden ans Ziel gelangte; der Ueberbringer geriet in feindliches Feuer und brachte den Befehl erſt zwiſchen 11 und 12 Uhr den beiden Befehlshabern. Endlich aber griff auch Feldmarſchalllieutenant Hartung mit dem 9. Corps früher in den Kampf ein, als der Feldherr wünſchte. Noch bevor ihn der Befehl traf, vor den Höhen von Cuſtoza ſtehen zu bleiben

und nicht vorzeitig gegen sie vorzubrechen, hatte auch er, um sich im Geiste der Weisungen des Erzherzogs die Initiative zu sichern, den Sturm gegen das feindliche Centrum befohlen.

Durch diese und die späteren kräftigen Stöße der Oesterreicher gegen das feindliche Centrum, durch die wiederholten Stürme und die bald mit Blut gedüngten Hügel vor Custoza erhielt die Schlacht vom 24. Juni das Gepräge und den Namen.

Fruchtlose Frontalstöße des Corps Hartung auf das italienische Centrum bei Custoza.

Eben zur Zeit ließ La Marmora, wie oben erzählt wurde, den Monte della Croce durch die Brigade Brignone besetzen. Feldmarschalllieutenant Hartung nun, ein schneidiger und umsichtiger General, konnte es nicht über sich bringen, thatenlos zu bleiben, während rechts und links Kanonenschüsse an sein Ohr schlugen. Wohl wußte er, daß der Erzherzog eine Rechtsschwenkung der Armee beabsichtigte, und in dieser frühen Morgenstunde konnte dieses Manöver nicht ausgeführt sein. Der Frontalsturm war also sehr gewagt. Aber zu verlockend lag der Siegespreis da, und so gab er nach 8 Uhr seinen Truppen den Befehl, den Monte della Croce mit stürmender Hand zu nehmen[1]).

Drei Brigaden strebten tapfer die Anhöhen hinan: Weckbecker und Böck vom Corps Hartung, denen sich die des Generals

[1]) Die Initiative Hartungs wird in dem Buche des Obersten v. Mathes nicht günstig beurteilt. Einer der Generalstabsoffiziere Hartungs, Pielsticker, verteidigte sein Vorgehen in der anziehenden Schrift „Eine Gefechtsepisode aus der Schlacht von Custoza 1866", von Pr. (Teschen 1891). Vgl. besonders S. 12 der Schrift und Dunckers „Feldmarschall Erzherzog Albrecht" S. 226. Auch sonst wird der Entschluß des Generals in der militärischen Litteratur für berechtigt erklärt. Erzherzog Albrecht hatte wohl gewünscht, Hartung solle mit dem Angriff zögern, aber er anerkannte die ehrenwerten Motive seines Vorgehens. Dagegen wurden mehrfache Einwendungen gegen die Art des Angriffes erhoben. Es machten sich dieselben Erscheinungen bemerklich wie auf den Kampfplätzen im Norden; dichtgedrängte Kolonnen stürmten gegen stark besetzte Stellungen. Die Stoßtaktik führte auch hier zu starken Verlusten.

Scudier vom 7. Corps zur Eroberung des Belvedere anſchloß. Die Italiener unter Brignone ſtanden zum Teil noch mit der Front nach Oſt — den Schwadronen Pulz' nachblickend — als ſie von Norden her beſchoſſen wurden. Dieſes Erſcheinen der Hauptmacht der Oeſterreicher von Norden her gehört zu den den Italienern bereiteten Ueberraſchungen. Raſch warf Brignone die Seinigen zur Abwehr herum und ſandte den den glatten Abhang emporklimmenden Oeſterreichern ein ſicheres Feuer entgegen.

Die Truppen Weckbeckers und Böcks ließen ſich aber weder durch die feindlichen Kugeln noch durch die Erdriſſe und Schluchten des Bodens aufhalten und gelangten, wenn auch erſchöpft und keuchend, auf den Kuppenrand des Berges. Brignone führte ſeine Leute jetzt in ſcharfem Bajonettangriff den Oeſterreichern entgegen; dieſe können ſich am Rande nicht halten und werden von den italieniſchen Grenadieren bis ins Thal verfolgt. Prinz Amadeo, der Sohn des Königs, der ſpätere König von Spanien, wird an der Bruſt verwundet; er und die Seinigen hatten tapfer ihre Pflicht gethan.

Größeren Erfolg erzielte anfangs General Scudier. Er ſchickte ein Regiment ſeiner Brigade gegen den Schweſterhügel des Monte della Croce, den Belvedere. Die Italiener vermögen ihm hier nur ſchwache Abteilungen entgegenzuſtellen; der Belvedere fällt in ſeine Hand und die Oeſterreicher dringen ſiegreich in Cuſtoza ein. Gegen den Monte della Croce wendet ſich ſein 19. Infanterieregiment. Mit größter Anſtrengung ſteigen die wackeren Truppen den kahlen Abhang hinan; glücklicher als ihre Kameraden, treiben ſie den Gegner vor ſich her und erobern die Kanonen, welche auf der Höhe neben dem Kreuz aufgeſtellt ſind.

Bis jetzt hatte La Marmora bei den Seinigen ausgehalten, ſowohl in Villafranca wie hier oben auf der Höhe mahnte er zum Ausharren. Nun aber beginnt er an einem glücklichen Ausgang zu zweifeln. Er verſucht vergebens, die Brigade Lombardia zum Stehen zu bringen. Da ſie ſich nicht halten läßt, kommt ihm der Gedanke, die Schlacht ſei nur durch das raſche Heraufholen von Verſtärkungen herzuſtellen. Aber ſtatt einen Offizier hinabzuſenden, wird er vom Fieber der Auf-

regung ergriffen und reitet selbst hinab, um die vielleicht säumigen Generäle zum Anrücken anzutreiben[1]). Natürlich verfehlt er im Herumreiten gerade den General, den er sucht, Govone; mit Cugia bespricht er in Eile den traurigen Stand der Dinge; plötzlich taucht er wieder in Villafranca auf und bringt in den König, nicht auf dem Schlachtfelde zu bleiben, sondern sich mit ihm nach Valleggio ins Hauptquartier zu begeben, wohin er denn auch zurücksprengt. Das geschah nicht aus Feigheit; denn La Marmoras Mut war in den Kämpfen von 1848 und 1849 und im Krimkriege erprobt — aber dieses nervöse Verlassen des Kampfplatzes blieb als Fleck auf seiner militärischen Ehre haften.

Seine Uebereilung ist um so größer, da sich das Gefecht jetzt gerade zu Gunsten der Italiener wendet. Denn schon erscheint die von ihm hinaufbefohlene Division Cugia am Fuße des heiß umstrittenen Berges; Oberst Ferrari führt, von La Marmora angetrieben, zwei Bataillone im Laufschritt heran. Ebenso hatte König Viktor Emanuel, die Not der Seinen erkennend, der Division Govone den Auftrag gegeben, rasch ins Centrum einzurücken. Von allen Seiten treffen also italienische Truppen ein, um die aufgelöste Division Brignone zu ersetzen. Sie werfen sich auf die vom Marsche und Kampfe ermüdete Brigade Scudier: die beiden Oberste der kämpfenden österreichischen Regimenter werden schwer verwundet — und so müssen die Oesterreicher die rühmlich erstürmten Höhen wieder räumen und eilen ins Thal hinab.

Aber so ungünstig diese Stürme auch ausgefallen waren, Hartung wollte noch immer nicht nachgeben; mindestens sollten die Italiener an der Ausnützung ihres Sieges gehindert werden. Er sandte ein Regiment von der dritten ihm noch übrig gebliebenen Brigade Kirchsberg zu erneutem Sturme auf den Belvedere hinauf. Wieder drangen die Oesterreicher auf die Höhe und hielten die Gegner wenigstens durch lange Zeit in Atem. Solche Zähigkeit war für den Ausgang der Schlacht von hoher Wichtigkeit.

---

[1]) Italienisches Generalstabswerk I, S. 257.

Stocken der österreichischen Offensive. Mittagspause der Schlacht.

Elf Uhr war es, als der Sieg des italienischen Centrums über die Brigaden Weckbecker, Böck und Scudier entschieden war. So waren um diese Zeit die Oesterreicher an den Flügeln im Vorteil, in der Mitte aber machte ihnen die Tapferkeit der Gegner den Erfolg streitig. Hier bei Custoza hatte sich der Kampf heißer gestaltet, als der Erzherzog wünschte. Aber nun hatte Hartung einmal angebissen, und so billigte es der Armeekommandant, daß er nicht locker ließ und Stoß auf Stoß gegen den Feind führte. Unverwandt richteten sich unterdessen die Blicke des Erzherzogs und Johns auf ihren rechten Flügel, der nach der ganzen Anlage der Schlacht die Entscheidung bringen mußte. Doch unerwartet langsam ging es vorwärts — warum nur ihre Unterbefehlshaber nicht endlich mit Macht durchgriffen? Weshalb zögerte Rodich nach Erstürmung Oliosis (½10 Uhr), seinen Vorteil zu verfolgen und die Italiener vor sich herzutreiben? Aufklärung, wenigstens teilweise, kam, als Rodich um 11 Uhr ins Hauptquartier schickte, um neue Befehle einzuholen; sonach war die um 8 Uhr abgesandte Ordre noch nicht bei ihm eingetroffen. Nachdrücklicher noch als früher wies der Erzherzog ihn und Rupprecht an, kräftig durchzugreifen. Die Division Rupprecht solle endlich den ohnedies besiegten Flügel der Italiener über den Haufen werfen und die Minciobrücke von Monzambano zerstören. Der Erzherzog nahm an, dazu müsse die Division genügen. Das Corps Rodich aber sollte das hart kämpfende Centrum durch energisches Eingreifen entlasten. Die Stützpunkte des italienischen Centrums waren Santa Lucia und Custoza, dort die Division Sirtoris, hier die Govones. Gegen das ihm nähere Santa Lucia wurde nun Rodich gewiesen; wenn er es gewann, so stand er der festen Stellung von Custoza in der linken Flanke und diese Anhöhen konnten nicht mehr gehalten werden. Immer wieder drang der Erzherzog auf das eine große Ziel: den Italienern sei von ihrer linken Flanke her unermüdlich zuzusetzen, so daß, was von ihnen rechts kämpfte, bald ungeschützt in der Luft hing.

Aber auch jetzt kam der in großem Stile entworfene Schlachtplan nicht zur Ausführung. Rodich hielt es für gewagt, die Division Rupprecht am rechten Flügel sich selbst zu überlassen und sein ganzes Corps zum entscheidenden Schlage gegen das Centrum zu führen. Jene Division war durch den Angriff am Morgen aus ihrer taktischen Stellung geraten und konnte eine größere Aufgabe nicht mehr lösen. Die Führer zersplitterten sie zu sehr und hatten die Truppen nicht mehr in der Hand. Zudem zählte die Division ein Grenzregiment und mehrere vierte Bataillone, welch letztere in der Regel nur zum Festungsdienste verwendet wurden, Abteilungen also, die nicht die Schlagkraft der übrigen Truppen besaßen. Hätte Rodich nicht des Morgens die Brigade Piret zur Erstürmung Oliosis zu Hilfe gesandt, so hätten die Oesterreicher an dieser Stelle nicht durchgreifen können. Rodich wollte abwarten, bis Piret dort von den Truppen Rupprechts abgelöst war, bevor er seine Brigaden gegen das Centrum zu verwendete. Ob es nun Zaudern oder Umsicht war — genug, das Zögern Rodichs verschaffte dem Centrum der Italiener für einige Stunden Luft; sein methodisches Vorgehen führte dann auch zum Ziele, aber nicht so rasch und so vollständig, als man im Hauptquartier wünschte[1]).

[1]) Das Verhalten Rodichs wird verschieden beurteilt. Das österreichische Generalstabswerk II, S. 100, findet die Haltung Rodichs in der Gefechtslage begründet. Dagegen tadelt Scudier sein Säumen sehr nachdrücklich. Auch von italienischer Seite, so von Corsi, werden die Operationen der Oesterreicher am rechten Flügel als verspätet und matt bezeichnet. In der Biographie Rodichs in Lukes' „Militärischer Maria-Theresia-Orden", S. 255, welche wohl nach seinen Angaben geschrieben ist, wird sein Verhalten ausführlich und sachgemäß dadurch begründet, daß Piret noch im Kampfe mit Pianell engagiert war und nicht gegen Santa Lucia verwendet werden konnte. Der Erzherzog war derselben Meinung, er hielt Rodich stets in Ehren. Auch er war offenbar der Ansicht, daß der Fehler an Rupprecht und seinen Truppen lag. Thatsächlich erhielten alle selbständigen Befehlshaber in der Schlacht (Rodich, Hartung, Maroičić und Pulz) mit Ausnahme Rupprechts das Maria-Theresienkreuz. Waldstätten stellt übrigens fest, daß die vierten Bataillone und das Grenzregiment minderwertige Truppen waren. Thatsächlich wurde auch nach der Schlacht das unter Rupprecht stehende Grenzregiment nach Verona geschickt und

Wie nun Rupprecht den Befehl erhielt, in den Rücken der Feinde vorzubringen und dort die Brücke von Monzambano abzubrechen, ſah er die Kräfte ſeiner Diviſion zum großen Teile verbraucht; er ſandte, um zu gehorchen, wenigſtens ein Bataillon gegen Monzambano. Das war ein ſo vereinzelter Vorſtoß, daß dieſe kleine Schar hilflos aufgerieben wurde.

So kam um Mittag die Offenſive des öſterreichiſchen Heeres zum Stehen. Eine längere Pauſe trat in dem bisher hitzigen Kampfe ein. Das Centrum der Italiener atmete auf. General Sirtori wagte es ſogar, von Santa Lucia einen kurzen Vorſtoß gegen die vorderen Truppen des Corps Rodich zu unternehmen, auf den er ſich ſpäter viel zu gute that. Die Diviſionen Govone und Cugia gewannen auf den tapfer feſtgehaltenen Höhen von Cuſtoza die Zuverſicht, das Aergſte ſei überſtanden. Govone ließ, um die Patronen zu ſparen, das Feuer ganz ſchweigen und gab ſeinen ermüdeten Truppen Erlaubnis, abzukochen.

Das Unglück der Italiener war, daß ihnen die Oberleitung vollſtändig fehlte. Jeder der Generäle kämpfte auf eigene Fauſt; vergebens ſuchten ihre Adjutanten La Marmora auf dem Schlachtfelde. Eigentlich ſtand ihre Sache nur auf dem linken Flügel ſchlimm. Im Centrum dagegen hielten ſie ſich tapfer gegen die Stürme der Oeſterreicher. Auf ihrer Rechten ſtanden die Diviſionen Prinz Humbert und Bixio nebſt der Kavallerie unter Sonnaz noch unverbraucht bei Villafranca; dieſe Truppen hatten ſeit dem Vorprall des Oberſten Pulz keinen Feind mehr verſpürt. Wäre ihr General Della Rocca ein Mann von Ent-

dafür andere Bataillone aus der Feſtung gezogen. Waldſtätten gegenüber ſprach der Erzherzog ſpäter die Anſicht aus (S. 77, Anmerkung), es wäre zweckmäßiger geweſen, die Reſervediviſion früher zuſammenzuſtellen, damit die Truppen beſſer ineinander verwuchſen. Nach ſorgfältiger Prüfung dieſer Zeugniſſe begreift man, daß der Erzherzog, obwohl er über die Ausführung der gegebenen Befehle ſtrenge wachte, Rodich keine Schuld beimaß. Rodich, der ſchon 1848 als Grenzoffizier unter Jellachich die Erhebung Kroatiens gegen Ungarn organiſierte, blieb auch ſpäter Vertrauensmann des Hofes und wurde Statthalter in Dalmatien, als welcher er durch geheime Verbindungen mit den Chriſten Bosniens die Eroberung dieſes Landes durch Oeſterreich vorbereitete.

schlossenheit gewesen, so hätte es ihn nicht bei Villafranca geduldet und er wäre vorwärts gegen Somma Campagna gerückt oder den bei Custoza kämpfenden Abteilungen zu Hilfe geeilt. Er hatte, wie oben (S. 408) erzählt wurde, vormittags von La Marmora den Befehl erhalten, in Villafranca stehen zu bleiben und die feindlichen Angriffe abzuwehren; an diese Anordnung hielt er sich tagsüber ängstlich, wiewohl General Bixio, von Thatendrang erfüllt, ihn dringend um die Erlaubnis bat, zur Offensive übergehen zu dürfen. Della Rocca, später mit Vorwürfen über seine Unthätigkeit überhäuft, wies darauf hin, daß er um Mittag Kunde von der Niederlage auf dem linken Flügel der Italiener erhalten hatte und von da ab von der Sorge beherrscht war, die Oesterreicher könnten in der Verfolgung ihres Sieges den Seinen den Mincio-Uebergang bei Valeggio versperren; er mußte sich somit hüten, durch gewagtes Vordringen den Rückzug auf dieser Seite des Heeres in Frage zu stellen [1]). Ueber solchen Bedenken nun kam er niemals zum Handeln — indessen aber gewann der Erzherzog Zeit zu seinen letzten, alles entscheidenden Dispositionen.

La Marmora war auf dem Schlachtfelde nicht zu finden. Er hatte, wie erzählt wurde, in fluchtähnlicher Eile den Monte della Croce verlassen, um Hilfe heraufzuholen. Er eilt dann gegen den Mincio und gelangt am Mittag nach Valeggio. Unterwegs sieht der General, wie von seinem hart bedrängten linken Flügel die Division Cerale in voller Auflösung aus der Schlacht abzieht. So erfährt er jetzt auch das Mißgeschick auf dieser Seite. Erst jetzt wird ihm klar, daß ein Teil des Heeres des Erzherzogs Albrecht in seiner Flanke steht — allmählich wird sich der unselige General der Sachlage bewußt. Auf den Straßen zu den Minciobrücken wogt

[1]) In dem lesenswerten Buche „Autobiografia di un veterano“ (2. Band, Bologna 1898) versucht Della Rocca sein Zögern zu rechtfertigen. Sein Generalstabschef, Oberst Graf Robilant, der spätere Botschafter und Minister, war seiner Ansicht. Della Rocca beruft sich darauf, daß auch Bixio trotz ihrer Meinungsverschiedenheit ihm stets die größte Hochachtung bewies (II, S. 275). Dagegen schrieb Govone die Schuld an der erlittenen Niederlage fast ausschließlich Della Rocca zu.

das Getümmel der Flucht, denn die Bagagen der Italiener waren in der Frühe den Truppen friedlich nachgerückt, wurden durch den Angriff vorprellender Reiter aus der Brigade Pulz aufgescheucht und eilten in heller Verwirrung zurück, überall die Nachricht einer Niederlage verbreitend. Alles das stürmt auf La Marmora ein; statt aber bei seinem Generalstab zu bleiben und sich durch die einlangenden Meldungen zu unterrichten, war er auf diese Weise sein eigener Ordonnanzoffizier gewesen und hatte sich persönlich von allem Unheil überzeugt. Nun setzt er den begangenen Fehler fort. Da er die Niederlage für unausweichlich hält, möchte er wenigstens den Rückzug decken und reitet in derselben Eile wie bisher nach Süden gegen Goito. Hier angekommen, verlangt er von General Cucchiari, er solle die beiden rückwärtigen Divisionen seines Corps schleunigst gegen Villafranca zu führen. Da entgegnete Cucchiari: „Erinnern Sie sich doch an Ihre letzten Befehle; meine Brigaden stehen um Mantua herum: es wird Abend, bis die neue Weisung an die entfernteste gelangt." „Wehe mir Armen!" schrie La Marmora auf und brach in Thränen aus. Noch immer aber gab es Hilfe. Denn die beiden vorderen Divisionen Cucchiaris waren noch bei der Hand. Wenigstens die eine, Longoni, konnte noch das Schlachtfeld erreichen. La Marmora aber hat alle Hoffnung verloren und läßt sie Halt machen, um die Flucht zu decken — und so bleibt auch sie unverwendet, obwohl die Generäle von der Schlachtlinie her auf ihren eiligen Anmarsch bringen.

Aenderung des Schlachtplanes des Erzherzogs. Durchbrechung des italienischen Centrums und Sieg der Oesterreicher.

So erfüllte sich das Geschick der italienischen Armee. Bis gegen Mittag hielt der Erzherzog an dem Gedanken fest, die Entscheidung auf dem Mincioflügel herbeizuführen. Um 1 Uhr aber erschien General Rodich selbst auf der Höhe, wo der Feldherr mit seinem Stabe hielt, und rechtfertigte sein unwillig vermerktes Zögern. Seine Gründe erschienen dem Erzherzog stichhaltig. Auf die Division Rupprecht konnte man zu einem

großen Schlage von der Flanke her nicht mehr zählen. Die vollständige Umgehung des feindlichen Heeres und die Verlegung des Rückzuges war somit unmöglich. All das erwägend, kamen der Erzherzog und John zu dem Schlusse, von ihrem ursprünglichen Schlachtplane zum Teile abzugehen. Sie hatten, wie wir wissen, fünf ihrer Brigaden (Rodich und Rupprecht) dem Feinde in die Flanke gesendet; die sechs übrigen (Hartung und Maroičić) sollten ausreichen, daraufhin das italienische Centrum bei Custoza zu erschüttern. Jetzt beschlossen sie, fast ihre ganze Kraft gegen Custoza zu vereinigen — auch das Corps Rodich erhielt die Weisung, mit seiner Masse den Angriff auf den Belvedere zu unterstützen. Nur eine seiner Brigaden unter Piret wurde zur Verstärkung des Mincioflügels verwendet; der Monte Vento wurde ihm zum Ziele gesetzt, dieser letzte feste Punkt vor der Brücke von Monzambano. Aber das war nicht mehr die Hauptsache. Es reifte vielmehr der Plan, alle Streitkräfte zum Durchbruche des bereits erschütterten feindlichen Centrums zu verwenden. Dazu sollte auch die Schlachtreserve aufgeboten werden; zwei unversehrte Brigaden unter Maroičić standen dem Erzherzog noch zur Verfügung. Rodich erhielt die Weisung, diese Unternehmung vorzubereiten. Zwei seiner Brigaden sollten Santa Lucia erobern und sich dann gegen Custoza wenden; indem die Schlachtreserve sich mit ihm zum umfassenden Angriffe auf den Belvedere und auf Custoza vereinigte, mußte der vormittags mißglückte Stoß endlich gelingen. Alles wurde planvoll vorbereitet, man sah die feste Hand der obersten Leitung. Hätte man wissen können, wie verworren es auf der italienischen Seite zuging, so hätte man noch immer an der Umgehung festhalten oder doch gleich ohne Zaudern in das Centrum hineinstoßen können. Dann wäre der Erfolg noch größer gewesen. Aber auch die methodische Sicherheit und die ruhige Kraft dieses Vorgehens führten zum ruhmvollen Ende.

Gegen 2 Uhr wurde die Offensive vom Corps Rodich an den beiden bezeichneten Punkten wieder aufgenommen; allerorten mit durchschlagendem Erfolge.

Am Monte Vento stieß seine Brigade Piret auf ansehn-

liche Artillerie; die italienischen Truppen wußten, daß die Oesterreicher hier dem Mincio zustrebten, und sie verlegten ihnen eine Zeit lang den Weg. Aber vergebens; die Angreifer überwältigten den Widerstand hier, wie vormittags bei Olioſi, und das 1. Corps der Italiener flutete in völliger Auflösung gegen den Fluß zurück. Damit war die Niederlage am Mincioflügel entschieden.

Rechts davon stand die Division Sirtori bei Santa Lucia — auch sie konnte den Oesterreichern nicht widerstehen. Als die zwei anderen Brigaden Rodichs anrückten, räumte Sirtori ohne Widerstand das Schlachtfeld und überließ den Siegern die feste Position.

So setzte sich die Niederlage der Italiener von links nach rechts fort. Stoß um Stoß fühlten sie sich zu den Brücken des Mincio zurückgedrängt; zuletzt kam nach dem Monte Vento und Santa Lucia das hart umstrittene Custoza an die Reihe. Denn nach dem Abzuge Sirtoris war, wie die österreichische Heeresleitung beabsichtigt hatte, die Centrumsstellung des Feindes auf den Höhen von Custoza an ihrer linken Flanke vollständig entblößt. Was den Frontalstößen des energischen Hartung nicht geglückt war, mußte jetzt durch einen konzentrischen Angriff gelingen. Um 3 Uhr ergingen die Dispositionen hiezu; die Armeereserve unter Maroičić hatte Stirn an Stirn, Rodich von links her vorzugehen; auch die Kavallerie unter Pulz wurde zu der Unternehmung aufgeboten.

Mit nicht zu übertreffender Präzision wurden diese Bewegungen ausgeführt, von allen Seiten zog sich das Ungewitter gegen die Verteidiger der Höhen von Custoza zusammen. Feldmarschalllieutenant Maroičić hatte den Befehl nicht abgewartet, sondern entwickelte seine Truppen bereits zum Angriffe. Er ließ zuerst 40 Kanonen auffahren und die Höhen von Custoza unter Feuer setzen; der Hagel von Geschossen erschütterte die oben stehenden Bataillone. Hierauf wurden die Brigaden Welsersheimb und Töply zum Angriff befohlen. Prächtig erglänzten im Sonnenschein die Gewehre der kampflustigen Regimenter. Es war ein Anblick wie auf dem Exerzierplatze, als sie festen Schrittes die mit Leichen bedeckten Höhen hinanstiegen.

Govone ließ zur Verteidigung ein nachhaltiges Feuer gegen die Angreifer eröffnen und schickte nach Villafranca zu General Della Rocca um Verstärkung. Wie das Artilleriefeuer gegen die Höhe stärker wurde, bestürmten Prinz Humbert und Bixio diesen General, sie vorrücken zu lassen, um den bedrängten Kameraden Hilfe zu bringen. Aber Della Rocca, von trüben Ahnungen erfüllt, glaubt, seine beiden Divisionen seien zur Deckung des Rückzuges notwendig. So bleiben die Italiener auf den Höhen ohne Hilfe. Rasch bringen die kaiserlichen Brigaden vor und erobern nach kurzem, hitzigem Feuergefechte den Belvedere. Jetzt läßt Maroičić seine Truppen halten, um zuerst ein mörderisches Feuer auf Custoza zu eröffnen. Er selbst ritt, während seine Truppen im feindlichen Feuer standen, die beiden Brigaden ab, zog vor ihnen den Hut und dankte ihnen im Namen des Kaisers und des Erzherzogs für ihr mutiges Vordringen. Dann ließ er sie zum Sturm auf Custoza antreten.

Unterdessen hat auch Rodich nach der Eroberung von Santa Lucia den Angriff auf das hart umstrittene Dorf begonnen; von allen Seiten dringen österreichische Abteilungen vor, und Govone sieht sich, da die Munition seiner Leute zu Ende geht, genötigt, den Rückzug anzutreten. General Möring vom Corps Rodich war es gegönnt, zuerst mit seinen Truppen in Custoza einzudringen. Hier bot sich den Siegern ein furchtbarer Anblick dar: das Wirtschaftsgebäude des Palazzo stand in Flammen, die Häuser waren zusammengeschossen, Leichen lagen auf den Gassen und Schwerverwundete wie Verstümmelte bargen sich, so gut es ging, hinter Mauern und Bäumen. Mit der Eroberung von Custoza — es war zwischen 5 und 6 Uhr abends — war die Schlacht entschieden.

Unverfolgt zogen die Italiener ab. Denn die österreichischen Truppen waren seit 3 Uhr morgens auf dem Marsche oder im Kampfe; ermattet von der Hitze des Sommertages warfen sie sich nach erfochtenem Siege zur Ruhe hin[1]). Wohl machte Oberst

[1]) Zu jener Zeit marschierten und fochten die Oesterreicher sonderbarerweise auch im Hochsommer in ihren dicken Mänteln und mit dem

Pulz den Versuch, mit seinen abgehetzten Pferden den abrückenden Feinden zu folgen; sie konnten nur mehr im Schritte vortraben, dennoch warf er sich bei Villafranca auf die Bataillone Della Roccas. Aber diese, die seit morgens unbeschäftigt standen, ließen sich jetzt nicht wieder überraschen, und General Bixio wies den Angriff ab. Nur Lieutenant Kristiányi sprengte mit einem Husaren bis in eine feindliche Batterie, wo sein Pferd schwer verwundet stürzte; dem gefangenen tapferen Offizier gab General Bixio den Säbel zurück mit den Worten: „Nehmen Sie Ihre Waffe, denn Sie sind würdig, sie zu tragen.“ Bixio ließ darauf seine Division mit klingendem Spiele abziehen, zum Zeichen, daß er wenigstens unbesiegt sei. So war, wie Corsi zur Tröstung seiner Landsleute schreibt, die Schlacht wohl ein schönes Drama, aber ein solches, dem der Schluß fehlte. Pulz war mit dem Ende nicht zufrieden, und als er am Abend ins Hauptquartier kam, eilte er erhitzt, verstaubt und vom Schlachtenfeuer erregt auf John zu und beklagte sich, er sei nicht genügend unterstützt worden, er wäre sonst in Villafranca eingedrungen. Begütigend legte John die Hand auf die Schulter des Obersten und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Ja, mein Freund, du wolltest halt die Schlacht allein gewinnen.“

Nicht an den Anordnungen der Heeresleitung lag es, daß der Sieg nicht mit der Zerschlagung der feindlichen Armee schloß. Denn ihr Gedanke zielte auf eine völlige Umgehung der Italiener und auf ihre Abdrängung von den Minciobrücken. Zu diesem Zwecke hätte das feindliche Centrum seitens Hartungs kaltblütig festgehalten und unterdessen der linke Flügel durch das Corps Rodich mit alles vor sich niederwerfender Wucht angegriffen werden müssen. Aber das Temperament der beiden Generäle brachte es mit sich, daß umgekehrt gerade Rodich bedächtig und methodisch einen Schritt vor den anderen setzte, während Hartung einen Machtstoß nach dem anderen gegen die Höhen von Custoza führte. Dadurch wurde der Schwerpunkt

schweren Tschako auf dem Kopfe. Es herrschte das Vorurteil, daß auf diese Weise die plötzliche Abkühlung des schwitzenden Körpers und damit, besonders in den Reiskulturen Oberitaliens, Fieber und Rheumatismen verhindert würden.

der Schlacht in das Centrum verlegt. In den fortgesetzten, konsequent durchgeführten Stürmen gegen die feindliche Mitte liegt die Größe des Eindruckes der Schlacht. Das Begonnene wurde dadurch zu siegreichem Ende geführt, daß zuletzt auch die Reserve unter Maroičić gegen diesen Schlüssel der feindlichen Stellung aufgeboten wurde. Erfahrungsgemäß aber übt die Durchbrechung des feindlichen Centrums selten eine so verheerende Wirkung auf den Besiegten als die Umgehung seiner Flügel. Denn Flanke und Rücken sind die empfindlichsten Teile eines Heeres; auch die tapferste Truppe, so pflegte Radetzky zu sagen, kann es nicht vertragen, daß sie im Rücken beschossen wird. Der Gang der Schlacht, die Stürme der Oesterreicher gegen das feste Centrum hatten zur Folge, daß die Verluste der Sieger an Toten und Verwundeten größer waren als die der überwundenen Italiener [1]).

Unheilvoll war für die italienische Armee, daß sich La Marmora durch den Angriff überraschen ließ und bald alles verloren gab. So blieben die fünf bis sechs Divisionen der vorderen Schlachtlinie sich selbst überlassen; die meisten kämpften mutig, und einzelne Generäle, besonders Govone, zeigten sich ihrer Aufgabe ganz gewachsen. Aber sie erhielten weder durch das rückwärts stehende Corps Cucchiari Verstärkung, noch wagte es General Della Rocca, sich mit seinen zwei Divisionen am rechten Flügel von der Stelle zu rühren. Unthätig ging er auf dem Marktplatze von Villafranca auf und ab; erst hart vor dem Verluste von Custoza erwog er — allzu spät — mit

[1]) Nach den offiziellen Verlustlisten hatten die Oesterreicher 1170 Tote, 3984 Verwundete, 120 Gefangene, 2682 Vermißte; die Italiener 723 Tote, 2756 Verwundete, 3647 Gefangene, 454 Vermißte. Die größeren Verluste der Oesterreicher rührten auch von ihrer Stoßtaktik her; sie rannten mutig, oft ohne zu schießen, bis an die feindliche Schlachtlinie; wurden sie dann geworfen, so blieben die Verwundeten und die zu weit vorgedrungen waren, in den Händen des Feindes. Die Vermißten sind, da diese Verlustliste nach dem Kriege veröffentlicht wurde, wohl zum größten Teile den Toten zuzurechnen. Nur unbedeutende Abteilungen italienischer Soldaten standen beim Heere Erzherzog Albrechts; von ihnen dürften etwelche wieder in ihrer Heimat aufgetaucht sein; etwas über 100 Magyaren ließen sich für die ungarisch-italienische Legion anwerben.

ſeinem Generalſtabe einen Angriff auf die vor ihm bei Somma Campagna ſtehenden Oeſterreicher[1]). So kam es, daß, obwohl das Heer König Viktor Emanuels dem des Erzherzogs weit überlegen war, die in der Schlacht zur Verwendung kommenden Streitkräfte beider Teile (ſieben bis acht italieniſche Diviſionen gegen elf öſterreichiſche Brigaden) ungefähr gleich waren. Die Kunſt des Feldherrn beſteht darin, alle ſeine Kräfte am richtigen Orte wirken zu laſſen. Von dem ganzen öſterreichiſchen Heere kamen bloß zwei Bataillone nicht ins Feuer, alle übrigen erhielten ihr Ziel durch die überlegene Führung. So lohnte ſich der kühne Entſchluß, gegen Cialdini an dieſem Tage nur ein Huſarenregiment und ein Bataillon zu verwenden und die ganze Macht gegen den König zuſammenzuhalten. In ſtolzer Erinnerung an dieſe wirkungsvollen Dispoſitionen ſagte der Erzherzog ſpäter: „Ich weiß nicht, ob die Vorſehung mir beſcheiden wird, noch einmal den Oberbefehl in einem Feldzuge zu führen; das aber weiß ich, daß ich dann alles bis auf den letzten Mann in der entſcheidenden Richtung einſetzen werde.“

Unmittelbar nach der Schlacht wurde die Frage aufgeworfen, wem denn die Siegespalme gebühre, ob dem Erzherzog oder John. Dieſer eigentlich müßige Streit trifft das größere Problem, welcher Anteil in ſolchen Fällen dem Feldherrn, welcher dem Chef ſeines Generalſtabes zukommt. Denn ſie müſſen ſich — wenn nicht einer von beiden thatſächlich alles leitet, wie Napoleon I. neben Berthier, oder Moltke neben König

---

[1]) Die Angabe in den früheren Ausgaben dieſes Werkes, Della Rocca ſei ſpäter vor ein Kriegsgericht geſtellt, jedoch freigeſprochen worden, war Reuchlins „Geſchichte Italiens“ entnommen, kann indeſſen nach Della Roccas Selbſtbiographie nicht aufrechterhalten werden. Abgeſehen davon, daß er hievon ſchweigt, ſpricht der Brief Della Roccas an Corvetto in ſeiner Selbſtbiographie (II, S. 283) dagegen, ebenſo die Vertrauensſtellung, die er auch nach dem Kriege bei König Viktor Emanuel einnahm. Dieſer bot ihm in der Nacht nach der Schlacht bei Cuſtoza ſogar das Amt eines Generalſtabschefs der Armee an, das Della Rocca im Kriege von 1859 an der Seite des Königs bekleidet hatte.

Wilhelm — gegenseitig ergänzen wie Blücher und Gneisenau, wie Radetzky und Heß. Solch ein ideales Zusammenwirken bestand zwischen dem Erzherzog-Feldmarschall und John. Alle Zeugen stimmen darin überein, daß der Gesamtplan des Feldzuges von John herrühre. Aber es lagen dem Erzherzog noch andere Vorschläge vor, so von dem geistvollen und ehrgeizigen General Möring. Es ist aber das Verdienst des Erzherzogs, daß er sich nicht in seinem Vertrauen zu John erschüttern ließ, daß er von den möglichen Feldzugs- und Schlachtplänen gerade den kühnsten wählte. Nur ein wirklicher Feldherr konnte nach diesem Lorbeer greifen. Die Offensive gegen die doppelte Uebermacht des Feindes, die ruhige Beiseitelassung Cialdinis, der Vorstoß gegen das Heer des Königs, mit dem man auch nicht einen Tag zögerte: das waren Thaten, welche im Geiste der Napoleonischen Kriegskunst erdacht und ausgeführt wurden. So groß auch der Anteil Johns an diesem Beginnen war: Erzherzog Albrecht war eine Persönlichkeit von Selbstbewußtsein und fürstlichem Stolze, die sich nicht die Hand führen ließ, sondern in freiem Sinne wählte und entschied. Wie hoch man bei Hof und im Lager Johns Verdienste an dem Siege schätzte, zeigte sich noch am Abend der Schlacht. Auf das siegverkündende Telegramm des Erzherzogs an den Kaiser folgte die Depesche des Monarchen: „Dir und Meinen braven Truppen Meinen wärmsten Dank!" Unmittelbar darauf aber langte ein zweites Telegramm ein, welches den Generalmajor John zum Feldmarschallieutenant erhob. Verstärkter Jubel der Generäle und Offiziere empfing diese rasche Anerkennung des Verdienstes [1]).

In Johns Natur lag nicht überschäumende genialische Thatkraft, er war vielmehr wie Gneisenau ein Mann von Klarheit, Ruhe und Festigkeit. Auch bei ihm war die Kühnheit der kriegerischen Entwürfe das Ergebnis der Einsicht, daß im Kampfe der mutigste Mann auch der klügste sei. Wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so ging er mit vollster Sicherheit bis

[1]) Dubik, S. 49. Noch in der Nacht telegraphierte Erzherzog Albrecht an Feldmarschall Heß, dessen Alter seine Teilnahme am Kriege unmöglich machte: „Der dankbare Schüler meldet seinem Meister, daß er heute bei Custoza gesiegt hat."

ans Ende wie eine Kugel — so urteilt jemand, der ihm nahe stand — die nach dem Verlassen des Rohres unaufhaltsam dem Ziele zueilt. In der Diskussion mit Vorgesetzten und Untergebenen brach er durch seine zähe, nie verletzende Energie jeden Widerspruch, widerlegte er jeden Einwand, eine wichtige Eigenschaft für den Generalstabschef eines großen Heeres. Dabei war er nicht etwa mitteilsam oder redegewandt, vielmehr wortkarg und kurz angebunden. Er sprach nur, wenn er zu befehlen oder zu überzeugen hatte. Im Verkehr war er rauh, aber er trat dabei anderen nicht zu nahe; er hatte dann keine Zugeständnisse zu machen, um den unwillig Ueberzeugten oder gar Beleidigten zu versöhnen. Die Vorschläge Mörings und anderer erhielt er zur Berichterstattung und setzte ihnen eine scharfe, überzeugende Kritik entgegen. Seine Ruhe flößte den Menschen Vertrauen ein, er unterwarf sie seiner Ansicht durch die Kraft seines festen Willens. Seine Offiziere liebten ihn, aber sie traten nie ohne Zagen bei ihm ein, denn er kehrte denjenigen, mit denen er sprach, das Innere mit beängstigendem Scharfblicke hervor. Phrase und Pathos waren ihm fremd und wirkten nicht auf ihn, er drang in den Kern der Sache. Ein strafender Blick, ein bitteres Wort des Tadels trafen, wenn sie von ihm ausgingen, schwerer als die drohenden Verweise anderer. Strenge, fast unerbittlich war er im Dienste; aber die ihm näher standen, wußten, daß sich hinter seinem rauhen Wesen ein im Grunde weiches, liebebedürftiges Gemüt barg. Man stellt sich bedeutende Heerführer oft als Rechenmeister vor, deren Verstand alles erwägt, voraussieht; aber so mächtig diese Gabe auch in ihnen wirkte, so ist doch stets Thatkraft ihre hervorstechendste Eigenschaft gewesen; und solch eine Vollblutnatur war auch John.

Für seine Stellung war John durch seine Laufbahn wohl vorbereitet. Er wurde als der Sohn eines Offiziers 1815 geboren und in der Wiener-Neustädter Militärakademie erzogen. Seit seiner Ausmusterung aus der Anstalt im Jahre 1835 bis zum Kriege von 1866 diente er großenteils in Italien. Mit einer kurzen Unterbrechung von zwei Jahren, da er ein Regiment kommandierte, gehörte er dem Generalstabe an. Schon

als Hauptmann zeigte er im Jahre 1848 seine vorwaltenden Eigenschaften. Zwei Tage nach der Schlacht bei Custoza vom 25. Juli 1848, in der er sich den Orden der eisernen Krone erwarb, zeichnete er sich noch rühmlich bei der Verfolgung aus. Als er am 27. Juli Volta besetzen wollte, mußte er erst seinen Brigadier Liechtenstein und dann seinen Divisionär Wimpffen, die beide das Unternehmen für bedenklich erklärten, mit Mühe überzeugen, daß durch rasches Zugreifen und Ausharren der Sieg an ihre Fahnen zu knüpfen sei. Am Abend führte er die Truppen im Laufschritt in den Ort; die Italiener wollten ihn zurückerobern und die ganze Nacht hindurch wurde gekämpft, da immer mehr Truppen von beiden Seiten herangezogen wurden. Es gab einen Augenblick, da der Corpskommandant D'Aspre den Rückzug befehlen wollte, doch John widersprach so nachdrücklich, daß D'Aspre den jungen Hauptmann anherrschte — aber der Rückzug unterblieb und der Morgen brachte die völlige Niederlage der Italiener, deren Heer jetzt in voller Auflösung nach Mailand zurückeilte und auch diese Stadt räumte. Vorgesetzte wie Kameraden waren voll des Lobes über den trefflichen Offizier, dieser aber hegte gerade damals die Absicht, den Soldatenberuf aufzugeben. Denn ihn begleitete das Bild eines geliebten Mädchens in den Krieg, der Tochter des Professors der Astronomie in Krakau, Weisse. Aber sowohl sie wie John, der neben neun Geschwistern der Sohn eines Hauptmanns war, waren vermögenslos, und als Offizier konnte er sie nicht heimführen. Da redeten ihm seine Kameraden zu, sich wegen der Waffenthat von Volta um das Maria-Theresien-kreuz zu bewerben, mit dem ein Jahresgehalt verbunden ist. Erst auf ihr Drängen ließ er sich dazu herbei, dann erst konnte er im Januar 1849 um seine Braut anhalten. Fürst Friedrich Liechtenstein stellte ihm das Zeugnis aus: glücklich könne sich jeder General schätzen, dessen Truppen Hauptmann John angehöre. Da das Tapferkeitszeugnis die Bescheinigung enthalten mußte, daß er, ohne einen Befehl von Vorgesetzten erhalten zu haben, die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hatte, meinte D'Aspre unwirsch: „Ich soll also unterschreiben, daß ich ein Esel bin?" — aber ohne Zögern setzte er seinen Namen unter

das Schriftstück. Mit seiner Brigade nahm John als Hauptmann an dem Siege von Novara, an der Eroberung von Bologna und Ancona teil; dann wurde sie aufgeboten, den Kirchenstaat von den Scharen Garibaldis zu säubern. Er eigentlich leitete die Treibjagd auf den General, der, aus Rom von den Franzosen vertrieben, sich unter fast wunderbaren Abenteuern bis ans Adriatische Meer durchschlug und durchschlich. Der Findigkeit des berühmten Freischarenführers, dem er stets auf den Fersen war, setzte John eine Spür- und Kombinationsgabe entgegen, die schon damals seine Umgebung mit Staunen erfüllte. Aber in den Briefen nach Krakau äußerte er sich, obwohl monarchisch und konservativ gesinnt, abfällig über die Mission, an der er teilnahm, besonders über die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt, da diese Dinge Oesterreich doch nichts angingen; er beklagt sich über sein unleidliches Geschäft, Freiheitsbäume niederhauen zu lassen, Behörden einzusetzen und Denunzianten hinauszuwerfen. Wenn sich die Nachrichten über die Kreuz- und Querzüge Garibaldis widersprachen, wenn die Richtung der Verfolgung unsicher wurde und die österreichischen Befehlshaber in Verzweiflung waren, hieß es immer: was wohl John rate. Er prüfte nach seiner Art schweigsam die Berichte, wies die Frager schroff ab, und dann gab er sein knappes Urteil, das fast unfehlbar das Richtige traf. Während er ernst, anscheinend übellaunig seinen Dienst verrichtete, sprach sein Herz voll Hingebung und Zartheit in den Briefen an seine Lieben in Krakau; nach Beendigung des Feldzuges führte er seine Braut heim. Wie viel hätte der junge Offizier schreiben können, was ihn in ihren Augen heben konnte! Aber mit einer geradezu peinlichen Bescheidenheit geht er über seine eigenen Thaten hinweg; auch später sprach er nie über das, was er 1848, 1849 und 1866 vollbracht hatte. Nichts lag ihm ferner als der Wunsch, sein und das Verdienst anderer zu scheiden, sich seinen Anteil am Erfolge und am Ruhme zu sichern.

Solch eine Natur war besonders geeignet, das richtige Verhältnis zu Männern wie Erzherzog Albrecht und Benedek zu finden. Schon 1859 ward er zu der wichtigen Stellung eines Generalstabschefs der Armee in Italien erhoben und bald

wurde er, obwohl Benedek anfangs mit ihm nicht ganz übereinstimmte, die Seele dieses Organismus [1]). Er blieb es auch unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Albrecht. In der Schlacht bei Custoza konnte die Umgebung wahrnehmen, wie sich die beiden Männer ergänzten: Erzherzog Albrecht feurig und schnell bereit, vom Gedanken zur That überzugehen; John kalt und unerschütterlich in dem Entschlusse, erst alles zum Siege vorzubereiten. Der Erzherzog wollte schon gleich nach Mittag die Reserven aufbieten und den letzten Schlag führen; mehrmals wandte er sich deshalb ungeduldig an seinen Generalstabschef. Dieser sah schweigsam rauchend auf das Schlachtfeld; aber man las ihm die Denkarbeit von der Stirne; kurz angebunden wie immer, entgegnete er nur mit einem bestimmten Nein! oder Noch nicht! — offenbar wollte er die Reserven sparen, vielleicht auch nicht früher im Centrum losschlagen, als bis Rodich von rechts her die Italiener aufgerollt hatte. Der Erzherzog handelte nach seinem Rate, erst um 2 Uhr gab John seine Zustimmung, daß Maroičić bis an die Höhen von Custoza heranrücke, und eine Stunde später erfolgte dann von hier aus der entscheidende Sturm. Dagegen ist der Gedanke, die gesamte österreichische Macht gegen die Armee La Marmoras aufzubieten, das geistige Eigentum des Erzherzogs; John hätte es lieber gesehen, wenn zur Bewachung der Po-Linie eine ganze Brigade zurückgeblieben wäre.

Die Welt kannte Erzherzog Albrecht nur als einen Prinzen, der über die monarchischen und die Traditionen des Heeres ängstlich wachte; die ihm näher standen, wußten, daß er ein starkes, selbst leidenschaftliches Temperament besaß. Schon sein Verhalten im Dienste zeigte dies, denn er war Soldat aus Herzensinteresse an dem edlen Handwerk. Das vereinigte sich mit der beinahe religiösen Verehrung, die er

[1]) Vgl. Friedjung, „Benedeks nachgelassene Papiere", S. 303—305, 314. Sodann das anonym erschienene, von Bartels verfaßte Buch „Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges im Jahre 1866" (Zürich 1901), S. 70. Die hier gegebene Charakteristik des Erzherzogs Albrecht, Johns und ihrer Waffengefährten ist, wie alles, was Bartels schreibt, subjektiv gefärbt und stellenweise bitter, enthält aber manches Brauchbare.

dem Andenken seines Vaters, des Erzherzogs Karl, widmete. Seines Vaters sich würdig zu erweisen, ihm als Feldherr gleichzukommen, war von Jugend auf sein glühender Wunsch. Ebenso kräftig umfaßte er, was sonst seine Neigung gewann. Nicht bloß seine Abstammung stempelte ihn zum Royalisten, er war von persönlicher Hingebung für Kaiser Franz Joseph erfüllt und stand ihm nicht nur als Glied der Dynastie, sondern wie ein Vasall gegenüber. Unermüdlich war er in Erfüllung seiner militärischen Pflichten, bequemeren Naturen schien sein Eifer überreizt, da er sich nie genug im Dienste that. Seine Lebenskraft war so stark, daß er nicht merkte, es könnten andere die Strapazen nicht ertragen, die er sich selbst zumutete. Weil er bei Manövern und im Felde keine Müdigkeit zu kennen schien, erwartete er auch von den Offizieren und der Mannschaft oft mehr, als billig war. In Sturm und Schneegestöber wie im Sonnenbrand führte er seine Truppen zu Uebungen; Benedek, der umgekehrt die Soldaten fast zu zärtlich behandelte, legte ihm bei seinen Inspektionsreisen stets ans Herz, die Truppen zu schonen. Auch sonst fand der Erzherzog in seiner strengen Auffassung der Pflicht mitunter nicht den richtigen Maßstab für die Leistungen seiner Untergebenen. Doch wem er sein Vertrauen geschenkt hatte, dem mutete er dann das Beste zu und fesselte dadurch nicht wenige tüchtige Offiziere an sich, welche ihm mit Wärme zugethan waren. Nicht immer freilich war er glücklich in der Schätzung des Wertes seiner Umgebung; war er es doch, der den General Krismanič zum Leiter der Operationen der Nordarmee empfahl. Er war reizbar und Widerspruch machte ihn leicht ungeduldig; es kam aber wieder vor, daß er einen Offizier, der seine Ueberzeugung gegen ihn mit männlichem Mute vertrat, mit den Worten umarmte: diejenigen seien seine besten Freunde, die ihm unverhohlen die Wahrheit sagten. Für andere als militärische Angelegenheiten, denen er sein Leben weihte, hegte er kein tieferes Interesse. Selbst nach großen Unglücksfällen in seiner Familie widmete er sich mit gewohntem Eifer allen, auch den kleinsten Angelegenheiten des Dienstes. Er war von ernster Religiosität erfüllt, ein gläubiger Bekenner der katholischen Kirche. Aber in irdischen

Dingen hegte er wohl nur eine tiefe Neigung, und dies für die kaiserliche Armee. In politischer Hinsicht war er ein Gegner der liberalen Ideen und mit Mißtrauen sah er auf die nach 1866 Ungarn gewährte Selbständigkeit. Wenige Mitglieder des kaiserlichen Hauses haben die Niederlage von 1866 so schwer verschmerzt wie er, und er konnte lange nicht für Versöhnung und Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche gewonnen werden. Er arbeitete im Frühjahr 1870 eifrig an einem Bündnisse mit Frankreich, aber mit großer Vorsicht bestand er darauf, daß das französische Heer erst in Süddeutschland einbrechen und der österreichischen Armee die Hand reichen müsse, bevor die Monarchie losschlage[1]). Als jedoch das Bündnis mit Deutschland geschlossen war, hielt er fest an den übernommenen Pflichten.

Zu diesen Anschauungen gesellte sich ein glühender, nur durch große Leistungen und Erfolge zu befriedigender Ehrgeiz. In jüngeren Jahren konnte ihn eine wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung aufs äußerste reizen. Kleinliche Gemüter fanden es unbegreiflich, daß ein Prinz, dem das Schicksal ohnedies alle Wünsche befriedigte, noch eifersüchtig nach dem höchsten Lorbeer strebte. Er war zu klug und zu gerecht, um nicht fremdes Verdienst anzuerkennen; als Benedeks Ruhm ihn an die Spitze der Armee in Italien stellte, fügte sich der Erzherzog unter den Oberbefehl des ihn überholenden Nebenbuhlers und übernahm sogar das Kommando eines Armeecorps unter dem rangsjüngeren Feldzeugmeister. Aber er behielt sein Ziel, Nachfolger Radetzkys in Italien zu werden, immer im Auge und er ruhte nicht, bis er es durch den Appell an den Edelsinn Benedeks, der ihm das Kommando im Mai 1866 abtrat, wirklich erreichte.

Selten wohl war ein Sterblicher so sehr vom Glücke begünstigt wie Erzherzog Albrecht. Denn durch die Uebernahme des Oberbefehls im Süden führte ihn sein Geschick und seine, wie sich herausstellte, kluge Wahl hart an den Niederlagen im Norden vorbei und an die Spitze eines siegreichen Heeres.

---

[1]) Lebrun, „Souvenirs militaires“ (Paris 1896), S. 140.

Selbst ein großes militärisches Talent hätte den Mißerfolg gegen Preußen damals nur mildern, schwerlich ganz abwenden können. Was er bei Custoza leistete, konnte nur der Neid verkleinern; denn wenn auch der Gedanke John gehörte, so war die That doch unbestritten sein. Aber er fühlte es im ersten Jahrzehnt nach der Schlacht unwillig, daß man seinen Generalstabschef mehr pries, als er für gerecht fand. Ueberhaupt besaßen damals John, zuerst als Kriegsminister, dann als Generalstabschef der Armee, und Kuhn als dessen Nachfolger im Ministerium größeren Einfluß in den Fragen der Heeresorganisation als der Erzherzog; sein Verhältnis zu John trübte sich dadurch in bedauerlicher Weise. Erst nach dem Rücktritte Kuhns und dem 1876 erfolgten Tode Johns galt er unbestritten für den ersten General der Monarchie; neben den siegreichen deutschen Feldherren wurde sein Name in Ehren genannt. Und er wachte fast ängstlich über seinen Ruhm. Es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, daß sein Verdienst gemindert scheine durch den Anteil der Generäle, die ihm damals zur Seite standen. Fremdes Verdienst wurde wohl anerkannt, aber der Erzherzog verlangte, daß seine militärische Ueberlegenheit nicht angezweifelt werde. Als John starb, wußte der Erzherzog es durch seinen nachdrücklich ausgesprochenen Wunsch durchzusetzen, daß ihm der gesamte Nachlaß des Generals von seiner Familie überantwortet wurde, nicht bloß seine ganze militärische Korrespondenz, sondern ebenso alle seine Familienbriefe und die Memoiren, welche John zu diktieren begonnen hatte, die aber erst seine Jugendzeit umfaßten. Nur die Briefe Johns aus den Jahren 1848 und 1849, die an seine künftigen Schwiegereltern gerichtet waren und sich nicht in seinem Nachlasse befanden, blieben der Familie erhalten; alles übrige wanderte in den Besitz des Erzherzogs und die Hinterbliebenen konnten nicht einmal den Briefwechsel Johns mit seiner Frau und seinen Kindern zurückerhalten. Ebenso soll der Erzherzog die Denkwürdigkeiten, welche General Möring zurückließ, an sich gebracht haben; viele wichtige Beiträge zur militärischen Geschichte Oesterreichs ruhen in dem Archiv des erzherzoglichen Hauses.

Erzherzog Albrecht erwarb und bewahrte sich den Ruf eines

Meisters des Krieges nicht mühelos. Ihm bereitete sein kurzes Gesicht große Hindernisse, welche für einen weniger willenskräftigen Charakter unüberwindlich gewesen wären. Dieses Uebel steigerte sich mit den Jahren so sehr, daß er selbst die Personen in seiner Nähe nicht an den Gesichtszügen unterscheiden konnte; erst wenn sie sich an der Tafel oder bei ihrem Eintreten in das Gemach durch ihre Stimme bemerklich machten, konnte er das Gespräch mit ihnen eröffnen und fortführen. Es gab Leute, welche fanden, er sei schon aus diesem Grunde als Feldherr ganz von seinem Ratgeber abhängig gewesen. Aber es war merkwürdig, wie er durch eifriges Studium der Karten und klare innere Anschauung diese Uebelstände überwand. Auf das Manöverfeld brachte er auch in späteren Jahren, als seine Sehkraft ganz geschwächt war, ein genaues Bild der Stellung der Truppen im Kopfe mit sich. Ein Gedächtnis von sicherer Treue und die für den Kriegsmann wichtige Eigenschaft, Ort und Zeit in der Vorstellung richtig schätzen zu können, halfen ihm über sein Gebrechen hinweg. Aus den Bemerkungen und Mitteilungen seiner Umgebung bildete er sich eine klare Vorstellung von den sich vollziehenden Truppenbewegungen. Es gibt eindrucksvolle Erzählungen von Heerführern, welche, obwohl blind, ihr Heer stets zum Siege führten. In unserer Zeit wäre ein blinder Feldherr vielleicht noch leichter denkbar, da die Schlachtlinien so weit ausgedehnt sind, daß das Auge die Ereignisse nicht zu überblicken vermag und oft nur die überbrachten Meldungen den Plan und den Entschluß bestimmen können. So wie sich der Erzherzog die Augen seiner Umgebung dienstbar machte, so vielfach auch ihr Wissen, ihre Begabung. Dies zu verstehen, ist eine wichtige Eigenschaft hochstehender Männer. Rasch eignete er sich die Ideen anderer an; das verbitterte Urteil eines seiner Generäle, er habe immer mit dem Klingelbeutel Gedanken zusammengelesen, stellt ebenso die Schranken seiner Begabung fest, als es ein Zeugnis ist für seine Klugheit. Auf Erzherzog Albrecht wirkte der große Erfolg von Custoza läuternd und anfeuernd. Sein Bildungsdrang steigerte sich eher, er nahm das Bedeutende, das die militärische Wissenschaft jener Tage hervorbrachte, eifrig in sich auf. Immer arbeitete er an sich,

und es ist ein bedeutender Zug an ihm, daß er auch an seinem Feldzuge von 1866 strenge Selbstkritik übte.

Es wurde oben erwähnt, welche seiner Anordnungen ihm später selbst nicht voll genügten. Nach dem Tode des Erzherzogs wurde in einer russischen militärischen Zeitschrift von dem Mitgliede einer an ihn gesandten militärischen Deputation erzählt, er habe damals einem der Offiziere auf ein Wort der Kritik über 1866 entgegnet: „Junger Freund, wir haben nicht bloß einen einzigen, wir haben mehrere Fehler gemacht; aber Gott hat uns verziehen und unsere Fahnen zum Siege geführt." Eifrig förderte er die militärischen Studien unter den Offizieren der Armee. Er erwarb sich große Verdienste, indem er für die Umbildung des Heeres wirkte, die nach der Verknöcherung früherer Jahre notwendig geworden war. Aber in Streitfällen stand er auf seiten der Anhänger des Alten. Die Regelung des militärischen Prozeßverfahrens, bereits in Angriff genommen, stockte infolge seines Widerspruches. Die Verlegung der Regimenter in die Werbebezirke und die Bildung territorialer Divisionen und Corps hielt er angesichts der Nationalitätenverhältnisse Oesterreichs für einen bedenklichen Versuch; indessen wurde die Reform trotz seines Einspruches durchgeführt, um die Mobilisierung der Armee im Kriegsfalle zu beschleunigen. In Erleichterungen des Dienstes, in sanitäre Verbesserungen willigte er nur zögernd, wenn sie dem Herkommen zu sehr widersprachen. Er wachte aber auch über die strenge Handhabung der Disziplin, und selbst das Talent fand ihn abweisend, sogar hart, wenn es diese Linien überschreiten wollte. So stieß Erzherzog Johann, dessen lebhafter, die Schranken der Tradition unruhig überfliegender Geist ihn zuletzt zum Austritte aus dem kaiserlichen Hause und unter dem Namen Johann Orth zu Abenteuern auf fernen Meeren trieb, in ihm auf einen entschiedenen Gegner. Größere Gegensätze waren schwer denkbar, als zwischen dem geistreichen, vorurteilslos aber sprunghaft denkenden Prinzen und dem ernsten Oheim, der durch strenge Selbstzucht sein eigenes leidenschaftliches Temperament gezähmt hatte, der im festen Geleise kirchlicher und staatlicher Traditionen sicher einherging und unbedingte Unterordnung unter sie for-

derte. Es war die Meinung des Erzherzog-Feldmarschalls, daß solche unlenksame, wenn auch geniale Naturen das Gefüge des Heeres sprengen müßten.

In seine Anschauungen gewähren die von ihm veröffentlichten Arbeiten manchen Einblick, besonders die kleine Schrift „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege", die bald nach dem Kriege erschien [1]). Ein starkes Pflichtgefühl gibt sich darin kund, er kämpft gegen das Erbübel in der österreichischen Armee: die Scheu, den wagenden Entschluß zu fassen und ihn auf alle Gefahr hin auch gegen die Vorgesetzten zu vertreten. Er zeigt in der Arbeit, wie weit Verdienst und Schuld am Ausgange des Krieges dem Feldherrn zuzuschreiben ist, wie weit seinem Generalstabschef, den Unterfeldherren sowie der Verwaltung. Unschwer erkennt man, daß dem Erzherzog auch daran lag, festzustellen, daß dem Feldherrn selbst und nicht dem Generalstabschef der Hauptanteil am Siege zukomme. Er weist den Gehilfen den verdienten hohen Rang an, fährt aber dann fort: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene berühmt gewordenen Generalstabschefs ihre glänzenden Eigenschaften schwerlich zur vollen Geltung gebracht haben würden, wenn sie, statt an der Seite hochbegabter Feldherren zu stehen, es mit unfähigen, kleinlichen und unberechtigten Einflüssen zugänglichen oder gar aller moralischen Autorität baren Charakteren zu thun gehabt hätten. Es gibt Dinge, die niemand dem Feldherrn ersetzen kann, wenn sie ihm mangeln. Fehlt ihm z. B. die geistige Selbständigkeit so weit, daß er aus der Fülle aller möglichen Entschlüsse nicht den entsprechenden zu erkennen vermag; fehlt ihm ferner die Festigkeit, ihn auszuführen und unter allen Um-

[1]) Wien, Verlag von Faesy und Frick, 1869. Außer dieser Schrift und den oben erwähnten, vor dem Kriege 1866 verfaßten Instruktionen veröffentlichte der Erzherzog: „Anweisung über den Betrieb des Felddienstes" (1846), „Wie soll Oesterreichs Heer organisiert sein?" (1868), „Gedanken über den militärischen Geist" (1869), „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie" (1870). Die letzte Schrift wird kein Historiker des deutsch-französischen Krieges unbeachtet lassen dürfen. Die Arbeit des Erzherzogs „Kritische Betrachtungen über den Feldzug 1866 in Italien", geschrieben 1869, ist leider nicht im Druck erschienen.

ständen Gehorsam und Pflichterfüllung im Heere aufrechtzuerhalten, so wird diesem schweren Uebelstand niemand abhelfen können."

Diese Worte zeigen, wie Erzherzog Albrecht sein Wirken im Feldzug von 1866 beurteilt sehen wollte; kein Unbefangener wird dagegen Widerspruch erheben.

Im österreichischen Hauptquartier kannte man am Abende der Schlacht von Custoza die Größe des Sieges nicht, da eine Verfolgung des Feindes nicht stattfand. Man hielt es für möglich, daß die Italiener am nächsten Morgen den Kampf wieder aufnehmen würden, zumal da mehrere Divisionen des Feindes nicht ins Feuer gekommen waren. La Marmora war aber zunächst so niedergeschlagen, daß er in der Frühe des 25. schon die Befehle zum eiligen Rückzuge nach Cremona und Piacenza ausfertigte; zugleich sandte er an Cialdini ein betrübliches Telegramm, um ihn vor der Ueberschreitung des Po zu warnen. Aber auch an diesem Tage blieb das italienische Heer von den Oesterreichern unbehelligt. Man sparte im österreichischen Hauptquartier die Kräfte, um sich nötigenfalls gegen Cialdini zu wenden. Gespannt warteten Erzherzog Albrecht und John auf Nachrichten von seinen Bewegungen; alles war vorbereitet, um auch ihn zu Boden zu werfen. Wenn er den Po überschritt, so wollte ihn der Erzherzog in zwei Tagen ereilen; nach dem Siege am Mincio war für den 28. Juni die Poschlacht, und zwar bei Trecenta, in Aussicht genommen.

So gewann La Marmora im Laufe des 25. Juni Luft und neuen Mut, und statt des Planes zum Rückzuge wurde ein anderer entworfen, welcher immerhin Entschlossenheit bekundete. La Marmora wollte selbst den Po überschreiten und am Süduser des Flusses zur Armee Cialdinis stoßen, um nun das zu versuchen, was kundige Ratgeber ihm längst empfohlen hatten: mit dem gesamten Heere von Süden her in Venetien einzubrechen und das Festungsviereck zu umgehen.

Aber zu diesem Unternehmen war es zu spät, denn Cial-

dini hatte von dem ersten Telegramme La Marmoras einen bösen Eindruck gewonnen. Ursprünglich war seine Absicht gewesen, in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni den Po zu überschreiten — das hielt er jetzt für zu gefährlich. Er mußte befürchten, der Erzherzog seinerseits werde über den Po gehen und ihn mit überlegenen Kräften angreifen. Er berief einen Kriegsrat und kam mit seinen Generälen überein, einem Schlage dieser Art durch schleuniges Verlassen des Po auszuweichen und sich gegen Modena zurückzuziehen. Von hier aus konnte man La Marmora die Hand zur Vereinigung reichen.

Bald erfuhr der Erzherzog durch seine Reiterpatrouillen, daß Cialdini sich ihm entzogen habe, und La Marmora durch ein Telegramm, daß sich das Heer Cialdinis auf dem Rückzuge befinde. Es war gar zu vorsichtig von seiten Cialdinis, sich so rasch einschüchtern zu lassen. La Marmora ergriff denn wirklich die Gelegenheit, um die Schuld des Aufgebens der Offensive auf ihn zu wälzen. Er stellte dem Könige vor, daß sein schöner Plan durchkreuzt sei, und bei den gegenseitigen Vorwürfen der Generäle kam es zu keiner rüstigen That.

Unter diesen Umständen erwog der Erzherzog, ob er sich nicht nochmals mit ganzer Kraft auf das Heer La Marmoras werfen solle. Aber bald meldeten seine Kundschafter, daß bereits ein Teil der Armee Cialdinis zu dem Hauptheere gestoßen sei. Nun war die Uebermacht der Italiener zu groß und es war die Frage, ob man das österreichische Heer, die letzte Schutzwehr des Reiches im Süden, durch einen verwegenen Angriff aufs Spiel setzen solle. Von den Alpen herüber flogen Gerüchte von unheilvollen Kämpfen in Böhmen. So überschritt denn der Erzherzog wohl am 1. Juli den Mincio und drang in die Lombardei ein, aber in der Absicht, einem ernsten Kampfe mit den Italienern auszuweichen. Nur wenn die Feinde selbst zum Angriffe übergingen, wollte er ihnen abermals auf dem österreichischen Ehrenfelde von Custoza die Stirne bieten. Auch langten Weisungen aus Wien ein, daß er die Kräfte sparen und sein Heer für einen größeren Schauplatz erhalten solle.

Dann kam die Schlacht von Königgrätz. Im Norden drang der Feind gegen die Reichshauptstadt vor und das in Italien

siegreiche Heer mußte abberufen werden, um die Armee an der Donau zu verstärken. Nur die Festungen blieben besetzt; Erzherzog Albrecht und John eilten nach Wien, um den Widerstand gegen die Preußen zu leiten. Einzelne Bollwerke, wie die zu Rovigo, wurden gesprengt, um die Kräfte nicht in der Verteidigung Venetiens zu zersplittern. Diese Donnerschläge — man hörte den furchtbaren Knall von Rovigo bis Venedig — verkündigten das Ende der Hoheit Oesterreichs über die Halbinsel. Mit Recht nannten die Italiener dessen Herrschaft die der Deutschen, denn sie war in der That eine Fortsetzung der Gewalt der Ottonen, der Hohenstaufen und Kaiser Karls V. Sie war durch die eigenen Kräfte der Italiener nicht zu erschüttern und nicht zu beseitigen. Noch der letzte Schlag, zu dem Oesterreich ausgeholt hatte, war mit der Löwentatze geführt. Trotz der Mängel seines Heerwesens erwies sich das Reich in den Siegen von Custoza und Lissa als eine Militärmacht ersten Ranges.

Durch die Räumung Venetiens wurde Erzherzog Albrecht in die Lage versetzt, 50000 Mann frischer, siegbewußter Truppen an die Donau zu führen und zur Verteidigung dieses Stromes eine Armee von 200000 Mann zu organisieren, welche bereit war, den Preußen noch einmal in einer Hauptschlacht entgegenzutreten. Oesterreich lag vor dem Friedensschlusse nicht so ganz zu Boden als fünf Jahre später das besiegte Frankreich, dessen beste Soldaten sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden. Das ist die geschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Custoza; sie ist nicht bloß eine Episode in den Kämpfen unserer Zeit, sie war vielmehr eine Kraftprobe, ob Oesterreich, trotz des Verlustes seiner Herrschaft in Deutschland und in Italien, in sich die Bürgschaften besitze, sich als Großmacht zu behaupten.

XII. Buch.

Aufmarsch des österreichischen und des preußischen Heeres. Unterwerfung Norddeutschlands.

Zu Beginn des Krieges war die strategische Lage Preußens überaus ungünstig. Die beiden Hauptteile seines Gebietes waren durch Hannover und Hessen voneinander getrennt, Frankreichs Haltung ungewiß, Oesterreich durch die Truppen der deutschen Südstaaten unterstützt. Dazu bohrt sich Sachsen und Nordböhmen in die langgestreckte Südgrenze Preußens; wenn dessen Hauptheer zur Deckung Berlins aufgestellt wurde, so blieb Schlesien dem Einfalle der Oesterreicher ausgesetzt. Da man nun diese blühende Provinz nicht preisgeben wollte, mußte die erste Aufstellung des Heeres in einer langen, leicht zu durchbrechenden Linie erfolgen. Es galt aber vor allem, auf dem entscheidenden Punkte mit überwältigenden Streitkräften aufzutreten; der Nachteil der geographischen Lage mußte durch eine kräftige Offensive wettgemacht werden. Es wurde denn auch in Berlin der Entschluß gefaßt, die Rheinlande fast ganz von Truppen zu entblößen und die beiden Corps aus den westlichen Provinzen zum größeren Teile gegen Oesterreich aufzubieten. Das war bei der rätselhaften Haltung Napoleons ein Wagnis. Moltke drang mit diesem kühnen Rate durch, Bismarck ließ sich überzeugen, obwohl er es anfangs lieber gesehen haben würde, wenn wenigstens das 8. (rheinische) Corps die Hut an der Westgrenze ge-

halten hätte. Ursprünglich wollte Moltke nicht bloß dieses, sondern auch das ganze 7. (westfälische) Corps gegen Oesterreich aufbieten; doch als Hannover zu Oesterreich abschwenkte, ließ man dessen eine Hälfte, die Division Göben, gegen diesen Feind aufbrechen, wozu noch andere losere Formationen, so die Besatzung von Schleswig-Holstein und einige durch Landwehren ersetzte Festungsgarnisonen traten; so wurde ein Heer von 48000 Mann, die spätere Mainarmee, gewissermaßen „improvisiert“ [1]). Die übrigen achteinhalb Corps von den neun des gesamten Heeres wurden gegen Oesterreich in den Kampf geführt.

Dagegen wurde gegen Moltkes Rat der Zeitpunkt des Angriffs immer wieder hinausgeschoben. So kam es vorerst zu tastendem Hinundherschieben großer Truppenteile, was damals wie später die Kritik kundiger Beurteiler hervorrief. Es hieße den Dingen Gewalt anthun, wollte man behaupten, die preußische Heerführung habe von vornherein ihre geistige Ueberlegenheit gezeigt. Gleich anfangs wurde ein technischer Fehler gemacht, den Moltke später selbst als solchen erkannte: nach der sonst tadellos rasch durchgeführten Mobilisierung wurde jedes Armeecorps zunächst etwa im Mittelpunkte seiner Ergänzungsprovinz konzentriert und dann erst seine Einwaggonierung verfügt. Dieses Zusammenziehen der Truppen war zwecklos und führte einen Zeitverlust herbei; im Jahre 1870 wurde es deshalb auch unterlassen und die Einschiffung jedes Bataillons sofort nach dem Einlangen der Reservemänner angeordnet. Viel bedenklicher aber war es, daß bis zum ersten Schwertstreich an leitender Stelle die Einheit des Entschlusses fehlte. Der König machte sich auf die Verteidigung seines Landes gefaßt, Moltke dagegen drang unaufhörlich auf gewaltiges und umfassendes Vorbringen. Der Chef des Generalstabs hielt dies schon deshalb für geboten, weil die Truppen am Schlusse ihrer Auswaggonierung aus den Eisenbahnen, also am 5. Juni, sich, wie bereits er-

[1]) Ueber diese Verteilung der Streitkräfte siehe Roons „Denkwürdigkeiten“ II, S. 271, und Moltkes „Gesammelte Schriften“ III, S. 424 Anmerkung, sodann J. v. Verdy du Vernois, „Im Hauptquartier der II. Armee 1866“, S. 19.

zählt wurde, in einer weit ausgedehnten Verteidigungsstellung befanden. Das rheinländische Armeecorps und die zum Kampfe gegen Oesterreich bestimmte Division des westfälischen Corps wurden zu Halle und Zeitz auswaggoniert; südlich von Berlin konzentrierte sich, das Herz des Staates deckend, die Garde; an diese schlossen sich, in der Lausitz einen festen Kern bildend, die enger zusammengezogenen Corps aus Pommern, Brandenburg und der Provinz Sachsen (2., 3. und 4. Corps); weiter bei Görlitz das 1. Corps; an der Ostspitze des Halbkreises waren das 6. und das 5. Corps konzentriert, beide vor allem für die Verteidigung Schlesiens bestimmt. Auch Oberschlesien, bis ins österreichische Gebiet hineinragend, war durch eine kleinere Truppenabteilung gedeckt. In den ersten Tagen des Juni war demnach die Armee, über sechzig Meilen zerstreut, in einem großen Bogen von den Quellen der Werra bis zur mittleren Oder verteilt. „Es war das selbstverständlich," so erklärt das Werk des preußischen Generalstabs über den Krieg, „nicht der beabsichtigte strategische Aufmarsch der Armee, sondern eine erste unvermeidliche Etappe zu demselben. Ob von jenen Ausschiffungspunkten aus die weitere Annäherung der noch getrennten Teile durch Märsche auf der Peripherie erstrebt werden mußte oder durch Operationen nach dem Centrum bewirkt werden durfte, blieb noch abhängig von dem Entschlusse über defensive oder offensive Führung des Krieges überhaupt." Auffallend genug, daß vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges über den Grundgedanken des Feldzugsplans keine Einigung erzielt war [1]).

Viele preußische Offiziere fühlten sich durch diese Anordnungen beunruhigt und am schärfsten gab diesem Gefühl General Steinmetz Ausdruck, der Moltke einen Brief mit scharfem Tadel über diese „Verzettelung" der Streitkräfte sandte, ein Schreiben, das der Chef des Generalstabs bestimmt abweisend und unterrichtend beantwortete. Einer der Offiziere, der zum

[1]) Näheres darüber in der Schrift „Der Feldzug Preußens 1866", die zuerst 1867 in der „Edinburgh Revue" (später in der „Revue Britannique", Juniheft) erschien und die man dem Prinzen Friedrich Karl zuschrieb. Dieser ist zwar nicht der Verfasser, aber gewiß wurden für sie Daten aus seiner Umgebung geliefert.

Chef eines Armeestabes bestimmt war, fühlte sich verpflichtet, sich an den Grafen Bismarck zu wenden und ihm seine Bedenken vorzulegen: wenn die Oesterreicher nämlich, weniger rücksichtsvoll als König Wilhelm, zum raschen Angriff schritten und mit gesammelter Kraft aus Böhmen vorbrachen, dann trafen sie irgend einen schwachen Punkt der dünnen Kette und hatten alle Aussicht, die geteilten preußischen Streitkräfte zu schlagen. Dieselben Vorstellungen erhob Govone bei Bismarck und Moltke [1]).

Sobald die achteinhalb Corps des preußischen Heeres die Eisenbahn verließen, erging der Befehl an sie, sich enger aneinander zu schließen. Zwischen dem 6. und dem 10. Juni rückten die beiden westlichen Corps gegen die Elbe heran; die Heeresteile in Schlesien wurden in den nordwestlichen Teil der Provinz verlegt. Der Kronprinz nahm sein Hauptquartier in Fürstenstein, dem schönen Schlosse des Fürsten von Pleß, halbwegs zwischen Breslau und Trautenau. So verringerte sich die Länge der preußischen Aufstellung auf die Hälfte, aber auch jetzt hatte sie noch eine Ausdehnung von dreißig Meilen. Man kann sich die brennende Ungeduld vorstellen, mit der Moltke mehr denn eine Woche verstreichen sah, ohne daß der wertvolle Vorsprung der preußischen Rüstung ausgenützt wurde [2]).

---

[1]) Govones Bericht vom 22. März bei La Marmora, „Etwas mehr Licht". In der Unterredung, welche Moltke dem Verfasser dieses Buches gewährte, sprach er sich sehr bitter über die Einwendungen der Italiener aus, die den Krieg selbst so schlecht geführt hatten. Er erklärte sehr entschieden, es sei nie sein Plan gewesen, zur Abwehr der Oesterreicher die preußischen Truppenteile diesseits der preußischen Grenze zu vereinigen; der Krieg konnte nur angriffsweise geführt werden. (Die Unterredung ist im Anhange zum II. Bande [Nr. XIII] abgedruckt.) Aehnlich wie Govone ist Bonnal, „Sadowa" (Paris 1901), S. 23, der Meinung, Moltke hätte bei Görlitz eine „offensive Masse" von fünf Corps bilden und Schlesien bloß durch etwa zwei Corps decken sollen; fielen die Oesterreicher in Schlesien ein, so hätte sich diese kleine Armee auf das Hauptheer zurückziehen müssen.

[2]) Neues Drängen Moltkes in dem Vortrage an den König vom 3. Juni: Besetzung Sachsens, dann Aufmarsch am 15. Juni von 174000 Mann auf der Linie Dresden-Bautzen-Görlitz, 94000 Mann bei Landeshut in Schlesien, hierauf konzentrisches Einrücken in Böhmen.

Die musterhafte Ordnung der preußischen Heeresverwaltung feierte den ersten ihrer Triumphe, alles klappte aufs beste, aber noch gab König Wilhelm nicht den Befehl zum entscheidenden Streiche wider den Gegner. Und doch konnte der Zweck des Krieges nicht erreicht werden, wenn die österreichischen Heere nicht auf eigenem Boden in großen Schlachten niedergerungen waren. Begreiflich daher der wachsende Ungestüm, mit dem Bismarck den Feuerbrand des Krieges entfachte; begreiflich auch die Sorge Moltkes, die Rüstungen Preußens könnten bei dem Gegner überholt werden. Endlich fiel die Entscheidung in Frankfurt, und als Bismarck in einer dieser Juninächte Moltke zu sich bat und ihm vorschlug, den Aufbruch des Heeres um einen Tag zu beschleunigen, löste sich der Druck, der auf dem Geiste des Generalstabschefs in den letzten Wochen gelastet hatte, so daß Bismarck den sonst gemessenen Mann heiter belebt, fast lustig fand. Als Moltke nach getroffener Abrede Bismarcks Zimmer verließ, sah er sich nämlich an der Thüre mit dem ernstesten Gesichte um mit der Frage: ob Bismarck schon wisse, daß die Sachsen die schöne Dresdener Brücke gesprengt hätten. Und als der Minister, dem nicht einfallen konnte, daß dem General gerade jetzt eine Scherzfrage auf die Lippen gekommen sei, sein Bedauern über die Zerstörung aussprach, tröstete ihn Moltke über die Sprengung des schönen Bauwerks: sie sei ja nur mit Wasser erfolgt, wegen des Staubes.

Die Losung zum Angriff war für Preußen durch den Beschluß des Bundestages vom 14. Juni gegeben worden, die Rüstungen zu beginnen. Damit hatte auch das Schwanken König Wilhelms ein Ende. Lange hatte er sich bedacht, die alten Bünde zu zerreißen, aber nun wurde der letzte Mann, der letzte Hauch daran gesetzt, den Sieg zu erringen. Zum Schlusse hatten dann seine Ratgeber Mühe, ihn zu einem billigen Frieden mit Oesterreich und Süddeutschland zu bestimmen. Das Schicksal der Häuser Hannover, Kurhessen und Nassau entschied eigentlich der König selbst, und nicht an ihm lag es, daß nicht auch sein königlicher Vetter von Sachsen von Hof und Land vertrieben wurde.

Die Umgebung des Königs war bemüht, ihn in seiner Kriegsstimmung zu erhalten. Als der erste Schlag fiel und die preußischen Truppen durch raschen Ueberfall die hannoveranische Festung Stade ohne Schwertstreich einnahmen, muß ihm mitgeteilt worden sein, Stade sei mit dem Bajonett erstürmt worden; erfreut darüber verlieh er dem Befehlshaber, unter dem der Handstreich ausgeführt worden war, Oberstlieutenant v. Cranach, zu dessen eigenem Erstaunen den Orden pour le mérite. Der König ließ es sich auch später durch einen Augenzeugen des Ereignisses nicht nehmen, daß die Einnahme von Stade eine schöne Waffenthat seiner Truppen gewesen sei [1]).

Drei Gruppen von Gegnern, die an Zahl und innerer Kraft überaus verschieden waren, standen Preußen gegenüber. Vorerst die Oesterreicher, welche, mit den 23000 Sachsen vereinigt, über 261000 Krieger in Böhmen und Mähren verfügten. Sodann 18400 Hannoveraner und 7000 Kurhessen als Keil zwischen den westlichen und östlichen Provinzen Preußens. Endlich 94000 Süddeutsche, eine zusammengewürfelte Heeresmacht, damals noch zum Teile im Lande zerstreut, kaum fähig, sich vor Ablauf des Juni unbequem zu machen.

Daher wurde im Rate König Wilhelms beschlossen, diesem letzteren, späten Gegner vorerst keine nennenswerte Macht gegenüberzustellen. Dagegen bot man genügende Streitkräfte auf, um über Hannover und Kurhessen herzufallen, die Truppen dieser Staaten entweder nach Süden zu scheuchen, oder noch besser, sie zu umstellen und gefangen zu nehmen. Denn Preußen konnte sich in seinem Rücken keinen Feind gefallen lassen, der noch dazu die Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Staates unterband. Zu diesem Zwecke wurden gegen die 25000 norddeutschen Gegner nicht weniger als 48000 Preußen aufgeboten. Man verschwendete also vorerst nicht einen Mann gegen die noch ungefährlichen Süddeutschen, aber es ward nicht an Kraft gespart gegen den unbequemen Keil zwischen Altpreußen und Rheinland. Waren die 18000 Hannoveraner, um

[1]) Fr. v. d. Wengen in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", Juniheft 1901, S. 254.

die es sich allein handelte, da der Kurfürst von Hessen nicht einmal die notwendigsten Vorkehrungen getroffen hatte, entwaffnet, so mußte die freiwerdende Truppenmacht die Süddeutschen in Schach halten. Anfangs hatte man nur 48000 Mann gegen die 119000 Soldaten der Mittelstaaten, später, wenn alles im Norden glückte, gegen die 94000 Süddeutschen. Auch das war noch ein starkes Mißverhältnis in der Zahl; die Ungunst, die darin lag, hatte der kommandierende General der Mainarmee, General Vogel v. Falckenstein, durch Raschheit der Märsche und Kühnheit des Angriffs zu ersetzen. Die 48000 Mann, welche man von allen Seiten gegen die Hannoveraner in Bewegung setzte, zogen, wenn auch ein Teil davon durch die Beobachtung Süddeutschlands gebunden war, ein Netz um die kleine Armee König Georgs. Von Norden, von Holstein, rückte nämlich Manteuffel mit 14100 Preußen heran; von Westen, von Minden aus, die Division Göben des westfälischen Corps; von Südwesten, von Wetzlar, die Division Beyer. Selbst wenn die Division Beyer, 18700 Mann stark, vorwiegend die Verteidigung der Rheinprovinz gegen die Süddeutschen hätte führen müssen, so waren Göben und Manteuffel stark genug, die hannoversche Streitmacht zu erdrücken.

Die Schwierigkeit lag vor Beginn des Krieges darin, ob man sich nicht in der Schätzung der Kraft der Süddeutschen vergriff. Darin aber bewährte sich Moltkes militärisches Auge. Es war ja gar nicht sicher, ob die Bayern nicht doch rüstiger dreinfahren würden, um das über Hannover geworfene Netz zu zerreißen. Während nun aber Süddeutschland vorerst gemächlich mobilisierte, ward die Schlinge im Norden rasch zusammengezogen. Gegen den Hauptfeind Oesterreich blieben dann noch 278000 Mann Feldtruppen übrig. Außerdem aber ward noch rasch ein Reservecorps von 24300 Mann vor Berlin zusammengezogen. Man hatte also gegen Oesterreich immerhin eine gewisse Ueberzahl.

Zur selben Stunde, am 15. Juni vormittags, wurde den Höfen von Hannover, Dresden, Kassel durch die preußischen Gesandten eine im Wesen gleichlautende letzte Mahnung übermittelt. Preußen stellte an sie drei Forderungen: Die Truppen

des Nachbarstaates waren sofort auf den Friedensstand vom 1. März zurückzuversetzen; dann hatten die Regierungen zu versprechen, die Wahlen für ein deutsches Parlament zu dem Zeitpunkte auszuschreiben, in welchem dies in Preußen geschehe. Endlich — und dies war der Kern der Verwicklung — sollten die bisher selbständigen Fürsten dem preußischen Vorschlage zur Reform der deutschen Verfassung beitreten und damit auf ihre bisherige volle Souveränität verzichten. In diesem Falle wollte Preußen ihnen auch ihren Besitzstand verbürgen. Im Sinne des alten, durch Verträge geheiligten Rechtes war sein Anspruch ein Einbruch in die Bundesverfassung, und dem wollte sich eine Anzahl von Staaten mit den Waffen widersetzen. Diese Fürsten wollten das von ihnen verlangte Opfer 1848 nicht dem souveränen Volke bringen, ebensowenig beim Fürstentag von 1863 Oesterreich und jetzt noch weniger Preußen zuliebe. Fast ausnahmslos faßten sie den Reformvorschlag Preußens als Kränkung auf — erst nach 1870 haben sie einsehen gelernt, wie hoch sie an Ehre stiegen durch die Teilnahme an dem mächtigen Reiche gegenüber ihrer früheren unnatürlichen Stellung als Souveräne von Gnaden der Schwäche des deutschen Volkes. Die Herrscher Norddeutschlands mußten sich sagen, daß, wenn sie nicht nachgaben, sie um ihre Kronen spielten. Die kleineren fügten sich denn schließlich: die drei Großherzoge von Mecklenburg und Oldenburg, ferner Braunschweig, sowie die freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen erklärten sofort ihren Beitritt zu dem neuen Bunde. Von ganzem Herzen schloß sich Herzog Ernst von Koburg-Gotha an, der schon durch die Militärkonvention vom 1. Juni 1861 die Kriegshoheit Preußens anerkannt hatte. Auch die anderen thüringischen Staaten, die der Hohlheit ihrer Schattensouveränität sich bewußt waren, gaben einer nach dem andern nach, am hartnäckigsten widerstrebte der Herzog von Meiningen. Die meisten von ihnen sagten sich: siege Preußen, so war ihnen ihr Land gesichert, blieb aber Oesterreich obenauf, dann war ihr Vertrag mit Preußen doch null und nichtig. So deckten sie sich vorsichtig für alle Fälle.

Daß sie nicht so rechneten, nicht Zeit- noch Machtverhältnisse ermaßen, das haben Hannover, Hessen-Kassel und Nassau

mit ihren Thronen gebüßt. Zumal König Georg von Hannover glaubte als selbständige Macht zwischen Oesterreich und Preußen unterhandeln zu können, demjenigen sich anschließend, der mehr biete. Mannhaft und klar handelten allein König Johann von Sachsen und sein Sohn Albert; sie erkannten, was ihnen in dem neuen Bunde bevorstand und was ihnen im Falle des Widerstands drohe. Sie rüsteten, weil es doch um Herrschaft und Ehre ging, seit Wochen aufs ernsteste und schlossen sich von vornherein an Oesterreich an. Mit ihm schlugen sie die Schlachten in Böhmen, und solch gerades Thun hat ihnen den Thron besser gewahrt als das Schwanken jenen anderen norddeutschen Fürsten.

Dagegen war der hannoveranische Hof bis zum Schlusse in Selbsttäuschungen befangen. Am Tage der Abstimmung zu Frankfurt wurde Graf Platen, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, besorgt gefragt, ob nicht schon in den nächsten Tagen der Einmarsch der Preußen in Hannover zu befürchten sei; da meinte der gute Mann, Bismarck werde doch nicht wider Bundesrecht handeln und wohl etwa noch eine sechswöchentliche Frist bis zum Beginn der Feindseligkeiten gewähren — als ob Preußen auch jetzt noch die langwierigen Formen des deutschen Bundesprozeßrechtes einzuhalten beabsichtigt hätte. Aber noch am selben Tage erhielt das Kriegsministerium die unerwartete Nachricht, daß hart an der Landesgrenze die preußische Division Göben um Minden konzentriert werde. Der Generaladjutant König Georgs, Tschirschnitz, und der Chef des Generalstabes Sichart eilten noch des Abends von Hannover nach Schloß Herrenhausen, wo die königliche Familie weilte. Gerade war der Hof zu einem Konzert versammelt. Zwei Stunden lang mußten die beiden Generäle warten, denn der König durfte nicht im Kunstgenusse gestört werden. Dann erst wurde im Laufe der Nacht beschlossen, die gesamte Armee bei der Hauptstadt zu vereinigen. Rückten dann die Preußen von Westen, von Minden, ins Land, so stand der Rückzug nach Süden gegen Bayern offen. Und näher zog das Ungewitter. Am nächsten Tage überbrachte Preußens Gesandter, Prinz Ysenburg, das Ultimatum, nur bis Mitternacht war Frist zur Ueberlegung

gegeben. König Georg lag alles näher als Nachgeben; selbst ein zeitweiliges Sichbeugen unter dem Sturme, etwa bis zu dem erhofften Siege Oesterreichs, wäre ihm unziemlich erschienen und ebenso dachte die gesamte königliche Familie. Als der Prinz Ysenburg mittags zu der letzten Unterredung mit dem Könige nach Herrenhausen hinauskam und wartete, bis er vorgelassen würde, ließ ihn noch rasch die Königin in ihr Zimmer rufen; sie bat den Prinzen, ihren Gemahl nicht mit dem Ansinnen zur Nachgiebigkeit zu behelligen. Dann wurde der Gesandte zum König vorgelassen, und dieser sagte zu dem Prinzen: ein Eingehen auf die Forderungen Preußens sei einer Mediatisierung gleich zu achten; mediatisieren aber, das erkläre er offen, lasse er sich nicht, lieber wolle er mit Ehren untergehen. Der König war damals im Traume einer Macht befangen, die er nicht besaß. Er vermaß sich dem Prinzen gegenüber, den preußischen Truppen mit 50000 Mann entgegenzutreten. Mit Mühe riß ihn der Gesandte aus dieser Täuschung; er zeigte dem König, daß er nur 15000 Mann beisammen habe, die kaum mit dem Nötigsten ausgerüstet seien. Als ihm der Prinz einige genauere Mitteilungen über den Stand der Rüstungen Hannovers machte, warf der König ein, Landesverrat müsse mitspielen, wenn Preußen dies wisse; übrigens könne Hannover jedenfalls in nächster Zeit 25000 Mann aufbringen, die gesamten 50000 nach einiger Frist. Der König war nicht zu belehren; dem Vorwurfe, daß ihn Oesterreich durch das Versprechen der Vergrößerung Hannovers mit Oldenburg, Lippe, Waldeck und mit Stücken Preußens gewonnen habe, wich er aus. Kalt entließ er den preußischen Gesandten, der nach der Sitzung des Ministerrates die endgültige Antwort erhalten sollte. Thatsache ist, daß der König sich in seinem Stolze ebensowenig mit Oesterreich wie mit Preußen durch einen Vertrag gebunden hatte. Bei der Beratung stimmten sämtliche Minister für Ablehnung der Forderungen Preußens. Es war bei Georg V. eine Art monarchischer Religion, daß er seine Königsgewalt seinem Sohne ungemindert hinterlassen müsse.

Die Stimme des Landes, so gut hannoverisch sie auch war, sprach sich gegen diese hartnäckige Politik aus. Die Ver-

tretung der Hauptstadt bat noch am 15. Juni durch eine Deputation, die Einigung mit Preußen zu versuchen, und bei den Ständen beantragte Rudolf v. Bennigsen in letzter Stunde die Neutralität des Landes. Der König erwiderte den Stadtverordneten: als Christ, Monarch und Welfe könne er nicht anders handeln. Wenn man gerecht sein will, muß man ihm beipflichten. Des Menschen Natur ist stärker als alle Gründe, oft stärker als selbst der augenscheinliche Vorteil. Wer sich selbst getreu untergeht, dem kann menschliche Teilnahme nicht versagt werden [1]).

Preußen zögerte nicht, seine Drohungen zur That zu machen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit, beinahe spielend, bekamen die preußischen Generäle die norddeutschen Residenzen in die Hand. Eigentlich handelte der Kurfürst von Hessen noch folgerichtiger als König Georg; sein Vertrauen auf sein Gottesgnadentum war so groß, daß er vermeinte, er könne Preußen trotzen und dieses würde vor seiner geheiligten Person scheu zurückweichen. Er schickte seine Truppen nach Süden, um sich Preußens Feinden anzuschließen; er selbst verblieb auf seinem Schlosse Wilhelmshöhe. General Beyer, vom Rheinland vorrückend, erreichte am 19. Juni Kassel. Der Kurfürst ward als Staatsgefangener betrachtet; zuerst ward er nach Minden gebracht, dann nach Stettin. Als der Krieg zu Ende war, ließ man ihn natürlich frei, sein Land verfiel dem Sieger. Dem harten und thörichten Herrn weinten die Hessen keine Thräne nach.

Hannover wurde am 17. Juni von der Division Göben besetzt, die gleich den Divisionen Manteuffel und Beyer dem General Vogel v. Falckenstein untergeordnet war. Der König verließ die Hauptstadt, seine Gemahlin blieb mit ihren beiden Töchtern im Schlosse Herrenhausen zurück „als teure Pfänder Meines Vertrauens zu den getreuen Bewohnern Meiner Hauptstadt", wie der König in seiner letzten Proklamation verkündete. Falckenstein erbat sich bei der hohen Frau Gehör; sie empfing

[1]) Der Zusammenstoß Preußens und Hannovers ist ebenso vollständig wie unparteiisch in dem Werke Lettows über den Krieg von 1866 nach gründlichen Archivstudien geschildert.

ihn würdig und sprach ihr Vertrauen auf die Hilfe Gottes aus. „Der Sieg unserer Sache kann nicht ausbleiben, und der Allmächtige," so sagte sie, die Augen zum Himmel erhebend, „wird das Recht schützen." Unterdessen befand sich der König mit seinem Sohne bei der Armee, welche im Süden des Königreiches um Göttingen zusammengezogen wurde, um sich der Umklammerung durch die von allen Seiten herbeimarschierenden preußischen Heeresteile zu entziehen. Zu Göttingen wurde für das Heer die notdürftigste Rüstung zusammengerafft. Wäre man gleich aufgebrochen, so hätte der König ruhig an der preußischen Division Beyer vorbei, welche Hessen besetzt hielt, weitermarschieren und sich dann mit den Bayern vereinigen können. Aber man wollte die Truppen zuerst schlagfertig machen; als sie, 15000 Mann Infanterie, 2200 Reiter und 42 Geschütze, endlich am 21. Juni den Zug antraten, mußten sie schon stark nach Osten ausbiegen, um jenem Feinde auszuweichen. Uebrigens war vorerst die Gefahr nicht zu dringend; denn Falckenstein vermutete die Hannoveraner noch in Göttingen und setzte den Divisionen Beyer und Göben diese Stadt zum Marschziel, um hier den Feind anzugreifen. Das verschaffte den Verfolgten Luft, sie rückten unterdessen südostwärts über Heiligenstadt nach Langensalza. Als Falckenstein Göttingen leer fand, glaubte er, die Hannoveraner seien ihm entschlüpft, und gab die Verfolgung auf. So hätten jene über Gotha und Eisenach den Thüringer Wald erreichen und in Sicherheit kommen können. In Berlin aber wachte Moltke aufmerksam über ihren Marsch, ihm kamen genauere Nachrichten zu und er telegraphierte an Falckenstein, rasch eine Division mittels Bahn nach Gotha zu schicken, um sich den Flüchtigen vorzulegen. Aber Falckenstein, dies anfänglich für unmöglich erachtend, schlug die Mahnung in den Wind; es lockte ihn mehr, gegen Frankfurt zu marschieren, das 8. Bundescorps auseinander zu sprengen und den Bundestag zu verjagen. Daß er somit mehrere Tage nutzlos verstreichen ließ, wurde ihm in Berlin lebhaft verargt.

So winkte König Georg noch ein Hoffnungsstern, denn die schwachen um Gotha stehenden preußischen Abteilungen

konnten ihn nicht aufhalten. Unglücklicherweise ließ er sich hier in Unterhandlungen wegen freien Abzugs ein, die zum Teile der Herzog von Koburg vermittelte; unter verschiedenen Mißverständnissen verstrichen mehrere Tage ungenützt. Die Aufforderungen, welche aus Berlin an Falckenstein ergingen, wurden immer dringender und so langte endlich am 25. Juni seine Division Göben in Eisenach an. Damit war den Truppen König Georgs diese Straße durch 11000 Preußen verrammelt, und da auch Manteuffel fünf Bataillone unter General Flies nach Gotha schickte, war ein Durchbruch nach Süden überhaupt nicht mehr möglich. Als dann der König am 26. Juni die Verhandlungen für abgebrochen erklärte, fand er sich bereits von allen Seiten umstellt.

Unterdessen war an Falckenstein die Nachricht gelangt, daß die Bayern von Süden heranrückten, um den Verfolgten die Hand zu reichen. Das beunruhigte ihn so, daß er seine Truppen teilte; die Mehrzahl ließ er Front gegen den vermeintlichen Feind aus Süden machen. Gegen die Hannoveraner hatte er Manteuffel zur Verfügung, der von Norden herkam, und Flies, der ihnen die südlichen Straßen verlegte. Er gab, damit ihm der Feind nicht wieder entgleite, dem General Flies den Befehl, den Hannoveranern „an der Klinge zu bleiben". Dieser nun befolgte den Befehl mutig und fast zu pünktlich. Er traf die Hannoveraner bei Langensalza an der Unstrut am 27. Juni, glaubte, daß sie ihm nach Norden ausweichen wollten, und beschloß deshalb, sie anzugreifen und festzuhalten. Aber er hatte nur 9000 Mann bei sich, und als General Arentschild auf der anderen Seite sah, daß er über eine überlegene Macht verfüge, faßte er den Entschluß, selbst zum Angriffe zu schreiten. Er sandte seine Infanterie über den Fluß gerade auf den Feind los, ließ ihn gleichzeitig durch seine Reiterei im Rücken angreifen und nötigte ihn so zum verlustvollen Rückzug. Das war geschehen, weil Falckenstein sich durch Gerüchte über den Anmarsch der Bayern bestimmen ließ, dem näheren Feinde ungenügende Streitkräfte nachzusenden. Da ereilten ihn neuerlich die schärfsten Befehle aus Berlin, sich, ohne zu zögern, auf die Hannoveraner zu werfen; wie er endlich gehorchte, war ihr

Widerstand vergeblich. König Georg sah sich von der Uebermacht umringt und willigte am 29. Juni in die Kapitulation. Die Mannschaften wurden ohne Waffen in die Heimat entlassen, die Offiziere erhielten mit Beibehaltung der Waffen Urlaub, der König und der Kronprinz erhielten freie Wahl, ihren Aufenthaltsort wo immer außerhalb Hannovers zu wählen. Sie kehrten nicht wieder in die Heimat zurück.

Nichts schädigte die Sache des alten Deutschen Bundes mehr als das ewige Schwanken Bayerns. Die königliche Familie, besonders Prinz Karl, der zum Befehlshaber der Armee ausersehen war, wünschte straffes Zusammenwirken mit Oesterreich; Pfordten aber strebte den Bund der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Bayerns an; er urteilte geringschätzig über die militärische Kraft Oesterreichs und beugte sich vor Bismarcks überlegenem Geiste. Aergere Zerfahrenheit ist schwer denkbar. Ende Mai traf im Auftrage des Wiener Kabinetts Feldmarschalllieutenant Graf Huyn in München ein, um Verabredungen über militärisches Zusammenwirken zu treffen. Prinz Karl ging willig darauf ein. „Se. Königliche Hoheit," schrieb Huyn am 28. Mai nach Wien [1]), „wäre sicher, daß die bayerischen Truppen ganz im Einklange mit den Oesterreichern handeln werden; der Prinz selbst würde gar keinen Anstand nehmen, sich unter das Kommando des österreichischen Heerführers zu stellen, nur würde er wünschen, daß man die nötige Rücksicht auf seinen Rang, namentlich als Feldmarschall, nehme, also mittels einladender Schreiben korrespondiere — nicht direkte Befehle u. dgl." Dem entsprechend wurde der Generalstabschef des Prinzen, General v. d. Tann, nach Wien geschickt. Diesem thatenlustigen Manne schien es selbstverständlich, daß die deutschen Bundesgenossen, wenn sie schon an Oesterreichs Seite fochten, sich mit dessen Heere zu einem großen Schlage gegen Preußen vereinigten [2]). So sorgfältig er später im Kriege mit Frank-

[1]) Wiener Kriegsarchiv 1866 unter Nummer 5, 278.

[2]) Das Nähere in „Oesterreichs Kämpfe" I, S. 143 ff. Mannigfache

reich als Befehlshaber eines der beiden bayerischen Corps auf die Ideen der preußischen Heerführer einging, so hatte er jetzt treues Streiten unter Benedeks Oberbefehl im Auge. In Wien kam der bayerische Bevollmächtigte mit der österreichischen Regierung im allgemeinen überein, daß dem Oberbefehlshaber der bayerischen Armee auch die Streitkräfte Württembergs, Badens, Hessens und Nassaus unterzuordnen seien. Dabei sollte mit dem österreichischen Oberkommando ein einheitlicher Operationsplan verabredet werden, und demgemäß habe sich Prinz Karl nach den Direktiven der österreichischen Heeresleitung zu richten. General v. d. Tann begab sich dann in das österreichische Hauptquartier nach Olmütz, um den Feldzugsplan zu verabreden. Hier willigte er unter Vorbehalt der Zustimmung seiner Regierung in wichtige Abänderungen des ihm von München mitgegebenen Vertragsentwurfes ein. Der Kern dieser Punktationen war: die Bayern sollten alsbald in Böhmen einrücken und sich als linker Flügel an die österreichische Armee anschließen, um mit ihr den Kampf um die Zukunft Deutschlands aufzunehmen. Die österreichischen Generäle teilten dem bayerischen General mit, daß sie von der Elbe aus, aber erst frühestens in den letzten Tagen des Juni, den Feldzug beginnen wollten [1]).

Ergänzungen hierzu in den Akten des Wiener Kriegsarchivs 1866, 6, Nummer 446, 446 a, b, c, 620 b.

[1]) Auch der kommandierende General in Böhmen, Graf Clam-Gallas, war von den Verhandlungen mit den Bayern unterrichtet, mit denen er Fühlung hätte gewinnen müssen. Am 16. Juni fragte er telegraphisch bei Benedek an, ob er über Pisek mit den Bayern Verbindung suchen solle. Er wurde aber angewiesen, die Hauptsache sei seine Verbindung mit der Hauptarmee (Kriegsarchiv). Aus dem Berichte des Grafen Blome (Wiener Kriegsarchiv 1866, 6, 620) geht hervor, daß in Wien selbst verworrene Anschauungen über die Verwendung des bayerischen Heeres herrschten. Er schreibt an Mensdorff: „Da Eure Excellenz mir gestern telegraphierten, das Einrücken der Bayern in Koburg sei erwünscht, und überdies Sachsen, dem Bundesbeschlusse gemäß, geschützt, respektive befreit werden soll, so fehlt es dem Minister (Pfordten) nicht an Vorwänden, sein System zu beschönigen. Ich habe ihm entgegnet, daß eine Invasion Preußens nicht zu fürchten sei, mithin eine Defensivstellung im Norden Bayerns der Neutralität gleichkomme und den preußischen Interessen diene. Baron Pfordten versicherte

In München jedoch wollte man wohl den Zweck, nicht aber die Mittel. Als Generallieutenant v. d. Tann am Abende des 16. Juni in München ankam, wurde er sofort ins Ministerium berufen. Vergebens verteidigte er seine Abmachungen mit Benedek durch die triftigsten militärischen Gründe. Er begegnete tauben Ohren; Herr v. d. Pfordten sprach am lebhaftesten dagegen, daß das bayerische Heer nach Böhmen geschickt werde. Er erklärte, in diesem Falle aus dem Ministerium treten zu müssen; denn es sei unthunlich, Bayern der Ueberschwemmung durch die preußischen Truppen auszusetzen, während das eigene Heer außer Landes kämpfe. Die bayerische Regierung verharrte bei diesem Entschlusse, da auch Prinz Karl jetzt dieser Ansicht zuneigte. Vergeblich stellte der österreichische Gesandte Graf Blome vor, daß die bloße Defensive Bayerns gegen Preußen nichts zur Entscheidung beitragen werde. Das Münchener Kabinett blieb bei der Ablehnung, und am 18. Juni erhielt man in Wien die amtliche Mitteilung, daß die bayerische Armee im Norden des eigenen Landes Stellung nehmen werde. Und dabei blieb es auch, wiewohl Graf Huyn wieder nach München geschickt wurde, um die bayerische Regierung umzustimmen.

Während Preußen die Hand auf Hannover legte, verweilte Benedek mit seinem Heere in Mähren. Alle Welt staunte, daß Oesterreich seine Bundesgenossen ohne Schwertschlag preisgab; man begriff nicht, daß gerade Benedek, sonst voll Feuer und Energie, sich zu thatenlosem Zuwarten verurteilte. Aber wir wissen, daß er auf Rat des Generals Krismanič nicht früher aufbrechen wollte, als bis sein Heer vollständig versammelt war; der im Jahre 1859 begangene Fehler, daß man mit unzureichenden Mitteln in Feindesland vordrang, sollte nicht wiederholt werden. Dazu kam die strategische Doktrin des Leiters der Operationskanzlei: das Heer sollte sich vorerst in Verteimich hierauf, daß er auch energisch gegen Sachsen oder Hannover zu die Offensive zu ergreifen beabsichtige."

digungsstellungen halten, jetzt in Olmütz und nach seinem bedächtigen Aufbruche in Ostböhmen. Benedek fühlte seinen Mangel an theoretischem Wissen schmerzlich und ließ deshalb bis zum Zusammenstoße mit dem Feinde seinen Ratgeber gewähren. Er machte kein Hehl aus den Lücken seiner Kenntnisse; es machte schon auf seine Umgebung in Verona eine niederschlagende Wirkung, als er sich vor seiner Abreise durch einen Offizier im Generalstabe, Hold, Vorträge über die Militärgeographie Deutschlands halten ließ. Das reichte offenbar nicht aus, denn in Wien fand ihn einmal Oberst Neuber vor einer Karte Norddeutschlands, und Benedek sagte treuherzig zu ihm: „Ich kenne mich auf dem deutschen Kriegsschauplatze nicht aus, darüber möchte ich einige Vorträge von Ihnen hören."

Unterdessen wurden die nach österreichischem Brauche umfänglichen Instruktionen für die Generäle und Offiziere ausgearbeitet, welche zumeist vom Obersten Neuber entworfen, von Benedek unterzeichnet wurden. Man staunt über die Masse dieser Befehle, welche zumeist nur Vorschriften über Taktik enthalten, die eigentlich schon im Frieden in Fleisch und Blut übergegangen sein sollen, so das Notwendigste über Märsche und Kantonnierungen, Standesausweise und Mobilisierung. Die zwischen dem 12. und 20. Mai erlassenen Anordnungen bilden ein Bändchen von 189 Druckseiten; wer weiß, wie viel bei längerer Dauer des Feldzuges noch gefolgt wäre. Neuber erhielt die Berichte der Offiziere, welche Deutschland bereist hatten, ferner die Vlassics', der in Schleswig-Holstein die leitenden Persönlichkeiten des preußischen Heeres kennen gelernt hatte, und Pelikans, des Militärbevollmächtigten in Berlin, all dies, um sich ein Bild des Gegners und der wider ihn anzuwendenden Kampfesweise zu machen. Er schärfte, wie wir wissen, den österreichischen Befehlshabern und Offizieren die Anwendung der Stoßtaktik und des Bajonettangriffes ein — ganz im Sinne der in der Armee herrschenden Anschauungen. Daneben gibt es in der Sammlung eine kleine Anzahl von Armeebefehlen, welche offenbar von Benedek selbst herrühren und ein Abbild sind seiner trefflichen Eigenschaften, aber auch der Schranken seiner Auffassung. Er hatte in der Schlacht die Naivetät des

Helden, im Rate die eines Kindes. Was er selbst der Armee zu sagen hatte, war nicht viel, aber seine Sprache ist offen und herzhaft: „Will jedem frei und fest ins Auge sehen können," heißt es in einem Armeebefehl, „will daher, daß auch jeder mir mit Offenheit begegne und meine Blicke als ehrlicher Soldat vertrage, dulde somit keine Anonyma, keine Denunziationen, werde aber jeder begründeten Bitte und jedem billigen Wunsch immer gerne nach Möglichkeit Berücksichtigung zuwenden, wenn sie mir im vorgeschriebenen Dienstweg vorgetragen wurden mit offenem Vertrauen und bescheidenem Freimute. . . . Ich verbiete alle unnötigen Vorstellungen und Courtoisien; es hat mich niemand auf Bahnhöfen oder in meinem Quartiere 2c. zu erwarten, außer wer im Dienste mit mir zu reden hat, oder wen ich eigens dazu befehlige." Der schönste Zug in diesen Weisungen und Armeebefehlen ist die stete, ununterbrochene Fürsorge für das Wohl des Soldaten. Immer wieder werden praktische, wohlwollende Ratschläge erteilt, wie bei Märschen und Lagern nicht bloß für Nahrung und Trank, sondern auch für die Diensterleichterung und die Bequemlichkeit der Soldaten gesorgt werden müsse. Noch in einem späteren Zeitpunkte, als schon das Heer auf dem Marsche war, sprach der Oberbefehlshaber seinen Tadel darüber aus, daß Generäle und Offiziere sich des Abends früher in ihr Quartier begaben, als die Truppen in ihre Schlafräume verteilt seien; sie hätten die Verpflichtung, als die letzten die Nachtruhe aufzusuchen. Dann aber stößt man auf die Vorliebe Benedeks für Aeußerlichkeiten, für den Gamaschendienst, wie er sie aus der alten Schule mitgebracht hatte. So wurde folgender Befehl erlassen: „Die Herren Offiziere aller Waffengattungen haben auch vor dem Feinde immer nur nach Vorschrift, thunlichst nett und sauber adjustiert, womöglich auch immer frisch rasiert zu sein. Ich werde keine Vollbärte, keine sogenannten Pappenheimer-Stiefel, überhaupt keine Abweichung von der Vorschrift dulden." Was das Rasiertsein der Offiziere seines Generalstabs betrifft, erwies sich Benedek fast bis zum Tage von Königgrätz von einer beinahe grotesken Nervosität, das war schon seine Schwäche in Friedenszeiten gewesen. Er verbot ferner alle Mitteilungen über Gefechte und Märsche auch

in den Privatbriefen der Soldaten an ihre Angehörigen, da das leicht in die Oeffentlichkeit dringen könne. Er erwartete, was die Privatbriefe aus der Armee betrifft, daß seine Soldaten „zwar recht oft, und insbesondere nach Schlachten und Gefechten, ihre Eltern, Angehörigen und Freunde über ihr Befinden in Kenntnis setzen, sich jedoch darauf beschränken, ihnen zu schreiben, daß sie brav und tapfer gerauft haben für Kaiser und Vaterland, daß unser Herrgott sie gnädig erhalten hat, oder daß sie die Ehre gehabt, für Kaiser und Vaterland zu bluten". Das sei aber auch alles. „In unseren reinen, edlen Soldatenverband soll sich mit unserem Zuthun das große Publikum nicht hineinmengen, es soll in Bezug auf die Oeffentlichkeit überhaupt die Soldatenphilosophie und Bescheidenheit, der Soldatentakt der k. k. Armee sich ebenfalls bewähren."

Als Benedek am 26. Mai sein Hauptquartier nach Olmütz verlegte und unmutig zusehen mußte, wie die fressenden Schäden der Heeresverwaltung den Vormarsch aufhielten, fand er Zeit genug, sich seiner gern geübten Thätigkeit hinzugeben, über die neu angekommenen Truppen Heerschau zu halten und sie in seiner derb-frischen Weise für sich und für den Krieg zu gewinnen. Man sah ihn oft mitten unter eine Schar Soldaten treten, welche halb ehrfurchtsvoll, halb vertraulich ein Spalier bildeten, das sich dann auf seinem Spaziergange ununterbrochen verlängerte. Auf dem Hauptplatze zu Olmütz stand er nicht selten in einem dieser Haufen, fast jede Truppe des vielsprachigen Reiches in ihren heimatlichen Lauten ansprechend; gemütvolle Anreden, derbe Witze und eine Freigebigkeit, die er geräuschvoll zu üben liebte, gewannen ihm die Herzen der einfachen Bursche. Er fühlte sich als Kind des Volkes und verstand es, mit ihm zu verkehren, während er den Ton mit seinen Generälen mitunter nicht zu treffen wußte. Einmal zog er den ältesten Unteroffizier der Armee, einen Mann von 71 Jahren, an seine Tafel und ließ ihn mitten unter seinen Generälen und Offizieren Platz nehmen. Am Frohnleichnamstag ließ er die gesamte Garnison von Olmütz ausrücken und hielt an die einzelnen Abteilungen Anreden in ihrer Muttersprache, die kunstlos, gewöhnlich kraus im Gedankengange waren, aber bei der Mann-

schaft wenigstens ihren Zweck nicht verfehlten. Ein andermal versammelte er auf dem Oberring alle Militärs, deren Brust mit einer Auszeichnung geschmückt war, und ermahnte sie in feurigen Worten, sich neue Ehren zu gewinnen. Ein feiner Beobachter entwirft aus jenen Tagen ein anziehendes Bild von Benedek[1]): „Im Aeußern keine imponierende, sondern eine mittelgroße, feine Gestalt, leichten Ganges und trotz der Jahre von elastischen Bewegungen, mit scharf geschnittenem Profil, lebhaftem Ausdruck der Augen und von einem Temperament, welches sich in dem leicht erhitzten Rot der Wangen und in einer kurzen, bestimmten Redeweise kundthat." Aber während er die Zuversicht seiner Truppen erhöhte und der Abgott der Soldaten wurde, waren seine Thaten von den Schatten des Zweifels umdüstert; die Pläne, denen er seine Zustimmung gab, entbehrten der Kraft und der Initiative. Es war ihm ernst mit den Worten, die er an die Schützengilde eines Nachbarstädtchens richtete, als er auf deren Bitte seinen Namen in das Ehrenbuch eintrug: „Reißt das Blatt heraus, wenn ich geschlagen werde."

Während der Armeekommandant sich diesen Beschäftigungen hingab, brütete Krismanič über Karten und Büchern, mit den Studien zum Vormarsch nach Böhmen und Sachsen beschäftigt. Es war augenscheinlich ein Irrtum gewesen, als man, den Feind von Schlesien her erwartend, die Armee in Mähren aufmarschieren ließ. Aber Krismanič wollte nichts übereilen; weder die Mahnungen des Kaisers noch das Drängen der Zeitungen sollten ihn vorzeitig von Olmütz weglocken.

Böhmen, wohin er das Heer zu versetzen gedachte, ist eine natürliche Festung, gegen den Feind durch das Erz- und Riesengebirge geschützt; die Nordspitze des Landes dringt zwischen Sachsen und Preußisch-Schlesien ein wie ein Ausfallsthor in die norddeutsche Tiefebene. Aber Oesterreich hatte diese Gunst

---

[1]) Der nachmalige Bürgermeister von Olmütz, Joseph v. Engel, veröffentlichte später ein beachtenswertes „Kriegstagebuch aus Olmütz", welches in Willibald Müllers „Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz" (Wien und Olmütz 1882) zum Abdruck gelangte (S. 305 ff.).

der strategischen Lage niemals zu Beginn eines Krieges gegen Preußen benützt, stets war es zur Verteidigung genötigt worden. Nicht die Bodenbeschaffenheit allein entscheidet über den Gang der Kriegsereignisse, der Geist meistert oft die Natur; der schwerfällige Mechanismus des österreichischen Staates fand nicht Zeit, sich des Vorteils zu bedienen. Zur Verteidigung ist Böhmen fast noch geeigneter als zur Basis eines Angriffskrieges. Als erste Bastion liegt der Gebirgswall vor, der aber nicht in den Pässen selbst verteidigt werden kann, da es der Straßen zu viele gibt und eine zersplitterte Aufstellung ohne weiteres durch schnellen Angriff zerrissen werden kann; aber hinter dem Gebirge liegend, kann ein österreichisches Heer die aus den Pässen des Erz- oder Riesengebirges hervortretenden einzelnen Abteilungen des Feindes fassen und schlagen. Uebrigens schuf die Natur eine breite, zum Teil ebene Einsenkung zwischen den genannten beiden Gebirgszügen — hier, über Görlitz und Reichenberg, führen die Straßen, auf denen der Feind stets in Böhmen einzudringen versuchen wird; hier bereitete auch die Hauptmacht der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl den Angriff vor. Verstärkt aber wird die Position des Verteidigers durch die Flußläufe der Elbe und der Iser. Sie strömen sehr günstig für ihn; der aus den Pässen des Riesen- und Adlergebirges tretende Feind trifft auf die Elbe, das von Reichenberg vordringende Heer muß den Uebergang über die Iser erzwingen. Die Flußlinien empfehlen sich zur Abwehr fast ebenso wie der Zug der Grenzgebirge. Für einen General, der eine theoretische Vorliebe für die Defensive besitzt, liegt es nahe, hier ein schönes Exemplar für sein System zu suchen [1]).

Das aber war bei Krismanič der Fall. Die Feldzüge der österreichischen Generäle gegen Friedrich den Großen gaben ihm ein wichtiges Beispiel. Fünfmal brach der König in Böhmen ein, und nur einmal, in seinem letzten Feldzuge, wurde er gleich an der Grenze erfolgreich abgewehrt. Das geschah im bayerischen Erbfolgekriege 1778; der Erfolg rührte, wie Kris-

[1]) Vgl. die Karte des Kriegsschauplatzes am Schlusse dieses Bandes.

manič meinte, daher, weil Feldmarschall Lacy, der Berater Josephs II. und eigentliche Führer des österreichischen Heeres, Gebirg und Flüsse glücklich zur Deckung der Armee benützte. Damals drang der König aus Schlesien mit dem Hauptheere durch die Bergpässe gegen die Elbe vor; sein Bruder Prinz Heinrich marschierte durch die Lausitz gegen die Iser, und an beiden Flüssen wurde den Preußen Halt geboten. War dies nicht das schönste Vorbild? Als der König die Pässe durchzogen hatte, fand er dort, wo sich seine Anmarschlinien vereinigten, hinter der Elbe, die Oesterreicher auf der Hochebene von Dubenetz und Salney fest verschanzt liegen. Wochenlang mühte er sich ab, sie aus ihren Stellungen herauszulocken oder hinauszumanövrieren. Unterdessen bot Laudon an der Iser dem Prinzen Heinrich die Stirn. Nach Anordnung des Kaisers und Lacys mußte Laudon den Fluß in einer acht Meilen langen Linie durch einen Truppencordon verteidigen — zu seiner bittersten Unzufriedenheit, denn er besorgte mit gutem Grund, die Preußen könnten diese Linie durch einen kräftigen Angriff durchbrechen. Lacy behielt Recht — Laudon staunte nur, daß Prinz Heinrich nicht schärfer zustieß und ihn nicht über den Haufen rannte. Damals tadelte Laudon wohl aufs schärfste die Kriegführung Lacys wie die des alternden Königs, der ebensowenig wie Prinz Heinrich seinen Kriegsruhm durch eine Angriffsschlacht aufs Spiel setzen wollte; Laudon war überzeugt, daß das Cordonsystem Lacys verkehrt sei und daß die Preußen nach Erzwingung des Uebergangs über die Iser auch das österreichische Hauptheer zum Rückzuge hätten nötigen können. Statt dessen aber zog es der König vor, nach wenigen Wochen ruhmlos den Boden Böhmens zu verlassen.

Krismanič nun teilte die Anschauungen Dauns und Lacys; er hegte bloß den Wunsch, gleich ihnen umsichtig den ererbten Besitz Oesterreichs zu verteidigen und so den Krieg in Ehren zu bestehen. Nach dem bayerischen Erbfolgekriege ließ Joseph II., um die natürlichen Vorteile der Elbelinie zu verstärken, genau an dem Austritte der Gebirgsstraßen zur Elbe die Festung Josephstadt anlegen. Eben hierher, dies war der Entschluß Krismanič', sollte das Heer von Olmütz aus geführt werden

und dort Stellung nehmen, wo die Oesterreicher 1778 widerstanden hatten. Bei seinen Studien und während der militärischen Durchforschung Böhmens, an der er sich, wie erzählt wurde, zehn Jahre vorher beteiligte, hatten sich diese Ueberzeugungen in ihm gefestigt. In der Gegend von Josephstadt sollte das österreichische Heer nach elf- bis dreizehntägigem Fußmarsche von Mähren her aufs neue konzentriert werden. Die Bedeutung dieser Position war, wenn man sich auf die Verteidigung beschränkte, einleuchtend; auch Moltke bezeichnete in einem Vortrage an den König die Stellung Josephstadt-Königgrätz als die stärkste der Oesterreicher [1]).

Diesen Entwürfen stimmte Benedek vollständig bei; von Josephstadt sollte dann der Siegesflug des österreichischen Doppeladlers beginnen. Er hätte bei all seinen trüben Ahnungen nicht ein Mensch von Fleisch und Blut sein müssen, wenn er nicht trotzdem den Sieg erhofft hätte. Aber indem er allen Entwürfen des Generals Krismanič beitrat und wie er sonach auf die Verteidigung hinter Pässen und Flüssen bedacht war, da wurden alle seine Freunde an ihm irre; sie erkannten den alten Benedek nicht mehr, den Kämpfer von Mortara und Novara, dessen Furchtlosigkeit sprichwörtlich war, sie konnten sich seine zögernde Kriegführung nicht erklären.

Von den Absichten Benedeks wurde sowohl Kronprinz Albert von Sachsen wie der die Truppen in Böhmen kommandierende General Graf Clam-Gallas verständigt. Der letztere befehligte ein Armeecorps, das fünf Brigaden Infanterie und die Kavalleriedivision Edelsheims umfaßte, zusammen 37 000 Mann.

---

[1]) Moltke, „Militärische Korrespondenz 1866", S. 153. Daß Krismanič der Feldzug von 1778 als Vorbild seiner defensiven Strategie vorschwebte, fiel auch Oberst Rosinič auf, der an der Ausarbeitung des österreichischen Generalstabswerkes über den Krieg 1866 teilnahm und dessen „Rückblicke auf den Krieg 1866" von J. R. (Wien 1869) manches Wertvolle enthalten. Aus den Darstellungen des Krieges von 1778 bei Janko „Laudons Leben", S. 372—389, und bei Arneth „Maria Theresia", X. Bd., S. 497—537, gehen die Analogien der beiden Feldzüge ungezwungen hervor. Das Nähere im Anhang zum II. Bande dieses Werkes Nr. XXII.

Für ihn ergab sich, während das Hauptheer der Elbe zustrebte, die Iser als natürliche Verteidigungslinie. Er erbat sich am 27. Mai die Erlaubnis, seine Truppen hinter dem Flusse konzentrieren zu dürfen. Hier wollte er das sächsische Corps bei dessen Rückzug aufnehmen und dann, 60000 Mann stark, den Versuch machen, das Vordringen der Preußen aufzuhalten. Benedek stimmte dem am 29. Mai bei. Doch war es nicht die Absicht der österreichischen Heerführer, die Iserlinie um jeden Preis verteidigen zu lassen. In mehreren Befehlsschreiben an Clam-Gallas wurde ihm eingeschärft, sich nicht gegen überlegene Streitkräfte in einen gefährlichen Kampf einzulassen; vielmehr solle er dem Drucke nachgeben und sich dann gleichfalls gegen Josephstadt zurückziehen. Hier sollte also die ganze Macht zu einem Hauptschlage vereinigt werden. Entweder hielt man hier den Preußen stand oder aber, falls diese vorzubringen zögerten, wollten die österreichischen Heerführer ihnen entgegengehen.

Das alles hätte übrigens noch zum Siege führen können; entscheidend aber war eigentlich der Zeitpunkt, in dem die Oesterreicher an der oberen Elbe anlangten. Geschah dies rechtzeitig, so befanden sie sich im Mittelpunkte der halbkreisförmigen Aufstellung der getrennten preußischen Armeecorps und diese konnten beim Einmarsche in Böhmen mit gesammelter Macht angefallen werden. Ursprünglich nahm man in Wien und Olmütz an, daß die Armee am 10. Juni kriegsbereit um Olmütz aufmarschiert sein werde. Aber wie viel fehlte dazu! Wohl war der Fortschritt gegen 1859 unverkennbar; denn jetzt hatte jedes Regiment seinen geschlossenen Werbebezirk, wenn es auch grundsätzlich nicht darin lagerte. Es gab aber immer noch genug Hin- und Hermärsche der Urlauber. Es war angeordnet worden, daß die Regimenter nach Mähren aufzubrechen hätten, sobald zwei Dritteile ihrer Ergänzungen im Standort angelangt seien; die übrige Mannschaft wurde aus der Heimat unmittelbar ins Feldlager befördert [1]). Am 10. Juni sollte das Heer

[1]) Im französischen Heere von 1870 wurde das System befolgt, daß das Regiment mit aller Hast in verstärktem Friedensstande an die Grenze eilte, die Reserven wurden nachgeschickt. Das wirkte nachteiliger als die österreichischen Anordnungen 1866.

nach den Berechnungen des Kriegsministeriums 192000 Mann Infanterie zählen, aber es waren erst 153000 Mann angekommen; im ganzen zählte das Heer statt 240000 Krieger um 40—50000 Mann weniger. Zwei ganze Brigaden fehlten noch. Im österreichischen Hauptquartier schlug man das feindliche Heer in diesem Zeitpunkte nach den genauen, später als richtig befundenen Angaben um 60—70000 Mann stärker an als die eigene Heeresmacht. So weigerten sich denn Benedek und Krismanić trotz des Wunsches des Kaisers, den ihnen dessen Adjutant am 6. Juni übermittelte, jetzt schon das Heer einer Hauptschlacht zuzuführen. Und dies mit um so größerem Nachdrucke, als die Intendanz mit den Arbeiten zur Verpflegung des Heeres im Rückstande war. Alle Marschpläne für Truppen und Vorräte waren mit dem Ziele Olmütz angefertigt worden. Festgesetzt war, daß jeder Mann beim Aufbruche eisernen Mundvorrat für vier Tage mit sich tragen solle. Für jede Brigade, 6—7000 Mann, wurde außerdem eine Proviantkolonne zusammengesetzt, genügend, um Nahrungsmittel für weitere zwei Tage zu gewähren. Die Armeecorps (3—4 Brigaden) wieder sollten einen Park mit sich führen, der Vorräte enthielt abermals für vier Tage. Für zehn Tage sollte also die Verpflegung sichergestellt sein, bevor der Marsch gegen den Feind beginne. Da aber diese Vorräte im Laufe der Operationen erfahrungsgemäß nicht ausreichen, so mußten große Nachschubsmagazine angelegt werden. Vier von diesen wurden in Mähren und nur eines in Böhmen errichtet; deren Transport war überaus langwierig, da man 2800 zweispänniger Fuhren bedurfte, um ein Magazin fortbewegen zu können. Man begreift das Verfehlte eines Operationsplanes, nach welchem vier dieser Magazine 30—40 Meilen entfernt von jenen Gegenden angelegt wurden, wo die österreichischen Heerführer ihre Armee eigentlich aufmarschieren lassen wollten. Deshalb wollten diese auch mit dem Abmarsche von Olmütz nach Josephstadt gar nicht so lange warten, bis die großen Reservemagazine angelegt waren. Aber am 10. Juni, an dem Tage, an welchem das Heer eigentlich von Olmütz aufbrechen sollte, waren nicht einmal die Kolonnenmagazine der Brigaden und der Armeecorps vollständig

organisiert [1]). Kostbare Wochen verstrichen also ungenützt; diese Versäumnisse, die nur eine Wiederholung der die österreichische Kriegführung seit jeher schädigenden Mängel waren, sollten sich bald schwer rächen.

Es ist eine der Kernfragen in der Geschichte dieses Krieges, ob das lange Verweilen der österreichischen Armee in Mähren durch diese Mißstände gerechtfertigt war oder ob Krismanič Schuld trägt an dem verspäteten Eintreffen des Heeres auf dem böhmischen Kriegsschauplatze. Daß er und mit ihm Benedek starke Gründe zu ihrer Entlastung anführen können, liegt auf der Hand. Dennoch war ihr Zögern nicht begründet. Denn sie verfügten am 10. Juni über 200000 Mann Kerntruppen und es galt bloß, sie im eigenen Lande zu verschieben, nicht sich blind ins Ungewisse zu stürzen. Böhmen ist ein reiches Land, das Heer hätte dort nicht Mangel gelitten. Nach Siegen und Niederlagen sind viel raschere, schlechter vorbereitete Märsche notwendig, die dazu oft im feindlichen Lande unternommen werden müssen. Die Unzufriedenheit im Heerlager war denn auch allgemein. Offiziere und Mannschaft verlangten, endlich doch an den Feind geführt zu werden. Hochmütig aber wies Krismanič jeden Rat von sich. Er that sich etwas zu gute darauf, sich in seinen Plänen nicht beirren zu lassen, Starrsinn hielt er für unerschütterliche Konsequenz. Einem Freunde, der ihm Vorstellungen machte, brachte er in Erinnerung, wie oft er ihn am Schachbrette überwunden hatte, er werde wohl auch in diesem ernsten Spiele der Klügere sein. In diesem Sinne wurden auch die Unterhandlungen mit dem bayerischen General

---

[1]) Es war dieselbe Schwerfälligkeit wie in den Napoleonischen Kriegen. Graf Grünne, der Adjutant Erzherzog Karls, gab dem Unwillen darüber in der Klage Ausdruck, daß jeder Versuch der Reform vergeblich gewesen sei: „Aber was würde auch dann aus dem methodischen Gange unserer Militäradministration werden, aus unserer Schulknabenverantwortlichkeit, aus den Oekonomiekommissionen, die uns zu Grunde richten, den Verpflegsdepartements, die uns aushungern, aus unserer Buchhaltung, die sich immer irrt, aus unseren Kontrollen, wer am wenigsten stiehlt, aus unserem Kriegsrat, der nie einen Rat gibt, aus unserer Bureauherrschaft, die uns zu Boden drückt!"

v. d. Tann geführt; in dem mit ihm abgeschlossenen Vertrage ist verabredet: „Die k. k. Nordarmee wird — unvorgesehene Ereignisse abgerechnet — mit Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli im nordöstlichen Böhmen zwischen der oberen Elbe und der Iser — das Riesengebirge vor der Front — konzentriert sein."

Wie aber auch das Urteil über die österreichische Heeresleitung lauten möge, so findet sie dadurch ihre Rechtfertigung, daß sie stets davor warnte, den Ausbruch des Krieges zu übereilen, Warnungen, welche von der Diplomatie in den Wind geschlagen wurden [1]). Es bestand ein verhängnisvoller Widerspruch zwischen der Eilfertigkeit des auswärtigen Amtes, das in Holstein und am Bundestage den Krieg entzünden half, und der Schwerfälligkeit der Rüstungen. Wohl wurde Oesterreich durch jede Note Bismarcks aufs äußerste gereizt; in Holstein wurde gegen seine Kommissäre sogar Gewalt angewendet. Aber die Klugheit hätte geboten, sich eher eine Beleidigung mehr gefallen, als sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen zu lassen. Weshalb nicht drei Tage, weshalb nicht eine Woche klugen Hinhaltens zu Frankfurt? Die Freunde Oesterreichs glaubten, sein Heer werde nach dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni wie ein Hammer auf den Feind niederschmettern. Unterdessen aber stand dieses Heer im Inneren wie festgenagelt und die Preußen überschwemmten Norddeutschland. Zumal das Preisgeben Sachsens übte auf Europa den tiefsten Eindruck.

Am Tage des Einmarsches der preußischen Truppen in Hannover und Kurhessen, am 15. Juni, wurde von ihnen auch sächsisches Gebiet besetzt. Das Königreich Sachsen stand der Vereinigung der drei Teile des preußischen Hauptheeres im Wege, die insgesamt Böhmen zum Ziele hatten. An der Elbe stand General Herwarth v. Bittenfeld mit anderthalb Armeecorps, zwanzig Meilen östlich in der Lausitz Prinz Friedrich Karl und noch weiter in Schlesien der Kronprinz von Preußen mit seinem

[1]) Auch die ersten Marschentwürfe für das österreichische Heer, die im Kriegsarchiv aufbewahrt werden, zeigen, daß Krismanić erst um den 30. Juni das Heer bei Josephstadt zu versammeln gedachte.

Heer. Die Elbarmee unter Herwarth konnte den Truppen Friedrich Karls nur über Sachsen die Hand reichen. Dresden lag dabei auf dem Wege; Herwarth erhielt den Befehl, die Hand auf die Stadt zu legen.

Keiner der deutschen Mittelstaaten hielt sein Heer so schlagfertig wie Sachsen. Kronprinz Albert, dessen militärische Begabung sich früh zeigte, trug dafür Sorge; er fand selbst den Kriegsminister zu säumig in den Vorbereitungen [1]). Ungleich besser als in Oesterreich waren bereits die Proviantkolonnen zusammengestellt, um den Marsch des Heeres zu begleiten. Das sächsische Fußvolk war ebenso bewaffnet wie das österreichische; es besaß keine Hinterlader, sondern das Lorenzgewehr. Die allgemeine Wehrpflicht bestand nur grundsätzlich im Lande; thatsächlich war Stellvertretung gestattet, und der Staat stellte die Ersatzmänner aus den Reihen der Soldaten, welche länger zu dienen bereit waren. Es gab 3600 solcher Ersatzmänner im Heere, zum großen Teil Unteroffiziere, ein tüchtiger Kern der Armee. Seit Wochen waren die Sachsen marschbereit, denn sie wollten sich nicht wie 1756 überfallen und aufheben lassen. Schon am 19. Mai war das Heer südlich von Dresden in Kantonnements vereinigt. Ursprünglich hatte der Kronprinz beabsichtigt, den Aufmarsch der Preußen

---

[1]) Wiener Kriegsarchiv, Brief des Kronprinzen Albert an Kaiser Franz Joseph (1866, 6, S. 620 a) vom 17. Juni 1866:

„Du wirst mich einen Wortbrüchigen schelten, wenn ich Dir melde, daß ich in so kurzer Frist nicht bei euch erscheinen kann, als ich gesagt. Gestern habe ich mich bei Dresden konzentriert. Mit der Eisenbahn kann ich aber nichts entsenden, da unser Kriegsminister in der argen Verblendung, es komme zu nichts, erst den Fünfzehnten nachmittags begann, seine Vorräte zur Eisenbahn zu senden, so daß ich kein Material übrig behielt.

„Da auch die k. k. Staatsbahn nur ein Geleise hat, so konnte das gebrauchte Material auch nicht so schnell zurückgesendet werden. Ich habe daher meinen Marsch angetreten und denke morgen die Grenze zu überschreiten. Ich werde versuchen, von weiter rückwärts gelegenen Punkten, Lobositz, Theresienstadt, Raudnitz, Truppen per Eisenbahn zu transportieren, werde aber wohl gezwungen sein, bei Nimburg das Corps zu konzentrieren. Die . . . gehen übrigens langsam vor, wir haben kaum einen gesehen. Morgen werden sie wohl ihren ruhmgekrönten Einzug in Dresden halten!"

zu erwarten, ihnen, um die Waffenehre zu wahren, ein Treffen zu liefern und dann den Weg nach Böhmen einzuschlagen. Da er aber aus seinem Briefwechsel mit Benedek erfuhr, wie weit die Oesterreicher im Rückstande waren, gab er diesen Gedanken auf. In drei Kolonnen näherte sich die Armee General Herwarths der Hauptstadt. In dieser ließ der König eine geordnete Regierung unter einigen Ministern und Generälen zurück. In der Nacht zum 18. Juni übernachtete der König zum letztenmal in seinem Lande. Am nächsten Morgen ließ er Herrn v. Beust aus dem Schlummer wecken und richtete an ihn folgende Worte: „Ich habe wenig geschlafen und noch alles durchdacht. Ich hoffe, der Sieg wird auf unserer Seite sein, und dann könnte vielleicht daran gedacht werden, daß wir unser altes Land wieder erhalten. Das aber ist nicht mein Wille. Es hieße alte Feindschaften verewigen und selbst schlechte, weil abgeneigte Unterthanen erwerben." Beust wies den König darauf hin, daß man sich nach den Ereignissen richten und die Frage offen halten könne. Aber im stillen, so fügt er der Erzählung dieses Erlebnisses hinzu, dachte er bei sich, daß es dieser Eröffnung halber nicht notwendig gewesen sei, gar so früh geweckt zu werden.

Am dritten Tage ihres Einmarsches erreichten die Preußen unter Herwarth Dresden. Sie hielten sich in der Hauptstadt nicht auf, sondern rückten unaufhaltsam der böhmischen Grenze zu. Ihnen reichte über Zittau her das Heer des Prinzen Friedrich Karl durch vorgeschobene Abteilungen die Hand — der erste strategische Erfolg der Preußen war mühelos erreicht. Der Besitz von Dresden war für sie so viel wert wie eine gewonnene Schlacht; denn sie besaßen damit die wichtigen Positionen am Ausgange des Erzgebirges und der Lausitzer Berge. Mit gutem Grunde hatte Friedrich der Große und dann Napoleon I. im Jahre 1813 mit aller Macht gerungen, um die Stadt festzuhalten. Böhmen gleicht einer starken Festung, Dresden ist das vorgeschobene Fort. Nun war das Außenwerk ohne Flintenschuß verloren.

In diesen Tagen schlug man in Berlin der Oesterreicher Angriffskraft und Angriffslust noch hoch an; ihr Vorbrechen

aus Böhmen wurde in der Woche vor dem Einmarsche der Preußen in Sachsen unaufhörlich erwartet. Weshalb sie nur zögerten? Man war im preußischen Hauptquartier über die damalige Stellung des Gegners nur unvollkommen unterrichtet. Der preußische Generalstab bekannte später, er habe bis gegen den 11. Juni angenommen, die Hauptmacht der Oesterreicher sei in Böhmen zum Angriffe aufgestellt. Erst zu dieser Zeit kam er zur Kenntnis der österreichischen Ordre de bataille vom 11. Juni, aus der man erfuhr, daß die Oesterreicher fast mit ihrem gesamten Heere in Mähren, um Olmütz, lagerten, wo die preußischen Generäle bisher nur einen Teil von ihnen vermutet hatten.

In Mähren? Es war für eine große Auffassung des Krieges nicht recht verständlich, was die Oesterreicher dort suchten, da sie von ihrer seitlichen Stellung bei Olmütz ihren sächsischen Bundesgenossen erst in 15 bis 18 Tagemärschen zu Hilfe kommen konnten. In Berlin zog man den Schluß, der Gegner wolle von Mähren aus in Schlesien eindringen und diese preußische Provinz an Stelle Venetiens zum Faustpfande nehmen. Diese Annahme war, wie wir heute wissen, irrig[1]), sie bestärkte die preußische Heeresleitung jedoch in der Erwägung, es müßten Maßregeln zum Schutze Schlesiens befohlen werden. Zumal Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem ursprünglich nur zwei Armeecorps, das 5. und 6., zur Verteidigung der Provinz anvertraut waren, fühlte sich durch die Oesterreicher in Mähren aufs stärkste bedroht. Es war später noch ein drittes Corps, das ostpreußische, seinem Befehl unterstellt worden, aber Benedek konnte mit sechs Armeecorps binnen acht Tagen in Oberschlesien erscheinen. Nun waren die Truppen des Kronprinzen eine Woche früher nach Nordwest abgerückt, um sich dem Mittelpunkte der preußischen Aufstellung, der Lausitz, zu nähern und dann im Einklange mit der Hauptmacht zu handeln. Dadurch aber war das südliche Schlesien von Truppen beinahe ganz entblößt.

---

[1]) Das preußische Generalstabswerk hält an dieser Annahme fest, da zur Zeit seiner Abfassung die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier noch nicht bekannt waren. Das ging dann in spätere Werke über.

Ueber diese Verhältnisse entspann sich zwischen Moltke und Blumenthal, dem Generalstabschef des Kronprinzen, ein interessanter Briefwechsel. Blumenthal, besorgt, daß die Hauptmacht auf ihn fallen werde, ist voll von Plänen, zur Abwehr bereit, feurig, unternehmend, Moltke besonnen, alles überblickend; die beiden Generäle arbeiten in voller Uebereinstimmung. Jedem von ihnen war es unzweifelhaft, daß Benedek in Schlesien einrücken wolle, wenn auch das preußische Hauptheer von Dresden-Reichenberg her drohte. „Ein kräftiger Führer wie Benedek," urteilte Moltke damals im Einklange mit denjenigen, welche ihn von seinen italienischen Feldzügen her kannten, „wird sich dadurch nicht unbedingt bestimmen lassen, die Operation in Schlesien aufzugeben." Somit erbat sich das Hauptquartier des Kronprinzen die Vollmacht, einen Gegenmarsch wider Benedek ausführen zu dürfen, um Oberschlesien zu decken. Die Erlaubnis wurde am 10. Juni erteilt. Da aber die Gefahr für dringend angesehen wurde, so teilte man dem Kronprinzen noch ein viertes Corps, die Garde, zu, welche bisher dem Heere des Prinzen Friedrich Karl zugezählt wurde. Prinz Friedrich Karl machte sich sogar bereit, wenn der Kampf in Schlesien ausbreche, dem Kronprinzen zu Hilfe zu ziehen. „Mögen Eure Majestät," schrieb er dem Könige am 11. Juni, „in meiner Person kein Hindernis für meine Heranziehung zur zweiten Armee erblicken, vielmehr meine Versicherung entgegennehmen, daß ich nur die Sache im Auge habe und es mir zur Ehre schätzen werde, unter des Kronprinzen und jedes anderen jüngeren Generals Befehle zu treten." Moltke äußerte seine Befriedigung über des Prinzen militärische Einsicht und Selbstverleugnung — man sieht, alle preußischen Generäle überschätzten die Angriffslust Benedeks. Der Kronprinz gebot bereits über vier Armeecorps, nahe an 130 000 Mann, eine stattliche Macht, welche einem österreichischen Angriffe von Olmütz her die Stirne bieten konnte und mit der er eine feste Stellung an der Glatzer Neisse bezog. Das eine Gute hatte Benedeks langes Verweilen in Mähren, daß die Preußen über seine Absichten im Dunkel blieben. Das Heer des Kronprinzen entfernte sich durch das Abrücken an die Neisse wieder um fünf bis sechs Tagemärsche

von dem des Prinzen Friedrich Karl, und die preußische Armee zerfiel auf diese Weise in zwei ungefähr gleiche Hälften, die getrennt von einander zu operieren hatten. Es wird sich zeigen, welche Nachteile sich daraus bei dem Einmarsche des Heeres in Böhmen ergaben. Unerwartet kam dadurch das österreichische Heer, sobald es sich in Nordostböhmen um Josephstadt konzentrierte, in eine bessere Lage. Hätten die Oesterreicher eine Heerführung von Scharfblick und Entschlossenheit besessen, so konnte dieser Sonnenblick des Glücks ihnen reichen Vorteil bringen. Den Preußen aber gereichte es zum Nachteile, daß der Beginn des Krieges, entgegen der Meinung Moltkes, hinausgeschoben war: da die Besetzung Dresdens zwei, drei Wochen später erfolgte, als der Generalstabschef empfohlen hatte, konnten die Oesterreicher doch noch ungehindert die obere Elbe erreichen.

Wie sehr sich Moltke durch das Zögern König Wilhelms gehemmt fühlte, geht aus dem Briefe hervor, den er am 18. Juni an den Generalquartiermeister des Prinzen Friedrich Karl richtete. Er wurde infolge des Hinausschiebens der preußischen Offensive von dem Zweifel gequält, ob sich Benedek auf die Lausitz oder auf Schlesien werfen werde, ob demnach Prinz Friedrich Karl oder der Kronprinz den ersten Stoß werde aushalten müssen, bis eben das andere Heer zu Hilfe eilen könnte. „Möglich, daß es noch in Sachsen zum Kampfe kommt, sonst ist Norddeutschland, ohne einen Schuß zu lösen, erobert. Aber dieser Erfolg ist nur dann ein wirklicher, wenn wir ihn zu behaupten wissen, und die Entscheidung liegt in Böhmen. Es ist sehr schwer, schon jetzt zu entscheiden, ob die erste Armee die zweite oder die zweite Armee die erste direkt verstärken soll. . . . Mir liegt nur Tag und Nacht in Gedanken, wie wir die der beiden Armeen möglichst stark machen, welche die österreichische Armee angreifen wird. Glücklicherweise ist jede von ihnen 130000 bis 150000 Mann stark und eine solche Armee läßt sich nicht überrennen. Ist nur erst General Herwarth (mit der Elbarmee) verfügbar, so rücken wir in Gottes Namen ein."

Der treffliche Kundschaftsdienst, der im österreichischen Hauptquartier durch Oberst Tegetthoff, den Bruder des Admirals, eingerichtet war, verschaffte Krismanić die Kenntnis der

Bewegungen der preußischen Corps. In den ersten Tagen des Juni wurde im österreichischen „Evidenzbureau" eine Karte entworfen, welche die damalige Aufstellung der preußischen Corps von Torgau bis Glatz verzeichnete; es war das, wie wir heute beurteilen können, ein genauer Wegweiser. Dann wurde dem österreichischen Hauptquartier bekannt, daß das preußische Heer gegen die Lausitz enger zusammenrücke; schon am 16. Juni wußte Tegetthoff wieder der Heeresleitung zu melden, daß das Heer des Kronprinzen in Schlesien durch die Garde verstärkt sei. Seitens der Oesterreicher wurde ein Mittel angewendet, das sich zum erstenmal im amerikanischen Bürgerkriege erprobt hatte: der Telegraphendraht, der vom Hauptquartier des Kronprinzen nach Berlin lief, wurde insgeheim in einem Walde mit einem Handapparat in Verbindung gesetzt und einige Depeschen abgelesen. Auch die letzte Verschiebung der preußischen Corps in Schlesien gegen Südosten kam zur Kenntnis des österreichischen Hauptquartiers. Das aber machte Krismanić wieder stutzig, denn er hielt diesen Marsch für die Vorbereitung zu einer preußischen Offensive gegen Mähren. So beobachteten sich die Gegner, jeder mutete dem anderen die Absicht des Angriffes zu und zögerte infolgedessen, selbst vorzubrechen. Benedek schob denn auch den Aufbruch des Heeres aus Mähren wieder um einige Tage auf. Seine Truppen waren längs der Eisenbahnlinie in Städten und Dörfern einquartiert; er konzentrierte sie vorerst in Nordmähren, um einem etwa von Schlesien her drohenden Angriffe zu begegnen. Doch wurden gleichzeitig die Marschpläne für den Zug nach Böhmen vorbereitet. Durch das Abwarten der Bewegungen der Preußen vergingen wieder einige Tage. Indem man im österreichischen Hauptquartier alles erwog, alles vorhersehen wollte, sich methodisch auf jeden Fall vorbereitete, wurde der durchgreifende Entschluß immer wieder verschoben.

Nirgends wurden diese langstieligen Vorbereitungen mit größerer Ungeduld verfolgt, als am kaiserlichen Hoflager zu Wien. Denn Oesterreich war seinen deutschen Bundesgenossen den Beweis schuldig, daß ihr Geschick in kräftigen Händen lag. Kaiser Franz Joseph hatte Benedek auf dessen Wunsch einen,

wie der bescheidene Mann glaubte, Kundigeren an die Seite gestellt, zugleich erhielt er die Zusage, das Heer durchaus selbständig, ohne Einflußnahme von Wien aus leiten zu dürfen. Man hatte in Wien Krismanić nicht für den methodischen Zauberer gehalten, als der er sich entpuppte. Der Kaiser hielt es denn für geboten, bei seinen Generälen jetzt nochmals und ernster auf den Beginn der Operationen zu dringen; seinem Versprechen gemäß geschah dies in Form eines freilich kaum abweislichen Wunsches. Er sendete am 16. Juni an den Feldzeugmeister ein Telegramm folgenden Wortlauts: „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen dringend erwünscht. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, so überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginn des Vormarsches zu bestimmen, und erwarte telegraphischen Bericht über Ihren Entschluß." Allsogleich antwortete Benedek, daß die Befehle zum Aufbruche bereits erlassen seien — die Konzentration des Heeres war am selben Vormittag angeordnet — und telegraphisch wurden dem Kaiser die Grundzüge des Marschplanes mitgeteilt [1]). Wichtiger aber war ein längerer schriftlicher Bericht Benedeks an den Kaiser von demselben Tage. Das Schriftstück klingt sorgenvoll genug. Es begründet zuerst die Notwendigkeit der Konzentrierung in Mähren, da man doch nicht über Böhmen nach Sachsen marschieren könne, bevor es sicher sei, daß der Feind nicht seitwärts aus Schlesien ins Land breche. Sobald darüber Beruhigung herrsche, werde man zur Offensive schreiten. Aber, so legte der Feldzeugmeister dar, es sei zu bedenken, daß er nach den letzten Ausweisen nur über 153 000 Mann Infanterie verfüge, das preußische Heer über mehr als 200 000. Nur dann, wenn sich wirklich das sächsische und das bayerische Heer mit dem seinigen vereinigten, sei er dem Feinde gewachsen. „Diese Vereinigung würde am zweck-

[1]) Benedek sagte dem bayerischen Militärbevollmächtigten am 30. Juni, der Wunsch des Kaisers, mit dem Heere aufzubrechen, sei ihm Befehl gewesen. Ueber die Frage, ob die Beschleunigung des Aufbruches um 2 bis 3 Tage die Situation in den ersten Kampftagen (26.—29. Juni) zu Gunsten der Oesterreicher geändert hätte, siehe Friedjung, „Benedeks nachgelassene Papiere" S. 365.

mäßigsten an der Elbelinie erfolgen, und geschieht dies, so steht mein Entschluß fest, mit den vereinigten, dem Gegner an Zahl fast gleichen Kräften die Offensive aus Böhmen zu ergreifen, die feindliche Hauptkraft aufzusuchen, unbekümmert wo sie stehe, weil ich in diesem Falle mich berechtigt glaube, auf den Sieg auf dem Schlachtfelde zählen zu können, und selbst ein Mißgeschick nicht jene Folgen haben könnte, wie sie eintreten müßten, wenn ein solches meine Armee in einer strategisch ungünstigen Stellung und bei dem gegenwärtigen Stärkeverhältnis träfe."

Aus diesen Zeilen spricht die Ahnung eines Mißerfolgs. Ohne die Ankunft der bayerischen Armee hielt das Hauptquartier sonach die Offensive für gewagt, und dies, obwohl Oesterreich seine Kräfte aufs äußerste angespannt hatte. Wohl erklärten die Berichte der Unterbefehlshaber, die Truppen seien schlagfertig, die Vorbereitungen ausreichend, wenn auch einzelne auf den einen oder den anderen Mangel, besonders an genügendem Schuhwerk, hinweisen. Vergleicht man diese amtlichen Schilderungen mit denen aus dem Jahre 1859 oder mit der entsetzlichen Verwirrung, welche 1870 im französischen Heere bestand, so zeigt sich, daß Oesterreich aus den Erfahrungen des letzten unglücklichen Krieges Nutzen gezogen hatte[1]). Es fehlt in diesem

[1]) Zahlreiche Berichte darüber im Wiener Kriegsarchiv, besonders 1866, 55, vom 5. Juni. Vom 1. Armeecorps heißt es in diesem Auszuge der Berichte der Corpskommandanten: „Bis auf einige unbedeutende Mängel marschbereit und schlagfertig." Nur über die Schuhe wird geklagt; beim 33. Regimente fehlen Eßschalen. Das 2. Corps „ist bis auf die noch nicht vollführte Dotation des Kolonnenmagazins und des Schlachtviehdepots vollkommen operationsfähig". Doch fehlen bei der Brigade Thom noch 585 Mann, 17 Pferde; beim 64. Regimente fehlen 300 Mann, beim 80. Regimente sind 460 unabgerichtete Wiener Freiwillige. Auch beim 3. und 4. Corps fehlt noch Mannschaft (die oben erwähnten Reservisten-Nachschübe). 6. Corps: „Nach genauer Inspizierung sich die Ueberzeugung verschafft, daß das Corps vollkommen schlagfertig und zu jeder Kriegsunternehmung in guter Verfassung ist." Nur die Beschuhung zeigt Mängel. Von einem Regimente des Corps wird gesagt: „Zeigt sich sehr weich, dürfte sich bei kluger Schonung bald erhöhen." — Aehnliches von den anderen Truppenteilen. Man vergleiche damit die Verrottung der französischen Kriegsverwaltung im Jahre 1870. Am 24. Juli, 14 Tage vor der Schlacht

Lande vielfach an straffer Disziplin, an der Gewohnheit strenger, pünktlicher Pflichterfüllung, doch besteht offene Lernbegierde, gesunder Verstand und im ganzen regelrechte Amtsführung. Der Volkscharakter ist elastisch, nach erlittenem Unglück schnellt er rasch zu frischer Thätigkeit und Hoffnung auf. Aber unüberwindlich ist der Pessimismus, der oft begründet, oft krankhaft die Schwungkraft lähmt. Dieses Mal spielte die Pedanterie des Generals Krismanič wie das geringe Selbstvertrauen Benedeks übel mit. Am 18. brach noch einer ihrer Hoffnungspfeiler: nach Wien kam die Kunde, daß die Bayern nicht nach Böhmen ziehen, sondern für sich fechten wollten.

Der Aufbruch nach Böhmen erfolgte endlich, da neue Mahnungen aus Wien kamen[1]); Jubel herrschte in den Standlagern, als die Armee sich nun in Marsch setzte. Es war eine förmliche Völkerwanderung, welche sich auf drei Straßen gegen Josephstadt bewegte. An 180000 Soldaten, dazu ein unge-

---

bei Wörth, schreibt der Intendant des 3. Corps vor Metz an den Kriegsminister: „Das 3. Corps verläßt morgen Metz. Ich habe keine Lazarethgehilfen, Verwaltungsarbeiter, Lazaretwagen, Feldbacköfen, keinen Train, und bei der 4. Division und der Kavalleriedivision habe ich nicht einmal einen Beamten." Ueberhaupt meldet der französische Generalintendant vom 26. Juli: „Hier gibt es weder Zucker, noch Kaffee, Reis, Branntwein, Salz, sehr wenig Speck und Zwieback. Schicken Sie dringend wenigstens eine Million Rationen nach Thionville." Der kommandierende General des 2. Armeecorps meldet unter dem 21. Juli von St. Avold: „Das Depot schickt enorme Pakete, welche für den Augenblick unnütz sind. Wir haben nicht eine einzige Karte von den Grenzen Frankreichs." General Michel telegraphiert aus Belfort, er habe seine Brigade dort nicht aufgefunden und suche sie vergeblich ꝛc. ꝛc.

[1]) Benedek an den Generaladjutanten des Kaisers, Crenneville, am 17. Juni: „Nachdem der Herr Oberstlieutenant Beck mit Bestimmtheit versicherte, daß nach den gestern im Evidenzbureau des Kriegsministeriums eingetroffenen Nachrichten die preußische Hauptmacht zwischen Landeshut und Görlitz noch versammelt ist und die Bewegungen des 5. und 6. Corps (in Schlesien) in östlicher Richtung wohl nur als Demonstrationen zu dem Zwecke, uns zu täuschen, betrachtet werden können, so erteile ich, von der in meiner gestrigen Eröffnung ausgesprochenen Ansicht geleitet, in diesem Augenblicke den Befehl zum Abmarsch der Armee nach Böhmen, und werden die Spitzen derselben schon am 25.—27. d. Mts. bei Josephstadt eintreffen." Wiener Kriegsarchiv.

heurer Troß von Wagen und Pferden, von Schreibern und Dienern wogten gegen Nordwest. Mit ihnen sollten sich dann die 60 000 Oesterreicher und Sachsen vereinigen, die schon in Böhmen standen. Die Kolonnen bewegten sich längs der preußischen Grenze; um nun den Flankenmarsch gegen jede Störung seitens des Feindes zu decken, erhielt das 2. Armeecorps, welches schon am weitesten vorne gegen Böhmen lag, den Befehl, an der Grenze selbst mit einer Kavalleriedivision Aufstellung zu nehmen zur Hut gegen einen Seitenstoß aus Preußisch-Schlesien.

Hinter dieser schützenden Wolke setzte das Heer, den verfügbaren Straßen entsprechend, seinen Marsch in drei parallelen Kolonnen fort. Die Eisenbahn von Olmütz nach Josephstadt wurde ausschließlich für Proviantbeförderung benützt. Krismanič gab auf die Frage, weshalb die Soldaten nicht die Eisenbahn benützen dürfen, den spöttischen Bescheid: damit sie sich rechtzeitig gewöhnten, im märkischen Sande zu marschieren. Man hielt das für Uebermut, aber thatsächlich war es nicht möglich, das Heer auf der einen Bahnstrecke schneller mit Dampf zu befördern als durch Fußmärsche. Härter war, daß die Heeresleitung, um den Proviant für die Kampfestage zu sparen, die Truppen anwies, sich die Lebensmittel auf dem Wege möglichst durch Handeinkauf zu verschaffen. Die vorderen Armeecorps erhielten so noch genügenden Proviant, die später marschierenden dagegen litten nicht selten Mangel. Eine schlimme Probe für den Verpflegungsdienst; wie wäre es erst im märkischen Sande ergangen?

Da das österreichische Heer nur drei Straßen benützte, so marschierte es mit verhältnismäßig schmaler Front und besaß eine beträchtliche Tiefe. Auf der nördlichsten Straße marschierten vier Armeecorps und eine Kavalleriedivision, auf der mittleren zwei Armeecorps und eine Kavalleriedivision; so konnte der erste dieser Heerzüge nicht kürzer sein als drei Tagemärsche. Offenbar hatte Krismanič dieses Marschtableau gewählt, um einem Stoße des Feindes in die Flanke, von Schlesien her, sofort mit starker Macht entgegentreten zu können. Dafür erschien die Armee auf den Schlachtfeldern Böhmens in den ersten Tagen

mit verhältnismäßig schwachen Streitkräften. Die vorderen Corps stießen sofort auf einen der Zahl nach überlegenen Feind, während das österreichische Heer dreier Tage bedurfte, bis es vollständig zum Kampfe aufmarschiert war [1]).

Benedek selbst mit seinem Stabe bestieg am 22. Juni die Eisenbahn, die ihn nach Böhmisch-Trübau und damit dem Kampfplatze näher brachte. Er war ganz ein Kind der Verhältnisse: Ungar von Geburt und Temperament, Großösterreicher von Erziehung, Beruf und Dankgefühl, zeigte er sich bald von Hoffnungen gehoben, bald von seiner Riesenaufgabe niedergedrückt. Wie er die Hunderttausende unter seiner Führung nach Böhmen hinüberfluten sah, wechselten alle diese Gefühle fast unvermittelt ab. Sein Abschied von Olmütz, das er im Sonnenglanze seines Glücks verließ, schwankte zwischen soldatischem Uebermut und Sentimentalität. Zu den Damen, die ihm zum Abschied einen Blumenstrauß überreichten, sagte er: „Beten Sie für uns; wenn wir Schläge bekommen, haben Sie zu wenig gebetet." Eine Mutter ließ ihm durch ihr halbwüchsiges Töchterchen noch Blumen übergeben; er nahm sie mit Dank an und forderte das Mädchen auf, es solle der Armee zum Kampfe seinen Segen geben; die schüchternen Begleitworte des Kindes nahm er für ein gutes Zeichen. Daß sich hinter diesem krausen Gebaren die Kämpfe eines weichen, tiefen Gefühls verbargen, zeigte der Brief, den er kurz vor seiner Abreise an seine Gattin richtete. Niemand wird ihn ohne Rührung lesen; es spricht aus ihm Herzlichkeit, Liebebedürfnis, aufrichtige Demut, dabei eine naive Zuversicht auf seinen „eisernen Willen", der ihn — ach! — so bald verlassen sollte; und alledem ist mehr als ein Tropfen Schwermut beigemischt.

Der Marsch der Armee wurde mit möglichster Schnelligkeit vollführt. Glühende Sommerhitze herrschte, doch wurde, um jetzt keinen Tag mehr zu versäumen, den meisten Truppen, welche sieben bis elf Tage auf dem Wege waren, kein Rasttag gewährt. Wohl wurden nur zwei bis drei Meilen täglich zurück-

[1]) Ueber das Marschtableau vgl. besonders Schlichting, „Moltke und Benedek" S. 31, dann Bonnal, „Sadowa" S. 61.

gelegt, aber die endloſen Kolonnen ſtockten nicht ſelten, ſtundenlange Verzögerungen traten ein. Durch ſorgfältigere und umſichtigere Ausarbeitung der Marſchpläne hätten, wie ſachkundige Beurteiler feſtſtellen, dieſe Uebelſtände wohl zumeiſt vermieden werden können. Die Marſchpläne wurden nochmals geändert und verſchärft; es wurde beſtimmt, daß am 28. Juni bereits fünf Armeecorps um Joſephſtadt vereinigt ſein ſollen; bloß das 2., welches die Seitenhut bildete, bis das Heer vorübermarſchiert war, konnte erſt etwas ſpäter eintreffen.

Krismanič drängte jetzt ſelbſt zur Eile, um die Stellung bei Joſephſtadt rechtzeitig zu erreichen. Denn ſchon kam die Kunde, daß die Preußen von drei Seiten auf den Radien des von ihnen eingenommenen Halbkreiſes gegen Böhmen vorrückten; früher als ſie im Mittelpunkte zu erſcheinen, war für das öſterreichiſche Heer von der höchſten Wichtigkeit. Kriegeriſcher Sinn beſeelte die Truppen, von freudiger Siegeszuverſicht waren, mit Ausnahme vielleicht der oberſten Spitzen, Offiziere wie Soldaten bewegt; ſie unterſchätzten den Gegner und hofften ihn durch die Stürme ihrer Stoßtaktik über den Haufen zu rennen. Tauſende von Landleuten ſtrömten an den Straßen zuſammen, um dem Heere Lebensmittel feilzubieten und um ſich des kriegeriſchen Anblicks zu erfreuen. In Deutſchland hatte das Volk vorwiegend das Gefühl, daß der Ehrgeiz des aufſtrebenden Staates, vor allem des leitenden Miniſters, einen Bruderkrieg entzündet habe; in Oeſterreich empfanden alle, daß der Kampf dem Reiche zur Verteidigung ſeiner Machtſtellung aufgezwungen ſei. Der Krieg war, wenn man die grollend abſeits ſtehenden Magyaren ausnimmt, für die wehrhaften Völkerſchaften der Monarchie eine Herzensſache und ihre heißen Wünſche begleiteten das Heer in den Kampf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

prinzen
Gards
Braunau
itz
Anmarsch
teinmetz
eichern.
Preussen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Angeli, Moriz, Edler von, k. und k. Oberst, **Altes Eisen.** Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Arneth, Alfred Ritter von, Aus meinem Leben. Zwei Bände. Mit zwei Porträts.
Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Beust, Friedr. Ferd. Graf von, Aus drei Vierteljahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Zwei Bände.
Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Koser, Reinhold, König Friedrich der Große. (In zwei Bänden.)
Erster Band. Zweite Auflage.
Geheftet 10 Mark. In Halbfranzband 12 Mark.
Zweiter Band, 1. Hälfte 4 Mark.

Petersdorff, Herman von, König Friedrich Wilhelm der Vierte. Geheftet 4 Mark 50 Pf. Elegant geb. 5 Mark 50 Pf.

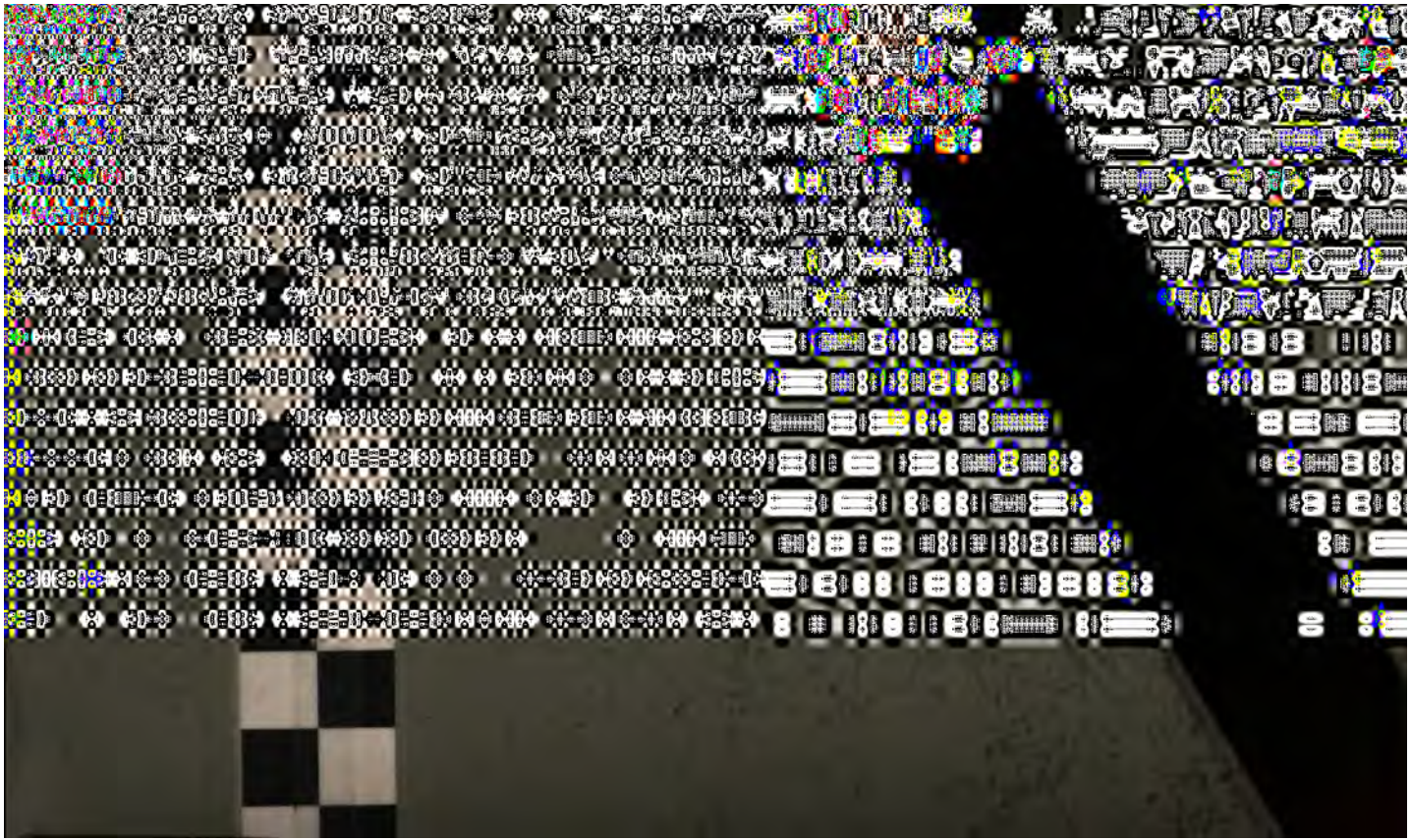
Ranke, Leopold von, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Sechs Bände. Dritte Auflage. Geheftet 20 Mark. In Halbfranzband 32 Mark.

Sybel, Heinrich von, Geschichte der Revolutionszeit 1789 bis 1800. Wohlfeile Ausgabe. Zehn Bände.
Geheftet 24 Mark. Elegant gebunden 30 Mark.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845 bis 1852. Politische Privatbriefe. Zweite Auflage.
Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

— — **St. Petersburg und London** in den Jahren 1852 bis 1864. Denkwürdigkeiten. Zwei Bände.
Geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 14 Mark.

— — **London, Gastein und Sadowa** in den Jahren 1864 bis 1866. Denkwürdigkeiten. Geheftet 13 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

2 1942